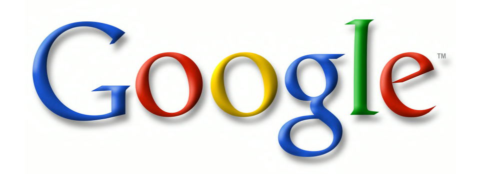
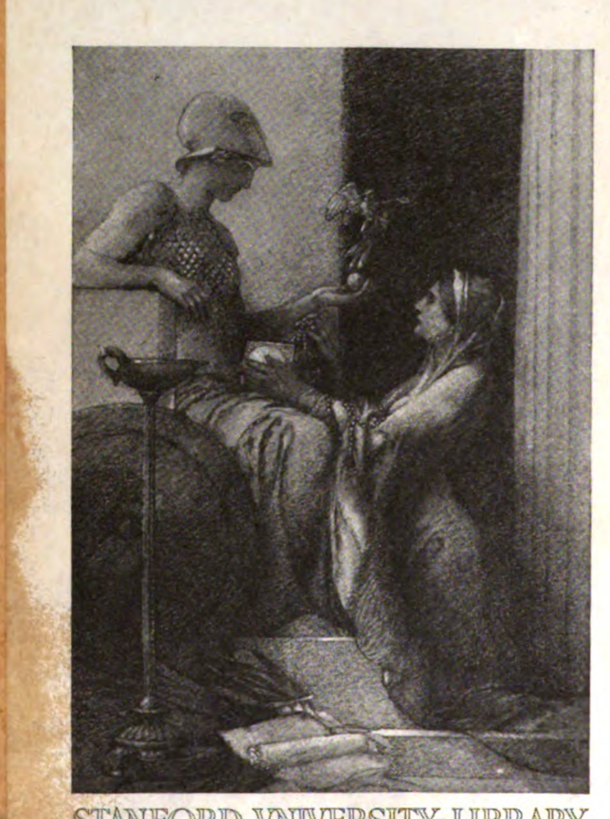












Die

Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und **Spanischen**

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**

XXXV. Band
(der Phonetischen Studien XL. Band)

Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1927



Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DES XXXV. BANDES.

I. ABHANDLUNGEN.

II. BESPRECHUNGEN.

Mitarbeiter:

A. C. O. = Andreas C. Ott in Stuttgart
A. v. G. = Adolf v. Grolman in Karlsruhe
A. H. = Adalbert Hämel in Würzburg
A. R. = André Robert in Wien
A. S. = Albert Streuber in Alzey
B. C. = Berthold Cron in Frankfurt a. M.
Ch. B. = Charles Bally in Genf
E. H. = E. Huber in Frankfurt a. M.
E. K. = Elisabeth Küchler in Hamburg
E. O. = Ernst Otto in Prag
E. R. = Elise Richter in Wien
E. W. = Ernst Werner in München
E. Wi. = Emil Winkler in Innsbruck
E. W. S. = E. W. Scripture in Wien
F. K. = Fritz Karpf in Graz
Fr. K. = Fritz Krüger in Hamburg
F. N. = Franz Nobiling in Charlottenburg
F. R. = Franz Rauhut in München
F. T. = Felix Trojan in Wien
F. W. = Friedrich Wild in Wien
G. B. = Grete Brenner in Dortmund
G. R. = Gustav Rieder in Wien
G. V. A. = Giovanni Vittorio Amoretti in Pisa
H. G. = Hermann Gmelin in Bologna
H. J. = Hans Jeschke in Frankfurt a. M.
H. K. = Heinz Kindermann in Danzig
H. P. = Helmut Petriconi in Frankfurt a. M.
H. R. = Helene Richter in Wien
J. S. = Julius Schmidt in Jena
J. V. = Julius Vogel in Danzig-Langfuhr
K. A. = Karl Arns in Bochum
K. B. = Karl Brunner in Innsbruck
K. E. = K. Ehrke in Berlin-Zehlendorf
K. v. E. = Karl v. Ettmayer in Wien
K. G. = Karl Grauer in Landau
L. R. = Ludwig Radermacher in Wien
M. B. = Max Born in Berlin
M. F. = Marianne Fröhlich in München
M. J. W. = Max J. Wolff in Berlin
M. S. = Margot Sponer in Berlin
M. S. S. = Max Schmid-Schmidsfelden in Wien
M. S.-W. = Max Seidner-Weiser in Wien
M. T. = Marianne Thalmann in Wien
O. W. = Otto Weidenmüller i. Frankfurt a. M.
R. F. A. = Robert F. Arnold in Wien.
R. R. = Richard Riegler in Klagenfurt
S. C.-R. = Susanne Czech-Rechtensee in Wien
V. K. = Viktor Klemperer in Dresden
W. E. = Walther Ebisch in Leipzig
W. F. = Walter Flusser in Prag
W. Fr. = Wilhelm Friedmann in Leipzig
W. Fr. S. = W. Fr. Schmidt in Lemgo i. L.
W. G. = Wilhelm Gerhard in Wiesbaden
W. Gi. = Wilhelm Giese in Hamburg
W. K. = Walther Küchler in Hamburg
W. M. = Wolfgang Martini in Dresden.
W. S. = Walter Steinhauser in Wien

1. *Allgemeines, Sprachwissenschaft, Stilistik.*

2. *Deutsch.*

3. *Englisch.*

4. *Französisch.*

5. *Italienisch.*

6. *Spanisch.*

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *Januar 1927.* *Heft 1*

DIE KULTURKUNDE UND DIE UNIVERSITÄT*).

(Ein Vortrag.)

1.

Die Auffassung von den Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Schulen hat in der letzten Zeit die einschneidendsten Wandlungen durchgemacht, ja, man kann sagen, daß er ein ganz neues Gesicht bekommen hat. Der Stufen, die zu dieser Entwicklung führen, sind nicht viele. Die wichtigste unter ihnen ist, wie man treffend hervorgehoben hat[1]), die Reformbewegung anfangs der achtziger Jahre, die sich an Viëtors Namen knüpft. Die segensreiche Wirkung, die von ihr auf die sprachliche Seite des Unterrichtsbetriebes ausging, hat sich niemals verloren, ihr Ruf nach der Beschäftigung mit den „Realien" dagegen, zu sehr von den Gesichtspunkten platter Nützlichkeit diktiert, hat nicht zu mehr als der Beschäftigung mit Äußerlichkeiten geführt und hat sich deshalb auch nicht durchsetzen können. Ein gründlicher, in vieler Hinsicht großartiger Ausbau dieses halb verlassenen Weges ist erst erfolgt, nachdem das große Erdbeben des Weltkrieges ihn eine Weile schon vollständig zer-

*) Korrekturnote: Erst nachdem dieser Vortrag schon in Druck gegangen, kommt mir Karl Voretzsch's gründliche Behandlung des gleichen Problems in dem Abdruck seiner Ausführungen auf dem Düsseldorfer Neuphilologentag zu Gesicht: Philologie und Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität, Halle 1926. Ich freue mich, in den meisten wesentlichen Punkten mit ihm übereinzustimmen.

[1]) Vgl. *Röder*, Englischer Kulturunterricht, Leitgedanken für seine Gestaltung, Leipzig, Teubner 1924, *W. Schwabe*, der kulturkundliche Unterricht der Neueren Sprachen im Lichte der Schulpraxis, Die Neueren Sprachen 34, 343 ff. (1926).

stören zu wollen schien. Es ist mit Rücksicht auf gewisse Eigenheiten der neuen Bewegung vielleicht nicht überflüssig, sich diese Erscheinungen, die jetzt schon so endlos weit hinter uns zu liegen scheinen, kurz ins Gedächtnis zurückzurufen. Damals mußte die Lebensberechtigung der Neueren Sprachen als eines Kulturfaches sehr ernsthaft verteidigt werden [1]). Die Erbitterung gegen die Feinde war so groß, daß man z. B. vom Englischen verlangte, es solle „als Welthandelssprache lediglich für den praktischen Gebrauch, nicht als liebevolle Einführung in die englische Kultur" gelehrt werden, ja bei denjenigen, die überhaupt noch etwas von dem Eingehen auf die englische Kultur wissen wollten, wurde die Meinung laut, da sich doch alles, was dort groß und edel erschien, „als Heuchelei herausgestellt habe", tue man gut, zur Lektüre nur Schriftsteller zu wählen, die ihr Volk kritisieren, oder solche, an denen man die schlechten Seiten des fremden Volkstums erläutern könne [2]). Pädagogische Annexionspolitiker aber schlugen kurzerhand vor, die neusprachlichen Stunden großenteils dem Deutschunterricht hinzuzufügen, müsse doch auf alle Fälle ein Ergebnis dieses Krieges das Bestreben sein, uns in ganz anderem Maße mit den Quellen unseres eigenen Wesens zu beschäftigen. Auf diese Pflege unserer Eigenart nur komme es an, alles Fremde könne uns nur beirren. Fanden die so eingestellten Kritiker es zu beklagen, daß die Schule sich zu *viel* mit dem Ausland beschäftigt habe, so nahmen andere die Ereignisse zum Anlaß, sich zu beschweren, daß man sich in gewisser Hinsicht zu *wenig* mit dem Ausland abgegeben habe. Man fühlte sich in seinen Auffassungen und Erwartungen vom Nachbarn getäuscht und schob die Schuld auf den Neuphilologen als Prügelknaben. Man hatte sich ein Bild vom „dekadenten" Franzosen und dem faul gewordenen, für den Kriegsdienst ungeeigneten englischen „Krämer" gemacht, das die Wirklichkeit Lügen strafte, man war entsetzt über den Abgrund von Schlechtigkeit, den man in der Art der fremden Kriegsführung sah oder zu sehen glaubte, und machte nun für die unliebsame Überraschung den fremdsprachlichen Lehrer verantwortlich. Beinahe zwangsmäßig aus den Verhältnissen ergab sich somit eine andere Auffassung von Philologie als Kunde vom gegenwärtigen Volkstum, hinter der

[1]) Vgl. den Aufsatz des Verfassers in der Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen v. J. 1915: Der neusprachliche Unterricht und der Krieg.

[2]) Geheimrat Weck, dieselbe Zeitschrift März 1915 S. 6 ff.

Literatur und Sprache zurücktraten. Die Philologen beugten sich ihr großenteils auf der Stelle. Selbst solche, deren wissenschaftlicher Ehrgeiz bis dahin so gut wie ausschließlich auf die Ermittelung grammatischer Zusammenhänge ausgegangen war, fühlten sich plötzlich gedrungen, ihren Mitbürgern den englischen Volkscharakter zu offenbaren, eine Porträtaufnahme, bei der der Zuruf „bitte recht freundlich" auf alle Fälle nicht erklungen war. Als dann der Krieg verloren ging, wurde vereinzelt wieder eine Meinung laut, die die Schule mit diesem Ergebnis in Zusammenhang bringen wollte. Sie ist nur historisch verständlich. In England nämlich hatte man s. Zt. das für das Vertrauen in das Erziehungssystem ihrer vornehmen Schulen ungemein bezeichnende Wort geprägt, das man Wellington zuschrieb, auf den Spielfeldern von Eton sei die Schlacht bei Waterloo gewonnen. (Die Äußerung soll Wellington bei einem Besuch von Eton am 22. Januar 1818 getan haben. Da zu der Zeit, als Wellington Schüler von Eton war (bis 1784), Fußball dort noch so gut wie unbekannt war und cricket noch wenig in Betracht kam (der erste cricket-matsch zwischen Eton und Harrow fand erst 1805 statt) so könnte er nur die üblichen 'pugilistic encounters' unter den Knaben gemeint haben. Vgl. Notes a. Queries vom 26. Dec. 1903). Fast zwei Generationen später erfuhr dies Wort in Deutschland die wenig geistreiche Variation, daß der preußische Schulmeister die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe. Aber wenn wir nun den Gedanken in der Form wiederfinden, daß „der preußische Schulmeister, namentlich der Schulmeister auf Gymnasium und Universität" mit an dem Ausgang des Weltkrieges schuld sei (Dibelius), so ist auch das letzte Körnchen Richtigkeit an dem Ausspruch verschwunden. Denn in diesem Kriege, wo einer gegen zwanzig stand, sind Heldentaten verrichtet und hat sich eine Pflichterfüllung gezeigt, gegen die die Leistungen von Waterloo und Königgrätz wie Kinderspiele anmuten, und es wäre in ihm kein anderes Ende möglich gewesen, wenn auch der Unterricht auf Gymnasium und Universität vorher von Erzengeln erteilt worden wäre. Überdies, wenn derjenige hätte siegen müssen, der am meisten von seinem Gegner wußte, so würde uns immer noch der Lorbeer gebührt haben, denn es dürfte wohl kein Zweifel daran bestehen, daß wir es in dieser Hinsicht z. B. gewiß mit einem Volk aufnehmen konnten, in dem die Behauptung Gläubige fand, aus den Leichen unserer Gefallenen im Felde würde Fett hergestellt. Der Fehler,

sich nicht um den Nachbarn gekümmert zu haben, war also gemeineuropäisch und ein Teil des unseligen, blinden Systems, das den großen Zusammenbruch der europäischen Kultur herbeiführte. Deshalb sind die Bestrebungen nach besserer Kenntnis des Nachbarn auch unabhängig von einander in allen Ländern hervorgetreten. Wie denn in England schon 1916 eine von der Regierung einberufene Konferenz die Einführung von Nation Study statt Modern Languages an den Hochschulen verlangt hatte[1]). Ein Jahr später gab die Auslandsdenkschrift des Preußischen Ministeriums den Anstoß zur Verstärkung der Auslandsstudien. Der große Bankrott von 1918 und die ihm folgende Inventuraufnahme bot dann die beste Gelegenheit, mit Methoden, die veraltet erschienen, aufzuräumen und auch auf diesem Gebiet den Aufbau von einer höheren Warte aus in Angriff zu nehmen. Man fand sie nunmehr in der *Kulturkunde als Bildungsprinzip*[2]). Die Wortführer der neuen Bewegung stellen in den Mittelpunkt das, was nach ihrer Meinung sich als die geistige und seelische Struktur des Fremdvolkes nach ihren sich ewig gleichbleibenden Momenten bezeichnen läßt. Diese Eigenart des fremden Nationalcharakters zu erfassen, soll das Bestreben der Schule sein. Auf solches Bemühen wird die ganze Lektüre eingestellt. Fort mit der Beschäftigung mit fremdem Literaturgut, heißt es, bloß deshalb, weil es literarische Werte birgt. Wenn es sich nicht im Sinne des gedachten Zieles als „kulturhaltig“ erweist, so muß auf seine Kenntnis verzichtet werden. Hübner (a. a. O. S. 22) geht so weit zu erklären, daß in diesem Sinne Byron oder Browning z. B. durchaus hinter dem für den englischen Imperialismus so charakteristischen Kipling zurücktreten müssen. „Kunstgattungen kennen,“ ruft Schön aus (a. a. O. S. 39), „ist noch kein Erziehungswert. Victor Hugo oder Corneille nicht zu kennen, bedeutet keinen Mangel, wenn der Schüler dafür andere Größen gut kennt und wenn er durch ihre Kenntnis an Lebensorientierung und Lebensführung gewinnt.“ Denn der bloßen Einpaukung leblosen Wissens hat das letzte Stündlein geschlagen, nur was innerlich verarbeitet werden kann, was zum eigenen Besitz gemacht zu

---

[1]) Vgl. Hübner, N. Spr. 33, 164.

[2]) Vgl. vor allem Eduard Schön, Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht, dann Walter Hübner, die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts, beide Leipzig, Teubner 1925.

werden vermag und so neuer „Kulturerweckung" (Ehrke, N. Spr. 33, 177) dient, soll noch Daseinsberechtigung genießen. Das aber findet sich nur von dem angegebenen Gesichtspunkt aus. Alle Texte müssen aus dem französischen Unterricht verschwinden, meint Schön, aus denen der Schüler nicht merkt, daß „die Franzosen von uns total verschiedene Menschen sind" (a. a. O. S. 51). Auf solche Weise wird die Kulturkunde ein methodisches Prinzip, eine Fragestellung, die alle Gebiete des neusprachlichen Unterrichts durchdringt. Das Problem, wie sich die fremde Eigenart äußert, welche grundlegenden Wesenszüge, welche immer wiederkehrenden Formen des Wollens und der Weltbetrachtung sich dem Beobachter auftun, muß nicht nur der Kern des Studiums der Literaturerzeugnisse, sondern sogar das letzte Ziel der Beschäftigung mit der Sprache sein. Es bleibt nicht bei der bloß theoretischen Forderung. In Ausführungen, deren Geistreichtum und Kenntnisfülle man bewundern muß, werden Schemata entworfen, um zu zeigen, was die gedachten, sich ewig gleichbleibenden Bestandteile der Struktur des englischen und französischen Geistes im wesentlichen sind. Lesebücher entstehen, in denen nach solchen Gesichtspunkten ein reicher Stoff, dessen Sammlung allein ein Verdienst darstellt, geordnet erscheint[1]). Wenn dabei manches wegfällt, was uns vielleicht ans Herz gewachsen war — nun, es ist um des großen Zieles wegen Entsagung nötig. Dieses letzte Ziel, das nicht aus dem Auge verloren werden darf, ist das Begreifen der fremden Kultur, um sich selbst in seiner Eigenheit zu erkennen und zu bestärken. „Wir wollen", sagt Schön, „der deutschen Jugend helfen, bewußt und ganz deutsch zu werden." Nicht um ihrer selbst willen soll die fremde Kultur erfaßt werden, sondern nach den vom 19. deutschen Neuphilologentage angenommenen Hübnerschen Leitsätzen, *„zum Zweck einer vertieften Erkenntnis des eigenen Volkstums"*, für das das Fremde, wie es in wörtlicher Übereinstimmung bei Schön und Hübner heißt, nur als *„Folie"* dienen soll.

2.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß große Teile der hier geleisteten geistigen Arbeit überall da auf lebhafte Zu-

[1]) Vgl. besonders Wechssler—Grabert—Schild, L'Esprit français, ein Lesebuch zur Wesenskunde Frankreichs, sowie Seeds and Fruits, A Key to British and American Problems of Our Days von E. Bode und A. Paul, Frankfurt, Diesterweg 1926.

stimmung rechnen können, wo man bisher die Ergebnisse des neusprachlichen Unterrichts als in bestimmter Hinsicht unzureichend empfand[1]). Daß die Schule sich in Verfolg der mit der Idee des Arbeitsunterrichts aufgetauchten Gedankengänge auch auf neusprachlichem Gebiet bemüht in stärkerem Maße als bisher den Weg zur Seele des Schülers zu finden, berührt ebenso sympathisch wie das Bestreben, stärkere Rücksicht auf die zentralen geistigen Bedürfnisse des jungen Menschen als heranwachsenden Staatsbürgers zu nehmen. Daß dabei das Monopol der schönen Literatur stärker als bisher durchbrochen wird, ist vielleicht an sich schon unvermeidlich in einer Zeit, in der literarische Interessen gegenüber früheren Generationen immer stärker an die Peripherie geraten und Friedrich Schlegels Definition der Literatur (in der Vorrede zur Geschichte der alten und neuen Literatur) als „Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation“ bei den meisten viel von seiner Geltung eingebüßt hat. Immerhin wird man nicht aus dem Auge verlieren dürfen, daß man es auf der Schule nicht mit Erwachsenen, sondern mit Jugendlichen zu tun hat, für deren gesteigertes Phantasieleben die künstlerische Form besonders angemessen ist. Man mache die Menschen nicht nüchterner als unbedingt nötig[2]).

Sehr viel ernsthafter sind die Einwände, die sich zunächst einmal gegen das *Ziel* der ganzen Bewegung erheben lassen: der Erziehung zur „Deutschheit“. Mit großer gedanklicher Feinheit und scharfer Logik hat schon Theodor Litt[3]) diesen Punkt des Programms zerpflückt. Er hat u. a. aufgezeigt, wie es sich hier um eine historisch ganz falsche Auffassung handle, indem gerade die Klassiker des deutschen Kulturgedankens immer die Bereicherung um das Göttliche, das in den europäischen Kulturen in verschiedener Weise zum Ausdruck gekommen ist, angestrebt hatten. Er hat weiter das Irrige des Begriffs einer deutschen Seelenstruktur dargetan, der immer aus dem Gewesenen ableitet, mit Konstruktionen arbeitet, die

---

[1]) Vgl. den Aufsatz des Verfassers: Mehr Völkerkunde! Internationale Rundschau vom 25. September 1916, Zürich.

[2]) Vgl. auch die Warnung bei E. Hampel, Die Auswahl der englischen Lektüre nach dem Gesichtspunkt der Kulturkunde. Lehrproben und Lehrgänge. 1925, S. 280.

[3]) Gedanken zum „kulturkundlichen“ Unterrichtsprinzip, Die Erziehung, 1. Jahrgang 1925, S. 33 ff., 99 ff.

notwendig den Tatsachen Gewalt antun müssen — was natürlich genau so für die zum Zentrum der ganzen Lehre von der Kulturkunde gemachte Konstruktion der fremden Nationalcharaktere zutrifft, bei der z. B. Byron in dem englischen Schema keinen Platz findet — und bestimmte Wertungen für alle Zukunft festlegen will. Er hat schließlich das pädagogisch Bedenkliche einer solchen Methode aufgewiesen und an der Parallele des Individuums klar gemacht: wer kann dadurch, daß er einen anderen als Mittel betrachtet, um sich durch den Unterschied von ihm über sich selbst klar zu werden, überhaupt in fremde Seelentiefen eindringen, geschweige denn sich innerlich bereichern und entwickeln? Auch hat er schon hingewiesen auf die Gefahr, die hier in der Züchtung von nationalem Pharisäertum droht, und in der Tat kann diese ganze Art nur allzu leicht zur Selbstbeweihräucherung führen und der fabelhaften Kriegsthese, daß man nur die schlechten Seiten am fremden Volkscharakter noch studieren solle, bedenklich nahe kommen. In Wirklichkeit aber kann das so rühmlich angestrebte Ziel staatsbürgerlicher Bildung doch nur erreicht werden, wenn man gerade dieser Kriegsmentalität so fern rückt wie nur irgend möglich. Man erwäge: unsere Generation ist der schauerlichsten Niederlage schuldig, die die Humanität in Europa seit den Anfängen der Geschichte erlitten hat. Sie hat zehn Millionen Kriegsopfer begraben. Sie hat Europa verwüstet, bis sich der amerikanische Kapitalismus wie eine große Spinne auf den wirtschaftlichen Trümmern niedergelassen hat. Nun haben die besten Köpfe in allen Ländern nur den einen Gedanken, wie die Wiederkehr eines solchen Unglücks zu verhindern ist, wie es verhütet werden kann, daß sich die Völker der Erde alle dreißig Jahre die Schädel einschlagen. Fäden der Verständigung spinnen sich an, internationale Organisationen entwickeln Lebensfähigkeit, die noch vor wenig Jahren fast als utopisch betrachtet werden mußten. Aber es kommt nun alles darauf an, diese Keime zu pflegen. Kein wirksamer Völkerbund ohne den Nährboden des Völkerbundgeistes. Und wie beteiligen sich unsere deutschen Philologen an der großen Aufgabe? Sie haben es mit der Jugend zu tun. Die Jugend ist die Zukunft. Sie also sind verantwortlich für die Zukunft, und wenn ihnen niemand im Ernst den Ausgang des Weltkrieges vorwerfen kann, so wird in der Tat dafür, ob ein neuer Weltkrieg ausbricht oder

nicht, der deutsche Schulmeister ein gut Teil der Verantwortung tragen. Was also tun sie? Sie stellen geistreiche Programme mit der Aufgabe auf, die *Unterschiede der Völker* klarzustellen. Aber man vergesse doch über den Unterschieden, dem Trennenden, nicht die Betonung des *Gemeinsamen*, das uns eint. Vergebens sucht man in all den zahlreichen Abhandlungen über Kulturkunde, die in den letzten Jahren erschienen sind, ein Wort, das von der geistigen Interessengemeinschaft der Kulturvölker der Erde spräche. Das aber liegt nicht so sehr an noch nachwirkenden außenpolitischen Gegensätzen und Verbitterungen, die aus dem Kriege und dem ungerechten Frieden zurückgeblieben sind, sondern im tiefsten Grunde an der Auffassung von Kultur selbst, die hier zutage tritt. Sie ist nicht erst von gestern. Dafür läßt sich ein lehrreiches Beispiel anführen. Als im Kriege die Gegner als wirksames Mittel der Kriegspropaganda den „deutschen Barbaren" erfanden, da brachte das lahme amtliche Abwehrunternehmen bei uns Plakate heraus, die an öffentlichen Stellen wie Bahnhöfen u. dgl. ausgehängt wurden und unter der Überschrift: „Sind wir die Barbaren?" eine anschauliche Statistik der — Nobelpreise darboten, in der Deutschland allerdings glänzend abschnitt. Aber wie war hier das Wesentliche an dem feindlichen Vorwurf verkannt! Man kann den Nobelpreis erhalten, d. h. grundlegende wissenschaftliche Leistungen aufweisen und doch ein Barbar sein. Kultur im höchsten Sinne ist eben nicht etwas Intellektuelles oder wie die Kunst im Phantasieleben Beheimatetes, sondern dasjenige praktische Verhalten von Mensch zu Mensch, das man als Humanität oder Menschlichkeit bezeichnet. Diese Menschlichkeit, die im Gegensatz zur Brutalität oder Bestialität steht, und die sich in der Achtung vor dem Wert der menschlichen Einzelpersönlichkeit und ihren angeborenen Rechten bekundet, hat eine lange Entwicklung hinter sich, deren Betrachtung lehrreicher und bildender als irgendeine andere Seite der Geschichte ist. In neuerer Zeit tritt sie etwa in der Entfaltung der Demokratie, des sozialen Gedankens, der Frauenemanzipation, der Friedensbewegung u. a. zutage. Wer mit offenem Auge die Kultur von heute mit der früherer Generationen vergleicht, den muß der enorme Unterschied des menschlichen Denkens gerade auf diesen Gebieten packen. Trennen sich nicht, um ein einziges Beispiel anzuführen, Welten voneinander, wenn Ruskin es als die erste Eigenschaft

eines Gentleman erklärt, nicht von fremder Leute Arbeit zu leben, während es Jahrhunderte hindurch die erste Bedingung eines Gentleman war, *nicht* von seiner Arbeit zu leben? — Die Entwicklung der Anschauungen auf diesen Gebieten aber, den höchsten des menschlichen Lebens, ist durchaus international. Alle Kulturländer sind daran in verschiedener Weise beteiligt. Ihr nachzugehen bedeutet eine wahrhafte Erziehung zur Humanität. Aber merkwürdigerweise hat dieser Gesichtspunkt die programmatische Literatur der Kulturkunde nirgendwo ernsthaft beeinflußt. Seltsam, wie unbeweglich überhaupt ihr Weltbild ist! Immerfort wird von Kultur, aber nie von Kulturfortschritt oder Kulturentwicklung gesprochen. Und doch muß, wer pädagogische Programme aufstellt, Zukunftsideale haben und darf nicht ausschließlish in der Vergangenheit wurzeln. Denn wenn uns Menschen der Gegenwart, die wir uns zur Lehre der Entwicklung bekennen, eines von den Kindern früherer Epochen trennt, so ist es, daß sie das goldene Zeitalter in der Vergangenheit, wir aber in der Zukunft sehen.

Allein nicht nur, daß die Gemeinsamkeit der Kulturziele von den Kulturkundlern überhaupt nicht erwähnt wird, so läßt auch ihre Formulierung gelegentlich darauf schließen, daß ihre Methoden praktisch zu einer gewissen gelehrten Untermauerung des Chauvinismus führen können. Wohin kommen wir, wenn Schön z. B. seine Auffassung von Kulturkunde durch das Beispiel der Aufgabe bekundet: „Die französische Rheinpolitik als notwendige Auswirkung des französischen Volkscharakters (a. a. O. S. 41).“ Was würde er sagen, wenn in Frankreich Aufsätze gemacht würden wie: „Der Einfall in Belgien und die Verletzung der belgischen Neutralität als notwendige Auswirkung des deutschen Volkscharakters.“ Dadurch, daß man sich gegenseitig seine Sünden vorreitet, wird die Welt nicht besser.

3

Es fragt sich aber, wie weit ein Thema, wie das genannte, überhaupt in den neusprachlichen Unterricht gehört. Scheint doch die Kulturkunde überhaupt bisher, abgesehen davon, daß sie den Geist des Kulturfortschritts vermissen läßt, nach den drei Gesichtspunkten zu irren, daß sie ihre Methode zu einseitig faßt, zweitens die *stofflichen Grenzen zu weit*, drittens die *intellektuellen Ziele zu hoch* steckt. Zunächst einmal gilt es die anderen zu begreifen, und dazu muß man wissen, wen er selber

hochstellt und was ihm heilig ist. Einen Dichter wie Kipling z. B., den niemand in seinem Vaterlande zu den ganz Großen rechnet, bloß deswegen, weil man glaubt, in ihm besonders viel englische Eigenart zu finden, diesen vorzuziehen, ist nicht nur deshalb falsch, weil damit der Imperialismus als etwas typisch Englisches gekennzeichnet wird, während er etwas allen Völkern in der Neuzeit Eigenes ist, sondern es wird dadurch auch mit Notwendigkeit eine ganz falsche Vorstellung von der Bedeutung eines solchen Mannes in seinem Vaterlande erweckt, und schließlich nimmt die Beschäftigung mit ihm den Platz fort für die Kenntnis der eigentlichen künstlerischen Höchstleistungen des fremden Volkes, die durchaus zu einem „neuen Humanismus" gehört und die auch gerade in dem Sinne erlebniskräftig ist, den der Arbeitsunterricht anstrebt. Wenn aber die Behandlung der Dichter wirklich nur unter dem Gesichtspunkte erfolgen sollte, inwiefern sich in ihnen der Volkscharakter bekundet, so wäre das eine mindestens ebenso verfehlte Methode wie jene alte moralisierende, die von der Frage auszugehen pflegte: Was lehrt uns dieses Gedicht[1])? — Der zweite Einwand gilt dem Umfang der Kulturkunde. Wenn wir eine gediegenere Auslandskunde verlangen, so richtet sich diese Forderung doch auch an den Geschichts-, Geographie-, Religionsunterricht usw., deren Aufgaben unmöglich sämtlich vom Neusprachler übernommen werden können. Daß überdies Gegenstände wie Nationalökonomie, die im deutschen nicht berührt werden, im englischen Unterricht eine Rolle spielen, erscheint höchst bedenklich. Vor allem aber wird es sich darum handeln, den an sich sympatischen Kampf gegen den Positivismus in den richtigen Grenzen zu halten. Es klingt sehr gut: Nicht Kenntnis, sondern Erkenntnis! Nicht Wissen, sondern Fähigkeit zur Fragestellung! Aber Erkenntnis setzt zunächst einmal eine gewisse Kenntnis, die Fähigkeit zur Fragestellung setzt auch Wissen voraus. Über diesen Punkt finden sich übrigens bei *W. Schwabe* (N. Spr. Sept. 1926) goldene Worte. Man muß

[1]) Zum Glück rückt diese Forderung und die obige Äußerung Schöns über Corneille in eine etwas andere Beleuchtung durch die gehaltreiche Interpretationsprobe des „Cid" von demselben Verfasser (N. Spr. 34, Sept. 1926), in der „das Französische" eine sehr weite und durchaus nicht auf den Nationalcharakter beschränkte Auslegung erfährt, die den besten früheren sehr ähnlich ist.

auch bedenken, daß wir uns in einer gewissen Krisis der deutschen Mentalität zu befinden scheinen. Tausend Dinge, darunter der Sport als das Wichtigste, wirken auf die deutsche Sinnesart in früher nicht gekanntem Maße verändernd ein. Fraglos ist zwar daran mancherlei Gesundes. Man möchte auch um alles in der Welt nicht als Hemmschuh einer Bewegung dienen, die auf die dringend notwendige Erleichterung des Tornisters unserer in den Elendsjahren geborenen Schulkinder abzielte, das, was ein Abderhalden schon 1918 als „Abrüstung in den höheren Lehranstalten" verlangte. Aber eine Erziehung zur Oberflächlichkeit, zur Phrase, zum „Kulturgeschwätz" darf daraus nicht werden. Wenn nun die Kenntnis der Tatsachen von jemand, der gewiß für seine Person bewunderungswürdig über ihnen steht, als „Konversationslexikonsweisheit" verspottet wird[1]), so wird die Methode in minder fähigen Händen zu einer sehr ernsten Gefahr. Sie ist umso größer, als auch die amtlichen Richtlinien in dieser Hinsicht offenbar in die Irre gehen, indem ihre Aufgaben viel zu hoch zielen. Gewiß soll alle Erziehung davon ausgehen, den Menschen nicht nur moralisch, sondern auch intellektuell etwas zuzutrauen. Aber Themen wie: „Shakespares Stellung in der englischen Kulturgeschichte", „Das mythische Element seiner Dichtung im Hinblick auf nordische Poesie im allgemeinen", „Die soziale Frage besonders in England", „Chesterton, Shaw und Wilde", „Die Bedeutung des keltischen Elementes im englischen und amerikanischen Geistesleben", wie sie die Richtlinien aufstellen, können nur entweder zum Wiederkäuen der Ansichten des Lehrers oder zu einem Riesenkannegießern führen. Das Bestreben, von der Überfütterung mit Tatsachen loszukommen, ist sympathisch, aber schlimmer noch als sie ist es, die Köpfe der Jugend mit einem Übermaß von Urteilen zu erfüllen, die ihr das falsche Bewußtsein des Wissens geben und im Grunde die Urteile anderer sind: verba magistri. Manches auch an den für den Sprachunterricht befürworteten Methoden stimmt bedenklich[2]), man vergesse doch nicht, daß im Vordergrunde

---

[1]) Hübner, a. a. O. S. 59.

[2]) In der Ablehnung der Übersetzung z. B. geht die neue Richtung m. E. viel zu weit. Vgl. Hübner a. a. O. S. 54, Ilbergs Neue Jahrbücher I, 98; G. Hanf, Die Gedanken des Arbeitsunterrichts und der Konzentration im Französischen. Lehrproben und Lehrgänge 1925, S. 257ff.

des ganzen Unterrichts immer die praktische Kenntnis des Englischen und Französischen stehen bleiben muß, die viel geduldige Kleinarbeit voraussetzt.

4.

Solche Betrachungen aus dem Munde von jemand, der nicht im strengsten Sinne Fachmann, d. h. Schulpraktiker ist, könnten anmaßend klingen. Aber der Unterricht auf Schule und Universität ist viel zu sehr eine Einheit, als daß nicht Wandel im einen die allerstärksten Wirkungen auf den anderen hervorrufen müßte. Deshalb muß dem Universitätslehrer ein Wort über diese Dinge gestattet sein. Die Wortführer der neuen Bewegung legen sich nun zwar in ihren Schriften ihrerseits eine außerordentliche Zurückhaltung auf, was die Kritik des Universitätsunterrichts angeht. Mit dem dafür gelegentlich angeführten Grund freilich können wir uns nicht einverstanden erklären. Hübner nämlich (N. Spr. 33, 167) formuliert die Unterschiede zwischen Universität und Schule dahin, daß die akademische Lehrtätigkeit „der objektiven Erkenntnisbildung", der Schulunterricht dagegen „der geistigen Subjektsbildung" dient. Das indes heißt der Universität nur mehr den Charakter als Forschungsinstitut zuweisen und ihre pädagogische Einwirkung verneinen oder auf die indirekte durch die Arbeitsmethoden einschränken wollen. Aber wie dürfte die Universität, die die jungen Leute mit 19 Jahren als in jeder Hinsicht in der Bildung begriffene Persönlichkeiten bekommt, darauf verzichten, an der Grundlegung ihrer Weltanschauung und der Aufrichtung ihrer Lebensideale tätig mitzuarbeiten? Nun ist es zwar leider richtig, daß diese Aufgabe in der letzten Generation sehr stark zurückgetreten ist, — im wesentlichen durch die zunehmende Arbeitsteilung in der Wissenschaft, ferner durch den Historismus, dem die Beschäftigung mit einem Gegenstand um so wissenschaftlicher erschien, je weiter er zurücklag, vor allem aber durch die Atmosphäre politischer Rückständigkeit, die die Universitäten immer stärker einhüllte und ihre Vertreter gegenüber den meisten fortschrittlichen Bestrebungen in Abwehrstellung brachte. Und gilt es nicht auch von den Neuphilologen, daß sie in nicht wenigen Fällen ihre Zuhörer von dem großen Lebensstrome der Geistesentwicklung fort zu den Bergwerken ihrer grammatischen Spezialstudien führten, deren zutage geförderte Werte mit der Verkümmerung der für das Leben wichtigsten Organe erkauft werden mußten? Da die geistige

Führung in dem, was Hübner die „geistige Subjektsbildung" nennt, auf der Universität auf solche Weise mangelhaft war, so stellt sich der von den Schulen kommende kulturkundliche Vorstoß, der unfraglich ein Drang nach Vergeistigung der Aufgabe ist, in mancher Hinsicht geradezu wie eine Art Revolte und ein Akt der Selbsthilfe dar, und wenn er leider in wichtigen Punkten, wie dargetan, bisher in die Irre zu gehen scheint, und vor allem, trotzdem so viel von neuem Humanismus dabei geredet wird, im Kern den humanen Geist vermissen läßt, so hätte gerade der Universitätslehrer vielleicht alle Ursache, sich mit einem mea culpa, mea maxima culpa an die Brust zu schlagen, hätte nicht gerade hier auf vielen Gebieten doch schon die entscheidende Wandlung zum Besseren längst eingesetzt. Es entwickelt sich nun aber diese Bewegung zu einer direkten Gefahr für die Universitäten, indem sie, wie schon die Erfahrung zeigt, bei den Studenten — und leider nicht nur bei diesen – die Vorstellungen über die Aufgaben der Philologie in Verwirrung bringt. Diese Aufgaben sind und bleiben für die Fachvertreter in der Beschäftigung mit Sprache und Literatur beschlossen. Zum Begriff der Wissenschaft gehört doch nun einmal als Wichtigstes die direkte Auseinandersetzung mit den Quellen. Diese ist nur auf einem beschränkten Gebiet möglich. Das Feld der Sprache und Literatur ist aber bereits groß genug, ja es ist in Wirklichkeit riesengroß und würde deshalb schon das Nebeneinanderarbeiten von viel mehr wissenschaftlichen Kräften erlauben, als wir sie bis heute an den Hochschulen besitzen. Selbstverständlich sollen die Grenzen für diese Arbeit der Fachvertreter weit gezogen werden, und für denjenigen, dessen Arbeitsgebiet an die Kulturgeschichte grenzt, sollen keine Verbotstafeln aufgerichtet werden. Aber etwas anderes ist es, von den Fachvertretern grundsätzlich sogenannte kulturkundliche Kollegs zu verlangen. Wer von uns philologischen Hochschullehrern fordert, daß wir Vorträge über französische oder englische Kunstgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Religionsgeschichte oder Ähnliches halten, will uns zu Dilettanten erniedrigen. Er zwingt uns, aus dritter und vierter Hand zu schöpfen und schaltet uns aus dem internationalen Wettlauf um die wissenschaftliche Wahrheit aus. Die von Generationen ausgebildeten Methoden für unsere eigentliche Arbeit müssen auf solche Weise in Vergessenheit geraten, und unsere Forschungsarbeit muß versumpfen. Das kann nicht die Absicht der kultur-

kundlichen Bewegung sein. Ob nicht auf der anderen Seite die Probleme von Literatur- und Sprachgeschichte weniger, als es früher geschehen, im leeren Raum erörtert werden und mehr auf dem Hintergrunde der Kulturentwicklung betrachtet werden könnten, ist eine Frage, die zu erörtern bleibt, aber doch nur von diesen Problemen selber aus zu beantworten ist. Wer bisher schon geglaubt hat, hier ohne starke Berücksichtigung des soziologischen Moments nicht auszukommen, wird nicht befürchten, eine Literatur- oder Sprachgeschichte getrieben zu haben, bei der seine Hörer von der Kulturentwicklung nichts erfuhren.

Trotzdem gilt es, sich mit dem, was an den neuauftauchenden Forderungen berechtigt ist, auseinanderzusetzen. Diese haben eine negative und eine positive Seite. Denn mag es auch nur verhüllt zum Ausdruck kommen, so ist doch die natürliche Folge der ganzen Einstellung ein heftiger Stoß gegen die Beschäftigung mit den älteren Sprach- und Literaturperioden. Aber hier hat sich in den letzten Jahrzehnten ja schon ein entscheidender Wandel an den Universitäten vollzogen. Kaum irgendwie mehr liegt, wie früher, der Schwerpunkt des Unterrichts gerade auf diesen Dingen. Missen freilich können wir sie nicht. Die Kenntnis des Angelsächsischen oder Altfranzösischen müssen wir weiter als Schlüssel des Verständnisses der Sprachentwicklung von unseren Schülern verlangen. Es kann keine Rede davon sein, daß wir die Felder der wissenschaftlichen Forschung der älteren Perioden, auf denen die deutsche Wissenschaft so viel Lorbeeren geerntet hat, aufgeben. Ohne gründliche Kenntnis der Literatur des Mittelalters würde ja auch der notwendige Unterbau jeder historischen Bildung fehlen. Soviel Sprachkenntnisse, wie sie zur Lektüre der Werke dieser Periode in der Ursprache gehören, müssen verlangt werden. Die Feinheiten der historischen Grammatik andererseits brauchen nicht notwendig das Kriterium der Leistung darzustellen. Wie aber können wir den Universitätsunterricht so gestalten, um den positiven Forderungen der Kulturkunde, denen die Universität, wie kaum ausdrücklich betont zu werden braucht, durchaus sympathisch gegenübersteht, gerecht zu werden? Sollen besondere Professuren für Kulturkunde geschaffen werden? Das ist aus den oben dargetanen Gründen entschieden abzulehnen. Grundsätzlich besser ist die bisherige Praxis in einer Reihe von Universitäten, Vorlesungen

eines bestimmten Kulturkreises zusammenzuordnen. Aber freilich wird sie auch den Bedürfnissen der Neuphilologen deshalb nicht gerecht, weil sie vielfach entweder zuviel oder zuwenig bietet. Es ist, um ein Beispiel zu geben, wünschenswert, daß der Anglist etwas über das englische Rechtswesen erfährt, aber es ist eine unerträgliche Belastung, daß er deswegen ein ganzes Semester hindurch ein mehrstündiges Wochenkolleg hört. Ich sehe aus diesem Dilemma nur den einen Ausweg, den ich selber schon mehrere Jahre hintereinander in Breslau eingeschlagen habe: nämlich die Einrichtung eines sorgfältig durchdachten und vorbereiteten zusammenhängenden Systems von Kursen zur England- oder Frankreichkunde, die alljährlich an den Universitäten entweder vierzehn Tage oder drei Wochen lang hintereinander oder an zwei Wochenstunden das ganze Semester hindurch von Fachvertretern, die gegebenenfalls teilweise von auswärts kommen, abgehalten werden. In diesen Kursen werden die wichtigsten Tatsachen in zusammengedrängter, gestraffter Form dargeboten. Die Person der Vortragenden bürgt dafür, daß es sich dabei um wirklich wissenschaftliche Arbeit handelt. Die Teilnahme an solchen Kursen belastet die geistigen Kräfte des Studenten nicht übermäßig. Hier handelt es sich nur um eine Frage der Organisation. Mindestens ebenso bedeutungsvoll aber wäre ein anderer Weg, der vorläufig noch nicht gangbar ist, nämlich der eines ausländischen Instituts. Wir brauchen dringend ein Institut auf englischem und französischem Boden. Ein solches deutsches Reichsinstitut für Neuphilologen in London z. B. müßte sich um den Kern eines deutschen Realgymnasiums gruppieren und daran anschließend nicht nur deutsche akademische Vorlesungen für Engländer bieten, sondern vor allem englische Wissenschaftler auch zu Vorträgen für Deutsche gewinnen. Eine derartige Organisation, die die mannigfachsten Aufgaben übernehmen und eine Art intellektueller „Stahlhof“ werden könnte, würde auch unsern Neuphilologen die Möglichkeit gewähren, sich einige Monate hindurch an den besten Quellen zu belehren und gleichzeitig das Studium durch Augenschein und Erfahrung zu vertiefen. Erst eine solche wissenschaftliche Arbeit im fremden Lande selbst, deren Dauer und Art eingehendere Behandlung erfahren müßte, als an dieser Stelle möglich ist, würde die notwendigen Grundlagen einer gediegenen Kulturkunde liefern und somit dazu beitragen, auf einem wichtigen Gebiet das Problem zu lösen,

das uns heute das Leben auf allen Feldern stellt: Die richtige Vereinigung von Tradition und Fortschritt.

Leipzig. Levin L. Schücking.

MARCEL PROUST: DER ROMAN VON DER VERLORENEN ZEIT.

(L'univers est vrai pour nous tous et dissemblable pour chacun. Proust.)

Marcel Proust ist 1871 geboren, in den neunziger Jahren zuerst hervorgetreten; 1917 begann er bekannt zu werden, und als er 1922 starb, war er einer der großen literarischen Namen der Welt. Das Eindringen seines umfangreichen, komplizierten, durch die nie erhörte Kostbarkeit des sprachlichen Gewebes schwierigen Werkes geschah so schnell und so durchgreifend, daß man schon an eine Art Zauber glauben muß: denn wie sollten sonst in diesem ruhelosen Europa sich Hunderttausende finden, um mit Entzücken dreizehn eng bedruckte Bände durchzulesen, die auf vielen Seiten von einem inhaltlosen Gespräch, einigen Bäumen, einem morgendlichen Erwachen oder dem inneren Verlauf einer eifersüchtigen Regung handeln, und um die in jedem Satz verborgene persönliche Mannigfaltigkeit des Gefühls zu genießen? Um so merkwürdiger, als viele Bewunderer Ausländer sind, bei denen also noch die vollkommene Beherrschung einer fremden Sprache vorausgesetzt werden muß, die auf der Höhe der Tradition und, mit ihren Mitteln, wieder jung und auf subtile Art blühend geworden ist. Denn eine Übersetzung kann im besten Fall ein Hilfsmittel zum Verständnis des Textes sein, niemals aber ihn ersetzen[1]).

Des Textes, habe ich gesagt — Prousts Roman ist ein Text. Er ist nicht nur modern, er ist „texthaft" unveränderlich, unverwechselbar geworden wie eine berühmte Handschrift, und keine Geschichte der vergangenen Jahrhunderte scheint so

---

[1]) Dieser Aufsatz wurde 1925 geschrieben. Inzwischen beginnt der letzte, der vierzehnte Band (Le temps retrouvé) im laufenden Jahrgang der Nouvelle Revue française zu erscheinen; inzwischen sind auch die beiden ersten Bände der deutschen Übersetzung (Berlin, Verlag Die Schmiede) herausgekommen.

überwältigend historisch, so bedeckt mit Patina, so endgültig und unwiderruflich gewesen, so mumienhaft antiquiert und ewig zu sein wie seine Darstellung der Pariser Gesellschaft um 1900 und des kranken und klugen jungen Menschen, der sich darin bewegt. Und dies ist wahr, obgleich die nervöse, pedantische und zaghaft-eindringliche Kadenz seiner Sätze etwas ebenso beispiellos Neues ist wie der Reichtum seiner inneren Gestaltung — und obgleich andererseits die Gesinnung des Buches nichts Repräsentatives und Allgemeingültiges an sich hat — vielmehr der darin sprechende Mensch eine äußerst vereinzelte, monomanische Person ist, die unter lauter Tics und Zwangsvorstellungen leidet. Damit ist noch nicht genug gesagt: vielmehr ist alles, was jenes Ich erzählt, eine einzige Zwangsvorstellung, eine einzige Vision, deren empirische Existenz, oder deren wirkliches Gewesensein mit ebensoviel Sicherheit und ebensoviel Autorität behauptet werden kann wie etwa die Wirklichkeit der Hölle in Dantes Gedicht. Aber in der Hölle gehen Dante und Vergil, wissen von einer anderen Welt, aus der sie kommen, und noch anderen, deren Anblick ihnen bevorsteht; ja selbst die Verdammten wissen von anderem Leben als dem ihren, und fast jedes ihrer Worte, die Qual und Verzweiflung ausdrücken, enthält wie eine wohltuende, befreiende Essenz, wie die durchs offene Fenster wehende Luft eines frischen Tages das sich erinnernde Bewußtsein von der Erde. Nichts davon bei Proust; fest und hermetisch eingeschlossen in das Schema einer morschen, aber bestehenden Soziologie, in die Sphäre einer überempfindlichen, bis zur Narrheit konsequenten, grauenhaft seitengängerischen Beobachtungskraft läuft der ungeheure Roman zwischen seinen wenigen Motiven und Ereignissen wie in einem Käfig, ohne die Welt, die dicht nebenan vorbeiströmt, zu sehen und ohne ihren Lärm zu hören. Es ist so, als ob ein Geisteskranker, den man in einem mit Geschmack und Reichtum ausgestatteten Zimmer gefangen hält, eine subtile und sachliche, bis ins Einzelne genaue Beschreibung dieses Zimmers und seiner Tätigkeit darin lieferte — und das Geschilderte als das einzig Wichtige, was geschieht, mit pedantischer Ernsthaftigkeit vortrüge.

Nicht als ob Proust keine Augen und Ohren hätte — er hatte sie so gut, daß jeder von uns sich rühmen dürfte, wenn er auch nur einen Bruchteil solch unerhörter Rezeptionskraft der Sinne besäße — aber sei es, daß er verstand von sich

fern zu halten, was ihn nichts anging – sei es auch, daß er sogleich alles, was an ihn gelangte, mit dem ganz intensiven Gewürz seines Wesens durchdrang, so daß es, wie im Zaubermärchen, den gewohnten Geschmack, die gewohnte Wesenheit sogleich verlor und ein Schwein in seinem Kober, ein Geschöpf seines Gestaltens wurde — gleichviel, in seinem Buche hat die irdische Welt, um die es sich doch zu handeln scheint, die wir doch auch zu kennen vermeinten, die wir ja fortwährend wie im Traum wiederzufinden glauben und zu identifizieren bemüht sind — in seinem Buch hat die irdische Welt eine ganz unbekannte, unerforschte, geheimnisvoll zusammengesetzte Substanz. Es hat schon andere Dichter gegeben, bei denen dies der Fall zu sein schien. Aber es war doch immer etwas ganz anderes Sie sagten uns etwa vorher, daß sie Dichter seien und etwas erfinden wollten, sie nahmen etwa, wie man beobachten konnte, bewußt eine bestimmte Haltung ein, sie hatten etwa mit gewaltsamer und lauter Demonstration die geläufige Welt der irdischen Dinge so radikal verändert, daß sie allzu krüde und willkürlich verbogen und folglich lückenhaft, undicht oder auch schlechthin irrsinnig erschien. Es blieb darum bei uns stets das Bewußtsein erhalten, daß es daneben eine wirklichere, die eigentliche Welt gäbe. Nichts davon bei Proust. Sein Erzählen ist völlig einfach, herzlich bemüht um die wahre, vollständige und untheatralische Wirklichkeit. Seine Monomanie ist so stark, daß sie die Welt durch und durch neugestaltet, und dies ohne jedes äußerliche Mittel; einfach dadurch, daß er nur auf sein eigenes Gefühl horcht und dies eigene Gefühl, den inneren Vorgang, den ein sinnlicher Eindruck auslöst, allein zum Stoff seiner Darstellung macht. Wie wohl noch nie ein anderer Mensch, treibt er den Sensualismus zur äußersten, praktischen Wahrhaftigkeit, und so geschieht es, daß Phänomene, die wir aus Gewohnheit nur unaufmerksam, summarisch, nach einem analogisierenden und abgegriffenen Gefühlsschema betrachten, wie ein Kleid oder ein inhaltsarmes Gespräch, bei ihm trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer evidenten Natürlichkeit überraschend tief und neugeboren erscheinen und den gesamten Gehalt des irdischen Daseins auffangen.

Seltsam genug, und wohl unlösbar verknüpft mit diesem sinnlichen Auskosten der Dinge und dieser vollkommenen Versenkung in das eigene Empfinden, ist die geistige Bildung, die Intellektualität, die abgründig verschrobene Denkweise des

Proustschen Erzählers. Nicht genug, daß sie völlig veraltet, vorkriegsmäßig und oft beinah lächerlich ist. Sie ist überdies sehr eng und kleinlich — was man freilich nur in wenigen Augenblicken, wenn es gelingt, sich von der Atmosphäre des Buches zu befreien, wider Willen bemerken muß. Sie spiegelt die letzte Blüte der traditionellen bürgerlichen Geistigkeit des vorigen Jahrhunderts, und wie Saint-Simon, den Proust sehr liebt, zugleich den Zauber und den mesquinen Gestank eines schon verwesenden gesellschaftlichen Gebildes hartnäckig als zu Recht bestehend proklamierte, so vertritt dieser reiche und überempfindliche Pariser (es handelt sich, wohlverstanden, immer um das Ich im Roman, nicht um Proust selbst), unerschüttert von dem Beben der Welt, eine Gesinnung, die sich nicht prinzipiell von der eines Huysmans oder Wilde unterscheidet. Sie ist, man kann es nicht mehr deutsch sagen, fin-de-siècle, impressionistisch, dekadent, egotistisch, dandyhaft, oder was man sonst für ein abscheuliches Wort wählen mag, um jene Periode zu bezeichnen. Dem entspricht natürlich auch seine gesellschaftliche Stellung. Er gehört durch seine Geburt einer bekannten, durch Verdienst, Reichtum und lang ererbten Grundbesitz bevorzugten bürgerlichen Familie an; sein persönlicher Charme sichert ihm überall Zutritt, auch zu den ganz verschlossenen Kreisen der großen historischen Adelsfamilien; alle Welt betrachtet ihn als einen ungewöhnlichen, bevorzugten Menschen. Aber mit seiner Gesundheit steht es schlecht; er leidet an Beklemmungen und nervösen Störungen aller Art, ist zu keiner Tätigkeit und zu keinem Entschluß fähig, und seine Reizbarkeit geht so weit, daß er wochenlang, ohne bestimmbaren Grund, das Haus nicht verlassen kann — obgleich er es sich immer wieder vornimmt. Ebenso schlecht steht es mit seinem moralischen Gleichgewicht. Zu seiner vollkommenen Geistigkeit und tiefen Eleganz der Empfindung, zu seinem Eindringen in das Wesen der ihn umgebenden Menschen, zu seinem Takt und Respekt in Familiendingen steht in ärgerlichem Gegensatz seine ebenso vollkommen lieblose Egozentrik, seine Reserve in den tiefsten Beziehungen des Herzens, seine Unfähigkeit zu vertrauen, seine überscharfe, kalte, und das Böse auf eine oft kleinliche Art hervorzerrende Beobachtung. Er kann nur lieben, was er nicht besitzt oder zu verlieren fürchtet; sobald er überzeugt ist, jemand fest zu halten, verliert der Besitz jeden Reiz, und die Person wird ihm gleichgültig.

Allerdings ist er selten ohne Eifersucht — der unscheinbarste Anlaß erregt sie sofort, und insbesondere wittert er immer und überall bei den Frauen und Männern, mit denen er umgeht, homosexuelle Verirrungen – die Homosexualität ist überhaupt Gegenstand seines intensivsten Interesses, etwas wie ein Götze oder Popanz, um den seine Gedanken beständig tanzen. Eigentlich ist dieses „Ich“ weder erfreulich noch für eine der seinen noch allzu nahestehende Zeit interessant; aber das gilt nur so lange, als man ihn gewaltsam (denn sonst geht es nicht) lediglich als das Objekt der Schilderung ansieht — es wird aber alles anders, wenn man ihn zugleich, wie man muß, als den Schilderer erblickt. Denn seine sinnliche Kraft und seine Wahrhaftigkeit sind so groß, daß er über die Beschränkung des handelnden Charakters, den er darstellt, weit hinauswächst. Er selbst sagt es einmal, daß viele Personen in ihm vereinigt sind, und es ist dies gerade eine der seltenen Stellen, wo die Überlegenheit des Darstellers über den Dargestellten besonders deutlich wird, indem das ganz geheime, den Quellen des irdischen Lebens entspringende Pathos kurz und leuchtend aufsteigt: An einem schönen Morgen ist er noch im Bett geblieben «en tête à tête avec le petit personnage intérieur, salueur chantant du soleil et dont j'ai déjà parlé. De ceux qui composent notre individu, ce ne sont pas les plus apparents qui nous sont les plus essentiels. En moi, quand la maladie aura fini de les jeter l'un après l'autre par terre, il en restera encore deux ou trois qui auront la vie plus dure que les autres, notamment un certain philosophe qui n'est heureux que quand il a découvert, entre deux œuvres, entre deux sensations, une partie commune. Mais le dernier de tous, je me suis quelquefois demandé, si ce ne serait pas le petit bonhomme fort semblable à un autre que l'opticien de Combray avait placé derrière sa vitrine pour indiquer le temps qu'il faisait et qui, ôtant son capuchon dès qu'il y avait du soleil, le remettait s'il allait pleuvoir. Ce petit bonhomme-là, je connais son égoïsme; je peux souffrir d'une crise d'étouffements que la venue seule de la pluie calmerait, lui ne s'en soucie pas et aux premières gouttes si impatiemment attendues, perdant sa gaîté, il rabat son capuchon avec mauvaise humeur. En revanche, je crois bien qu'à mon agonie, quand tous mes autres «moi» seront morts, s'il vient à briller un rayon de soleil, tandis que je pousserai mes derniers soupirs, le petit personnage baromé-

trique se sentira bien aise, et ôtera son capuchon pour chanter: 'Ah! Enfin, il fait beau.'»

So unendlich viel zäher und aus besserem Stoff gemacht dies innere Wettermännchen ist als der im Bett liegende, von Beklemmungen gequälte Körper in dem er wohnt — so unendlich überlegen ist der Erzähler seinem Ich als Objekt. Das Ich fürchtet und leidet; der Erzähler, frei in der Welt, gelöst von dem schwankenden Geländer der ablaufenden Zeit, tief hineingetaucht in den inneren Verlauf seiner Empfindung und in die Melodie ihres Ausdrucks, geht unberührt und unberührbar einen königlichen Weg, dessen Ziel wir freilich nicht ahnen, dessen unzählige Windungen und Ausblicke aber selbst einem Ziele gleichen, indem sie selbst schon die Reinigung und Befreiung sind, nach denen ein jeder historische Vorgang verlangt und die er auch demjenigen bietet, der ihn mit Wahrhaftigkeit durchschaut. Darum ist es dem Erzähler auch möglich, was der ganzen Generation Prousts verloren gegangen war, in der Wahrheit der Dinge ihren Humor zu finden, ohne ihn gewaltsam sarkastisch und karikierend herbeizuzwingen. Aus dem Unbemerkten, dem eigentlich Wesenhaften, aus dem Eingebettetsein der Personen in ihre Gesellschaft, ihre Sprache, ihre Bewegungen steigt entzückend und voll wahrhaftiger Anmut ihre Klage und ihre Freude, die Träne und das Lachen, das ihnen gebührt.

Ich könnte seitenlang zitieren; aber man müßte die Herzogin von Guermantes, die tante Léonie, Françoise, Charles, Bloch, Morel, Aimé und wie viele andere noch gut kennen, ehe man einen Satz, der von ihnen handelt, nach Gebühr würdigen kann. Denn man kann sie nicht anders beschreiben, als Proust selbst es getan hat, sie nicht mit einigen umschreibenden Worten dem Leser vorführen, ohne ihren Reichtum und damit sie selbst zu zerstören. Neben ihnen werden die Personen der großen realistischen Romane des neunzehnten Jahrhunderts zu bloßen Chargen, die man bei irgendeinem Zipfel ihres Wesens erwischt und daraufhin pointierend zurechtgemacht hat. Die große Zwecklosigkeit und anscheinende Unkomponiertheit des Romans, der durchaus von keiner seiner Figuren etwas verlangt, was geschehen müßte, um die Entwicklung hierhin oder dorthin zu führen, gibt ihnen die Freiheit sich ganz so zu bewegen, wie es ihnen zukommt; die notwendige Beschränkung, die für Stendhal oder Flaubert (um von anderen zu schweigen) aus der Konstruktion, aus dem feststehenden pragmatischen Plan ihrer

Werke erwächst, fällt für Proust fort. So sprießt das tolle, fast botanische Gebilde ganz autonom, die Hand des Gestalters ist kaum zu fühlen, und wenn andere große Dichter, die Beschreibung und Analyse verschmähend, einen Charakter in seinem tragischen Augenblick mit wenigen Worten für Jahrhunderte unvergeßbar gemacht haben, so gebührt diese vielleicht erhabenere Haltung gewiß nicht dem Roman; neben Prousts Werk erscheinen fast alle Romane, die man kennt, als Novellen. Die Suche nach der verlorenen Zeit ist eine Chronik aus der Erinnerung — in der an Stelle der empirischen Zeitenfolge die geheime und oft vernachlässigte Verknüpfung der Ereignisse tritt, die der rückwärts und in sich selbst blickende Biograph der Seele als die eigentliche empfindet. Jene Ereignisse, die vergangen sind, haben selbst keine Gewalt mehr über ihn, und niemals tut er so, als sei das längst Geschehene noch ungeschehen und das längst Entschiedene noch unentschieden. Darum gibt es keine Spannung, keinen dramatischen Höhepunkt, kein Stürmen und Zusammenballen und keine darauf folgende Lösung und Beruhigung. In epischem Gleichmaß fließt die Chronik des inneren Lebens, denn sie ist nur Erinnerung und Selbstschau. Sie ist die eigentliche Epik der Seele: die Wahrheit selbst, die hier den Lesenden in einen süßen und langen Traum verstrickt, in dem er zwar vieles leidet, aber leidend zugleich Befreiung und Beruhigung genießt; es ist das eigentliche, immer fließende, nie versiegende, stets uns bedrückende und stets uns tragende Pathos des irdischen Verlaufs.

Berlin. Erich Auerbach.

DER PRIX GONCOURT.

Eine Einführung in den französischen Roman des 20. Jahrhunderts.

Nach schweren Wehen erblickte das Sorgenkind der Goncourt 1896 das Licht der literarischen Welt: Frankreich hatte eine unakademische Akademie.

Die Académie Goncourt (A. G. Dividende 6000 Fr.) soll sein «une fondation perpétuelle libérant dix hommes de lettres forcés de perdre leur temps et leur talent dans le travail d'un ministère ou dans les œuvres basses du journalisme». (Journal des Goncourt, tome VI, 14 juillet 1882.)

Das Testament E. de Goncourts bestellte die ersten acht (die Namen wechseln beständig), dann ergänzten die Zehn sich selber. Ich gebe die Zusammenstellung der 19 bisherigen Zehn-Unsterblichen:

	geboren	gewählt	Nachfolger von	die heurigen und ihr Alter	
1. A. Daudet	1840	1896	—		
2. J.-K. Huysmans	1848	,,	—		
3. O. Mirbeau	1848	,,	—		
4. Rosny aîné	1856	,,	—	1.	70
5. Rosny jeune	1859	,,	—	2.	67
6. L. Hennique	1851	,,	—	3.	75
7. P. Margueritte	1860	,,	—		
8. G. Geffroy	1855	,,	—		
9. E. Bourges	1852	1897	—		
10. L. Daudet	1867	,,	—	4.	59
11. L. Descaves	1861	,,	—	5.	65
12. J. Renard	1864	1907	Huysmans		
13. Mme Jud. Gautier	1846	1910	Renard		
14. J. Ajalbert	1863	1917	Mirbeau	6.	63
15. H. Céard	1851	1918	Mme Gautier		
16. E. Bergerat	1845	1919	Margueritte		
17. R. Ponchon	1849	1919	Bergerat	7.	77
18. P. Neveux	1865	1924	Céard	8.	61
19. G. Chérau	1872	1926	Bourges	9.	54

Die Präsidenten sind: 1. Huysmans 1903. 2. Hennique 1907. Er hatte als Präsident den Sieg Savignons über den Juden Benda entschieden. Darauf demissioniert er, die Rechte weicht vor der Linken; sein Nachfolger wird 3. Geffroy 1912. 4. Rosny aîné 1926.

Das Durchschnittsalter der ,,jungen" Akademiker ist also 50—51, des diesjährigen Wahlganges fast 66. Gewiß kann man sie nicht mit 50 totschlagen, aber die Wahl von Bergerat und Ponchon brachte sicher keine Blutauffrischung. Die ,,Unakademische" wird immer akademischer, offizieller: «une Académie de plus». (J. Renard.)

Was bedeutet die A. G. für den französischen Roman?

1. Neuherausgabe der Werke der Goncourt und der Goncourt-akademiker.

2. Wir finden unter den 19 die wichtigsten Vertreter des Naturalismus. Es kommen einem Bedenken, besonders bei den letzten Wahlen: die A. G. ist die Akademie des Naturalismus, vertritt also nur eine Richtung. Kann er eine Einführung sein in den frz. Roman des 20. Jahrhunderts?

Bergerat, der Parnaßmitläufer, Ponchon, der «Tigre» des Kabaretts, interessieren die Geschichte des Romans nicht. Mme Jud. Gautier ist nur die Tochter eines berühmten Vaters, Geffroy und Neveux sind hauptsächlich höhere Beamte.

Hennique, Céard, Huysmans sind Mitarbeiter der «Soirées de Médan». Hennique bleibt unentwegter Zolaschüler, wie Ajalbert der exotische Zola ist. Nach der «Terre» kommt die Absage an Zola im «Manifeste des Cinq». Die 5 waren eigentlich 6, von den 6 sind 4 Mitglieder der A. G.: J.-H. Rosny, L. Descaves, P. Margueritte.

Wenn die Goncourt Stilverderber sind mit ihrer écriture artiste (die Sprache wird primitiver: Bereicherung des Wortschatzes durch oft gräßliche Neubildungen auf Kosten der Syntax, die verarmt), so zeigt Mirbeau eine Entwicklung zu neuem Klassizismus, Renard bedeutet eine Erfüllung.

Huysmans «A Rebours» ist Wendepunkt im katholischen Roman, L. Daudet der royalistische Zola.

Diese verpönten Naturalisten schreiben die besten Kindergeschichten: von A. Daudets «Petit Chose» über Renards «Poil de Carotte» zu P.-V. Marguerittes «Poum» und Chéraus «Champi-Tortu»; sie verstehen, zum erstenmal nach La Fontaine, die Tierseele wieder. Renard in «Histoires naturelles», Mirbeau in «Dingo»; sie sind Philosophen wie die Rosny, Idealisten wie Bourges, Kenner der Bauernseele wie Céard in «Terrains à vendre au bord de la mer», Chérau in «L'oiseau de proie».

Es steckt sehr viel Tradition in diesen Antitraditionalisten.

Wen wählt die A. G. zu ihren Mitgliedern? Nicht anerkannte Größen, wie die Académie Française, nein, ein bißchen literarisches Pech schadet den Kandidaten nichts. So begreifen wir, daß sie Mme Jud. Gautier wählte und nicht den großen P. Claudel oder Rémy de Gourmont; Ajalbert und nicht Courteline; Ponchon und nicht Mauclair oder Duhamel, den sie ja selber durch den Prix Goncourt berühmt gemacht hatte. Ein Schulbeispiel dafür ist G. Chérau: zweimal hatte die A. G. ihm den P. G. verweigert und wählte ihn dann als Verkannten zum Mitglied. Und es freut uns, bei der letzten Wahl unter den Kandidaten Namen zu finden wie die von Duhamel, Mme Colette, Suarès, Benjamin, Thibaudet — Reklame für die Nichtgewählten, die wir beim P. G. wiederfinden.

Die A. G. vergibt seit 1903 jedes Jahr im Dezember bei einem dîner (von 1912 ab déjeuner) den Prix Goncourt von 6000 Franken «au meilleur ouvrage d'imagination en prose paru dans l'année (Goncourt). Die Zeitungen nennen viele Namen, bringen das Menü und die in den verschiedenen Wahlgängen genannten Kandidaten mit Kommentar. Auch die abwesenden Mitglieder können mitwählen durch Brief oder Kollegen; bei Stimmengleichheit zählt die des Präsidenten für zwei.

Ich bespreche jetzt in zeitlicher Reihenfolge die preisgekrönten Bücher:

1. 1903. «Force ennemie» von John-Antoine Nau. Es ist das Tagebuch des der force ennemie, dem Wahnsinn, verfallenen Schriftstellers Veuly, den sein zweites Ich als Kmôhoûn vom Stern Aldebaran zwingt, sich in eine Irre zu verlieben, sie nach Martinique zu verfolgen und zu töten und sich dann wieder in der Anstalt zu stellen. Das Beste an diesem phantastisch-naturalistischen Roman ist die Satire auf die verlogene Gesellschaft und auf die Zustände in unseren Irrenanstalten, dann die Schilderung von Martinique, der Heimat des Dichters (Pseudonym für Eugène Torquet). Viel packender wirkt ein ähnlicher Stoff in Maupassants „Horla", viel romantisch-gemütvoller in P. Dominiques „Notre-Dame de la Sagesse".

2. 1904. «La Maternelle» von Léon Frapié. Rose, gebildet und diplomiert, verliert mit ihrem Vater Vermögen und Verlobten und ist froh, trotz der tare d'avoir trop d'instruction in der Kleinkinderbewahrschule des elendesten Pariser Viertels unterzukommen. Die Bürgerliche gewöhnt sich an das Armeleutemilieu, an die Schule (die „Maternelle") und wird selber zur «Maternelle», zur mütterlichen Freundin der Kinder. Sie trägt in ihr Tagebuch ihre Beobachtungen ein: Bemerkungen über ihre Schutzbefohlenen (in der «Souris» verkörpert sie die Maternelle, die geborene Mütterliche), scharfe Kritik der Schule (Spott über Laienmoral, die unterschiedslos über alle gegossen wird), der offiziellen Pädagogik (die Erziehung ist nur Tünche und Statistik), der Gesellschaft (die Armen haben zuviel Kinder). Sie will Volk werden, sie wehrt sich gegen

eine neue Liebe, die sie wieder in ihre Klasse bringt; aber am Ende des Schuljahres jagt sie das „Volk" aus seinem Elend zu dem Bürgertum zurück.

3. 1905. «Les Civilisés» von Claude Farrère. Die Zivilisierten sind die Kolonialeuropäer in Indochina, der Auswurf Europas, der in Sodoma-Saïgon zugrunde geht. Der Schiffsleutnant (Farrère ist wie Loti Marineoffizier) Graf de Fierce sucht die verlorene Unschuld bei einem reinen Mädchen wieder, verfällt aber dem Bann seiner Erziehung und Gewöhnung; Farrère läßt ihn in Schönheit den Heldentod fürs Vaterland sterben. Um ihn gruppieren sich die andern Zivilisierten: der Ingenieur Torral, Opiumraucher und Deserteur, der Arzt Méril, der alle Frauen erkauft, und die ganze feile Gesellschaft. Gegen diese Zivilisation predigt Farrère die Barbarei Nietzsches. Gegen Loti ist Farrère ein Barbar; ist er darum wahrer?

4. 1906 «Dingley, l'illustre écrivain» von J. J. Tharaud. Dingley ist Kipling, ein Barbar in den Augen der französischen Kultur. Er wird zum englischen Nationaldichter, weil er dem Egoismus der Engländer schmeichelt. — Dingley will im Burenkrieg neuen Romanstoff erleben: er verliert seinen einzigen Sohn durch das Fieber der Konzentrationslager, läßt seinen Lebensretter als Rebellen erschießen, erkennt in Cecil Rhodes den ihm Ebenbürtigen und besingt ruhmbekränzt das britische Wunder. — Sonderbar, wie diese Engländer den «boches» im Weltkriege gleichen!

5. 1907. «Terres lorraines» von Emile Moselly. Eine tragische Liebesgeschichte: Pierre und Marthe, Fischer und Försterstochter, lieben einander; aber er ist untreu, zuerst mit der verlaufenen Renaude, dann mit der Moselkahntochter aus dem Norden, Thérèse; denn ihn lockt die Sehnsucht nach der Fremde. Marthe geht ins Wasser. — Die eigentliche Heldin aber ist die lothringische Landschaft, die «Terres lorraines»: Mosel- und Waldland im Wechsel der Jahreszeiten, in den alten Bräuchen bei Hochzeit und Sterben. Der Heimat wird Pierre untreu, den goût du terroir hat auch die Sprache.

6. 1908. «Ecrit sur de l'eau» von Fr. de Miomandre. Eine zarte, zerbrechliche Geschichte: Jacques de Meillan verliebt sich in eine Unbekannte, findet sie in den Armen eines anderen wieder, ehe es ihm gelingt, die nötigen 50 Franken aufzutreiben, und entdeckt verzweifelt-beglückt die Liebe zu seiner Jugendgespielin am Meeresufer. Und die Liebste schreibt ihm am anderen Morgen den Abschiedsbrief ... Dazu die unglaubliche Umwelt: Marseille, Geschäftsleute ohne Heller, die unglaublich spekulieren, Geier und bonne und Schildkröte und Lebensphilosoph! O Zauber der Jugend und der Romantik!

7. 1909. «En France» von M. A. Leblond. Claude Mavel kommt von La Réunion nach Paris, um seine Studien im Mutterlande zu beenden. Als mit Eva Verlobter ist er outsider und gewinnt interessante Einblicke in die exotische Studentenbohême. Leblond entschuldigt sich im Vorwort, man dürfe nicht alle französischen jungen Mädchen nach den im Roman vorkommenden beurteilen. Ein Jahr und 500 Seiten genügen Claude, sich mit seiner Schwiegermutter brieflich zu überwerfen und weibliche Beziehungen anzuknüpfen. — Dieser Wilhelm Meister findet seine Fortsetzung in «Les Jardins de Paris».

8. 1910. «De Goupil à Margot» von L. Pergaud. Tragische, meisterhaft erzählte Tiergeschichten, deren zwei größere Rahmen und Namen geben: von der traurigen Geschichte vom Fuchs (der

alte Gattungsname goupil wirkt heute wie ein Eigenname), dem der Wilderer die Schelle seines Hundes umhängt, und der, so um Beute, Freundschaft und Liebe gebracht, elend vor der Tür seines Mörders stirbt; über den heroischen Marder, der sich selbst die Pfote abbeißt, um aus der Falle zu kommen; den alten Hasen, der vor den Kaninchen das Feld räumt; das Eichhörnchen, das seinen Vorwitz mit dem Leben büßt; den Frosch, der aus dem Rachen der Natter wieder ins schöne Leben fällt; bis zu Margot, der geschwätzigen Elster, die, von ihren Henkern, den Menschen, berauscht, in der Wirtsstube die Lampe umwirft und elend im Feuer umkommt.

9. 1911. «Monsieur des Lourdines» von A. de Chateaubriant — die Klage des Edelmannes über den Ruin des frz. Landadels. Mr. des Lourdines, der mit der Erde, dem Wald Verwachsene, von seiner Frau Tyrannisierte, Weltscheue, sieht sein Leben zerstört durch den in Paris verlorenen Sohn. Die Mutter stirbt an gebrochenem Herzen, die alten Dienstboten werden entlassen, das Gespann verkauft. Aus dem unscheinbaren Helden wächst ein Heiliger und ein Künstler. Der verlorene Sohn findet nach Hause, die Violine entdeckt ihm die Seele des Vaters. Zwei Greise gehen resigniert durch den Wald — Herbststimmung, Romantik.

10. 1912. «Les Filles de la Pluie» von A. Savignon. Die „Regentöchter“ sind die Mädchen von Ouessant, der verlorenen bretonischen Insel. Die Novellen berichten uns, wie aus dem Eden, dem Tahiti, durch die Zivilisation des Festlandes, verkörpert durch die Soldaten, ein Sodom wurde. Meistens tragen sie den Namen einer «fille de la pluie»; so heißt die erste und größte Barbe la Conteuse (etwa Rosseherre in Kellermanns „Meer“), sie ist besonders interessant durch die Schilderung der alten Sitten und Bräuche der proella, des farz, der corvée. — Die Wirklichkeit sieht etwas herber aus als Lotis «Mon frère Yves».

11. 1913. «Le Peuple de la Mer» von Marc Elder. Das männliche Gegenstück zu den «Filles de la Pluie». Drei Erzählungen führen uns die Bewohner von Noirmoutier vor, das Meervolk. Die „Barke“ berichtet, wie einer seinen Gegner, der ihn in der Ruderwettfahrt besiegte, im Nebel umbringt; das „Weib“, wie der Leuchtturmwächter den Geliebten seiner Frau ersticht; das „Meer“, wie sich das Meer sie alle holt: der älteste Sohn ist auf einem Handelsschiff verschollen, der zweite im U-Boot untergegangen, der letzte soll Zimmermann werden; aber er schifft sich heimlich ein, und sein Abschiedsbrief kommt zusammen mit der Nachricht von seinem Tode. — Diese drei Motive, Tod und Liebe und Neid umreißen das Wesen des rauhen Volkes; alles Kleinliche wird überheult von der Stimme des Meeres.

1914. Weltkrieg. Die A. G. beschließt, den Preis für ein nächstes Jahr aufzuheben. Es folgen dann fünf Kriegsbücher.

12. 1915. «Gaspard» von R. Benjamin. Gaspard, der Pariser Lausbub, bringt Stimmung in die Kompanie, läßt sich im Lazarett verhätscheln, lernt den Schützengrabendreck flüchtig kennen und kehrt mit Holzbein munter nach Haus zurück. — Ein Buch für den Salon, geht mit einem Witz über das Schreckliche weg.

13. 1916. «Le Feu» von H. Barbusse (P. G. von 1914). Einleitung und Schluß wirken literarisch und theatralisch. Es bleibt das stärkste Kriegsbuch.

14. 1916. «L'Appel du Sol» von Adrien Bertrand. Der Intellektuelle Vaissette, der adelige katholische Berufsoffizier de Guéré,

der einfache Bauer, die ganze Komp nie Alpenjäger folgt dem «appel du sol», dem Ruf Frankreichs, der heiligen Scholle, mit der sie alle verwachsen sind.

15. 1917. «La Flamme au Poing» von H. Malherbe. Erinnerung, Liebe und Tod kommen zu dem einsamen Soldaten auf Wachtposten. Um die drei Motive gruppieren sich kleine Erlebnisse aus dem großen Geschehen. Alles Stimmung, nichts von Haß.

16. 1918. «Civilisation» von G. Duhamel ist die Fortsetzung von «Vie des Martyrs». 14 kleine Geschichten aus dem Lazarett: einer ist stolz darauf, ein seltener Fall zu sein; ein General hält feierlich eine Ansprache an einen Toten; einer wird verrückt durch einen Kopfschuß; ein Toter ist überzählig; ein katholischer Geistlicher und ein Rabbiner streiten sich um eine Leiche — sie gipfeln im Protest gegen die Zivilisation, die all diesen Jammer verschuldet hat.

17. 1919. «A l'ombre des jeunes filles en fleurs» von M. Proust. Proust freute sich wie ein Kind über den Preis. Die Handlung der zwei Bände, die den zweiten Teil des Proustschen Lebenswerkes «A la recherche du temps perdu» bilden, hat nur Bedeutung als Vorbereitung auf das folgende. Sie ist reich und arm, wie die Sprache — Schachtelsätze, Schachtelerzählung. Aber eine Anthologie daraus wäre etwas Köstliches.

18. 1920. «Nêne» von E. Pérochon: Die A. G. kehrt zum hausbackenen Brote zurück, zur Dorfgeschichte. Madeleine soll einem Witwer den Haushalt führen. Sie hängt ihr Herz an die zwei Kinder, die sie Nêne d. h. Patin nennen. Sie rettet die Kinder aus Wasser und Feuer und wird zum Dank von ihrem Herrn, der sich an eine freche Dorfschöne wegwirft, aus dem Hause gejagt. Nach acht Tagen kennen die Kinder Nêne nicht mehr; da geht sie ins Wasser. — Die Handlung ist reich und spannend aufgebaut, andere Geschicke sind hineingewirkt zu dem lebendigen Bilde einer französischen Landschaft aus dem Poitou.

19. 1921. «Batouala» von René Maran. Der wahrhaftige Negerroman von einem richtigen Neger in echtem Negerfranzösisch. Ein Protest des Negers gegen die Zivilisation, ein Loblied auf die gute alte Zeit, wo die unschuldigen Neger nach Herzenslust faulenzen und rülpsen und sich kratzen konnten. Die Handlung ist primitiv: der Häuptling Batouala ist eifersüchtig um seine Lieblingsfrau Yassiguindja auf den jungen Bissibingui. Auf der Jagd wirft er den Wurfspieß nach dem Nebenbuhler, im selben Augenblick reißt ihm der Panther den Leib auf. — Wie man sieht, zahlen auch die Zehn der Jazz-Zeit ihren Tribut.

20. 1922. Zum erstenmal werden zwei Bände desselben Autors preisgekrönt: «Le Vitriol-de-Lune» und «Le Martyre de l'Obèse» von H. Béraud.

Béraud wirbt um Mitgefühl für den armen Fettleibigen; aber er bleibt grotesk, ob er ungezählte Maß Bier vertilgt oder Entfettungskuren durchmacht, und vollends wenn er als Schwerenöter die Frau seines Freundes entführt und nach unendlichen Reisen ihr nichts als sein gutes Herz zeigen kann. Man versteht, wie Béraud zu seinem Leibspruch kam: «La nature hait le Gide».

Le Vitriol-de-Lune zeigt uns Béraud als Geschichtsklitterer mit mageren Helden. Blaise und sein Onkel Giambattista rächen den Martyrer Damiens, der, von den Jesuiten zum Attentat auf Ludwig XV. getrieben, gevierteilt wird, indem sie den König durch ein geheimnisvolles Gift, vitriol-de-lune, umbringen. — O, Béraud

hat Phantasie (à la H. H. Ewers), und sogar seine geschichtlichen Schnitzer atmen den Zeitgeist, die couleur locale.

21. 1923. «Rabevel ou le Mal des Ardents» von L. Fabre. Die Generation zwischen den zwei großen Kriegen, das Gegenstück zu den todessüchtigen Romantikern, ist dem «mal des ardents» verfallen, der Sucht sich auszuleben. Rabevel setzt sich in Geschäft und Liebe über alle Moral weg, beherrscht als Bankier das Nachkriegsfrankreich und stirbt einsam als Dorfschullehrer.

L. Fabre ist der Balzac unserer Zeit, sein Werk ist reich und stark wie das Leben selbst. Rabevel und Angèle vergißt man nie.

22. 1924. Von Thierry-Sandre werden drei Bücher gekrönt: Le Purgatoire, Erinnerungen aus der Kriegsgefangenschaft in Deutschland; eine Übersetzung aus dem Griechischen, das Kapitel über Liebe und Hetären aus „Gelehrte beim Mahl" des Athenaios; ein Roman «Le Chèvrefeuille». Titel und Motiv stammen aus „Tristan": wie man die ineinanderverrankten Hasel und Geißblatt nicht trennen kann, ohne daß beide umkommen, so auch nicht die Tristan und Isolde unserer Tage, Maurice und Marthe. Sie führen nach außen eine Musterehe. Aber Maurice geht's wie dem Zauberlehrling: er erzog sich Marthe zur Liebe, und die Liebe wird zum Tyrannen, die Ehe zur Hölle, Marthe ist auf alle und alles eifersüchtig. Der Krieg bringt keine Änderung. Da vertauscht Maurice in der Hölle von Verdun seine Papiere mit denen eines Gefallenen und desertiert; aber die Liebe treibt ihn aus Amerika zurück zu Marthe. Er beichtet seinem Freunde, dem Erzähler, und eilt zur Liebsten: Marthe hat sich eben wieder verheiratet. Tristan trog.

23. 1925. «Raboliot» von M. Genevoix. Der Roman des Wilderers. Raboliot wird beim Schlingenlegen erwischt, verwildert im Walde, besteht einen epischen Kampf mit Forsthütern, erschlägt den Gendarm, der ihn durch seine Frau zurücklockt, und ergibt sich. Dazu die Liebe um Sandine und Flora, die Mignongestalt der Louris und die Landschaft der Sologne — was will man mehr von einem gediegenen Roman?

Und jetzt die Gewissensforschung. War jedes preisgekrönte Buch «le meilleur ouvrage d'imagination en prose paru dans l'année»? — J. Renard antwortet darauf: «Isolément, chacun des dix sait ce que c'est qu'un bon livre, mais, réunis, pourraient-ils se flatter de le savoir encore?» Und L. Descaves meint skeptisch: «Le P. G. désigne non pas le meilleur roman publié dans l'année, mais un bon roman, rien de plus.» — Seien wir so bescheiden wie die A. G. selber.

Übrigens sind die Meinungen der Kritik über die Wahl der A. G. geteilt: 1 nicht die Favoriten erhalten den Preis, sondern man einigt sich schließlich auf einen neutralen outsider.

2. Das Resultat ist schon vor der Abstimmung entschieden; die ehrenvollen Erwähnungen in den ersten Wahlgängen sind platonische Trostpreise.

1925 ist ein klassisches Beispiel, wie gewählt wird: 17 Romane werden in 5 Gängen genannt. Der Sieger Raboliot erhält im ersten Gang keine Stimme, in den zwei folgenden je 1, im vierten 3, im letzten 5 (von 9). Alle im ersten Gang Genannten sind im letzten verschwunden.

Nur ausnahmsweise entscheidet gleich die erste Abstimmung, wie bei Rabevel.

Nach der Meinung der A. G. gehören also zu den „guten" Romanen auch die Trostkandidaten. Bei manchen bedauern wir

die Wahl der Zehn: Ch.-L. Philippe, Guillaumin, Jaloux, Giraudoux, Apollinaire, Colette, Audoux, Valéry Larbaud, Benda, Vildrac, Werth, Alain Fournier, Benoit, Hamp, Schneider, Dorgelès, Chadourne, Mac-Orlan, Soupault, Pourrat, Beucler, Bloch, Jouve, Delteil — sie alle und viele andere fallen so in den Machtbezirk des P. G.

Dann können die Zehn auch nicht dafür, daß andere schon anderswo preisgekrönt wurden; denn in Frankreich gibt es eine Unmenge von Literaturpreisen, von denen der Académie Française bis zum Prix des Méconnus.

Daß die Zehn den Naturalismus verhätscheln, müssen wir ihnen verzeihen: sie denken an ihre Jugend zurück.

Daß man ihnen den Vorwurf macht, sie zögen den Provinzroman vor, kann uns vom pädagogischen Standpunkt aus nur freuen: so lernen wir nicht nur das Paris der boulevards kennen, sondern Landschaften und Typen und Sprache von ganz Frankreich. Die Wahl der Kriegsbücher kann auch ein Deutscher billigen.

Der Katholik allerdings findet keinen der Preisträger im «Manuel illustré de la littérature catholique en France de 1870 à nos jours.»

Aber allein schon den Namen Pergaud, Proust und Fabre verdankt der G. P. seine Daseinsberechtigung.

Zusammenfassend: Es ließe sich leicht ein Handbuch zusammenstellen, Auszüge aus den P. G. begreifend, mit literarhistorischer Einleitung, kurzer Inhaltsangabe des ganzen Werkes und kritischen Anmerkungen. Es böte den unschätzbaren Vorteil, ein Ganzes, zeitlich fest Umrissenes zu geben, von dem ausgehend, im Anschluß etwa an Forst-Battaglia, man bequem weiter aufbauen könnte. Kurz, es wäre die beste Einführung in den französischen Roman der Gegenwart.

Nachtrag:

Nov. 1926: G. Courteline als Nachfolger G. Geffroys der 20. (10.) Akademiker.

Dez. 1926: Der P. G. von 1926 fällt an „Le Supplice de Phèdre" von H. Deberly. Das alte Motiv wird in die bürgerliche Gegenwart übertragen, die Tragödie am Schluß abgestumpft.

Luxemburg. J. B. Altman.

EINE EINZIGE REGEL FÜR DIE ANWENDUNG DES FRANZÖSISCHEN KONJUNKTIVS.

Wir haben uns die Frage gestellt, ob nicht unter den so heterogenen grammatikalischen Regeln über den Subjonctif ein gemeinsames Band bestünde, welches es ermöglicht, dieses Wirrsal durch eine einheitliche Formel zu ersetzen.

Dabei haben uns zwei Erwägungen geleitet:

1. Daß es in den allermeisten Fällen den Indikativ herbeiführt, wenn der mit que eingeleitete Nebensatz eine als gewiß gedachte Mitteilung enthält,
2. daß bei der ganz untergeordneten und verschwindenden Rolle des französischen Subjonctif-Satzes gegenüber seinem Hauptsatze das Verhältnis der Wichtigkeit zwischen den beiden Sätzen für die Anwendung des Modus im Nebensatze mitentscheidend sein müsse.

Nachdem wir nun die gesamten Regeln der Grammatik über den Subjonctif von obigen zwei Gesichtspunkten aus untersucht und miteinander verglichen hatten, erhielten wir als Ergebnis die folgende Einheitsregel: *Wenn der durch die Konjunktion que eingeleitete Nebensatz 1. eine als Gewißheit gedachte Mitteilung enthält, welche 2. eben so wichtig oder gar noch wichtiger ist als das im Hauptsatze Ausgedrückte, so ist im Nebensatz der Indikativ anzuwenden; ist aber auch nur eine einzige der Bedingungen 1. und 2. nicht erfüllt, so steht das Verbum des que-Satzes im Subjonctif.*

Um die Sache augenfälliger zu machen, bezeichnen wir die 1. Bedingung, d. i. die Gewißheit mit a, deren Erfülltsein mit +a und deren Nichterfülltsein mit —a; die 2. Bedingung aber, nämlich die gleiche oder überwiegende Wichtigkeit des Nebensatzes gegenüber dem Hauptsatze, mit b, deren Erfülltsein mit +b und deren Nichterfülltsein mit —b und sagen:

+a nebst +b ergeben den Indikativ im que-Satze, während —a oder +a —b oder —a —b den Subjonctif nach sich ziehen.

Oder: ein einziges Minus zieht schon den Subjonctif nach sich. Folgende Beispiele werden unsern Gedanken klar machen:

Mit dem Satze: «Je crois que cet homme vous en veut» will der Sprecher dem Hörer die bestimmte Tatsache mitteilen, daß der andere ihm zürnt. Darauf liegt auch das Schwergewicht, er will den Hörer warnen. Der Hauptsatz ist demgegenüber unwesentlich und könnte ebensogut wegbleiben. Hier sind also unsere beiden Bedingungen +a +b erfüllt, weshalb der Indikativ im Nebensatze steht.

In dem Satze: «J'ordonne que vous fassiez ce travail» enthält der que-Satz keine Gewißheit, es ist auch möglich, daß der Befehl nicht befolgt wird. Es liegt somit —a vor, was den Subjonctif nach sich zieht. Wenn aber das mit Zwangsgewalt ausgerüstete Gericht verkündet: «Par ces motifs, ordonnons qu'une enquête sera ouverte», so ist es ganz gewiß, daß eine Untersuchung eingeleitet werden wird, +a. Auf dieser Ankündigung liegt aber auch das Schwergewicht; die Parteien sollen wissen, daß eine Untersuchung stattfinden wird, und der Hauptsatz «Ordonnons» könnte ohne Trübung des Sinnes wegbleiben: +b. Es liegt somit +a nebst +b vor, weshalb der Indikativ zu stehen hat.

Wir wollen im folgenden die üblichen Regeln der Grammatik durchgehen und im einzelnen nachweisen, daß unsere Formel sich dort mit ihnen deckt, wo sie zutreffen und daß sie auch in jenen Fällen standhält, wo diese Regeln unzuverlässig oder zweifelhaft werden.

I. Subjonctif nach Verben, welche eine Gemütsbewegung ausdrücken. «Je crains qu'il ne perde son procès» Ungewißheit, —a, ergo Subjonctif: «Je m'étonne que vous ayez trouvé un acheteur». Hier liegt im Nebensatze Gewißheit vor, also +a; aber was dem Hörer hauptsächlich zu verstehen gegeben wird, ist nicht sein Erfolg, sondern das Erstaunen hierüber. Es liegt also —b vor, was den Subjonctif nach sich zieht.

«Nous sommes heureux que votre malaise soit passé». Gewißheit im Nebensatz, aber dieser tritt an Wichtigkeit hinter dem Hauptsatz zurück. Der Hörer soll vorzüglich wissen, daß wir über seine Herstellung glücklich sind, —b, daher Subjonctif.

II. Subjonctif nach unpersönlichen Hauptsätzen:

«Il est nécessaire que la jeunesse apprenne». Der que-Satz enthält keine Gewißheit, im Gegenteil lernt die Jugend oft nicht

also — a = Subjonctif. Desgleichen steht im que-Satze nach den Ausdrücken: «il est utile, il est rare, il importe, il est difficile, il convient, il vaut mieux» und ähnlichen keine Gewißheit, —a, und außerdem liegt der Nachdruck ganz auf dem Hauptsatze, —b. Daher muß in allen diesen Fällen der Subjonctif stehen.

Der Ausdruck: «il paraît» hat nach französischem Sprachgebrauch nichts mit Schein gemein, sondern er bedeutet: „es tritt zutage". Es handelt sich hier also um eine gedachte Gewißheit +a, und der que-Satz enthält die eigentliche und wichtigere Mitteilung. +b = Indikativ. Ebenso bedeutet croire: für wahr und gewiß halten.

Die Sätze: «Il est certain, il est évident, il est incontestable» und ähnliche leiten Nebensätze ein, deren Inhalt als Gewißheit gedacht ist und zugleich wichtiger ist als die einleitende Formel, welche ebensogut wegbleiben könnte wie das so beliebte „Ich will mal sagen". Bei allen diesen Satzgefügen liegt somit +a +b vor, daher Indikativ.

«Il semble ... il me semble». Die mechanische Regel, daß il semble den Subjonctif, il me semble aber den Indikativ nach sich ziehe, ist in dieser Allgemeinheit unzutreffend. «Il semble que la logique est l'art de convaincre de quelque vérité» (La Bruyère). Der Schriftsteller will als bestimmt mitteilen, daß die Logik diese Kunst ist. Der Hauptsatz stellt nur eine ganz unwesentliche Einleitungsformel dar. Es liegt somit +a +b vor, weshalb der Indikativ eintritt.

«Il me semble que mon cœur *veuille* se fendre» (de Sévigné). Ein Herz kann weder etwas wollen noch in Stücke gehen, —a; die Schriftstellerin will zum Ausdruck bringen, daß sie so empfindet (il me semble) als ob ihr das Herz zerspringen wollte. Hier liegt also —a —b vor, weshalb trotz il me semble der Subjonctif stehen muß.

Es ist klar, daß die Ausdrücke: «il est certain, clair, évident» etc. im que-Satze in dem Falle keine Gewißheit mehr enthalten, wenn der Hauptsatz fragend, verneinend oder bedingt ist = —a, mit Subjonctif.

III. Subjonctif nach den Verben des Denkens, Meinens, Glaubens, Sagens. Auch hier kommt es einzig und allein auf die von uns mit a und b bezeichneten Fragen an, und die mechanische Regel der Grammatik trifft nicht immer zu.

«Je prétends que cet homme me doit 1000 francs». +a +b = Indikativ. «Je prétends qu'il vienne chez moi pour s'excuser.» —a = Subjonctif.

«Croyez-vous que nous arrivions à temps.» —a, daher Subjonctif. «Pourquoi ne croyez-vous pas que je *suis* sincère?». Der Sinn dieses Satzes ist: „Ich bin aufrichtig, warum glauben Sie das nicht?" +a, und darauf liegt das Schwergewicht +b, daher Indikativ entgegen der mechanischen Regel der Grammatik. Wäre ich aber meiner Sache nicht sicher, so müßte wegen —a der Subjonctif stehen: «Croyez-vous réellement que cet homme *soit* sincère?»

«Vous ne supposerez jamais que votre ami vous *a* trahi de la façon la plus odieuse». Hier enthält der que-Satz eine Gewißheit +a und zugleich das Schwergewicht +b, weshalb trotz der fragenden Form des Hauptsatzes der Indikativ im Nebensatze stehen muß.

IV. Nach Verben des Befehlens, Wollens, Heischens usw.

In allen diesen Sätzen enthält der que-Satz regelmäßig eine Ungewißheit, da der Befehl nicht immer vollzogen, der Wunsch

nicht immer erfüllt wird. Also —a mit Subjonctif. Über die Anwendung des Indikativs bei Befehlen der Gerichte u. a. Machthaber wurde bereits früher gesprochen.

V. Nach afin, à moins, avant, de peur, gefolgt von der Konjunktion que, ferner nach quel ... que, quelque ... que, si ... que, soit ... que sans que, supposé que.

In allen diesen Fällen drückt der Nebensatz etwas Ungewisses aus, —a, weshalb der Subjonctif stehen muß.

Dagegen leiten die adverbialen Redensarten, après que, aussitôt que, dès que u. dergl. wirkliche Ereignisse ein, deren Mitteilung ebenso wichtig ist wie die im Hauptsatz gelegene. +a +b, ergo mit Indikativ, z. B. «Dès que les renforts furent arrivés, le général attaqua l'ennemi.» Hier könnte man mit gleicher Wirkung zwei Hauptsätze im Indikativ anwenden: «Les renforts arrivèrent et le général attaqua l'ennemi.»

Auch der sonst so seltsam erscheinende Gegensatz zwischen: «Si puissant que vous *soyez*» und «Tout puissant que vous êtes» erklärt sich bei sinngemäßer Zugrundelegung unserer Formel. «Si puissant que vous soyez» drückt aus: Möglich, daß Sie Macht haben, möglich auch nicht, vielleicht haben Sie viel Macht, vielleicht auch wenig". Es liegt somit —a vor. Dagegen besagt: «Tout puissant que vous êtes» Ja, sie Sind mächtig, und ich kenne den Umfang Ihrer Macht sehr wohl, aber trotzdem ... +a +b, daher Indikativ.

De sorte que, de manière que.

«Il a perdu sa fortune, de sorte qu'il est obligé de travailler dans une usine.» Die Tatsache, daß der einst reiche Mann jetzt als Fabrikarbeiter lebt, ist gewiß, +a und damit soll auf den Hörer vorzüglich Eindruck gemacht werden, +b, daher Indikativ.

«Je ferai de sorte qu'il *sache* de quel bois je me chauffe.» Hier enthält der que-Satz keine Gewißheit (nur ein Bestreben), —a mit Subjonctif.

VI. Nach Relativpronomen mit vorhergehendem Superlativ oder Ordnungszahlwort und in Relativsätzen, die einen Wunsch ausdrücken.

Auch in diesen Sätzen kommt es darauf an, ob +a +b vorliegt, in welchem Falle der Nebensatz im Indikativ zu stehen hat, oder ob —a oder +a —b vorliegt, was den Subjonctif nach sich zieht.

«Les Tyriens furent les premiers qui *domptèrent* les flots» (Fénelon). Es ist historische Tatsahe, daß die Tyrier die Wogen bezwungen haben. Dieser Umstand erscheint dem Schriftsteller viel wichtiger als derjenige, daß die Tyrier gerade die ersten waren. +a +b. Mit Indikativ. «Néron est le premier empereur qui *ait* persécuté l'Église». (Bossuet.) Obwohl auch hier der Relativsatz eine Gewißheit enthält (+a), so wird doch das Schwergewicht darauf gelegt, daß gerade Nero der erste war, der eine Verfolgung der Kirche unternommen (—b), daher Subjonctif. «J'ai fait de mon héros le portrait le plus majestueux et le plus brillant que *j'ai* pu.» (Voltaire.) Der Schriftsteller will sagen, daß er wirklich sein Möglichstes getan hat +a, und darauf liegt das Schwergewicht +b. Er wäre unbescheiden, wenn er das Schwergewicht auf den Hauptsatz verlegen und sagen wollte, daß das von ihm geschaffene Bild das schönste sei.

«Je cherche une jolie maison qui soit située sur une colline verdoyante.» Es steht noch gar nicht fest, ob das gesuchte Haus vorhanden ist: —a, daher Subjonctif.

«On vient d'arrêter un homme qui a tué son camarade.» Der Mann hat wirklich getötet, +a, und diese Mitteilung ist mindestens gleichwertig mit der des Hauptsatzes. +b, daher Indikativ.

Alle Wunschsätze, mit oder ohne Hauptsatz, stellen Unwirklichkeiten dar, —a und ziehen daher den Subjonctif heran.

In den mit de ce que, parce que eingeleiteten Nebensätzen ist eine Gewißheit ausgedrückt, auf welcher ein Nachdruck liegt, +b, daher Indikativ. Bei jusqu'à ce que ist zu unterscheiden, ob das Ereignis erst zu erwarten war oder ist (—a mit Subjonctif) oder ob dasselbe wirklich eingetreten ist (+a und wegen der Wichtigkeit des eingetretenen Ereignisses, +b, daher Indikativ.)

Wir wollen mit dieser kleinen Arbeit durchaus noch keinen völligen Bruch mit der herrschenden Schulroutine herbeiführen, doch glauben wir, daß eine fachmännische Prüfung unserer Formel für den Unterricht immerhin von Nutzen sein könnte. Dadurch, daß man die Schüler gewöhnt, die oben unter a und b aufgeführten Fragen richtig zu beantworten, würde ihr Denkvermögen gewiß geschärft werden, und diese Beantwortung wird nach einiger Gewöhnung weniger Kopfzerbrechen verursachen, als wenn sie jedesmal erst in Gedanken alle Regeln und Ausnahmen durchlaufen müssen. Der denkende Schüler wird an unserer Formel bald Gefallen finden.

Leipzig. Karl Fessler-Closquet.

ENGLISH READING MADE EASY.

Das Problem, "English Reading made easy", hat der Oxforder Professor, Dr. Craigie, in einem phonetischen System zu lösen gesucht, das durch seine Einfachheit und Klarheit entschiedene Vorteile bietet.

Da die englische Orthographie sich nicht dem Laute, sondern den Quellen, aus welchen sich die Sprache entwickelt hat, anpaßt, heißt es Lautbilder gruppieren und mit Hilfszeichen das unvollkommene Alphabet ergänzen.

Dr. Craigie sieht die Hauptschwierigkeiten für die englische Aussprache in drei Ursachen:

1. Der Gebrauch der gleichen Symbole, um verschiedene Laute darzustellen, z. B. die Buchstaben ou in Wörtern wie noun, group, soul, young, cough, oder o in grove, glove, prove.
2. Die Häufigkeit stummer Buchstaben wie in lamb, gnat, knee, isle etc.
3. Das Fehlen irgendeiner Angabe der betonten Silbe in Wörtern von zwei oder mehr Silben, z. B. wie comedy, mariner, mechanism, verglichen mit comedian, marine, mechanic.

Wie im Französischen durch Akzente, im Deutschen durch Umlaute und auch in anderen Sprachen Nasen- oder Gaumenlaute durch Zeichen angedeutet werden, so sollte auch im Englischen Gebrauch von solchen Zeichen gemacht werden. Diese fehlen erstaunlicher Weise gerade in jener Sprache, die sie am nötigsten hätte. Dr. Craigie macht nun Gebrauch davon, z. B. das u in Wörtern wie put und cut wird folgendermaßen unterschieden, das u von put wird pút geschrieben, und so ist es nicht mehr schwierig, zu unterscheiden zwischen brush und búsh, cull und púll, budding und púdding. Wenn der Laut, den a in what hat, mit folgendem à dargestellt

würde, so brauchte man nur swàn, wàsp, wàtch so zu drucken, um dem Schüler eine Sicherheit zu geben. In allen diesen Fällen würde die gebräuchliche Orthographie durch diese Unterscheidungen in der Tat phonetisch werden.

Dr. Craigie studiert zuerst die normale Basis der englischen Orthographie. Alle Wörter, die nach einer allgemeinen Regel ausgesprochen werden, erhalten keine Bezeichnung, die Zeichen werden reserviert für die Ausnahmen oder ungebräuchlichen Wörter. Z. B.:

a) Der normale Laut des kurzen o kommt in folgenden Wörtern vor, wie rob, rod, bog, don, pot. Aber das o in son, ton, front, month etc. hat einen anderen Ton und zwar lautet es wie in sun, tun. Man kann diesen Unterschied klar machen, indem man druckt sòn, tòn, frònt, mònth.

b) Der normale Laut des langen o kommt vor in den Wörtern robe, rode, smoke, home, bone, aber in anderen Wörtern wie come, some, none, love lautet der Vokal wie in sum. Das könnte man wieder anmerken, indem man druckte: còme, sòme, nòne, lòve.

c) In Wörtern wie rood, doom, noon, loose wird der Doppelkonsonant normal ausgesprochen. Der unregelmäßige Laut in blood, flood kann angezeigt werden, indem man druckt: blòod, flòod. Das zweite o braucht hierbei nicht berücksichtigt zu werden, denn man kann es als Regel gelten lassen, daß, wenn der eine Vokal mit Zeichen versehen wird, der zweite nicht beachtet werden muß.

d) Die Wörter loud, house, sound, shout haben die normale Aussprache, aber ou in touch, double, young, country etc. hat den Laut von kurzem u. Das kann man wieder bezeichnen, indem man druckt tòuch, dòuble, yòung, còuntry.

Der Vorteil dieser Methode ist ersichtlich. Der Schüler braucht sein Gedächtnis nicht mehr zu belasten mit langen Listen von Ausnahmen, da der markierte oder mit Lautzeichen versehene Buchstabe an und für sich genügt, nicht nur die Ausnahme zu bezeichnen, sondern auch den wirklichen Laut zu verleihen und die folgende Tabelle kann dartun, wie sehr die Anwendung derselben Prinzipien die ganze englische Orthographie und Aussprache vereinfacht.

Unmarked (= regular):	Marked (irregular):
famous, patent, latent	fămish, părish, tălent.
even, evil, lever	sŏven, dĕvil, ĕver.
diver, lining, spiral	drĭven, lĭnen, spĭrit.
polish, ropy, oral	pŏlish, cŏpy, mŏral.
puny, student	pŭnish, stŭdy.
beast, lead, reading	brĕast, lĕad, rĕady.
padding, pant, latch	wàdding, wànt, wàtsch.
pallet, pally; latter	pâll, tâll, wâter.
beak, feat, hear	brêak, grêat, bêar.
foul, bow, gown	sōul, bōw, grōwn.

Fast alle Lautzeichen für die Unterscheidung der Vokale bestehen bereits im Druckverfahren. Diejenigen, die zur Unterscheidung der Konsonanten nötig sind, sind weniger im Gebrauch aber finden sich in Transkriptionen der orientalischen Alphabete. Diese dienen dann zur Unterscheidung von th in thin und then, von s in house und houses, von g in get und gin, von gh in bough und rough, um deutlich die Aussprache von c, s und t klar zu machen,

in Wörtern wie social, pension, session, section und im allgemeinen, um allen Irrtum zu vermeiden, der entsteht in der unkonsequenten Anwendung eines unvollkommenen Alphabetes.

Vielleicht veranschaulicht eine Probe aus einem Lesebuch von Craigie's System das oben Gesagte am besten:

Windsor Forest.

"Thy fŏrests, Windsor! and thy green retrea.ts,
At onçe the mŏnarch's and the muse's seats,
Invi.te my lays. Be prĕsent, sylvan maids!
Unlo.ck yoúr springs, and open âll yoúr shades.
The groves of Eden, vănished now so long,
Live in descri.ption, and lóok green in song:
These, wère my brĕast inspi.red with ēqual flame
Like them in beauty, shóuld be like in fame."

Meggen-Luzern. F. Scherer-Ilgen.

EIN CONDITIONALIS PERFECTI MIT DEM INFINIT. PRÄS. UND SEIN ERSATZ IM SPANISCHEN.

1. Der Gedanke, daß etwas — nicht — hätte geschehen sollen oder können, das tatsächlich nicht — doch — geschehen ist, wird ausgedrückt durch den condit. II mit dem inf. präs. Es handelt sich dabei meist um die Verbindung von deber, poder, querer und haber de mit einem Verb. So sagt der Schriftsteller von dem früh verstorbenen Donato Abolenda: La Parca sopló demasiado pronto sobre aquella frente, que habría podido ser coronada andando el tiempo, . . Insúa, Juventina la bella, 10. — Marcelino zweifelt, ob seine beiden Kinder auch wirklich von ihm sind: ¿ Serán sus hijos ? ¿ Los dos ? ¿ Uno ? ¿ Ninguno ? . . . Habría querido poder aborrecerlos; habría querido trasladar su martirio de amor „sin dudas" a los hijos de la amante, de los que al menos no tendría por qué dudar o no dudar que fuesen suyos . . ., y ¡ no podía! F. Trigo, Las evas del paraiso, 179. — Die drei Pfarrer von Reicastro sind Gegner der Escorpiones, einer Gruppe Beschäftigungsloser, die sich im Café versammelt. Ellos habrian querido aplastar con el zapato a los Escorpiones. R. Pérez de Ayala, El ombligo del mundo, 93/94.

Ebenso wie das Spanische hier verfährt heute auch das Französische: Ah! si vous eussiez été une de ces femmes au cœur frivole comme on en voit, certes, j'aurais pu, par égoisme, tenter une expérience alors sans danger pour vous. Flaubert, Madame Bovary, 224, — und das Italienische: . . . ella aveva creduto che il suo amore avrebbe potuto essere un inciampo sulla via dell'artista; Brocchi, Il posto nel mondo, 183.

2. Der Konjunktiv auf -se oder -ra, der an anderer Stelle statt des Kondit. II gebraucht wird, vertritt ihn auch hier: Hubiese debido comprender que el cizañero ha traído desde la catedral su mal ángel a nuestra parroquía; d'Halmar, La pasion y muerte del cura Deusto, 87. — Tristán lo adivinaba y se sentía más herido en su orgullo que en su amor. Hubiera podido, hubiera debido dar explicaciones, rebatir la terrible acusación de la marquesa; los ojos de Clara se las demandaban con insistencia; pero la innata y fiera altivez de su naturaleza le cerraba los labios. Palacio Valdés, Tristán o el pesimismo, 283. ¿ No hubiera Usted podido venir a decirme que la niña estaba mala? Fernan Caballero, La gaviota I,

106. — Ebenso drücken wir uns ja im Deutschen aus: Hedwig: ... Kann ich vergessen, wie's hätte kommen können? — Schiller Tell IV, 2, 22/23. (Vgl. Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik 1900«, II, S. 531, Anm. 11, 1.

3. Die bisher angegebene Ausdrucksweise ist nun aber bei weitem nicht die einzige, nicht einmal die gebräuchlichste; vielmehr stehen zum Ausdruck des eingangs erwähnten Gedankens eine ganze Reihe von Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung.

Zunächst kommt es vor, daß ein Austausch stattfindet zwischen einfacher Zeit und zusammengesetzter; der Kondit. I erscheint an Stelle des Kondit. II, und dann mit dem Infinitiv des Perfekts. (Vgl. Tobler, V. B. II den Artikel Il a dû venir, 38ff.!) — Entonces, prosiguió la tía, deberías haberle dicho, que lo ignorabas; y no inducirle en un error tan craso. Fernan Caballero, La gaviota II, 102.

4. Ebenso steht an Stelle des Plusquamperf. Konj. + Inf. präs. nun Imperf. Konj. (auf -se oder -ra) + Inf. perf., aber auch Inf. präs.: Vió César que debajo de su falda corta (gemeint ist Luisa) llevaba la intrépida un pantalón cerrado, como el de un hombre. Pudiese, pues, haber suprimido la falda, y quedaría con sus botas de caña, su cazadora y su gorra del mismo paño, como un muchacho, ... Lopez de Haro, Fuego en las entrañas, 77. — Pedro Miguel hat einen Geistlichen zur Pfarrei geführt und dieser erklärt nun: aquí estamos en mi curato ..., worauf Pedro Miguel ausruft: Debiera haber comprendido, que era usted el nuevo párroco! d'Halmar, Pasiones y muerte del cura Deusto, 17. — Die condesa wirft Gustavo Nuñez vor, daß seine Ansichten über die Untreue einer Frau Elena verletzt haben. Er sagt darauf: Siento mucho que no le parezcan bien y si hubiera sabido su disconformidad me guardaría de emitirlas. Und die condesa: Debiera usted suponerlo, malvado, porque Elena adora a su marido. P. Valdés, Tristán, 172. — Hay cosas que horripilan; hay personas que no debieran haber nacido, ... Pérez Galdós, Marianela IX.

5. Häufiger noch als die angeführten Formen findet sich die Verbindung Imperf. indikativ + Infinitiv präs. (a) oder Inf. perf. (b) (a) ¡ya me debía usted avisar antes! Pardo Bazán, Los Pazos de Ullva, 243. — Tampoco renuncié en absoluto a la literatura, como debía. P. Valdés, La hermana San Sulpicio, 7. — Los menudos episodios de costumbres, terreno de que nunca debía salir Martínez Olmedilla en sus relatos, estan contados con verdadera maestría. Ramón Maria Tinreiro in „La lectura", mayo 1914.

b) Pero podía usted habérnoslos dado antes. P. Mata, Corazones sin rumbo, 189. — Creo que no debia usted haber dejado su casa ... Diaz-Caneja, La deseada, 178. — Podía haberme escapado por cualquiera calle transversal mientras estaba usted de espaldas. Blasco Ibañez, Mare nostrum, 131. — Pero debías haber denunciado á Von Kramer anónimamente, sin que él supiese de quién partía la acusación ... Ebenda 343. — yo no debía haber nacido ... Pérez Galdós, Marianela, XIII. Derselbe IX: todos mis argumentos van á parar á un punto, y es que debías haberle comprado zapatos á Nela.

Zwei Beispiele mit haber de entnehme ich dem Abschnitt Tempus, 2, S. 30, Weigert, Untersuchungen zur spanischen Syntax auf Grund der Werke des Cervantes Berlin 1907: „ahora, que me ha venido á la memoria lo que te había de haber dicho al principio de nuestra plática (was ich dir hätte sagen müssen) und Esto que

ahora te quiero contar, te lo habia de haber dicho al principio de mi cuento."

Gerade für den Gebrauch des impf. indik. im vorliegenden Falle lassen sich nun Parallelen anführen. Wenn auch das Französische heute nicht mehr so konstruieren kann, so fand doch im Altfranzösischen der oben erwähnte Austausch zwischen einfacher und zusammengesetzter Zeit statt (siehe Diez, Grammatik der rom. Sprachen, 1877[4], III, 292 Anm.) und im 17. Jahrhundert ist, wie Haase, Franz. Syntax des 17. Jahrhunderts, § 68 zeigt, der altfranzösische Gebrauch allgemein. Ein Beispiel aus Montaigne, Essais I, XXV (Ausgabe Garnier) Quelqu'un doncques, ayant veu l'article precedent, me disoit chez moy, l'aultre jour, que je me debvois estre un petit estendu sur le discours de l'institution des enfants; heute würde man sagen: que j'aurais dû m'étendre . . . „Beispiele jüngeren Datums finden sich noch" bei Plattner, Ausführl. Grammatik der frz. Sprache II, 3, S. 37. Ebenso erwähnt Plattner I[2] S. 273/4 Il fallait le dire. Vous ne deviez pas vous en tenir là. Je pouvais le sauver. Vergleichen wir damit ital. Doveva dirmelo. — G. A. Borgese, Rubé 18: Ma potevi aspettare un altro pó, santa pazienza. 111: Potevi avvertirmi prima, ecco. 354: Potevi venire anche senza annunziarti. Im Deutschen kann man in der täglichen Rede, wenigstens in bestimmten Gegenden, genügsam Wendungen hören wie: das mußtest du eher bedenken, das konntest du auch vorher besorgen u. a. Wie diese gesprochene Sprache auch manchmal noch in die Schriftsprache übergreift (und so einen letzten Rest mhd. Brauches darstellt), das zeigen ein paar Beispiele bei Tobler, V. B. II S.46/47, Anmerkung. Man vergleiche Blatz, Neuhochd. Grammatik 1900[3] II S. 545, Anm. 14.

6. Am häufigsten scheint der Gedanke der uns hier beschäftigt, Ausdruck zu finden durch das Präteritum, und zwar auch hier mit dem inf. präs. oder dem inf. perf. Die Beispiele sind überaus zahlreich: Pues bien: tengo el honor de presentarte a . . . mi hermano Miguel. — Ah! Debí adivinarlo. Lopez de Haro, ¿ Y después? 178/9. — Debí haberlo adivinado una hora antes. Alarcón, zit. aus Tobler, V. B. II 47, Anmerkung. — Sí, perdóname, porque debí callarme por respeto á ti. A Insúa, Mary los descubre, 65. Yo he hecho muy mal — se decía —, en predicar allí, debí haberme callado. J. Valera, Pepita Jiménez, 142. — Gloria, yo arrastraré toda mi vida un remordimiento muy pesado, si no te confieso ahora que soy un malvado, porque no debí amarte y te amé, porque no debí mirarte y te miré. Pérez Galdós, Gloria, I 227. —; Y tú, Diego, suelta ese arma, que nunca debiste empuñar contra tu mujer! Alarcón, El escándalo, 381. — Adriana pensó: „Está bien. Carta más al proposito no pudiste haberla escrito, gavilán. R. Pérez de Ayala, El ombligo del mundo, 128.

Usted señora cree que es deber suyo atormentarse recordando, amando lo que fué . . . y aborreciendo lo que no debió haber sido . . . L. Alas, La Regenta, II 577. — ! Tres novelas ejemplares y un prólozo! Lo mismo pude haber puesto en la portada de este libro „Cuatro novelas ejemplares". So beginnt Unamuno das genannte Buch. — En un papel de cigarillo pudo haberse hecho el „menú" de aquella pobre gente: Picón, El enemigo, 19. — Es verdad que usted es joven — repuso mirándome de arriba abajo —; pero bien pudieron haberle traído aunque fuese chico . . . P. Valdés, Aguas fuertes, 72.

7. Am auffallendsten ist wohl der Gebrauch des Perfekts mit dem inf. präs. Auch hier sind die Beispiele zahlreich. Buscabeatas hat das Geld für die ihm gestohlenen Kürbisse erhalten und kehrt nun, die Kürbisse auf dem Markt zurücklassend, nach Hause zurück. Unterwegs sagt er sich: Ich hätte Manuela (einen besonders schönen Kürbis, dem er diesen Namen gegeben hat) mitnehmen sollen um ihn heute abend zu essen und die Kerne aufzubewahren! :¡He debido traerme a Manuela, para comérmela esta noche y guardar las pepitas! Alarcón, El libro talonario, Schluß. — Pues no has debido decir a ese hombre que coma con nosotros. Picón, La hijastra del amor, II 170. — Sea lo que sea, creo que has hecho bien en marcharte de allí; has debido hacerlo antes . . . Diaz-Caneja, La deseada, 187. Ebenda 235: Vete, Bernardo; no has debido venir — ;Ha debido acompañarle tu marido hasta Madrid! sagt die Mutter eines abreisenden Studenten zu dessen verheirateten Schwester, der Gatte hätte ihn bis Madrid begleiten sollen. F. Trigo, En la carrera, 8.

8. Zusammenfassung. Die Beispiele haben eine Reihe von Ausdrucksmöglichkeiten für den eingangs angeführten Gedanken gezeigt. Nach Zeiten ergeben sie folgende Ausdrucksweisen:

1. debía avisar, 2. debía haber dejado, 3. debí adivinarlo, 4. debí haberlo adivinado, 5. debierva venir, 6. debiera haber comprendido, 7. debiese venir, 8. pudiese haber suprimido, 9. debría venir, 10. debrías haberle dicho, 11. he debido decir, 12. hubiese debido comprender, 13. hubiera debido dar, 14. habría debido venir.

Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß gelegentlich noch andere Formen begegnen. Im Affekt erscheint, wie so oft, auch hier wohl der bloße Infinitiv; der Begriff, um mit Ebeling zu reden, stürmt ins Leben, „losgelöst von Temporalität und Modalität, von Person und Zahl".

Ein Beispiel: Die condesita Blanca, die mit 18 Jahren einen Neunundfünfzigjährigen heiraten mußte, erzählt ihrer Freundin Mary, daß sie ihren Gatten mit ihrem novio betrogen hat. Gespräch:

¿No te parece que tenía razón?

— No. ¿Qué ha de parecerme?

— Hija, si yo hubiera tenido un marido presentable, como et tuyo . . .

— No haberte casado.

— ¡Bah, tú vives en las nubes! Yo tenía que casarme porque en casa se pasaba hambre, óyele, lo que se dice hambre . . . Mi novio era pobre.

— Haberte casado con tu novio . . . A Insúa, Mary los descubre, 140/41.

9. Da der Unterschied zwischen deber = Notwendigkeit und deber de = Vermutung nur auf dem Papier steht, in der Praxis von den meisten Schriftstellern aber nicht beachtet wird, so finden Notwendigkeit und Vermutung oft ihren sprachlichen Ausdruck durch ein und dieselbe Form und nur der Zusammenhang ergibt den richtigen Sinn.

Man vergleiche einmal:

He debido ser una niña muy hermosa, ich muß ein hübsches Mädchen gewesen sein, erzählt Julia von ihrer Jugend; Lopez de Haro, Las sensaciones de Julia, 25. (Über die Form siehe

Ebeling, Probelme der romanischen Syntax, I, 28.) Daneben: He debido traerme a Manuela . . . ich hätte nir Manuela mitnehmen sollen, Alarcón, El libro talonario, Schluß (in Historietas nacionales). — Bei J. Valera, Pepita Jiménez lesen wir S. 87 (Obras completas, IV): El rubor coloró mis mejillas. Debí ponerme encendido como la grana, . . . ich muß rot geworden sein; und ebenda S. 93: Yo no debí poner los ojos con tanta complacencia en esta mujer peligrosísima, ich hätte nicht sollen! —
Alberto Insúa, Mary los descubre, 209: A su edad no debió casarse . . . hätte nicht sollen, und Fernan Caballero, La Gaviota II 105 (Obras completas II): Debió ser terrible, observó el Barón, das muß schrecklich gewesen sein. Das obige: He debido ser una niña muy hermosa, und daneben: ;Debes haber sufrido mucho! Fernan Caballero, Callar en vida y perdonar en muerte, cap. VIII sind spanische Paralle zu dem französischen il a dû venir und dem gleichwertigen il doit être venu (vgl. Ebeling a. a. O. 23), im Deutschen steht aber neben: er muß gekommen sein kein *gleichwertiges*: er hat kommen müssen, da dieser Ausdruck nicht die logische Notwendigkeit einer Annahme bedeutet, sondern eine reale Notwendigkeit: sein Kommen, das tatsächlich eingetreten ist, war notwendig, gefordert.

Köln-Klettenberg. W. Koning.

ZUM NEUSPRACHLICHEN LEHRGANG IN MARBURG.

Der neusprachliche Lehrgang in Marburg vom 6.—11. Dezember 1926 zwecks Einführung in ein tieferes Verständnis der Preußischen Richtlinien durch die Praxis war nicht der erste seiner Art. Deshalb wurde gleich zu Beginn der Tagung bedauert, daß keine Möglichkeit geschaffen war, die Erfahrungen der vorangegangenen Lehrgänge für den Marburger auszuwerten. Da noch weitere solche Lehrgänge geplant sind, möge im Interesse der Förderung der guten Sache an dieser Stelle ein Wort zu den Marburger Erfahrungen gesagt sein.

Des Für und Wider zu den Preußischen Richtlinien ist auch von neusprachlicher Seite aus genug geschrieben worden. Infolgedessen ist es ein glücklicher Gedanke, in besonders eingerichteten Lehrgängen die neuen Unterrichtswege praktisch zu erproben. Dieser Zweck sollte darum auch deutlich der Leitgedanke einer solcher Unterrichtswoche sein. Es dürften also methodische Erörterungen der Art, wie sie etwa vor 25 Jahren gerade von den Neusprachlern besonders lebhaft geführt wurden und geführt werden mußten, in den gegenwärtigen Lehrgängen wohl nicht im Vordergrunde der Arbeit stehen, um so weniger, als gerade in dieser Hinsicht die Richtlinien neben der notwendigen klaren Betonung des nach allem Methodenstreit als gut Erkannten dennoch die Überzeugung des einzelnen gewähren lassen. Wenn in dieser Weise der Weg für die Veranstalter und Teilnehmer des Lehrganges gekennzeichnet und doch frei ist, so treten an der Hand des praktischen Alltagsunterrichts sofort die Fragen deutlich zutage, die die Richtlinien zur Lösung stellen. Zu ihnen allen im Verlaufe einer Woche mit der nötigen Ruhe und Sicherheit Stellung zu nehmen, ist natürlich unmöglich, mag auch das Interesse und die Regsamkeit der Teilnehmer — wie etwa in Marburg — noch so groß sein. Um so mehr erscheint mir eine gewisse planmäßige, kontinuierliche Arbeit der einzelnen Lehrganggruppen wünschenswert.

In Marburg prägten sich besonders die folgenden Punkte der Erkenntnis ein:

1. Die auf allen Klassenstufen betonte Verwendung der Fremdsprache als Mittel, Zweck und Ziel des neusprachlichen Unterrichts setzt die gründliche Kenntnis der fremden Sprache und des fremden Volkes beim Lehrer voraus; das bedeutet: die Bereitstellung von öffentlichen Geldmitteln für einen ausreichenden von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Auslandsaufenthalt der neusprachlichen Lehrer ist heute mehr denn je erforderlich.

2. Die grundsätzlich vorherrschende Verwendung der Fremdsprache darf auf keiner Klassenstufe die Gründlichkeit und Tiefe der Verarbeitung des Unterrichtsstoffes beeinträchtigen. Auf der Oberstufe wird sogar unter Umständen, — zumal bei der heutigen verringerten Sprachstundenzahl —, die Muttersprache das natürliche Mittel für die Erzielung klarer Erkenntnis fremder Art und Kunst sein und bleiben.

3. Der in den Richtlinien allenthalben wiederkehrende Hinweis, daß aller Unterricht „Arbeitsunterricht" sein soll, ist gewiß richtig und war vielleicht notwendig. Für die neueren Sprachen hat Adolf Krüper (in dieser Zeitschrift Bd. 34, S. 410 ff.) m. E. die zutreffende Abgrenzung des Begriffes Arbeitsunterricht gezogen und in gerechter Würdigung auf die gerade nach dieser Seite hinstrebenden Grundsätze des modernen neusprachlichen Unterrichts hingewiesen. Ich lenke deshalb in diesem Zusammenhange erneut die Aufmerksamkeit auf diesen Aufsatz und betone daraus mit besonderem Nachdruck den Gedanken, der auf der Marburger Tagung in der Form zum Ausdruck kam, daß neben der grundsätzlich im Vordergrunde allen Unterrichts stehenden mittätigen Schülerpersönlichkeit die regelnde und lenkende Kraft des Lehrers ihren Platz hat und behalten muß.

4. Zu dem Begriff „Kulturkunde" erbrachte der Marburger Lehrgang an der Hand von praktischen Unterrichtsversuchen wertvolle Anregungen und Klärungen. Sowohl aus der Fremdsprache unmittelbar wie auch aus Proben und Beispielen der fremden Literaturen und des geschichtlichen Entwicklungsganges des fremden Volkes wurden eindrucksvolle Erkenntnisse der fremden Wesensart unter Bezugnahme auf die eigene erarbeitet bzw. empfunden, und es wurde damit ein neuer Beweis erbracht, wie stark auch die neueren Fremdsprachen dem Ideal des wahren Humanismus zu dienen vermögen. Daß die „Kulturkunde" in erster Linie nur Unterrichtsgrundsatz und vielleicht in besonderen Arbeitsgemeinschaften gelegentlich auch Unterrichtsstoff sein kann, war fast ausnahmslos die Meinung des Lehrganges.

5. Ein besonderer Unterton, der die Marburger Schulwoche ständig begleitete und immer stärker Gehör erheischte, war die Erkenntnis von einem gewissen Mißverhältnis zwischen dem Höhenfluge, in dem die Preußische Schulreform Richtlinien für den Unterricht zu geben versucht, und der in der Wirklichkeit zum Sichbescheiden verurteilten Alltagsarbeit der Schule. Beunruhigende Klüfte tun sich vor dem ehrlich strebenden Schulmann auf, wenn die Richtlinien auf der einen Seite verlangen: allseitig gefestigte Sprachkenntnis, Erfassung der Gesetzmäßigkeiten des sprachlichen Lebens auf dem Wege des Arbeitsunterrichts, Würdigung der künstlerischen Form der fremden Dichtung und des in ihr ausgeprägten Geistes, Kontrolle der fremdsprachlichen Privatlektüre in besonderen Stunden u. a. m., und wenn dann auf der anderen

Cours de Vacances

UNIVERSITÉ DE LAUSANNE

Faculté des Lettres

1927

14 juillet — 24 août

LANGUE ET LITTÉRATURE FRANÇAISES MODERNES

COURS ET CONFÉRENCES — CLASSES PRATIQUES
CLASSES DE PHONÉTIQUE



Les Cours de Vacances organisés chaque année depuis 1895 par la Faculté des Lettres de l'Université de Lausanne sont destinés aux personnes qui désirent se perfectionner dans la connaissance et l'usage de la langue française.

En 1927, les cours commenceront le jeudi 14 juillet et se termineront le mercredi 24 août. Ils seront divisés en 3 séries de deux semaines chacune :

1re série : du jeudi 14 au mercredi 27 juillet.
2e » du jeudi 28 juillet au mercredi 10 août.
3e » du jeudi 11 au mercredi 24 août.

Chaque série comporte :

a) 18 heures de *cours* et 2 *conférences* ou *récitals*,
b) 16 leçons de 45 minutes dans chaque *classe pratique*,
c) 18 leçons de 30 minutes dans chaque *classe de phonétique*.

N.B. Les personnes inscrites à une classe de phonétique suivent, au début de leur première série, un cours théorique en 4 leçons sur les éléments de la phonétique française. Ce cours remplacera les leçons pratiques de prononciation des deux premiers jours.

Il n'y a de leçons ni le mercredi après-midi ni le samedi. L'après-midi du mercredi est consacré à une *promenade*, la journée du samedi à une *excursion*.

Séance d'ouverture : mercredi 13 juillet, à 20 h. 30
à la Salle Tissot (Palais de Rumine).

Demandez le programme détaillé au Secrétariat de l'Université, Lausanne (Suisse).

COURS

Première série : jeudi 14 - mercredi 27 juillet.

M. L. LAVANCHY. —	*Stylistique et style*	4 leçons
—	*Montaigne et Marcel Proust* . .	5 »
M. D. LASSERRE. —	*La Suisse contemporaine* . . .	5 »
—	*Les principes démocratiques de la Révolution française*	4 »
M. G. BONNARD. —	*Eléments de phonétique française*	4 »

Deuxième série : jeudi 28 juillet - mercredi 10 août.

M. H. MIÉVILLE. —	*De l'égotisme au nationalisme: Maurice Barrès*	4 leçons
—	*Trois étapes du roman d'analyse*	5 »
M. A. REYMOND. —	*Philosophie française contemporaine*	5 »
M. A. ROUGIER. —	*Les principes directeurs de la politique étrangère française au XIXe et au XXe siècles* . .	4 »
M. G. BONNARD. —	*Eléments de phonétique française*	4 »

Troisième série : jeudi 11 - mercredi 24 août.

M. A. DELUZ. —	*De Victor Hugo à Romain Rolland*	9 leçons
M. G. VOLAIT. —	*Questions actuelles de langue et de grammaire*	5 »
—	*Quelques formes historiques de l'esprit français*	4 »
M. G. BONNARD. —	*Eléments de phonétique française* .	4 »

Programme des classes pratiques.

L'enseignement, dans les classes pratiques, comporte des dictées orthographiques, des exercices de grammaire, d'élocution et de conversation, de traduction, de stylistique, de rédaction et de composition, ainsi que des séances de discussion sur des sujets d'intérêt général. Il est confié à des maîtres spécialistes de l'enseignement du français aux étrangers.

Les étudiants sont groupés en classes restreintes en ne tenant compte, pour la plupart des leçons, que du degré de leurs con-

naissances en français. Pour les deux leçons hebdomadaires de traduction, ils le sont en outre d'après leur langue maternelle.

Les étudiants qui ne prennent pas part aux leçons de traduction parce que leur langue maternelle n'est pas représentée par un nombre suffisant de personnes pour former une classe, ou parce qu'ils n'y tiennent pas, font, en lieu et place de traduction, des exercices de rédaction.

Les professeurs de français qui le désirent peuvent s'inscrire à une classe spéciale.

Programme des classes de phonétique.

L'étude théorique des éléments de la phonétique du français fera l'objet, au début de chaque série, d'un cours en 4 heures. Tout en suivant ce cours, les étudiants seront examinés individuellement par les maîtres chargés de l'enseignement pratique de la prononciation. A la suite de cet examen, ils seront répartis en classes restreintes et homogènes. Chaque classe recevra 14 leçons pratiques de prononciation dans sa 1[re], et 18 dans sa 2[e] et sa 3[e] série. L'enseignement dans ces classes comportera avant tout des exercices oraux : articulation de sons isolés, de groupes de sons difficiles, et de phrases; récitation de morceaux préparés avec soin; lecture préparée et à vue de textes phonétiques, et, subsidiairement, des exercices de dictée et de transcription phonétiques. Cet enseignement est confié à des phonéticiens expérimentés. Les symboles de l'*Association phonétique internationale* seront seuls employés.

HORAIRE QUOTIDIEN

MATIN (tous les jours, sauf le samedi)	8 h.— 8 h. 30 ou 8 h. 30 — 9 h.	classes de phonétique.
	9 h. 15—10 h. 10 h. 15—11 h.	cours et conférences.
	11 h. 15—12 h.	classes pratiques. (sauf le mercredi)
APRÈS-MIDI (tous les jours, sauf le mercredi et le samedi)	17 h.—17 h. 30 ou 17 h. 30—18 h.	classes de phonétique.
	18 h. 05—18 h. 50	classes pratiques.

CERTIFICATS

Le Conseil des Cours de Vacances délivre des *Certificats de français* munis de la sanction de l'Université, à la suite d'examens qui comportent des épreuves écrites et des épreuves orales. Pour être admis à ces examens, il faut avoir suivi les Cours pendant au moins deux séries.

Les étudiants qui désirent recevoir un simple certificat de présence aux Cours de Vacances sont priés de remettre au Secrétariat avant leur départ une enveloppe affranchie et adressée avec l'indication des séries, cours et classes qu'ils ont suivis.

INSCRIPTION

Il n'est exigé aucun diplôme pour l'inscription.

FINANCES DE COURS

une série	**60 francs**
deux séries	**90 francs**
les trois séries	**110 francs**

Les personnes qui ne désirent pas suivre l'enseignement complet peuvent s'inscrire pour l'un ou l'autre des trois ordres d'enseignement, ou pour un seul cours, aux prix suivants :

	Une série	Deux séries	Les 3 séries
Cours et conférences	30 francs	40 francs	50 francs
Classe pratique	40 »	60 »	70 »
Cours et classe de phonétique	30 »	50 »	60 »

Un cours de 4 leçons	7 fr.
Un cours de 5 leçons	8 »
Un cours de 9 leçons	15 »

Les personnes qui se décideraient à suivre l'enseignement des Cours de Vacances plus longtemps qu'elles n'avaient prévu au moment de leur inscription, bénéficieront des réductions accordées à celles qui s'inscrivent d'emblée pour plus d'une série. Elles devront toutefois acquitter une finance de 5 fr. pour frais de réinscription.

Il n'y a pas d'autres combinaisons possibles.



Seite die Grenzlinien des praktischen Unterrichts (vgl. auch Hans Borbein, in dieser Zeitschrift Bd. 34, S. 250 ff.) klar und so unüberwindlich sich abzeichnen, wie: übermäßig volle Klassen, die heute verringerte Sprachstundenzahl von Untersekunda ab, die verschiedene Beanlagung der einzelnen Schüler derselben Klasse, die neben dem Unterricht hergehende notwendige sittliche Erziehungsarbeit des Lehrers am Schüler, die heute oft ins Grenzenlose gehende Ablenkung der Jugend auf die Erzeugnisse und Auswüchse der sogenannten modernen Zivilisation, in der alles zum „Sport" zu werden droht. Die aus solchen Gegensätzen erwachsenden Gefahren klar zu erkennen und zielbewußt zu bekämpfen, erscheint mir eine besonders wichtige Aufgabe der Lehrgänge für Einführung in die Preußische Schulreform. Des öfteren werden bereits von Universitäten und Berufsverbänden Klagen über die mangelhafte Vorbildung der Abiturienten laut, meines Empfindens zum Teil eine Folgeerscheinung des eben erwähnten ungelösten, allzu groben Gegensatzes. Die Zahl der Gegner der Preußischen Schulreform ist gewiß nicht klein, sie droht zu wachsen, wenn hier der natürliche Ausgleich nicht bald gefunden ist. Ein gut Stück Arbeit auf diesem Wege können und sollten auch die praktischen Lehrgänge dieser Monate leisten.

Wiesbaden. Erich Hollack.

DIE FRANZÖSISCHEN LEHRER DER STAATLICHEN VOLKSSCHULE UND DAS FRANZÖSISCHE SCHULBUCH.

Das «Bulletin Mensuel du Syndicat National des Institutrices et Instituteurs Publics de France et des Colonies» enthält in der Mainummer 1926 einen Bericht, der des Interesses der deutschen Neuphilologen sicher sein dürfte, da er sich mit der Verhetzung der Schüler durch Schulbücher beschäftigt und u. a. auch Stellung nimmt zu einer deutschen Veröffentlichung des Märzheftes der „Süddeutschen Monatshefte": Das französische Schulbuch von heute. In der deutschen Fachpresse hat die Darlegung der „Süddeutschen Monatshefte" Abscheu und Unwillen über die französische Lehrerschaft erregt. Was das obengenannte Bulletin zu dem Thema Verhetzung durch das Schulbuch in einem sehr ausführlichen Bericht bringt, ist geeignet, nicht etwa unser Urteil über eine gewisse Hetzliteratur unter den französischen Schulbüchern zu ändern, aber doch die offizielle Stellungnahme der im Syndicat National vereinigten Lehrer und Lehrerinnen der staatlichen Volksschulen kennen zu lehren.

Der Bericht bezweckt „das Streichen von Schulbüchern mit kriegerischen Tendenzen aus den Departementslisten" und ist gezeichnet: Für den ständigen Ausschuß: der Berichterstatter G. Lapierre, 12 rue de Trétaigne, Paris (18e).

Er beginnt mit folgenden durch Fettdruck hervorgehobenen Sätzen: „**Die 78000 im Syndicat National vereinigten französischen Volksschullehrerinnen und Volksschullehrer, ihrer Erzieherpflichten bewußt und davon überzeugt, daß die Annäherung und die Zusamsammenarbeit der Völker, die sich im Kriege bekämpft haben, ein Werk der Erziehung ist und schon in der Schule begonnen werden muß, beschließen, mit allen Kräften daran zu arbeiten, die Jugend zur Kenntnis und zum gegenseitigen Verständnis der Völker zu führen, und dadurch zur Organisation des Friedens beizutragen.**"

Als eines der Mittel, in diesem Geiste zu erziehen, erscheint dann das Säubern der Departementslisten von allen haßsäenden Schriften. Was es mit diesen Departementslisten auf sich hat, wird später gezeigt.

Einer solchen Aufgabe, wie sie die französischen Volksschullehrer für ihr Land übernehmen wollen, täten aber auch die Lehrer anderer Länder gut sich zu unterziehen. Denn auch da gäbe es manches zu säubern und auszumerzen, meint der Bericht.

Es ist nun wichtig zu sehen, daß der Bericht im eigenen Lande neben warmherziger Anerkennung auch schroffe Ablehnung erwartet. Der «Temps» z. B. habe Angst vor dem «pacifisme cégétiste» (C. G. T. = Confédération Générale du Travail). Wehe, wenn Frankreich pazifistisch werde, dann sei es dem kriegswütigen Deutschland ausgeliefert! Und um nun zu zeigen, was man von dem Deutschland von heute zu erwarten habe, führten nationalistische Blätter in Frankreich die deutsche Schule von heute vor. Deutsche Lehrer erziehen zum Haß, also könnt Ihr Franzosen nicht reine Friedensliebe predigen! — das etwa sei das, was französische Nationalisten den Lehrern des Syndicat National vorhielten.

Unsere Nationalisten, heißt es weiter, sagen: Deutschland ist kriegsliebend. Deutsche Nationalisten sagen: Frankreich ist kriegerisch gesinnt. Sagen es und beweisen es — aus französischen Schulbüchern. Und nun führt der Bericht Proben aus solchen Schulbüchern vor, in denen z. B. sechsjährige Kinder lesen lernen sollen an einem Text, der von niedrigster Gehässigkeit erfüllt ist. Der Bericht protestiert dagegen, voll Scham über Kollegen, die sich solcher Bücher bedienen könnten. Er protestiert aber auch dagegen, daß solche Bücher deutschen Nationalisten als Beweis dienen, ihre Ansicht von dem völkerverhetzenden französischen Schulbuch zu stützen. In diesem Zusammenhang wird dann das Märzheft der „Süddeutschen Monatshefte" genannt. Der Bericht erwähnt, daß das Buch «Les Belles Images et les Belles Histoires» von 1916 datiere und im ganzen in nur 3000 Exemplaren gedruckt sei, von denen noch 1500 im Verlage lägen. Auf die einzelnen Belege der „Süddeutschen Monatshefte" geht der Bericht nicht ein. Daß scheußliche Hetzbücher existieren, gibt er zu. Sie seien nicht das französische Schulbuch von heute. Haßpredigende Schulbücher seien durch das Syndicat National von den Departementslisten gestrichen worden und würden weiter auf ihnen gestrichen werden. Neben solchen Schulbüchern ständen dann auch Bilderbücher für Kinder, die den Völkerhaß schüren sollten. Auch diese wären nie in die französische Schule gedrungen und würden nie in sie eindringen. Auf der anderen Seite aber seien Hunderte von Büchern vorhanden, die den Geist des Völkerfriedens predigten. Ein Beispiel eines solchen Buches wird dann in mehreren Belegstellen vorgeführt. Um es kurz zusammenzufassen, die Stellungsnahme der Lehrer des Syndicat National ist diese: Gewiß sind höchst bedauerliche französische Hetzbücher für die Jugend geschrieben, aber wir Lehrer an der staatlichen Volksschule streichen sie aus unseren Departementslisten. Wir weisen außerdem auf die vielen guten Schulbücher hin.

Über diese schon mehrfach genannten Departementslisten folgt dann eine eingehende Aufklärung, eine längere historische Abhandlung über die „Prärogative der Volksschullehrer in der Wahl der Bücher." Uns interessiert dabei nur der Zustand von heute. Er kommt zum Ausdruck in einem Erlaß vom 21. Februar

1914. Darin ist die Rede 1. von einer alljährlich stattfindenden Kantonalkonferenz der Lehrerinnen und Lehrer der Volksschule, die Ergänzungen und Streichungen der Departementsliste vorschlägt, 2. von einer Departementskommission, welche die Liste festsetzt, 3. von einer Zustimmung des Recteur. Der demokratische Charakter, der dem Ausleseverfahren französischer Schulbücher anhaftet, tritt darin hervor, daß in der ersten Instanz Lehrer und Lehrerinnen selbst die Listen der Bücher aufstellen, die sie benutzen wollen, daß in der zweiten Instanz, in der die Liste festsetzenden Departementskommission wiederum neben den Vertretern der Schulverwaltung Inspecteur d'Académie (Oberschulrat, inspecteurs primaires (Kreisschulräte), directrice, directeur de l'Ecole normale et professeurs (Seminaroberlehrer) Vertreter der Lehrerschaft sitzen. Gegen eine Willkür der dritten Instanz, des Recteur, dessen Zustimmung nötig ist, schützt die Bestimmung, daß der Recteur, falls er seine Zustimmung zu der Departementsliste versagt, dem Minister die Entscheidung anheimgeben muß, der dazu die Meinung des ständigen Ausschusses des Conseil supérieur de l'Instruction publique einholt. Man sieht: ein ziemlich kompliziertes Verfahren, in dem aber offenkundig der Lehrerschaft selbst ein weitgehender Einfluß auf die Bestimmung der Bücher eingeräumt ist, die sie in den Schulen benutzen will. Wenn also die 78000 Lehrer und Lehrinnen des Syndicat National gegen das völkerverhetzende Schulbuch und für das völkerversöhnende eintreten, so haben sie eine nicht unbeträchtliche Macht, ihren Willen durchzusetzen.

Die überwiegende Mehrheit der französischen Volksschullehrer sind heute als Syndicats (im Rahmen der C. G. T. d. h. Confédération Générale du Travail), als Gewerkschaften organisiert. Damit ist Initiative und Verantwortlichkeit des einzelnen ersetzt durch Initiative und Verantwortlichkeit der Gewerkschaft. Auch das bedeutet eine schärfere und rücksichtslosere Kontrolle des Schulbuches, als wenn einzelne sie ausübten. Das bedeutet vor allem eine Macht gegenüber den Verlegern. Und Verleger, meint der Bericht, sind in hohem Maße für die Produktion von haßerfüllten Schulbüchern verantwortlich. Sie wissen immer, woher der Wind weht. So haben sie im Kriege und kurz nach dem Kriege die Konjunktur ausgenutzt, die dem haßzüchtenden Schulbuch günstig war. Die organisierte Lehrerschaft der Volksschulen aber hat sich gegen alle Kriegstendenzen in Schulbüchern gewehrt. Sie hatten anfangs nicht die Stoßkraft. Auf dem Kongreß zu Tours, 1919, haben sie sich in zwei Gruppen gespaltet, die Fédération de l'Enseignement (kommunistisch) und das Syndicat National. Aber beide haben den Kampf gegen die verhetzenden Schulbücher aufgenommen. Beiden hat in Tours der greise Anatole France das Signal gegeben: Haß dem Hassel Verbrennt, verbrennt alle Bücher, die den Haß lehren! Und nun merkten die Verleger, daß der Wind sich gedreht hatte. Sie und die Schulbuchverfasser, die vorher die alten Schulbücher modernisierten, indem sie ein Stück Kriegsliteratur und Berichte von Greueltaten der Feinde Frankreichs hineinstopften, unternahmen jetzt die große Säuberung und Umstellung, die ihre Bücher dem neuen Geist angemessen erscheinen läßt. Der Bericht mißbilligt in scharfen Ausdrücken diese Doppelzüngigkeit und bittet die Lehrer, bei den Kantonalkonferenzen im Juni und Oktober eine Reihe von Schulbüchern auf den Index zu setzen. Es folgen dann 26 genau bezeichnete Schulbücher und genaue Anweisungen, wie diese „Reinigungskampagne" vorzunehmen sei. Ich setze

noch eine wiederum in Fettdruck hervorgehobene Stelle an den Schluß: Sie zeugt von dem Geiste, der den Bericht erfüllt.

«Nous ne demandons pas que, de parti-pris on laisse ignorer la guerre. Mais nous ne voulons pas que le rappel de ce passé tragique se borne à faire revivre et à ressusciter, pour les perpétuer, les sentiments de colère, de mépris, de vengeance à l'égard de nos anciens ennemis.

Nous voulons que l'enfant voie, à côté des guerres, la solidarité des peuples, étroite dans le passé, plus étroite encore dans le présent.

Nous voulons qu'il voie, au travers des peines, des défaillances, des catastrophes, l'ascension douloureuse des hommes vers un monde meilleur.

Nous voulons qu'une immense gratitude, qu'une immense pitié naisse en lui pour les hommes de tous les temps et de tous les pays.

Nous voulons que se fonde la volonté unanime de travailler à la paix universelle.»

Wir wollen das Bestreben der Lehrer des Syndicat National gern zur Kenntnis nehmen. Die ganz krasse und scheußliche Verunglimpfung des deutschen Wesens wird allmählich aufhören, aber es wird leider manches für uns Peinliche und Bittere bleiben. Das stammt nicht gerade aus dem Geist des Hasses, sondern einfach aus der streng französischen Einstellung, die uns bei so vielen Fragen als Ausdruck einer fremden Wesensart schneidend scharf entgegentritt. Das ist jedenfalls der Eindruck, den ich augenblicklich habe, wo mir in Paris viele französische Schulbücher durch die Hände gehen.

z. Z. Paris. Eduard Schön.

SCHWEDISCH IN HÖHEREN SCHULEN.

Als nach Beendigung des Weltkrieges die Feindmächte, im besonderen Frankreich, die kulturelle Absperrung, die der Krieg mit sich gebracht hatte, bewußt und absichtlich Deutschland gegenüber aufrecht erhielten, ging das Interesse an fremden Kulturen in Deutschland neue Wege und suchte sich neue Ziele. Diese neuen Verhältnisse wirkten sich auch im Unterrichtswesen aus und spiegeln sich in den Veränderungen, die in den Lehrplänen der höheren Schulen eingetreten sind. Das Französische verlor in weitem Umfange seine Vorrangstellung als erste Fremdsprache, zum Teil wurde die Möglichkeit geschaffen, es ganz auszuschalten und sich statt dessen mit einer der „modernen Fremdsprachen" zu beschäftigen: Spanisch, Schwedisch, Russisch.

Am weitesten hat das Spanische Eingang in unseren höheren Schulen gefunden. Die Beschäftigung mit dem Schwedischen schien zunächst eine Modesache zu sein. Die edelmütige Hilfe in wirtschaftlicher Not, die uns Schweden in den schweren Jahren gebracht hat, der lange Zug der „Kriegskinder", der Sommer für Sommer nach dem Norden ging, Elsa Brandström in ihrer unablässigen Fürsorge für die Kriegsgefangenen und Invaliden, die schwedische Hilfsaktion für unsere Studenten, der Goldregen des Nobelpreises, Professor Cassel in seinem unermüdlichen Kampf gegen die nationalökonomischen und weltwirtschaftlichen Unmöglichkeiten der Reparationsforderungen, der Strom der Reisenden,

der sich aus dem Norden über Deutschland ergoß, der Einfluß der schwedischen Gymnastik auf die Entwicklung unseres Sportlebens, alles dies hat dazu beigetragen, das Interesse für Sprache und Kultur dieses Landes und dieses Brudervolkes zu erwecken und zu stärken. Das deutsche Interesse fand von Schweden aus beste Förderung: weite Kreise in Schweden, vor allem „Riksföreningen för svenskhetens bevarande i utlandet" — das Gegenstück zu unserem V. D. A. — begrüßten diese Annäherung und förderten sie.

So entstanden an deutschen Universitäten — Berlin, Hamburg, Kiel, Köln, Leipzig, Jena, Greifswald, Rostock, Wien — Lektorate für Schwedisch, und Schwedisch wurde als Studienfach und Prüfungsfach in die Reihe der philologischen Universitätsgebiete eingereiht.

Aber auch an höheren Schulen fand das Schwedische Eingang. Der Kunze-Kalender von 1925 nennt als höhere Schulen mit Schwedisch: Berlin (FR), Reinickendorf, Wilmersdorf (F), Stettin (F. W), Glückstadt, Kiel (Rg). Diese Zusammenstellung dürfte aber noch nicht vollkommen sein. So wird Schwedisch z. B. auch in Lübeck (O. R. z. D. und v. Gr. R.) betrieben. Auch in Stralsund sollte nach einer Zeitungsnachricht vor längerer Zeit an einer höheren Schule Schwedisch eingeführt werden, und auch in Greifswald war einmal davon die Rede.

Im weitesten Umfange wird wohl das Schwedische bei uns in Lübeck an der Oberrealschule zum Dom betrieben. Englisch ist erste Sprache, von Sexta an obligatorisch. Die zweite Sprache beginnt in Quarta. Die Schüler müssen hier zwischen Französisch und Schwedisch wählen. Es entscheiden sich durchschnittlich etwa 35% für Schwedisch. Der Unterricht wird erteilt in Quarta in 4 Wochenstunden, ebenso in Untertertia, in Obertertia und Untersekunda in je 3 Wochenstunden. Die Oberklassen sind im Schwedischen kombiniert und haben 2 Wochenstunden. Die Beteiligung 1926/27: in IV: 28, in U III: 37, in O III: 15, in U II: 15, in O II U I O I: 22. Der Unterrichtsstoff ist so verteilt, daß in Quarta die Formenlehre an Hand des Lehrbuches von Grund-Lindquist (Verlag Diesterweg) erledigt wird, so daß von Untertertia an Lektüre betrieben werden kann: Selma Lagerlöfs Kristuslegender, A. Blanche's berättelser, Almqvist: Palatset, Frederika Bremer: Grannarne, Rydberg: Singoalla, Runeberg: Fänrik Ståls sägner, Strindberg: Gustav Vasa u. a. In den Oberklassen steht das Schweden des 19. und 20. Jahrhunderts im Mittelpunkt des Unterrichts: die politische Geschichte unter den Bernadottes, die wirtschaftliche Entwicklung (Ackerbau, Handel, Seefahrt, Verkehr, Industrie), das soziale Gebiet (Frauenbewegung, Arbeiterfrage, Antialkoholbewegung), die Literatur und Kunst, die Verfassung und Verwaltung.

Eine Schwierigkeit beim schwedischen Unterricht lag bisher in dem Mangel an textlichen Schulausgaben. Neben dem bereits erwähnten Lehrbuch von Grund-Lindquist war in Deutschland nur zu haben: Selma Lagerlöf, Kristuslegender (bei Diesterweg verlegt), August Blanche, Den rödrutiga schalen och andra berättelser (ebenfalls bei Diesterweg), Almqvist, Björninnan och andra vittra alster, und Lundström, Svensk läsebok (Kommissionsverlag Warkentien, Rostock). Jetzt hat sich jedoch der Verlag Velhagen & Klasing in dankenswerter Weise entschlossen, seine neusprachlichen Schulausgaben auch auf das Schwedische auszudehnen. Dort erscheint jetzt: C. J. L. Almqvist (Palatset, Urnan, Kapellet), V. Rydberg (Singoalla), L. Runeberg (Älgskyttarne,

Fänrik Ståls sägner), Strindberg, Lagerlöf, Per Hallström u. a. Auch ein Bändchen „Aus der schwedischen Geschichte" ist in Vorbereitung.

Wohl wird das Schwedische innerhalb der „modernen Fremdsprachen" nie den Umfang und die praktische Bedeutung wie das Spanische erreichen, aber es wird auch nicht mehr aus den höheren Schulen verschwinden. Und das ist zu begrüßen, denn die Beschäftigung mit dieser in Form und Klang schönen germanischen Sprache und der hochstehenden Literatur unseres Brudervolkes macht viel Freude und bringt reichen inneren Gewinn, die wissenschaftliche Literatur Schwedens spielt heute international eine beachtliche Rolle, . . . und wer darüber hinaus utilitaristisch-praktische Ergebnisse verlangt, sei darauf hingewiesen, daß Schweden infolge seiner Naturschätze das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, vor allem durch sein Norrland ein Land der Zukunft ist, wie es auch mehr und mehr, nachdem Italien ein gut Teil seiner Zugkraft eingebüßt hat, Reiseziel wird.

Lübeck. Paul Hainrich.

BESPRECHUNGEN.

Camillo von Klenze, *From Goethe to Hauptmann.* Studies in a Changing Culture. The Viking Press. New York 1926.

Das Buch enthält nicht, wie man nach dem Titel vermuten könnte, eine fortlaufende Darstellung der deutschen Literatur von Goethe bis Hauptmann, sondern es besteht aus fünf selbständigen Aufsätzen, die aber mit Recht unter dem einheitlichen Titel zusammengefaßt sind, da sie die wichtigsten Marksteine im deutschen Geistesleben des 19. Jahrhunderts behandeln. Der erste befaßt sich mit der klassischen Kunstanschauung Goethes, wenn auch nur im Verhältnis zu Italien, der zweite zeigt das Aufkommen der romantischen Geistesrichtung, der dritte und vierte stellen das Andringen des Realismus dar, dessen Sieg im Schlußaufsatz geschildert wird, wenn auch wieder nur an einem bestimmten, aber doch ausschlaggebenden Problem, der Behandlung der unteren Klassen durch Hauptmann.

Man muß bei der Beurteilung dieser Studien im Auge behalten, daß sie für englisch sprechende Leser geschrieben sind. In England wie Amerika sind aber die schweizer Erzähler Keller und Meyer wenig, die nachschillerschen Dramatiker Kleist, Hebbel, Grillparzer und Anzengruber kaum den Literarhistorikern bekannt. Der Verfasser ist daher gezwungen, sehr eingehende Inhaltsangaben ihrer Werke zu geben, hinter denen das eigentliche Thema im Aufsatz 3 und 4 etwas zu kurz kommt. Der letztere erweckt auch einen unrichtigen Eindruck. Gewiß ist die Bedeutung der genannten Dramatiker von der postumen Kritik längst anerkannt, es hat auch Stimmen gegeben, die Kleist oder Hebbel als den größten tragischen Dichter Deutschlands gepriesen haben, aber haben sich beide oder hat sich Grillparzer wirklich durchgesetzt? Sie mögen uns nach Zeit, Anschauung und Technik näher stehen,

aber weder beim lesenden noch theaterbesuchenden Publikum können sie gegen Schiller aufkommen. Worauf diese Ablehnung trotz aller Anerkennung beruht, das hätte in dem vorliegenden Aufsatz geschildert werden müssen, und für den feinsinnigen Zergliederer des Keller- und Meyerschen Realismus wäre dies schwierige Problem gewiß lösbar gewesen. Mit ungetrübter Befriedigung wird man die ersten beiden Aufsätze über Goethes Italien und die deutschen Vorläufer Ruskins lesen. In beiden Fällen hat sich der Verfasser ein bedeutsames, festumrissenes Thema ausgewählt und es nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnet behandelt. Klenze zeigt sehr fein, wie das Verhältnis des Klassizismus zu Italien und, darauf beruhend, sein Schönheitsbegriff durch die Tradition der Aufklärung gebunden war. In Voltaire und Rousseau wiederholt sich, verkleinert und modernisiert, der Gegensatz zwischen Plato und Aristoteles; Goethe hat zwischen den beiden Antipoden mehrfach hin und hergewechselt, und wenn *Werther* seine größte Annäherung an Rousseau bedeutet, so sein Hellenismus die an Voltaire. Diese Reaktion haben die Romantiker nicht mitgemacht, und sie betrachteten Italien mit den Augen Rousseaus. Wie diese Betrachtungsweise allmählich die Oberhand gewann und mit Ruskin in England auf besonders fruchtbaren Boden fiel, das schildert der zweite Aufsatz in klarer und klug durchdachter Weise.

Die letzte Studie fordert neben der historischen und ästhetischen Behandlungsweise des Kunstwerks eine neue Methode, die als die soziologische bezeichnet wird. Sie bietet selber ein Beispiel dafür und behandelt die soziale Stellung des Helden. Die Renaissance kennt nur den adligen Helden, die Aufklärung hat den bürgerlichen, die realistische Bewegung mit Zola, Tolstoi und Hauptmann den proletarischen geschaffen. Freilich kann ich dem Verfasser nur bedingt zustimmen, wenn er bei Hauptmann einen Fortschritt gegenüber den beiden genannten Vorgängern feststellen zu können glaubt. Ästhetisch mag ein solcher vorliegen, soziologisch sicher nicht, denn was bei Tolstoi und Zola Kampf, Leben und Zukunftsglaube ist, ist bei Hauptmann nur ein literarisches Motiv. Er ist kein Fanatiker des Proletariats wie der Franzose, er hat nie daran gedacht, mit der bürgerlichen Gesellschaft zu brechen wie der Russe, sondern er ist der dichtende Bourgeois, der sich den modernen Tendenzen nicht entziehen kann und will, weil sie eben die modernsten sind. Hauptmanns Schaffen nach den *Webern* bedeutet eine Rückkehr zum Individualismus; das könnte in poetischer Beziehung eine Vertiefung sein, ist aber eine Abschwächung in sozialer. Wenn ich in diesem Punkte Klenze nicht beistimmen kann, so liegt es wohl daran, daß der Ausländer den Dichter anders sieht und ihn mehr als Totalität betrachtet als der Inländer, der seit Jahrzehnten an jedem seiner Werke eine Enttäuschung erlebt. Der junge Hauptmann war am stärksten in *Einsame Menschen*, nicht in den *Webern*, und ohne den lärmenden Erfolg dieses Stückes wäre er vermutlich einer Richtung getreu geblieben, die seinem innersten Talent angemessener gewesen wäre. Freilich würde man ihn dann nicht als dritten im Bunde mit Tolstoi und Zola nennen können. Daß man es kann, ist gewiß kein geringer Ruhm, aber ein Ruhm, der durch einen Bruch in dem eigensten Wesen des Dichters erkauft ist.

Berlin. Max J. Wolff.

AMERICAN SPEECH. *Edited by Louise Pound, Kemp Malone, Arthur Kennedy.* Volume I, Number 1. October 1925. The William & Wilkins Company, Baltimore. $ 4.00 a year.

Nachdem die Arbeiten von Grandgent, G. Ph. Krapp, H. L. Mencken, Brander Matthews und G. M. Tucker die ersten zusammenfassenden Darstellungen der amerikanischen Sprache geboten hatten, war der Boden für weiteres Schaffen bereitet. So organisiert nun W. A. Craigie an der Universität Chicago die Vorarbeiten für ein großes Wörterbuch des amerikanischen Englisch und die Zeitschrift American Speech gesellt sich mit recht verheißungsvollem Anfange hinzu. Ihr Gebiet ist nach dem Begleitworte gegenwärtiger Sprachgebrauch, Schulsprache, Wortschatz, Aussprache, Ortsnamen, Stilistisches, Dialekte, Slang, wissenschaftliche und sonstige Terminologie und nichtenglische Sprachen in Nordamerika. Das erste Heft eröffnet ein sehr guter Aufsatz "Conservatism in American Speech". Denn wenn Mencken "restlessness, impatience of form, disdain of the dead hand" als Kennzeichen des amerikanischen Englisch ansieht, ist das nur die halbe Wahrheit. Ebenso mächtig sind, besonders auf Kolonialboden, konservative Züge; selbst Noah Webster, der mächtig gegen alles Englische ankämpft, ist konservativ, ihm folgen Irving Poe, Cooper; W. C. Bryant, mit dem das erste style-sheet auftaucht, während Henry James ganz zum Engländer wird wegen des "colloquial idiom with distinction". Sprachbücher (L. Murray, Webster) tragen zu diesem Festhalten am Regelmäßigen bei. In der Sprache vermeidet der Amerikaner manche Freiheit, so z. B. (wie ich aus meinen Arbeiten bestätigen kann) ist er strenger in Fragen der Kongruenz, auch bei "everyman-their"; empfindet geradezu peinlich das in England so häufige "these kind of books", trachtet den Unterschied "who-whom" festzuhalten und braucht meist das steife "it is I"; viel seltener, wie schon Storm (EPh 901) gesehen hat, das idiomatische "it is me". Zu dem dort Aufgezählten käme noch die, wie mir scheint, seltenere Verwendung des Split infinitive: "Mrs. Clay Tredgold had . . . laughed at her [Leora] if she lacked a shoe-buckle or split an infinitive" (Arrowsmith 241). Anderes allerdings wie das ganz alleinstehende "ones" wird eher amerikanisch sein: "flowers became her and she had often worn ones like that" (Louisa M. Alcott); ebenso "A kind (sort) of feel" u. ä. „Die Amerikanisierung tschechischer Taufnamen" (vgl. Mencken, AL. 349) bespricht die schwierigen Umsetzungen, die aus einer Vlasta Jiřinka eine Patricia Georgia, aus Václav James oder William machen, mit schärferem Sprunge als von einem Jindřich Novák zu einem Henry Norwalk (Arrowsmith 146), während die Gladys verhältnismäßig einfach zu einer Gladyška wird. Wichtig für die Wortbildungslehre ist die Ausbreitung von Suffixen so nach „Cafeteria": "basketeria, bobateria" (Friseurladen für Bubiköpfe), „cleaneteria, valeteria" u. ä., die S. 38/39 aus Kalifornien zusammengestellt werden. "The Kraze for 'K' ", von Louise Pound geistreich behandelt, ist ja auch aus den Romanen Sinclair Lewis' bekannt: "the Krackajack Kitchen Kutlery Ko." (Babbitt 221), "Ye Kollege Karavanserai" (Arrowsmith 61).

Eine ausführliche Bücherschau (S. 46—62) verzeichnet auch Zeitschriftenaufsätze, darunter den mir besonders wichtig scheinenden von Fred Newton Scott "English and American Vernacular", der auch im SPE. Tract XXII ausführlich behandelt

wird. Schon J. Storm, der die Proportion Englisch: Amerikanisch-Dänisch: Norwegisch aufstellte, sah (EPh. 842), daß es bei solchen Vergleichen auf die *Sprachschichte* ankomme; im höheren Stil ist nach ihm der Unterschied gering, man erkennt den amerikanischen Schriftsteller, „namentlich wo er sich auf alltäglichen oder volkstümlichen Gebieten bewegt". Professor Scott stellt drei Klassen auf: "slang or violent colloquialism" (eine sehr glückliche Prägung), die alltägliche Umgangssprache, "the idiom of commonplace reality" und endlich "the idiom of intellectual interests". Sehr groß sind die Unterschiede in der ersten Schicht; in der zweiten ergab eine Teilzählung im OED, daß etwa zwei v. H. des Wortschatzes spezifisch amerikanisch sind, in der dritten ist der Unterschied verschwindend gering.

Ein Engländer (aus Südafrika) sagte, er habe im Gespräch mit einem außerordentlich "slangy" Bostoner, einem durchaus gebildeten Manne, immer den Eindruck, als spräche er mit dem Amerikaner wie ein Polizist mit einem zu Verhaftenden. In der ersten Schicht zeigt sich tatsächlich ein Spieltrieb, ein Suchen nach farbigen, grotesken, gutmütig lauten Wörtern, nach Wortverdrehungen, wie etwa im britischen "Medical Greek" mit seinen absichtlichen "spoonerisms"; wie weit das nach oben dringt, weil es als „fesch" empfunden wird, wäre der Untersuchung wert (vgl. Spielereien wie "Brothers Males and Shemales" Arrowsmith 199 und im ganzen Buch), auch wieweit dagegen Abwehr (vgl. Arrowsmith 151) sich geltend macht. Die neue Zeitschrift, die sich mit diesem Hefte so ausgezeichnet einführt und mit weiteren Aufsätzen ("American place-names, B. Franklin on spelling reform, Americanism in standard English, Simile and metaphor in American Speech") verheißungsvoll fortschreitet, wird jedenfalls unseren Angloamerikanisten hinfort unentbehrlich sein.

Graz. Fritz Karpf.

Fannie Hurst. *Appassionata* ed. Jonathan Cape, London 1926 7/6 sh.

Die junge Schriftstellerin Fannie Hurst, die sich in England schon durch ihren Roman „Lummox" einen Namen gemacht hat, legt in Appassionata aufs neue eine Probe ihrer eigenartigen Begabung ab. Schon Sprache und Technik (der ganze Roman ist in der zweiten Person geschrieben) zeigen eine stark ausgeprägte Individualität, die jedoch noch übertroffen werden von der Kunst der Charakterisierung. Jede Person wird mit einer solchen Schärfe, fast möchte man sagen — Grausamkeit — erschaut, daß man sie sobald nicht wieder vergißt.

Psychoanalytische Studien in der Einkleidung von Roman und Novelle sind in der englischen Literatur der letzten Jahre keine Seltenheit mehr (vgl. Stichens: Stories, Rebecca West: The Return of a Soldier etc.) — Stets wird man die romanhafte Einkleidung Freudscher Theorien mit Vorsicht aufnehmen müssen. Von allen englischen Werken dieser Art ist das beste, was ich bisher fand, Fannie Hursts Appassionata, das eine meisterhafte psychoanalytische Studie der Adoleszenz darstellt.

Laura Regan, die Tochter eines amerikanischen Millionärs ist verlobt mit dem jungen Dudley. Nach einer Erziehung im Kloster ist sie in das moderne Gesellschaftsleben der amerikanischen großen

Welt hineingewachsen. Die Hochzeit steht nahe bevor, da wird sie durch einen Autounfall ernstlich verletzt. Wochenlang muß sie liegen. Als sie endlich von den Ärzten für geheilt erklärt wird, kann sie nicht aufstehen und gehen. Warum? Sie soll ja nun nach langem Warten in die Ehe gehen, vor der ihr graut. Also: „Flucht in die Krankheit!" — Was läßt das junge, schöne Mädchen zurückschaudern vor der Ehe? Die erdrückende Schwere der Frauenschicksale, die sie bei Mutter und Schwester mit visionärer Klarheit — trotz ihrer Jugend — durchschaut, lassen sie zurückschrecken vor der Liebe. Die Knie versagen ihr den Dienst, sie kann nicht in die Ehe gehen. Dann sieht sie Dudleys Untreue, den das lange Warten wankend gemacht hat. Nun fühlt sie sich frei, die Krankheit ist nicht länger als Vorwand nötig. So bereitet sich das Mysterium ihrer Heilung vor. In ihrem Zimmer hängt seit Jahren ein Bild von G. Max, ein Christuskopf mit geschlossenen Augen. Unter dem Einfluß dieses Bildes sehen wir das schönheiterfüllte Lebensgefühl sich wandeln in religiöse Ekstase. Wie nah Menschenliebe und Gottesliebe in der Seele des Jugendlichen nebeneinanderliegen, dafür ist uns Lauras Erleben ein erschütternder Beweis. Das Wunder geschieht! In einer Vision sieht sie die Augen des Christusbildes sich öffnen, unter ihrem Zwang steht sie auf und kann gehen, — nicht in die Ehe, sondern — ins Kloster. Nicht gleich erfüllt man ihr den Wunsch. Ein Jahr noch muß sie unter den Menschen leben, man versucht, sie von ihrer „Hysterie" zu heilen. Die Liebe kommt ihr noch einmal, größer, glühender entgegen —, umsonst, zu tief ist das Grauen vor Liebe und Leben — die Christusaugen siegen.

Der Roman ist mehr als eine psychoanalytische Studie der Adoleszenz. Er ist zugleich ein Ausschnitt des amerikanischen Gesellschaftslebens. Wir sehen das Haus des Millionärs, in dem kein Glück gedeiht, die Tragik des Vaters, der aus der Dunkelheit zum Reichtum emporgestiegen ist, ein Reichtum, von dem der Sohn sich verachtend abwendet, um sein eigenes Leben auf neuer Grundlage zu beginnen. — Doch liegt der Hauptwert des Buches in der eigenartigen Charakterisierungskunst der jungen Verfasserin. Sicher wird es auch in Deutschland einen Leserkreis finden unter denen, die dem Seelenleben der Jugendlichen suchend und verstehend folgen.

Einige Proben mögen hier folgen:

Der Christuskopf: "He had been Fleta's gift to you on your twelfth birthday. The Painting of the Christ Head by Gabriel Max. The anguished Head there against the parchment background. The fleck of blood from under the thorns and the veined lids that were closed over the eyes like two bits of hurting web."

Das Wunder: There you stood — swaying ... eyes streaming, hair streaming, arms stretching through to the gloom — up — up — up to Him ... the Max ... Godhead Beloved. You, Help me to walk. Help me, Beloved. Help me and I ... will come to you. To you only. I will be your bride. The perpetual and untouched bride of God."

Dortmund. Grete Brenner.

Englische Lesebücher.

1. Gade, Heinrich. "*The England and America Reader*". Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe aller Anstalten. Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig 1926. 111 Seiten.
2. Bauch, Reinhold. „*Amerikanisches Lesebuch*". Dresden 1926. 132 Seiten.
3. Bode-Paul. "*Seeds and Fruits*". Englisches Kulturlesebuch. Verlag von Diesterweg, Frankfurt a. M. 1926. 347 Seiten.

1. *Gade* bringt leichte Texte aller Art: Geschichten, Gespräche, Anekdoten, Briefe, Gedichte u. dgl. Er faßt seine Texte in neun Abteilungen wie "Scenes from English history", "Some animal stories", "Traits of American character" usw. zusammen, die ihrerseits wieder zu je 7 bzw. 2 Abteilungen durch die Überschriften "A. Great Britain", "B. America" zusammengehalten werden. Dies schadet schließlich nichts, wenn ich auch in der kulturkundlichen Aufmachung (nicht „Auswahl"!) fremdsprachlicher Texte für jüngere Schüler nichts als eine modische Äußerlichkeit zu erblicken vermag.

Im übrigen bekennt sich *Gade* zu Grundsätzen der Lektüreauswahl, die ich restlos billige. Wenn die Texte trotzdem nicht *alle* so frisch und lebendig sind, wie man danach annehmen möchte, so liegt dies offenbar daran, daß er geglaubt hat, dem kulturkundlichen Ziel zuliebe einige *beschreibende* Texte wie "The British Isles and their position", "How England is divided", "Thermometers" u. dgl. aufnehmen zu sollen. Freilich sollen Stücke wie das letztgenannte gleichzeitig der „Vermehrung des für praktische Themata nötigen Wortschatzes" dienen.

Außer den Texten enthält das Buch einige Bilder, ein nach Stücken geordnetes Wörterbuch und drei Karten.

2. *Bauchs* „Amerikanisches Lesebuch" ist eine Sammlung von Proben aus der amerikanischen Literatur, die durch verbindende Texte in englischer Sprache in den allgemeinen Kulturzusammenhang hineingestellt werden. Es bildet den zweiten Teil seines „Englischen Lesebuches"[1]), macht aber einen wesentlich geschlosseneren Eindruck als dieses. Dies rührt vor allem daher, daß Teil II fast ausschließlich dem 19. Jahrhundert gewidmet ist und daß die Lyrik mit ihren in sich geschlossenen Stücken einen breiten Raum einnimmt. Wir finden darin vier "Patriotic Songs" und lyrische Gedichte von *Bryant, Emerson, Whittier, Lowell, Longfellow, Holmes, Whitman, Poe* und *Bret Harte*, zusammen einschließlich einiger epischer Proben aus *Longfellows* "Evangeline" und "The Song to Hiawatha" 42 Seiten Versdichtung unter den 114 Textseiten des Buches. Aber auch die Prosatexte sind geschickter ausgewählt als in Teil I: Zu den Proben aus den "Leatherstocking Tales" und "Uncle Tom's Cabin" kann der Zusammenhang durch deutsche Jugendausgaben dieser Werke leicht hergestellt werden; der Abdruck der Unabhängigkeitserklärung ist zu billigen; Stellen wie die aus *Franklins* "Autobiography" und *Emersons* Schriften ergeben leicht ein in sich geschlossenes Bild. *Bauchs* „Amerikanisches Lesebuch" ist also eine jener *Auswahlsammlungen*, wie sie mir als Grundlage des in meiner Besprechung von Teil I empfohlenen Studiums eines eng begrenzten

[1]) Vgl. meine Besprechung dieses ersten Teiles in den N. Spr. XXXIII (1925), S. 478–480.

Teilgebiets der angelsächsischen Kultur, das als *Repräsentant* der Gesamtkultur dienen soll, vorschweben[1]).

Wer eine Auswahl aus der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts seinem Unterricht zugrundezulegen wünscht, hat in *Bauchs* „Amerikanischem Lesebuch" ein vortreffliches Hilfsmittel, das mit je einem Verzeichnis von Eigennamen und literarischen Hilfsmitteln, 6 Seiten Anmerkungen und 8 Dichterporträts ausgestattet ist.

3. "*Seeds and Fruits*" will in kurzen Umrissen ein Bild der englischen und amerikanischen Kultur der Gegenwart zeichnen. Es besteht aus 10 England und dem Britischen Reich gewidmeten Kapiteln, wozu noch je ein Kapitel über die deutsch-englischen Beziehungen und die Vereinigten Staaten kommt. Jedes Kapitel zerfällt in zahlreiche Unterabteilungen. Der Anhang enthält ein Verzeichnis von "Books for Further Study" (3 Seiten), ein "Glossary" (12 Seiten), "Index and Notes" (27 Seiten) und 2 Karten.

Das Buch wirkt teilweise wie eine Sammlung von englischen Belegen zu *Dibelius*' „England" und dem von ihm herausgegebenen „Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur". Diesen Büchern verdanken die Verfasser nach eigener Angabe zahlreiche Anregungen. Aus diesem Grunde ist das Buch für jeden Lehrer des Englischen sehr wertvoll.

Die Texte sind meist neueren Werken entnommen, die großenteils erst seit Ausbruch des Weltkrieges erschienen sind. Darunter ist manches Buch, das auch den für ihr Fach besonders interessierten Lehrern kaum dem Namen nach bekannt sein dürfte. Man erhält so von zahlreichen neuen Büchern Proben, die, so kurz sie sind, dem Fachmann doch eine gewisse Vorstellung von dem Stil und der Geistesrichtung des betreffenden Buches vermitteln.

Es handelt sich bei "Seeds and Fruits" also um ein in mancher Hinsicht sehr wertvolles Werk. Um so mehr bedaure ich sagen zu müssen, daß es als *Schulbuch* zwei erhebliche Mängel hat, die ich kurz an einigen charakteristischen Proben darlegen will:

Die einzelnen Stücke sind erstens zu kurz. Die drei längsten Kapitel des Buches haben ein so umfassendes Thema, daß es auch auf 28—56 Seiten nur gestreift werden kann, nämlich Kap. IV: "The British Empire of To-Day" (46 S.); Kap. IX: "Language; Literature; Press; Art; Music" (28 S.); Kap. XII: "The United States of America" (56 S.). Alle übrigen 9 Kapitel müssen sich mit 16—21 Seiten begnügen, so daß z. B. im 5. Kapitel "Industry; Trade; Commerce; Land Problems" die Industrie auf 4 Seiten im Anschluß an drei verschiedene Autoren, Handel und Verkehr auf 7½ Seiten im Anschluß an drei Autoren und das Landproblem auf 5 Seiten im Anschluß an vier Autoren behandelt wird. Dazu ist zu sagen: Selbst wenn ein Lesebuch in erster Linie als Ergänzung zusammenhängender Lektüre gedacht ist, dürfen die einzelnen Prosastücke, wie es in den „Methodischen Bemerkungen" der „Richtlinien" mit Recht heißt, *nicht zu kurz* sein.

[1]) Ein anderer ausgezeichneter Vertreter dieses Typus von Lesestoffen ist *Gades* „Englische Welt- und Lebensanschauung" (Renger), worin ausschließlich die engl. Nützlichkeitsphilosophie von Francis Bacon bis Spencer vertreten ist. Vgl. meine Besprechung dieses Buches in den N. Spr. XXXIII (1925) S. 152—155.

Die einzelnen Stücke sind zweitens zu trocken und lehrhaft. Eine der kürzeren der 46 Unterabteilungen des 19 Seiten umfassenden 1. Kapitels "National Character" lautet z. B. (S. 12): "*Honest and Ingenuous Egotism.* The British are usually described as egotistical, but though this is perfectly true, they are honest and unashamed in their egotism. They simply are unable to look at a question from the point of view of anyone else, and that is all there is to it. Remind them that you are there, and they will take account of you. Otherwise you do not exist, — for they are really very little concerned over what lies outside their own interests. They are in fact much more "ingénu" than "perfide".

Dazu ist zu sagen: Die Schüler der Oberklassen sollen ganz gewiß an *Probleme* herangeführt werden, die hier angewendete Behandlung des Problems des englischen Volkscharakters ist aber nicht die richtige. Ein Problem muß die Schüler doch zunächst *interessieren*, und dies ist nur möglich, wenn es in das warme und blühende Leben der *Dichtung* oder der *Geschichte* eingebettet oder wenigstens *ganz eingehend* behandelt ist[1]); denn schließlich wird *alles* interessant, womit man sich *intensiv* befaßt. Aus einer solchen an sich interessanten Lektüre müssen die Schüler dann ihren Gehalt an intellektuellen, moralischen und ästhetischen Werten durch *eigne* Fragen und Problemstellungen herausarbeiten. Wenn man den Schülern den *Schlüssel* zu den Problemen in die Hand gibt — einer der Untertitel von "Seeds and Fruits" lautet: A key to British and American Problems of our days —, verleitet man die Schüler geradezu zu vorschnellem, unwissenschaftlichem Urteilen. Beim *englischen Volkscharakter* im besonderen ist die Hauptsache, daß die Schüler aus dem gesamten englischen Unterricht eine lebendige innere Anschauung englischen Wesens gewinnen. Gelegentliche begriffliche Formulierungen des so Angeschauten sind erwünscht, haben aber nur Wert, wenn sie von den Schülern selbst erarbeitet sind.

Als *Darstellung der angelsächsischen Welt der Gegenwart* ist "Seeds and Fruits" sehr wertvoll, als *Schullesebuch* ist es ein Opfer der enzyklopädischen Verzerrung des Gedankens des Kulturunterrichts geworden, die gegenwärtig sehr verbreitet ist. Diese Überschätzung des Wertes einer umfassenden Kenntnis kultureller „Realien" dürfte noch schneller vorübergehen, als seinerzeit die Überschätzung der materiellen „Realien". Das sind alles Dinge, die der *Lehrer* kennen muß, die auch gelegentlich im Unterricht „vorkommen", die aber an sich nicht das Unterrichtsziel für die *Schüler* sind.

Dies *wissen* die Verfasser von "Seeds and Fruits" freilich auch, *praktisch* aber leisten sie der falschen enzyklopädischen Richtung Vorschub durch die Überfülle des von ihnen in kleinen Brocken Gebotenen, um das der Schulunterricht auf keine Weise ein geistiges Band schlingen kann. Wir müssen uns eben nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch stets gegenwärtig halten, daß das Ziel unserer Erziehung und unseres Unterrichts nicht mehr „positive Kenntnisse" schlechthin sind — wenn solche auch von jeder Schulung geistiger Fähigkeiten unzertrennlich sind —, sondern daß unser Ziel jetzt schöpferische Geistigkeit heißt oder —

---

[1]) Ein Muster der letzteren Art von Lesestoffen, die nur für sprachlich und geistig besonders hochstehende Klassen paßt, ist *Gades* schon erwähnte „Engl. Welt- und Lebensanschauung".

— wie man dies von anderer Seite genannt hat[1]). Kulturweckung, d. h. *zu eigner Tätigkeit drängende Erkenntnis.* Der so geweckte *Kulturwille* soll die Welt, die durch die erst jetzt voll zur Auswirkung kommenden Schöpfungen des Zeitalters der Naturwissenschaften und der Technik umgestürzt worden ist[2]), schöner wieder auferstehen lassen. Dies ist der letzte und tiefste Sinn des Kulturunterrichts, der nur als Arbeitsunterricht verwirklicht werden kann.

Rohfleisch, Jos. *Modern Democracies.* Aschendorffs Moderne Auslandsbücherei. Münster i. W. 1926. 96 Seiten.

Diese Schulausgabe bringt 12 gut ausgewählte Kapitel über die Erscheinungsformen und Probleme der Demokratie. Das 1. Kapitel stammt aus *Price Collier* "England and the English", die folgenden 7 aus *Bryce* "Modern Democracies" und die letzten vier, die sich auf die Vereinigten Staaten beziehen, aus *Lecky* "Democracy and Liberty".

Außer den Texten enthält die Ausgabe nur ein "Preface" von einer Seite. Es fehlen also auch Wörterbuch und Anmerkungen. Das Fehlen des Wörterbuchs ist zu begrüßen; denn die Sonderwörterbücher sind Hindernisse guten Unterrichts. Anmerkungen aber scheinen mir bei Schulausgaben notwendig zu sein. Freilich müssen die Anmerkungen auf die neuen Bedürfnisse des Arbeits- und Kulturunterrichts eingestellt sein und daher wesentlich anders als bisher aussehen.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

O. Schreiner, *Trooper Peter Halket of Mashonaland.* Gekürzt für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Krawutschke, Bielefeld und Leipzig 1926. Velhagen & Klasing. VII u. 51 S. Anhang 12 S. Wörterbuch 23 S. (English Authors 177).

Daß Olive Schreiners 1897 erschienenes Buch tiefen Unwillen in England ausgelöst hat, ist begreiflich. Denn die Selbstschilderung, die der Reiter Halket naiv dem ihm in einer Traumvision erscheinenden Christus gibt, zeigt eine solche moralische Verkommenheit, daß sie das Engländertum in Südafrika aufs schwerste bloßstellt. Und doch trägt Halket noch Züge, die ihn um einige Stufen über andere stellen. Zwar kauft er sich zu seinem schwarzen 15jährigen Mädchen von einem Kameraden eine 30jährige Frau, deren schwarzer Ehemann noch lebt. Aber er schlägt seine Frauen wenigstens nicht. Auch beteiligt er sich an den bestialischen Roheiten beim Erhängen und Erschießen Schwarzer nicht, sein Kameradschaftsgefühl ist stark entwickelt, und sein mit vielem versöhnendes tiefes Gefühl für seine Mutter läßt seine seelische

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Der englische Arbeits- und Kulturunterricht" (D. N. Spr. XXXIII [1925], S. 175ff.), S. 177.

[2]) *H. G. Wells* sagt darüber in dem ausgezeichneten Kapitel "The Development of Material Knowledge" von "A Short History of the World" (Tauchnitz Ed., Vol. 4598, S. 219): "In a little more than a century this mechanical revolution has been brought about. In that time man made a stride in the material conditions of his life vaster than he had done during the whole long interval between the palæolithic stage and the age of cultivation or between the days of Pepi in Egypt and those of George III."

Wandlung möglich erscheinen. Seine sexuell moralische Schwäche mußte für das Schulbuch ausscheiden (doch ist 29,28 a man who kept women stehen geblieben). Damit ging der Charakterzug verloren, der als Gegenpol der neuen Lebensauffassung anzusehen ist: der natürliche Wille zum Leben in seiner ureigensten Erscheinung, der verdrängt wird durch den Verzicht auf das Leben in der Hingabe für andere. Weiteres Wertvolles mußte fallen, um die erstrebte Kürze zu erreichen: der Vergleich der beiden weißen Rassen Südafrikas. Sie gleichen zwei schönen Rindern. Ein Raubvogel umfliegt sie, raunt ihnen wechselweise etwas ins Ohr, hetzt sie aufeinander, sie fallen über einander her, bis sie verbluten und der Raubvogel mit anderen Aasgeiern tückisch sich der reichen Beute freut. Wieder ist eine darauf bezügliche Stelle 27,29 stehen geblieben. Sie bleibt unverständlich wie auch 28,23 coves and mountain tops, die sich auf eine kurze, wunderschöne, leider ausgelassene Bachparabel beziehen. Leider wirkt auch durch die Auslassung der letzten großen Rede Christi die Wandlung in Halkets Seele etwas unvermittelt. So sind für den Kenner des Originalwerkes die Flicknähte fühlbar. Trotzdem kann der Leser sich dem packenden Eindruck nicht verschließen, den Christus als Haupt der „Gesellschaft der Menschenliebe" auf den im Dienst der „Chartered Company" stehenden Soldaten ausübt. Der 20jährige Halket, von seiner Truppe versprengt, von geld-, macht- und ehrgierigen Wünschen geplagt, grübelt in der erdrückenden Einsamkeit der südafrikanischen Steppe über seine Zukunft nach. Da naht sich ihm Christus, den er nicht erkennt. Durch die Unterhaltung mit ihm wird er jedoch so beeinflußt, daß er gelobt, als wahrer Christ zu wirken. Zwar lehnt Halket drei ihm gestellte Aufgaben ab: 1. das englische Volk zu bewegen, Gerechtigkeit in Südafrika zu üben, 2. die holländische und englische Bevölkerung Südafrikas zu hindern, sich zu zerfleischen, 3. Cecil Rhodes zu ermahnen, von weiteren Versuchen, ganz Südafrika unter britische Herrschaft zu bringen abzulassen. Als er jedoch zu seiner Truppe zurückkehrt, läßt er sich zu Vorhaltungen gegen seinen Hauptmann hinreißen, der einen aufgegriffenen Neger ohne weiteres als Spion hängen lassen will. Bei dem geglückten Versuch, dem Gefangenen zur Flucht zu verhelfen, wird Halket selbst vom Hauptmann erschossen. Verwebt in diese Vorgänge sind alle südafrikanischen Probleme: Chartered Company, Cecil Rhodes, Bevölkerungsfragen, Eingeborenenpolitik usw.

Von zwei Gesichtspunkten läßt sich die Erzählung betrachten. Religiös-ethisch ist sie als christliches Werk hoch einzuschätzen. Für die Schule und den englischen Unterricht tritt in jetziger Zeit der andere Gesichtspunkt in den Vordergrund. Sollen wir idealistisch-pazifistische Ideen als England beeinflussend bieten? Daß sie von einer anglisierten Deutschen stammen, tritt allmählich zurück, sie sind auch in gewissen engen Kreisen jenseits des Kanals lebendig, etwa bei den Quäkern, aber politisch wirksam sind sie nicht. Wer also diese Wirkung fürchtet und sie vermeiden will, wähle andere Werke. In der Untersekunda wird das Buch durch seine manchmal verwickelten Gedankengänge rechte Schwierigkeiten bereiten. Auch muß man die verschiedenen Stilarten der einfachen Darstellung, des predigenden Christus, der derben Soldatensprache hinnehmen.

Ich gehe zum Schluß nur auf wenige Einzelheiten ein. Zum Wörterbuch bemerke ich, daß es völlig unbefriedigend ist. Folgende

Stellen sind ohne Erklärung ganz unverständlich: 9,27: I don't know you from Adam = have no knowledge of your looks vgl. Fowler, The Pocket Oxford Dictionary. 13,13: Christus fragt: who is the greatest; he who serves or he who is served? Darauf Halket: If it comes to that, what's anything? Die Übersetzerin des Buches, Helene Lobedan (Berlin 1898 Ferd. Dümmler), übersetzt sinngemäß: dann läßt sich alles behaupten. 21,8 steht getting killed durch and sehr frei parallel zu dem vorangehenden Relativsatz; 29,29 nimmt but it is das Zeile 27 stehende it is not wieder auf. 33,31 belltent ist ein glockenförmiges Zelt für zwölf Personen; 39,15 He didn't see a soul of us all there ist ein interessanter Beleg zu der im Oxford Dictionary soul 7b nur in zwei Beispielen (1599 Shakespeare Hen. V, IV. I. 4. und 1862 Spencer, First Principles I, I. § 1,3) belegten Bedeutung „Spur". 41,30 edit heißt garble verstümmeln, vgl. Pocket Oxford Dictionary. 22,23 l. crush statt rush. 11,5 He's death on niggers wird in der Anmerkung mit „er ist Tod (Todesschrecken) für Neger" übersetzt; vgl. Fowler, Concise Oxford Dictionary: be death on (slang) skilful at killing game &c., or fig. at doing anything, also etwa: der weiß mit den Niggern umszupringen.

Berlin-Friedenau. Max Born.

Concise Pocket Encyclopaedia. Asprey & Co., Ltd., New Bond Street, London W 1.

Das Buch enthält auf 718 Seiten Kleinoktav manches Brauchbare, u. a. knappe, geschichtliche Überblicke über die Entwicklung der europäischen und der wichtigsten außereuropäischen Länder, doch scheint das Werkchen in seiner Anlage verfehlt und somit seine Anschaffung dem Lehrenden trotz der Billigkeit (3,50 M.) nicht empfehlenswert. Ein Konversationslexikon im Format eines Taschenwörterbuches, wie es hier geboten ist, bedingt von vornherein eine verhältnismäßig schwer zu treffende Auswahl von Einzelartikeln und deren Beschränkung auf ein Minimum. Kein Wunder, wenn dann die erbetene Auskunft wenig erschöpfend und befriedigend ausfällt. Man vgl. den Artikel „Luxemburg": Independent state between Germany and Belgium, violated by the Germans in the Great War. Diese Art von Sacherklärung dürfte sogar dem englischen Geschäftsmann, für den das Buch in erster Linie bestimmt zu sein scheint, wofür auch die Bevorzugung des Modernen spricht, recht trocken und nichtssagend vorkommen. Der Philologe ganz und gar erwartet von einem fremdsprachlichen Lexikon doch etwas anderes als eine Sammlung systemlos aufgenommener Einzelartikel. Ihm schwebt bei Benutzung eines solchen rasche, das Wesentliche bietende Orientierungsmöglichkeit vor über irgend einen Gegenstand oder eine Persönlichkeit der Geschichte, Literatur oder Kunst, denen er in der Lektüre begegnet und worüber er seinen Schülern in der fremden Sprache Aufklärung geben möchte. Diesen Anforderungen genügt aber das Buch in keiner Weise.

Encyclopédie par l'Image. Librairie Hachette, Paris.

Welchem Lehrer der neueren Sprachen wäre nicht schon bei der Durchnahme eines Lesestückes oder eines Abschnittes aus der Lektüre die Beigabe eines Porträts der behandelten Persönlichkeit,

die zeichnerische oder photographische Darbietung einer Begebenheit aus der Geschichte oder die Wiedergabe eines besprochenen Kunstwerkes erwünscht gewesen, in der richtigen Erwägung, daß der Stoff erst Leben bekommt, wenn er durch anschauliche Darstellung in glücklicher Weise ergänzt und vertieft wird? Unsere neuzeitlichen Lehrbücher haben in dieser Hinsicht zwar schon einen guten Schritt vorwärts getan, aber die zur Lektüre dienenden Werke geschichtlichen oder kunstgeschichtlichen Inhalts ermangeln noch fast vollständig, häufig aus Billigkeitsgründen, dieser als überaus notwendig erkannten Anschauungsmittel. Denken wir etwa an die Besprechung des Lebens und der Taten der Jeanne d'Arc. Der Text kommt dem Vorstellungsvermögen der Lernenden nicht entgegen, sondern bleibt toter Gedächtniskram, solange wir nicht Johanna in den einzelnen Phasen ihres Wirkens, ihrer Jugend, ihren Kämpfen und endlich ihrem Feuertod durch Vorzeigen zeitgenössischer oder moderner Kunstreproduktionen (Lenepveu im Panthéon) ihnen nähergebracht haben. Kann man sich heutzutage noch die Behandlung der französischen Revolution im Unterricht denken oder diejenige eines Molièreschen Stückes, ohne dem Schüler Gelegenheit zu bieten, aus der Fülle der vorhandenen hierauf bezüglichen bildlichen Darstellungen wenigstens von der einen oder anderen Einsicht zu nehmen? Die Tatsache ist doch unumstößlich, daß die Erfassung des vorliegenden fremdsprachlichen Stoffes in dem Maße zunimmt, je mehr bildliche Betrachtungsweise zugrunde gelegt wird, die auf das Auffassungsvermögen besser einzuwirken vermag als weitausgeholte Erklärungen. Solch vorzügliches und dabei billiges Anschauungsmaterial aus fast allen Wissensgebieten, namentlich der Kunst, Literatur und Geschichte gibt uns der Verlag Hachette in den durchschnittlich 60 Seiten Großoktav umfassenden Bändchen, die ein geradezu ideales Hilfsmittel für den französischen Unterricht darstellen und deren Beschaffung den Neuphilologen nur empfohlen werden kann. — Bisher sind folgende Bändchen erschienen, die neben dem Text eine überaus reichhaltige Bildergalerie darstellen und außer durch Papier und Druck auch äußerlich durch buntfarbigen Umschlag einen gediegenen Eindruck machen: Paris — Histoire du Costume — Histoire de l'Art — Les Cathédrales — Versailles — Les Races humaines — Napoléon — La Révolution française — La Mythologie — Jeanne d'Arc — Molière — Le Romantisme — L'Aviation — La T. S. F. — Le Ciel — La Mer — Les Animaux — Le Cinéma. — Die Sammlung wird fortgesetzt; die innere Umschlagseite gibt Aufschluß über die demnächst erscheinende neue Folge.

Landau. Karl Graner.

Dr. Richard Jordan, *Handbuch der mittelenglischen Grammatik*, I. Teil: Lautlehre, Heidelberg 1925 (Germanische Bibliothek; herausgegeben von Wilhelm Streitberg I. Reihe 13).

Wir können ein Gefühl der Trauer nicht unterdrücken, wenn wir im Titel dieses gediegenen Werkes die Worte „erster Teil" lesen; denn noch bevor wir das Erscheinen der in der Vorrede versprochenen Formenlehre erhoffen konnten, erschütterte uns die Nachricht von Jordans Tode. Trotzdem ist aber, was er uns in dem vorliegenden Bande hinterlassen hat, kein Torso, sondern eine vollkommen abgeschlossene, auf eigener Prüfung des Quellenmaterials und der Fachliteratur beruhende, gründliche Arbeit,

die dem Studierenden als ein sicherer Wegweiser durch das Gestrüpp mittelenglischer Dialektformen getrost in die Hand gegeben werden kann. Und wenn Jordan oft neue, von den bisherigen Anschauungen abweichende Lehren über einzelne lautliche Erscheinungen vorträgt, so versäumt er es nie, in Anmerkungen auch auf andere Lösungsversuche des jeweils behandelten Problems hinzuweisen.

Das Buch bespricht nach einer Einleitung über Begriff, örtliche Gliederung, fremde Elemente des Mittelenglischen, Gemeinsprache, Schrift und Schreibung zuerst die Entwicklung der Laute bis zum Ende des 14. Jahrhunderts und dann die lautlichen Erscheinungen des 15. Jahrhunderts.

Sehr zu begrüßen ist die Zusammenstellung der mittelenglischen Literaturdenkmäler nach den Grafschaften, in denen sie entstanden sind oder die uns erhaltenen Handschriften angefertigt wurden (§§ 2—6). Unter den fremden Bestandteilen des Mittelenglischen werden die niederländischen und niederdeutschen stärker hervorgehoben, als man es bisher gewohnt war (§§ 12, 131; 17 Anm. 2; 26; 32 Anm. 3; 35 Anm. 3; 179; 182, 3; 207 Anm. 4; 213); dagegen räumt Jordan vor dem 14. Jahrhundert dem Zentral- und Südwestfranzösischen nur einen sehr beschränkten Spielraum ein. Aus der Verspottung der Aussprache des Französischen im Munde der Engländer werden Schlüsse auf gewisse englische Lautungen gezogen (§ 251, § 256). Keltisches Sprachgut und keltischer Einfluß auf die Lautgebung werden ebenfalls betont (§ 8; §§ 132 Anm., 178 Anm. 2, 209 Anm. 3). Mit Recht zieht der Verfasser das in den letzten Jahren genauer untersuchte Ortsnamenmaterial zur Beleuchtung und Lokalisierung lautlicher Vorgänge heran. Auch die Ansicht, daß manche Lautwandlungen in der beginnenden Gemeinsprache nicht auf Erscheinungen fernstehender Mundarten zurückgeführt werden dürfen, sondern aus bodenständigen, niedrigeren sozialen Schichten an die Oberfläche kommen, wird oft sehr überzeugend vertreten. Welche Rolle die Sprachmelodie bei der Auswahl der Lautgebung spielt, wird allerdings erst künftige Forschung lehren können Von Wichtigkeit ist das Kapitel über die Konsonanten, weil diese in den bisherigen großen grammatischen Darstellungen des Mittelenglischen entweder stiefmütterlich oder noch gar nicht behandelt worden sind. Sehr dankbar sind wir schließlich Jordan für den Überblick über die lautlichen Vorgänge des 15. Jahrhunderts, mit denen sich die Forschung gerade in der letzten Zeit mit Vorliebe beschäftigt hat. Meist vertritt er in der Deutung der Schreibungen einen konservativeren Standpunkt als etwa Wyld oder Zachrisson. Auf Jordans Einstellung den grammatikalischen Schriften Luicks gegenüber brauche ich hier nicht einzugehen, da sich Luick in seiner sehr anerkennenden Anzeige des vorliegenden Buches im Beiblatt zur Anglia, XXXVII, 193—198 selbst darüber geäußert hat.

Jordan begnügt sich nicht mit einer rein empirischen Darstellung von Einzelerscheinungen, sondern versucht, Gleichartiges in allgemeinen Übersichten zusammenzufassen und in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen. So führt er die Verdumpfung des ae. ā auf eine Erweiterung der zu geringen Vokaldifferenz gegenüber dem sehr offenen ǣ zurück (§ 44 Anm. 1) und sieht — unter dem Widerspruche Luicks — in der neuenglischen Vokalverschiebung eine „wachsende Energie der Artikulation". In einleitenden Kapiteln über die Konsonanten spricht er über die Lautdauer, über den an mhd. Vorgänge erinnernden Verlust des

Stimmtones im Auslaut, über das Vernersche Gesetz (§§ 160, 180) und über den Übergang von Verschluß- und Reibelauten zum Stimmton. Nicht so treffend wie der Ausdruck Vernersches Gesetz für Fälle wie «knowlege», «sausige» u. ä. scheint mir die Bezeichnung Ebnung (§ 125 Anm.) für den angeblichen Übergang von «ouh» zu «ūh». Die alte Ebnung bestand doch im Verluste eines zweiten Diphthongbestandteiles, während hier die erste Komponente an die zweite angeglichen wird.

Einige Kleinigkeiten mögen hier noch richtiggestellt werden: S. 7, Z. 1 v. o. 13. nicht 12.; Z. 12 v. u. M(c Clean 123), nicht M(agdelen Coll.). Die Handschrift befindet sich im Fitzwilliam Museum. S. 40, Z. 6 v. u. ist § 31 und in der folgenden Zeile ‹ing› und ‹ung› zu lesen. § 34 Anm. 1: girs „Gras" kann man nicht als einen „Fall zwischen Dental und folgendem r" bezeichnen. Der Ausdruck double-you für das Zeichen w ist irreführend, da you sonst als Name des me.ȝ-Zeichens verwendet wird; ebenso vielleicht die Übersetzung „Vierling" für me. ferthing, farthing, S. 100 und S. 232. Ferner ist zu lesen: wānen S. 48, clīmben S. 58, hart (e) S. 87, lē S. 111, husbend S. 230, sowie öfters ǒ statt ŏ.

Ein dem Buche beigegebenes Wörterverzeichnis trägt viel zur bequemen Benützung bei; die Liste scheint ziemlich vollständig zu sein, aber durch ein Versehen wurden Hinweise auf das Pronomen ‹which› vergessen.

Wenn uns auch Jordan viel zu früh entrissen worden ist, so hat er doch mit seinem Handbuch der mittelenglischen Grammatik ein Vermächtnis hinterlassen, das wert ist, seinen Namen noch manchen Generationen junger Anglisten im Gedächtnis zu erhalten.

O. Walzel, *Handbuch der Literaturwissenschaft.* Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Berlin-Neubabelsberg,
Bernhard Fehr, *Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts mit einer Einführung in die englische Frühromantik.*

Als Stacheldraht und Schützengraben, Feindeshaß und Geldentwertung noch eine schier unüberschreitbare Grenzscheide zwischen Deutschland und England geschaffen hatten, da war es Bernhard Fehr, der vom kriegsverschonten Schweizer Eiland aus uns die ersten Nachrichten über die neuen Wege zukommen ließ, welche englisches Dichten und Denken während und unmittelbar nach der Kriegszeit eingeschlagen hatten. Damals begannen sich auch die unermüdlichen Studien des verdienstvollen, geistreichen Forschers zu dem vorliegenden Werk zu verdichten, das jetzt in 16 Lieferungen mit mehr als einem halben Tausend Seiten und vielen Bildern einen der wertvollsten Teile des Walzelschen Handbuchs der Literaturwissenschaft bildet. In fesselnder Sprache, unter Benützung des neuesten Quellenmaterials, das an vielen deutschen Bibliotheken auch heute noch unzugänglich ist, geht Fehr den Fäden nach, „die der Geist des englischen Schrifttums aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineingesponnen hat", um Halt zu machen, „wo wir immer einen Meister die Fäden kühn fassen und zu neuen Zeichen verknüpfen sahen."

Zwei Jahrhunderte umfaßt der dargestellte Zeitraum. Eine Schilderung des langsam sich vollziehenden Geschmackswechsels von Popes Klassizismus zu der in Spencer- und Miltonnachahmung, in der Naturdichtung, in der Schwärmerei für das Mittelalter und im gotischen Schauerroman sich ankündenden Romantik und eine Darstellung der Entwicklung der romantischen Poetik bildet die

Einleitung. Dann folgt die Hochromantik, zuerst gesehen im politischen Licht und dann im Bilde ihrer Hauptvertreter: Burns, der große Melodienkünstler, für den die Worte der Nährboden dichterischer Inspiration sind; Blake, der große Mystiker; die Naturekstatiker der Seeschule und ihre Theorie; Sir W. Scott, Shelley, Keats und Byron, daneben Antiromantiker wie Crabbe, Rogers und Campbell und die Meister der Prosa wie Hazlitt, Leigh Hunt, De Quincey und Landor werden in feinfühliger Weise charakterisiert. Der zweite große Abschnitt zeigt die englische Literatur im Zeitalter des Individualismus 1830—1880. Mit sicherer Hand werden zunächst die philosophischen, politischen, religiösen, sozialen und künstlerischen Bewegungen der Zeit und ihr Niederschlag in der Literatur skizziert, dann ziehen Tennyson, die beiden Browning, D. G. Rossetti, Morris, Swinburne und Meredith als Lyriker, Dickens, Thackeray, George Eliot und Meredith als Romandichter an uns vorüber. Besonders die Einzelbilder der Präraphaeliten sind in glanzvollen Farben ausgeführt. Den dritten Abschnitt über die englische Literatur seit 1880 vom Individualismus zum Sozialismus eröffnet wieder ein von demokratischen Sympathien getragenes Kapitel über Gesellschaftsumschichtung in Leben und Schrifttum, über die lauten Neunzigerjahre mit dem Rufe nach Frauenemanzipation, Imperialismus und Ästhetentum, über das neue Jahrhundert und den Pragmatismus. Nun hat sich der Roman zur wichtigsten Dichtungsgattung ausgebildet, die zuerst im Überblick unter Berücksichtigung ihrer ausländischen Vorbilder besprochen und dann in ihren bemerkenswertesten Vertretern, R. L. Stevenson, Th. Hardy, Gissing, Kipling, H. G. Wells, A. Bennett, Galsworthy, J. Conrad gekennzeichnet wird. Unter den jüngsten Romanepikern kommen Cannan, Beresford, Mackenzie, Swinnerton, Walpole, Lawrence und May Sinclair zum Wort. Die modernen Lyriker reiht Fehr als Neuklassizisten, Endhafte, Kraftrealisten und Weltreichsänger, Mystiker und Träumer an, um dann der keltischen Renaissance und dem Jungrealismus in Lyrik und Versepik eigene Kapitel einzuräumen. Der letzte Teil behandelt das englische Drama seit 1880 mit B. Shaw im Mittelpunkt und einer Darstellung des Dramas der keltischen Renaissance.

Bei dem von Tag zu Tag anwachsenden Material ist es natürlich unmöglich, Vollständigkeit anzustreben und die Auswahl muß von einem subjektiven Standpunkt aus getroffen werden. Den einen großen Vorteil hat Fehrs Darstellung, daß sie durchwegs auf eigener Lektüre der besprochenen Literaturwerke aufgebaut ist. Der Druck ist gut und sauber, die Reproduktionen der Bilder sind durchwegs sehr gut gelungen. Von Druckfehlern sei nur das Geburtsdatum L. Abercrombies (1881, nicht 1861) angemerkt. Das Buch ist ein Standard Work und wird nicht nur dem Studierenden ein äußerst wertvoller Wegweiser sein, sondern dürfte auch weit außerhalb des Kreises reiner Fachgelehrsamkeit viele dankbare Leser finden.

Wien. Friedrich Wild.

FRITZ NEUBERT, *Die französische Literatur* (in dem Band des gleichen Jahrbuchs: Romanische Literaturen von der Renaissance bis zur französischen Revolution).

Fritz Neubert, dem in dem Walzelschen Handbuch die Bearbeitung der französischen Literatur von der Renaissance bis zur Revolution zugefallen ist, hat sich seiner Aufgabe mit Geschick

entledigt. Der Wert seiner Darstellung liegt in ihrer strikten und zuverlässigen Sachlichkeit. Sie ist weder mit Polemik beladen, noch durch Esprit beflügelt und wirkt daher lebendig und nicht unpersönlich. Der sachkundige Leser spürt die Vertrautheit des Verfassers mit den Texten, sowie den wichtigsten Arbeiten der Forschung und weiß seine selbständigen Urteile über den gedanklichen Gehalt und die künstlerische Verfassung der behandelten Werke zu schätzen. Die Sorge um Zusammendrängung auf das Wesentliche wird ebenso offenbar, wie der Wunsch möglichst viel auf engem Raum zur Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten und Schöpfungen zu sagen. Dabei kommt in seltenen Fällen, z. B. auf S. 329, ein etwas unschön überladenes Satzgebilde heraus. Daß hier und da andere Meinungen und Wertschätzungen möglich sind, ist selbstverständlich. Eine wesentliche Abweichung des eigenen Urteils des Rezensenten von dem des Verfassers ergibt sich z. B. bei Molière. Neubert gibt hier in der Hauptsache die traditionelle Auffassung wieder, die in mehreren Komödien Molières Thesendramen erblickt, an starken tragischen Gehalt einzelner Gestalten und Begebenheiten, an die Versetzung des Zuschauers in angstvolle Spannung und allzusehr an das Schaffen des Dichters aus dem eigenen, schmerzdurchzuckten Erleben glaubt. In dieser Hinsicht sind starke Einschränkungen zu machen, wenn die komische Kunst Molières richtig verstanden werden soll.

Wien. Walther Küchler.

Jaroslav O. Hruška, *Methodologie der französischen Sprache*, (*Metodologie jazyka francouzského*), Verlag der Česká Grafická Unie A. S. Prag 1926.

Die Aufgabe, die sich das Werk stellt, ist eine durchaus pädagogische: es will dem Lehrer der französischen Sprache an der Mittelschule und verwandten Lehranstalten Führer und Berater sein. — Nach einem kurzen Überblick über die Pflege der französischen Sprache im alten Österreich und der Tschechoslowakei geht der Verfasser auf die einzelnen Lehrmethoden ein, indem er von Aelius Donatus, also den ältesten Zeiten, ausgeht und die beiden nebeneinander laufenden Richtungen, die eine abstrakt, systematisch-grammatisch, die andere direkt, analytisch-nachahmend, in ihrer Entwicklung verfolgt. Der Verfasser entschließt sich zur vermittelnden Methode, wobei der Aneignung der Sprache auf psychologischer, bzw. pädopsychologischer Grundlage, ein besonderes Augenmerk zugewendet wird. Wie diese psychologische Grundlage zur Erreichung des didaktischen Zieles führen könne, dies zu zeigen ist zum guten Teile Aufgabe des Werkes. — In der praktischen Durchführung teilt Hruška seinen Stoff in drei Stufen ein, d. i. Unter-, Mittel- und Oberstufe und verfolgt in jedem dieser Teile gesondert: Aussprache, Lektüre, Sprechübungen, Wortschatz, Grammatik, Übersetzung, schriftliche Arbeit. Eine sorgfältige Behandlung erfahren Semantik, Archaismen, Assoziationserscheinungen, Doubletten, Synonymität und Metrik. — Die Reformmethode neigt dazu, den Wortschatz zu vernachlässigen. Diesem Übelstande will der Verfasser dadurch abhelfen, daß er zeigt, wie das Wortgedächtnis des Schülers gestützt werden kann, ohne zu dem der Methode widersprechenden Vokabellernen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Mit besonderer Liebe ausgeführt sind die

psychologischen Spracherscheinungen, wie Volksetymologie, Euphemismus usw. Der Lehrer, der eine gute Übersicht über diese Dinge zur Hand haben will, wird gerne zu Hruškas Buch greifen.

Prag. Walter Flusser.

LEO JORDAN, *Altfranzösisches Elementarbuch — Einführung in das historische Studium der franz. Sprache und ihrer Mundarten.* Bielefeld u. Leipzig 1923, Verlag von Velhagen & Klasing.

Der Hauptvorzug des bereits vielbesprochenen Buches[1]) in pädagogischer Hinsicht liegt in der anregenden Art des Vortrages und dem ausgiebigen Beispielmaterial, in wissenschaftlicher Hinsicht ist — wie es auch Brüch anerkannt hat — die weitgehende Heranziehung der Reime sowie der alten und neuen Mundarten zu loben. Was ich aber als einen Mangel dieses Elementarbuches empfinde, ist die Tatsache, daß der Verf. in vielen wichtigen Fällen nur seine eigene, oft sehr diskutierbare Hypothese vorträgt, ohne die bisherigen Ansichten der Gelehrten über die betreffende Frage auch nur zu erwähnen. — In einem Buch für Anfänger aber hat man die Pflicht, bei umstrittenen Fragen die wichtigsten Lösungsversuche mit ihrem Für und Wider in objektiver Weise anzuführen. Nur dann kann der Anfänger zu wissenschaftlicher Kritik angeleitet werden. Schon aus diesem Grunde erscheint es mir ratsam, daß ein Anfänger Jordans Buch erst dann vornimmt, wenn er sich etwa durch Voretzsch und Schwan-Behrens ins Altfranzösische bereits einigermaßen eingearbeitet hat. — Im folgenden möchte ich noch ein paar Einzelheiten herausgreifen, die m. E. einer Berichtigung bedürfen, wobei ich mich auf solche Fälle beschränke, deren Besprechung größeres Interesse bietet. — Auf S. 22 heißt es: „Seit dem XII. Jahrhundert verstummt *-s*, und die Zweikasusflexion verfällt damit. Nun werden Subjekt und Objekt nicht mehr durch die Form, sondern durch die Stellung gekennzeichnet: Subjekt vor dem Verbum, Objekt nach demselben. Und so kommt das Französische zum Grundstein seines klaren, logischen Aufbaus, aus der Not ist eine Tugend geworden.“ Hier trägt Jordan ausnahmsweise nur die ältere Ansicht vor, obwohl an ihr schon mehrfach — insbesondere von Vossler — gerüttelt worden ist. Heute erscheint es nämlich viel wahrscheinlicher, daß der Verfall der altfranzösischen 2-Kasusflexion durch das Verstummen des auslautenden *s* nicht verursacht, sondern bloß begünstigt wurde. Denn abgesehen davon, daß das Spanische dieselbe Vereinfachung der Flexion zeigt, obwohl hier *-s* noch heute lautet, finden wir ja auch im Altfranzösischen (wie es Jordan S. 188 und 192 selbst verzeichnet), daß die „Kasusvermengung“ noch vor Verstummen des *-s* beginnt und zwar auffälligerweise zuerst bei jenen Substantiven auftritt, deren Rektus und Obliquus nicht bloß durch das *s* geschieden waren (vgl. das so häufige *li reis Marsilium* im Rol.-liede). Daß ferner die Erstarrung der Wortstellung im Romanischen tiefere und allgemeinere Ursachen hat, ist von Elise Richter so

[1]) In der Z. f. fr. Sp. u. Lit., Bd. XLVII, S. 114ff. hat es von Brüch eine in der Form zwar äußerst scharfe, aber sachlich zumeist berechtigte Kritik erfahren. Der Verf. hat ebendort S. 248ff. in ähnlichem Tone geantwortet, aber die Einwände seines Rezensenten in den meisten Fällen nicht zu entkräften vermocht (vgl. auch Brüchs Gegenäußerung ebendort S. 253ff.).

überzeugend dargelegt worden, und ihre Ansicht wird ja auch von Jordan an anderen Stellen seines Elementarbuches ohne Widerspruch erwähnt. Die Gleichheit von Nom. und Acc. im Neufranzösischen kann kein ausreichender Grund für die feste Wortstellung sein, denn erstens hat — wie Vossler richtig bemerkt hat — nicht nur ein an sich zweideutiges *le père*, sondern auch ein eindeutiges *du père* oder *au père* seine feste Stelle im Satz, und zweitens kann trotz der Einkasusflexion auch im Neufranzösischen gelegentlich affektische Anfangsstellung des Objekts eintreten (z. B. *cette femme, je ne l'ai jamais aimée*), wobei die Eindeutigkeit des Sinnes eben durch andere Mittel gesichert wird. Noch weniger geht es aber schließlich an, den „klaren, logischen Aufbau" des Neufranzösischen, zu dem neben der festen Wortfolge wohl noch ganz andere Erscheinungen zu zählen sind, letzten Endes auf eine so geringfügige Ursache wie das Verstummen des auslautenden *s* zurückzuführen; es handelt sich dabei vielmehr um eine weitgehende Intellektualisierung der Sprache, auf deren Einzelheiten ich an dieser Stelle natürlich nicht eingehen kann. — Zu S. 30, 113 und 153: npik. *keval* < *caballu* u. a. (vgl. M-L, Franz. Gr. § 164), berechtigt zu der Annahme, daß *k* vor *a* auch im Norden wenigstens bis zur Stufe *k'* palatalisiert und diese Palatalisierung erst später rückgängig gemacht wurde. Der Verf. leugnet dies und wird daher (S. 98 und 99) durch pik. *kief, kien* zu der Annahme verleitet, daß die Entwicklung *a* > *ie* von der Palatalisierung des *k* unabhängig gewesen sei. — Auf S. 53 heißt es: „Und zwar neigt der kurze Vokal zu stärkerer Spannung (offener Artikulation), der lange zu geringerer Spannung (geschlossener Artikulation)." Das ist ganz unverständlich und hoffentlich nur verschrieben; [i:] in *bieten* ist doch geschlossen, d. h. gespannt, [i] in *bitten* offen, d. h. ungespannt. — Zu S. 59 und 98: Die von Jordan vorgetragene Lückingsche Ansicht, die Entwicklung von *a* > *e* sei über *ae, ai* gegangen, erscheint mir unhaltbar, und ihre Verteidigung für den Anfänger mehr irreführend als belehrend. Es gibt ja so viele Tatsachen, die gegen diese Annahme und für eine gewöhnliche Palatalisierung („Aufhellung") von *a* > *e* sprechen. So setzt der vor jedem *a* eintretende Wandel von *k* > *tʃ* eine palatale Aussprache des *a* voraus, von der dann zu einem offenen *e*-Laut nur noch ein Schritt war. Wenn ferner nach Lücking und Jordan *ai* aus freiem *a* vorliterarisch zu *e* monophthongiert worden ist, so ist nicht einzusehen, warum *ai* aus anderen Quellen (z. B. in *faite*) sich bis in die literarische Zeit gehalten hat. Daß schließlich nur *ā* zu *e* wurde, ist nicht so verwunderlich, wenn man damit vergleicht, wie im Neuenglischen *ā* rascher und stärker palatalisiert wurde als *ă*. — Zu S. 62: daß sich *s* und *R* nicht palatalisieren (i-haltig aussprechen) lassen, ist nicht richtig; vgl. russ [ɔs'] „Achse" und *[tsaR']* „Zar"; übrigens wird auch für französisch *baiser, baisser, aire* u. ä. eine Stufe z', s', R' angenommen, eine Palatalisierung, die später wieder schwand, aber in dem *i* eine deutliche Spur hinterließ (vgl. M-L, Frz. Gr. § 187). — Zu S. 67: *tutare* „schützen" > *tuer* „töten"; eine Bemerkung über die Bedeutungsentwicklung (vgl. R E W) wäre für den Anfänger am Platze. — Auf S. 93 heißt es „während sich in dem selten gebrauchten *morire* > *mourir* Endbetonte und Stammbetonte . . . unbeeinflußt nebeneinander halten" (ähnlich auch S. 178). Daß *mourir* ein selten gebrauchtes Verbum sein soll, klingt sehr merkwürdig. Überhaupt hätte die psychologische Natur der Analogiewirkung auf

S. 178 besser dargestellt werden können. — Zu S. 129: die Entstehung des s-g. prothetischen *e* vor *s* + Kons. wird nicht gerade im Einklang mit der neueren Forschung geschildert. — Zu S. 156: mit der hier gegebenen Darstellung der Entwicklung von *torq(u)ere* > *tortre* u. ä. (der Verf. glaubt, daß hier *k* über *ts* zu *t* geworden ist) ist M-L, Frz. Gr. S. 143, unbedingt zu vergleichen (danach trat auf der Stufe *t'* Entpalatalisierung ein, deren Resultat *t* war). Insbesondere hätte der Verf. an dieser Stelle nicht vergessen dürfen, daß vor *r* die Synkope der Pänultima verhältnismäßig früh eintrat (vgl. *teneru* > *tendre* gegenüber *tepidu* > *tiède*, das ja der Verf. an anderer Stelle selbst erwähnt). — Auf S. 175 heißt es: „Vor l, R entnasaliert die Pression des Lippen- oder Zungenzähneverschlusses einen Teil von m zum ‚Sprunglaut' n, einen Teil von n zu d." Wieder eine etwas vage phonetische Erklärung. Und gerade hier liefert die moderne Phonetik eine so klare Antwort. Die Lautfolge *m l* (bzw. *m r*) erfordert u. a. eine genaue Koordination zweier Bewegungen: Hebung des Gaumensegels und Öffnung der Lippen. Nun lehrt die Physiologie, aber auch die gewöhnliche Erfahrung, daß zwei verschiedene Bewegungen viel eher nacheinander als zugleich („koordiniert") ausgeführt werden. Wird nun das Gaumensegel gehoben, bevor noch die Lippen geöffnet werden, so ist das Resultat eben ein *b*-Einschub. Ähnlich verhält es sich mit dem *d*-Einschub zwischen *n* und *l* (*r*). — Zu S. 177: Jordan leitet *assener* noch immer von *assignare* ab, indessen haben es Förster und M-L viel wahrscheinlicher gemacht, daß eine Ableitung von germ. *sen* „Sinn" „Richtung" vorliegt (vgl. M-L, Einf.[3], S. 35). — Zu S. 183 und passim: „Appellativum" für „Vokativ" ist nicht zu empfehlen, weil „Appellativum" in der Grammatik schon etwas anderes heißt. — Auf S. 183 heißt es: „Von der alten Dreiheit der idg. Geschlechter bleibt im Englischen nur das Maskulinum . . .". Ich weiß nicht, wie ich das auffassen soll.

Dies und manches andere müßte m. E. in der nächsten Auflage unbedingt gebessert werden.

Wien. Max Seidner-Weiser.

P. Fleuriot de Langle, *Les sources du comique dans «Maître Pathelin»*. 8°. 31 S. Librairie du Roi René, Angers 1926.

Diese ansprechende Studie enthält eine Reihe von guten und richtigen Bemerkungen über Quellen und Formen der komischen Mittel und Wirkungen in der berühmten Farce. Die Freiheit der Untersuchung ist vielleicht dadurch etwas gehemmt, daß der Verfasser allzusehr darauf bedacht ist, nachzuweisen, wie sehr das Verfahren des Dichters Teorien Bergsons über das Komische entspricht. Daher verweilt er z. B. unnötig lange bei dem Nachweis, daß die Gestalten nicht in sympathischem Lichte erscheinen, so daß wir nicht versucht seien, Mitleid mit ihnen zu empfinden. Oder er läßt sich verleiten, da Bergson die Eitelkeit als den «défaut comique par excellence» erklärt, den Stolz und die Eitelkeit des betrügerischen Advokaten zu stark zu betonen. Vom *dilettantisme* Pathelins zu reden ist wohl ebensowenig begründet, wie in seiner Frau zu finden «quelque chose de ce démon mi-femme, mi-serpent que les sculpteurs du moyen âge enroulent autour de l'arbre du mal dans les figurations du Paradis terrestre». Das ist Spielerei, ebenso wie wenn gelegentlich der Düpierung Pathelins

das Capitol, der tarpejische Felsen, Waterloo und der sterbende Nero zitiert werden. Auffällig erscheint, daß der Verfasser, der im allgemeinen Szenenverknüpfung und Aufbau der Farce verständnisvoll bespricht, den Zusammenhang der Gerichtsszene mit den vorhergehenden Ereignissen völlig verkennt. Richtig ist nur, daß weder der Händler noch Pathelin die Begegnung vor dem Richter ahnen. Pathelin weiß nicht, daß der von ihm betrogene Kaufmann der Geschädigte ist, und der Kaufmann weiß nicht, wem der Hirt seine Sache anvertraut hat. Aber der Zuschauer weiß, daß sie zusammenstoßen werden, und er ist voller Spannung, zu erfahren, was dabei herauskommen mag. So wird die komische Entladung vortrefflich vorbereitet. Wenn bei anderer Gelegenheit der Verfasser die Plötzlichkeit hervorhebt, mit der an Pathelin Vergeltung geübt wird, so hätte er doch nicht vergessen sollen, daß schon lange vorher (V. 1195ff.) in zwar doppelsinniger, aber für den aufmerksamen Zuhörer verständlichen Weise die Überlistung, der Pathelin zum Opfer fällt, vorbereitet wird. Der schlaue Pathelin selbst hat allerdings nichts bemerkt.

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei. L'Avare, par *Molière*, herausgegeben von Paul Vrijdaghs und Paul Schultz. Aschendorffs Verlagsbuchhandlung, Münster i. Westf. 1926. Preis geb. 1,25 M.

Diese Schulausgabe bringt vor dem Text der Komödie eine *Notice bibliographique* und eine *Notice sur l'Avare*. In beiden kommt, im Anschluß an die allgemeine Meinung, in übertriebener Weise die Auffassung von der den großen Molièreschen Schöpfungen innewohnenden Tragik zum Ausdruck. Faguet, «l'éminent critique», von dessen Büchern das über Molière vielleicht das schwächste ist, sowie Goethe und Musset werden in diesem Zusammenhange zitiert. Die Situationen des *Avare* werden als *porfondément, douloureusement tragiques* bezeichnet und die «*grande et profonde comédie de caractère et la synthèse psychologique*» des Werkes wird zum Schluß noch einmal rühmend hervorgehoben. Aber *L'Avare* ist eine komisch konzipierte und durchgeführte Posse und sollte als solche auch den Schülern nahegebracht werden. Die der Ausgabe beigegebenen *Notes* sind nützlich und verständig. Die Anführung der Übersetzung mancher Wörter hätte unterbleiben können, da der reifere Schüler, für den die Ausgabe bestimmt ist, sie entweder weiß oder selbst im Wörterbuch nachschlagen kann (vgl. d. sehr treffenden Ausführungen von A. Krüper über den Gebrauch von Spezialwörterbüchern in dieser Zeitschrift, Bd. 34 S. 417).

Wien. Walther Küchler.

P. Saintyves, *Les contes de Perrault et les récits parallèles, leurs origines (coutumes primitives et liturgies populaires)*. Paris, Emile Nourry, 62, rue des Écoles. 1923. XXIII u. 646 S.

Bislang war die Märchendeutung ein wahrer Tummelplatz schrankenloser Phantastereien gewesen. Die Vertreter der verschiedenen mythologischen Systeme, die Sonnen-, Mond-, Nebel- und Wassermythologen machten sich gegenseitig den Rang streitig. Nun wirkt es geradezu wohltuend, daß uns der durch seine Studien über Magie bekannte P. Saintyves, Professor an der anthropologischen Schule in Paris, mit seiner Deutung der Perraultschen Märchen, die sich in mehr oder minder veränderter Fassung in der Grimmschen Sammlung wiederfinden, auf soliden Boden führt,

indem er in ihnen Überbleibsel uralter Bräuche und Riten sieht. Wie sehr die Märchenforschung im allgemeinen durch Saintyves' überzeugende Deutungen, auf deren Einzelheiten hier einzugehen leider der Raummangel verbietet, gefördert wird, zeigt beispielsweise die Behandlung des Märchenkomplexes vom goldenen Birnbaum und den helfenden Tieren (animaux protecteurs), die eine ganz neue Beleuchtung wirft auf Märchen wie „Aschenbrödel", „Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein" u. a. m.

Zum Schluß ein paar kritische Bemerkungen: S. 19 fällt in dem Kapitel über die Feen das Fehlen Dianas auf, die in der gesamten Romania weiterlebt. (Vgl. Rom. Et. Wb. Nr. 2624 und außerdem Tappolet, La survivance de Diana dans les patois romands ([Schweiz. Archiv f. Volkskunde XXII, S. 225ff.]) — S. 20: Der Zwergenglaube ist wohl aus dem Totenkult hervorgegangen. — Die Übersetzung von „Rauhnächten" mit *nuits d'encens* (S. 86) beruht auf einem Mißverständnis. Rauhnacht = rauhe Nacht = *nuit rude*. Da neben „rauh" noch die alte Nebenform „rauch" vorkommt, liegt offenbar eine Verwechslung mit „Rauch" = *fumée* vor.

Diese kleinen Versehen, die in einer Neuauflage leicht getilgt werden können, beeinträchtigen den Wert des außerordentlich gut dokumentierten Buches keineswegs, das im Gegensatz zu den zahllosen Phantastereien auf diesem Gebiete als eine ernst zu nehmende Leistung gewertet werden muß.

Klagenfurt. R. Riegler.

Ernst Robert Curtius, *Französischer Geist im neuen Europa.* Berlin und Stuttgart 1925. Deutsche Verlagsanstalt.

Zu den wenigen Kennern des heutigen Frankreichs in Deutschland gehört zweifellos der Verfasser dieses Buches. Gerade wenn man sich als Kritiker mit den Problemen beschäftigt, die die heutige französische Geistigkeit und Literatur in so reichem Maße darbietet, kommt man immer mehr darauf, wie gering doch eigentlich die Zahl der wirklich wertvollen Untersuchungen auf diesem Gebiete ist, über das doch so viel geschrieben und geredet wird. Curtius ist kein Mann der Formeln, er läßt sich nicht von gewissen tendenziös eingestellten französischen Kritikern verleiten, die Mannigfaltigkeit des französischen geistigen Lebens in ein System zu zwängen und mit diesem nunmehr an die lebendige Literatur heranzutreten. Er läßt sich auch nicht zu einer blinden Anbetung des französischen Wesens herbei. Wenn Curtius über französische Literatur schreibt, so treten immer zwei Züge seines Wesens stark hervor: sein Deutschtum und seine starke Fähigkeit künstlerischen Nacherlebens. Der erstere ermöglicht ihm, einen relativen, der letztere, einen absoluten Wertmaßstab an die Werke anzulegen, die er bespricht. Curtius interessiert im allgemeinen das Biographische wenig, das Werk umso mehr. Aus seinen Studien lernt man den Menschen weniger kennen als das Schaffen. Hier aber ist dann Curtius ein ausgezeichneter Führer. Eine umfangreiche Belesenheit ermöglicht es ihm, die Elemente zu rekonstruieren, aus denen sich die einem Werke zugrunde liegende geistige Einstellung der Zeit und des Künstlers aufbaut. Der vorliegende Band enthält neun Kapitel. Die ersten drei, den größeren Teil des Bandes umfassenden, sind drei führenden Künstlern der Gegenwart gewidmet: Marcel Proust, Paul Valéry, Valéry Larbaud. Das umfangreichste ist das erste. Zweifellos ist Proust diejenige Erscheinung der Literatur des 20. Jahrhunderts, mit der sich keine

andere an Bedeutsamkeit messen kann. Kein junger Schriftsteller kann sich diesem Einfluß entziehen. Wenn heute der französische Roman handlungsarm ist, jene äußere Spannung verloren hat, die frühere Autoren in Stunden des Ausruhens für den Leser so anziehend machte, wenn der Roman heute nichts ist als ein fortwährendes Inbeziehungsetzen des Ichs zur Umwelt, ein sorgsames Belauschen der Reaktionen des Ichs auf äußere Reize, so geht das auf den Einfluß von Proust zurück. Das Ich Prousts enthält die Welt. Wie Claudel könnte auch Proust sagen: «connaitre c'est co-naître». Proust gebärt sich und die Welt mit den Eindrücken, die ihm zuströmen, immer aufs neue. Innenschau ist ihm Weltschau. Durch ein trauriges Schicksal in den Jahren der Reife von der Welt abgeschnitten, erlebt er die Eindrücke, die er in reichem Maße in seiner Jugend aufgenommen hat, in besonders intensiver Weise nach. Er verfolgt die meandrischen Krümmungen des Laufes seiner Erlebnisse bis ins letzte Detail. Nirgends wohl in der Literatur finden wir eine derartige Fähigkeit, Assoziationen zu erleben, von irgendeinem an sich unbedeutenden Ereignis in die höchsten Sphären aufzusteigen. Proust zerrt diese Assoziationen, wenn der Inhalt des Bewußtseins erschöpft zu sein scheint, aus den verborgensten Schlupfwinkeln des Unterbewußten hervor. Dieses Leben in der Assoziation führt nun zu einer eigenartigen Stilgestaltung, der Curtius in einem vortrefflichen Abschnitt gerecht wird, indem er sie an einigen typischen Beispielen erläutert (S. 53ff.). Curtius räumt mit der Vorstellung der Nachlässigkeit im Stil bei Proust gründlichst auf. Er hat das Gefühl dafür, daß mit Proust eine neue Stilepoche beginnt, die durchaus nicht unfranzösisch ist, wie man gesagt hat. Proust ist für Curtius ein Platoniker. Er ist es stärker noch als Flaubert. Man könnte den Unterschied zwischen Proust und Flaubert dadurch charakterisieren, daß Flaubert der ewige Sucher des objektiven, Proust aber der des subjektiven Urbildes der Welt seiner Zeit ist.

Paul Valéry ist an Bedeutsamkeit mit Proust nicht zu vergleichen. Nicht, daß sein Künstlertum hinter Proust zurückstünde, nein, Valéry ist künstlerisch Proust vielleicht noch überlegen. Aber die Bedeutsamkeit eines Künstlers zeigt sich letzten Endes doch wohl auch in seiner Wirkungsmöglichkeit, und diese ist naturgemäß bei dem Epiker und Romancier eine stärkere als bei dem Lyriker. Auch bei Valéry denkt man wie bei Proust an Flaubert. Valéry kennt wie der Dichter der «Madame Bovary» die «affres du style», den Kampf mit der Metapher und mit dem Adjektiv. Sein poetisches Schaffen ist gering an Umfang. Denn ihm kommt es darauf an, das lyrische Erlebnis, das für ihn unterhalb der Sphäre der logischen Begriffswelt liegt, zu gestalten. Dieser «lyrisme pur» ist aber nur in ganz seltenen begnadeten Augenblicken erreichbar und auch dann dem Durchschnittsleser nicht zugänglich. Denn Paul Valéry schreibt schwer. Es gehört Zeit und Geduld dazu, sich in diese Schöpfungen einzuleben. Hat man dies getan, so ist man reichlich entschädigt. Curtius führt in vortrefflicher Weise in das Wesen dieser Dichtung ein. Hervorgehoben seien auch die Übertragungen dreier Gedichte, die zu Valérys besten und charakteristischsten gehören. Es sei aber an dieser Stelle aufmerksam gemacht, daß Paul Valéry mittlerweile in dem größten deutschen Lyriker, Rainer Maria Rilke, einen Nachdichter gefunden hat, dessen Schöpfung alle vorhergehenden Übersetzungen in den Schatten stellt.

Der dritte Aufsatz des Buches ist einem in Deutschland, allerdings auch in Frankreich noch nicht sonderlich bekannten Dichter, Valéry Larbaud, Romancier und Lyriker, gewidmet. Sein „Barnabooth" ist der Werther unserer Zeit genannt worden. „Er ist eine sinnbildliche Gestalt, in der eine ganze junge Generation des Vorkriegseuropas die Synthese ihres Lebensgefühls, ihrer geistigen Problematik, ihres Herzens fand: eine Verkörperung ihrer Daseinswünsche und ihrer seelischen Besonderheit." Larbaud ist für Curtius der Repräsentant des neuen europäischen Humanismus, einer, der sein Gut nimmt, wo er es findet, und die von überallher zusammengetragenen Steinchen zu einem wunderbar künstlerischen Mosaik verbindet.

Die beiden folgenden Aufsätze sind kulturpolitischen Problemen gewidmet. In „Zivilisation und Germanismus" wandelt Curtius auf den Bahnen Max Schelers, mit dem, wie mir scheint, den Heidelberger Romanisten eine eigenartige Wesensverwandtschaft verbindet. Hier kommt Curtius gerade jene Seite seines Wesens zugute, die ich eingangs als sein Deutschtum bezeichnet habe. Fremdes Wesen regt ihn zur Betrachtung des eigenen an, er erfaßt es gewissermaßen aus der Antinomie heraus. Gerade die Lektüre dieses Aufsatzes möchte ich denen empfehlen, die für Kulturkunde kämpfen. In diesem Abschnitt wird ferner mit Pierre Lasserre gründliche Abrechnung gehalten. Aus diesem Kapitel spricht auch ein gewisser Skeptizismus hinsichtlich der Verstehensmöglichkeit des Deutschtums in Frankreich. Aber Curtius sucht diesen Skeptizismus in sich zu bekämpfen.

Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen diesem und dem fünften Kapitel „Europäischer Geist und französische Literatur". Auf knappen 20 Seiten wird das Problem der fremden Kultureinflüsse in Frankreich, des Wandels der französischen Geistigkeit unter diesen Einflüssen seit dem Deutschlandbuch der Frau von Staël abgehandelt. Auch das folgende Kapitel „Literarische Fäden" setzt sich mit den Problemen des Traditionalismus und Internationalismus in der Literatur der Gegenwart auseinander, während Kapitel 7 eine Besprechung des schönen Buches von Thibaudet über den Bergsonismus enthält. Das 8. Kapitel ist dann ein solches persönlicher Erinnerungen des Autors, an die periodisch sich wiederholenden von Paul Desjardins veranstalteten «Entretiens d'été» in Pontigny, die Zusammenkünfte führender französischer und deutscher Intellektueller zu wechselseitiger Aussprache und wechselseitigem Verstehen sein sollen. Hier wird in der Stille mehr getan als sonst mit zahllosen Manifesten und Kongressen, denn hier wird das Nationale nicht als Begriff, sondern in der Persönlichkeit erlebt.

Den Schluß des Buches bilden die schon genannten Übertragungen Paul Valérys.

So wird man denn das neue Buch von Curtius als europäisch im besten Sinne bezeichnen können. Es ist nicht eigentlich ein pazifistisches Buch — an solchen haben wir ja nachgerade keinen Mangel —, sein Wert liegt in der kritischen Einstellung des Verfassers gegenüber den Erscheinungen, aber diese Kritik ist getragen von dem Wunsche des Verstehenwollens und des Verstandenwerdenwollens. Beides aber ist die einzig wahre Voraussetzung für Völkerverständigung und Völkerversöhnung.

Leipzig. Wilhelm Friedmann.

GEORGES CLÉMENCEAU. — *Démosthène.* Collection «Nobles vies. — Grandes œuvres» Plon-Nourrit et Cie., Paris 1926.

Aprés une carrière politique mouvementée, Georges Clémenceau connut en 1918 la grande popularité, bientôt suivie d'une immense déception. Retiré dans sa Vendée natale, l'illustre vieillard médite sur les jours passés et, quand il étudie Démosthène, ce n'est pas une page d'histoire qu'il prétend écrire; dans son héros, il cherche ses propres émotions et les leçons d'une vie également remplie de péripéties glorieuses ou décevantes; d'où le ton personnel, l'allure dramatique de cette étude qui s'ouvre sur une vive apostrophe: «Hommes d'Athènes, le reconnaissez-vous?» Et nous assistons au «drame grandiose d'une vie supérieure aux prises avec le débordement des faiblesses coalisées.» Livre plein d'enthousiasme pour Démosthène lui-même que l'auteur entend justifier sans réserve, d'admiration et de pitié pour l'Hellade qui ne s'éleva si haut que pour une si lamentable chute; livre où éclate l'amour profond d'un cœur français pour la Grèce antique et, en ce sens, livre d'un vieillard malgré toute la fougue qui l'anime: il y manque cette aspiration à un idéal plus large, plus moderne, qui caractérise la jeune France. — Signalons que dans la même collection, joliment illustrée, ont paru un «Victor Hugo» et un «Lamartine» qui se recommandent à la jeunesse. A quand un „Goethe" ou un «Schiller»?

Wien. André Robert.

JULIUS HENNIG, *Die französische Sprache im Munde der Belgier und die Marollenmundart Brüssels.* Verlag Julius Groos, Heidelberg 1926.

Die Frage des belgischen und speziell des Marollendialekts ist danach angetan, das größte Interesse zu erwecken, und man wird durch die Lektüre des bescheidenen Büchleins dazu angeregt, sich mehr mit den darin berührten Themen zu befassen. Und das ist vielleicht der beste Zweck des kleinen Werkes, denn erschöpfend kann es für keinen Fall genannt werden. Der Verfasser betont es ausdrücklich, daß sein Buch für Laien geschrieben sei, und ich möchte hinzufügen, daß es besonders wertvoll für jene sein mag, die in belgischem Gebiet die französische Sprache praktisch lernen müssen, ohne vorher Gelegenheit gehabt zu haben, sich in Frankreich selbst gutes Schriftfranzösisch anzueignen. Der Laie wird auf die Gefahren, die seinem ungeübten Ohr durch das ständige Anhören verderbter oder grammatisch unrichtiger Formen drohen, aufmerksam gemacht und kann an der Hand des Buches lernen, die ihm gebotenen Sprachformen vorsichtig aufzunehmen und auf ihr Verhältnis der Standardsprache gegenüber zu prüfen. Ob aber selbst ein eingehendes Studium des Büchleins genügt, den Unerfahrenen vor der Aufnahme dialektischer Formen zu bewahren, bleibe dahingestellt. Dadurch, daß die Zusammenstellung unrichtig gebrauchter Formen im besten Fall eine reiche Auswahl darstellt, aber nicht als vollständig bezeichnet werden kann, wird sie auch nicht überall herangezogen werden können und den Anfänger wohl kaum davor bewahren, in anderen Fällen Fehlerhaftes aufzunehmen. Ganz anders muß der Philologe dem kleinen Werk gegenüberstehen, und wenn auch manches Interessante und Lehrreiche für ihn darin zu finden ist, so wird es ihn im Ganzen doch naturgemäß unbefriedigt lassen. Er wird naheliegende etymologische und syntaktische Erklärungen vermissen und die ganze Einstellung

des Verfassers dem Dialekt gegenüber wird ihm befremdend erscheinen. Wo der Autor lediglich verderbte Formen und einer fremden Sprachfamilie entlehntes überflüssiges Beiwerk zum Französischen erblickt, wird der Philologe eine Bereicherung des Sprachgutes erkennen und dem Dialekt für die Bewahrung alter und zum Teil durchaus berechtigter Formen dankbar sein. Was die Marollenmundart betrifft, die sicherlich wenig bekannt und noch weniger bearbeitet worden ist, so bietet sie nicht nur dem Romanisten, sondern besonders auch dem Germanisten reiches Material zu wissenschaftlicher Untersuchung und eingehender Beschäftigung. Wertvoll ist der kurze Einblick in die allerdings überaus geringe Marollenliteratur, deren Textproben besser als die angeführten Wortbeispiele vom Wesen dieser merkwürdigen Dialektsprache und mehr noch vielleicht vom Wesen jener, die sie sprechen, einen Begriff geben.

JOSEPH HUBER, *Italienisches Lesebuch für Kaufleute* (Libro di lettura per commercianti), Deutscher Auslandsverlag. Walter Bangert, Hamburg 1926.

Das kleine Buch hält mehr, als der Titel verspricht: es ist nicht nur ein überaus praktisch eingerichtetes Lesebuch für Kaufleute, sondern geradezu ein Lehrbuch, das den Lernenden sowohl in die technische Terminologie der Handelswissenschaft als auch in die wichtigsten Zweige dieser Wissenschaft selbst einführt. Es ist gewiß keine leichte Lektüre, die einem Anfänger zu empfehlen wäre, es werden wohl besser nur Fortgeschrittenere danach greifen, denn abgesehen vom Inhalt bietet das Buch rein sprachlich trotz des beigefügten Glossars für den nicht Geübten gewisse Schwierigkeiten und setzt schon gründlichere Sprachkenntnisse voraus. Was das Buch besonders wertvoll macht, ist sein durchaus moderner Charakter. Denn es beschränkt sich nicht auf allgemeingültige Erläuterungen speziell des italienischen Kaufmannswesens, sondern gibt Einblick in die Entwicklung der handelspolitischen, ökonomischen und sonstigen wirtschaftlichen Verhältnisse Italiens (und zum Teil anderer Länder) in den Nachkriegsjahren und in die augenblicklichen Zustände. Daß für diesen Zweck besonders die gut gewählten Zeitungsartikel von großem Werte sind, zumal sie sprachlich dem alltäglichen Umgangston am nächsten stehen, sei eigens hervorgehoben.

Wien. Susanne Czech-Rechtensee.

ERWIN K. MAPES, *L'Influence Française dans l'œuvre de Rubén Darío*, Professeur à l'Université d'Iowa (Honoré Champion, Paris 1925).

Seit den Anfängen seiner Berühmtheit, seit Valera in der denkwürdigen Anzeige des Bändchens «Azul . . .» einen «galicismo mental» des Verfassers glaubte feststellen zu müssen, ist der französische Einfluß auf Darío in jedem Sinne ein ständiges Thema der Kritik gewesen. Fand sie dieses Franzosentum der in «Azul» gebotenen Lyrik allenfalls in einer gewissen Geisteshaltung des Dichters, so konnte man bei dem Gedichtband «Prosas profanas» bereits auf bestimmte Vorbilder sowohl im Vorwurf einzelner Dichtungen wie in der Verwendung besonderer Kunstmittel hinweisen, sodaß es bald mehr als einem Kritiker feststand, Darío sei eher ein französischer denn ein spanischer Dichter. Das geht ein wenig zu weit.

Abgesehen davon, daß jener Gallizismus in den Gedichten der Sammlung «Azul» de facto nicht vorhanden ist, scheint uns die Ausdrucksweise, «er stehe unter französischem Einfluß», wenig glücklich bei einem Dichter, der erst in reifen Jahren sich bewußt Kenntnis der fremden Sprache und Literatur erwirbt, um in vorsichtiger Auswahl deren poetische Errungenschaften seinen eigenen Bestrebungen dienstbar zu machen, dabei aber ein Nachahmen der Franzosen zu keiner Zeit zum Programm erhebt, sondern stets fortfährt, seine Dichtung zugleich aus der heimischen Tradition zu entwickeln. In diesem Sinne etwa äußerten wir uns im Zusammenhang einer kleinen, jüngst erschienenen Literaturgeschichte, und man wird begreifen, daß wir die angezeigte Arbeit von Mapes etwas mißtrauisch aufzuschneiden begannen, weil wir fürchteten, es möchte wieder durch eine einseitige Konfrontierung mit französischen Gedichten der Anschein einer besonderen Abhängigkeit Daríos erweckt werden, wo es sich, wie wir kürzlich an dieser Stelle andeuteten, nur um eine allgemeine aus der Zeit geborene Geistesverwandtschaft handelt. Doch die ausgezeichnete Studie des amerikanischen Gelehrten verfolgt nur das Ziel, das sich eine solche Untersuchung vernünftigerweise setzen kann, nämlich aufzuzeigen, welche sprachlichen und metrischen Muster des Dichters praktisch von französischen angeregt wurden, ohne damit ein Minus an nationaler Eigenart dokumentieren zu wollen. Ja, der Verfasser wendet sich selbst wiederholt gegen ein solches Mißverständnis seiner Absichten: «Ce n'est pas qu'il ait voulu rejeter entièrement le mode d'expression espagnol et se faire poète français ... Il a voulu plutôt, tout en conservant tous les éléments vraiment admirables du style espagnol, y ajouter des moyens d'expression dont il avait besoin et qui se trouvaient déjà développés dans le français.» (p. 143) «Il a toujours voulu améliorer l'expression espagnole; non pas y substituer l'expression française» (S. 145). «Darío s'est servi relativement peu de toutes ces possibilités d'innovations employées par Laforgue et tant d'autres, et généralement il en a employé les moins révolutionnaires ...» (ibid.). «D'ailleurs, M. Zavala dit à une autre page de son étude: ‚Rubén Darío ne dédaignait jamais les classiques espagnols ... Il est indiscutable que, pendant la période dans laquelle il a été le plus discuté, Darío ne cessa pas de puiser à ces sources espagnoles'. Il était en effet un des meilleurs érudits de son temps en littérature espagnole» (S. 142). Das liest man gern, und so scheint uns auch der Verfasser nur in einem Punkte noch nicht weit genug zu gehen, während wir sonst seiner Arbeit reiche Belehrung verdanken. Er hält die mehrfach und auch von uns geäußerte Meinung für irrtümlich, Daríos französische Kenntnisse seien in den achtziger Jahren noch unzulänglich gewesen, und führt u. a. dagegen an, daß «Azul» in der ursprünglichen Ausgabe (1888) einige französische Gedichte enthalten habe. Eben auf diese Gedichte möchten wir uns unsererseits berufen, denn manche ihrer Verse wären einem Franzosen wohl nicht als solche erschienen, da Darío nach eigenem Geständnis (Autobiografía, S. 115) damals mit der französischen Metrik so wenig vertraut war, daß er z. B. das stumme «e» nicht mitgemessen hatte .... Nun, die Frage ist am Ende nicht so wichtig, da längst feststeht, daß die Gedichte in «Azul» klassisch spanisch sind, viel wichtiger und wenigstens für uns einigermaßen neu ist etwa, daß nach den «Prosas profanas» (1896) noch die «Cantos de vida y esperanza» (1905) einige der glücklichsten Reformen Daríos enthalten, und zwar

jetzt eigentlich erst solche, die den Bau des einzelnen Verses betreffen und die eben nur in einer besonders sorgfältigen Untersuchung erkannt werden konnten. Gleichzeitig stehen in den «Cantos» bezeichnenderweise wieder Gedichte wie die «Canción de primavera en otoño», die sich nur herkömmlicher Mittel bedienen und deren bezaubernder Reiz vielleicht allenfalls durch eine phonetisch-musikalische Messung, wie sie Navarro-Tomás an der «Sonatina» vorgenommen hat, bis zu einem gewissen Grade wissenschaftlich darzustellen wäre. Jedenfalls darf aber Mr. Mapes das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eine seit 1888 geführte Diskussion zum Abschluß gebracht zu haben, der in diesem Fall wirklich historische Bedeutung zukommt, da sie mit der Wertung des Dichters verquickt worden ist, insofern einige in Ermangelung eines besseren das nie versagende «nationale» Argument gegen ihn vorbrachten. So sei denn zu Nutz und Frommen derer, die in Deutschland vielleicht einmal den größten spanischen Lyriker seit Góngora kennen lernen werden, das Ergebnis der 182 Großoktavseiten umfassenden Untersuchung hier mitgeteilt:

«En résumé, Darío connut admirablement bien la langue et la littérature espagnoles, et accomplit la plupart de son œuvre merveilleuse, en se servant uniquement des ressources de sa propre langue, qu'il mania avec un incomparable goût personnel. Pendant la dernière partie de sa vie il connaissait le français presque aussi bien que l'espagnol, et en tira un grand nombre de nouveautés. On ne peut pas lui reprocher cependant d'avoir innové à tort et à travers. Son jugement était en général fort sobre et inspiré par le sens de la dignité et de la valeur de l'art. C'était un grand poète espagnol, un incomparable artiste, un novateur savant dont les recherches ont apporté à la langue espagnole de nombreux éléments d'une permanente valeur.»

José Ortega y Gasset, *La deshumanización del arte e ideas sobre la novela* (Revista de Occidente, Madrid 1925).

Jedes neue Buch des Verfassers vom «Tema de nuestro tiempo» wird von vornherein aufmerksame Teilnahme finden — sollte sie auch in Deutschland finden, zumal seit dieser spanische Denker hier durch E. R. Curtius so glänzend eingeführt wurde. Das Einzige, was ein Deutscher gegen ihn einwenden könnte, wäre eben seine spanische Produktivität und das damit verbundene, nicht minder spanische Improvisatorentum, das gelegentlich seinen kenntnis- und gedankenreichen Schriften jene letzte Durcharbeitung und Abrundung versagt, die sie uns so sehr zu verdienen scheinen. Von den beiden in diesem Bändchen vereinigten längeren Aufsätzen hat uns besonders der zweite gefesselt und zu denken gegeben. Der erste, kurz gesagt, eine Erklärung und Begründung des Expressionismus, bringt, so trefflich und scharfsinnig er ist, dem deutschen Literarhistoriker nicht viel Neues, der — fast hätten wir gesagt — das Unglück längst hat kommen sehen. Die „Gedanken über den Roman" dagegen dünken uns ebenso originell wie tief. In dem glücklich unterschiedenen „aktiven" und „kontemplativen" Element und in ihrem wechselnden Verhältnis zueinander ist in der Tat das Wesen und die Entwicklung des Romans beschlossen, und es ergibt sich überdies, daß das „aktive", die „Handlung", nicht nur weniger „interessant", sondern überhaupt sekundär ist — dabei aber notwendig. Wieso? Ortega y Gasset bringt diese Komponenten des Romans in Verbindung mit unseren

allgemein geistigen Fähigkeiten, der teilnehmenden und der betrachtenden, von denen die zweite höhere zu ihrer Auslösung gleichwohl der ersten bedarf. Wirklich ist es uns unmöglich, uns ohne weiteres betrachtend zu verhalten, sondern erst auf dem Umweg persönlicher Anteilnahme: nicht der „Naturfreund" kennt die Natur am besten und hat also den größten Genuß davon, sondern etwa der Jäger (man denkt sofort an Maupassant oder Löns), während andererseits ein Überwiegen der Anteilnahme Betrachtung und Erkenntnis ausschließt. So kennt der Landmann, wie Ortega hervorhebt, entgegen der Meinung des Städters, die Natur überhaupt nicht, wozu wir aus eigener Erfahrung etwa beisteuern können, daß spanische Gemüsebauern, die täglich die Raupen von ihrem Kohl lasen, uns nicht glauben wollten, diese Raupen könnten sich verpuppen und aus den Puppen könnten Schmetterlinge hervorgehen. Die geistige Anschaulichkeit, die durch solche Vergleiche vermittelt wird, sie ist es, die bei Ortega y Gasset überzeugt und die innere Wahrheit des Gesagten verbürgt; seine Erkenntnis ist Intuition, mit anderen Worten: er ist kein Gelehrter, auch kein Philosoph im engeren Sinne, sondern auf seine Art selber ein Künstler.

Frankfurt a. M. H. Petriconi.

H. Petriconi, *Die spanische Literatur der Gegenwart seit 1870.* Wiesbaden 1926 (Dioskurenverlag). — VII u. 199 S.

Das Werk soll nach des Verfassers eigenen Worten ein „erster Versuch" sein, „die spanische Literatur der Gegenwart im Rahmen einer idealen europäischen Literaturgeschichte darzustellen" (S. V). Vergleiche mit deutschen oder in Deutschland bekannten französischen Dichtungen werden zur Beurteilung spanischer Autoren reichlich herangezogen; daß es freilich bei einem solchen „Querschnitt" gelegentlicher Ergänzungen bedarf, gibt der Verfasser selbst zu.

Romantik, Realismus und *Modernismus* führt P. als die drei Hauptrichtungen des modernen europäischen Schrifttums auf. Zum Kapitel „*Romantik*" möchte ich bemerken, daß *Martínez de la Rosa* und der *Herzog von Rivas* wohl als Vermittler der französischen Romantik zu gelten haben, daß aber ihre Werke, besonders die des letztgenannten, ein kräftiges spanisches Kolorit aufweisen, das nur durch ein Studium des Volkslebens erworben ist und somit doch ein nationales Element bildet, während die recht verschwommene „Lokalfarbe" der Franzosen kaum auf volkstümliche Anregungen zurückgeht. Wenn andrerseits P. (S. 14) als nationale Vorläufer der spanischen Romantik Böhl de Faber, Cadalso und Meléndez-Valdés erwähnt, so wäre doch gerade hier der „europäische" Einfluß nicht zu unterschätzen: Böhl de Faber folgte doch dem englischen Vorbild der Neubelebung der Volksdichtung (Percys Balladensammlung!), Cadalso lehnte sich offenkundig an Young an („Night-Thoughts") und bei Meléndez-Valdés ist der Einfluß Youngs und Thompsons nicht zu verkennen. — Sehr anregend sind die Vergleiche zwischen Byron und Espronceda, überraschend die Ähnlichkeit zwischen dem „Diablo Mundo" und Lileincrons „Poggfred"; treffend weist P. die so oft erwähnte Ähnlichkeit zwischen Bécquer und Heine in die rechten Grenzen; die romantische Schwermut Bécquers ist nicht ein nordisches Erbteil, sondern ein Ausfluß der auch

heute noch wirksamen „tristeza andaluza“ (S. 13). Ein Ausblick auf die amerikanische Romantik mit einer hübschen Parallele zwischen *Andrade* und V. Hugo führt auch diese Bewegung auf ihre gemein-europäischen Wurzeln zurück.

Die Eigenart des *Realismus* wird zunächst an einigen allgemeinbekannten Beispielen erörtert und das Vorherrschen des Romans und in diesem wieder die überragende Stellung der bürgerlichen Frau (Pepita Jiménez — Madame Bovary — Effi Briest) betont; als spanische Eigenart hebt P. eine „gewisse Weltgläubigkeit“ und einen „stillen Optimismus“ hervor (S. 20), der freilich oft durch Entsagung oder Enttäuschung das endliche Glück erkaufen müsse; durch die Anerkennung der objektiven Wirklichkeit wird die Brücke zum übrigen Europa geschlagen. *Campoamor* gilt als typischer Vertreter der Verbindung „von zuversichtlicher Weltgläubigkeit und pessimistischer Enttäuschung“ (S. 23), während Nuñez de Arce mit Unrecht als „rhetorischer“ Dichter abgelehnt wird. *Fernán Caballero* eröffnet mit „Gaviota“ die Reihe der realistischen Schriftsteller mit echt spanischem Einschlag; vielleicht wäre bereits hier die Verwendung des religiösen Motivs noch eingehender zu würdigen gewesen. Wenn P. die Meisternovelle *Alarcóns* «El sombrero de tres picos» wegen innerer Unwahrhaftigkeit ablehnt (S. 31), möchte dies mit Valeras Beispiel gerechtfertigt erscheinen; Hartlebens „Gastfreien Pastor“ könnte ich jedoch „als vollendetes Kunstwerk“ nicht höher einschätzen. Alarcóns «Escándalo» leidet zweifellos an zu starkem Moralisieren. Liebevoll behandelt P. den ob seiner Geschlossenheit und Unpersönlichkeit mit Fontane verglichenen *Valera.* Der Vergleich zwischen den «Ilusiones del Doctor Faustino» und Flauberts «Education sentimentale» stellt beide Werke treffend als „die große, endgültige Abrechnung dieser Periode mit der vorhergehenden“ hin (S. 40). Als letzter Vertreter des Realismus wird *A. Palacio Valdés* erwähnt, der seinen Ruhm nicht den in England am meisten gelesenen Werken, sondern seinen Romanen «José», «La hermana San Sulpicio» und «Marta y María» verdankt. Die *Gräfin Em. Pardo Bazán* wird als echte Realistin aufgefaßt und ihr angeblicher Naturalismus entlarvt; treffend bezeichnet P. ihre kurzen Skizzen mit einer „fast zärtlicher Hingabe an jene an sich unbedeutenden Geschehnisse“ und „mit einem gewissen Verzicht auf Ausdeutung und Erklärung“ (S. 60) als ihre besten Arbeiten. Unter den realistischen Dramatikern wird nur *Echegaray* hervorgehoben, dessen «Galeoto» in Frankreich nichts, in Deutschland nur Hebbels „Maria Magdalena“ an die Seite zu setzen sei. Mit einigen Bemerkungen über den Kritiker *Clarín* schließt P. seine Ausführungen über den Realismus.

Unter *Modernismus* versteht P. die gesamte Literatur der Gegenwart, die als geistige Einheit aufgefaßt wird (S. 71); aus Gründen der Übersicht teilt er jedoch die Bewegung in Symbolismus, Naturalismus und Aktivismus. Daß Symbolismus und Naturalismus als völlig gleichzeitige Erscheinungen zu bewerten sind, wird an einer Reihe von Beispielen dargetan, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die literarische Entwicklung in Spanien „rund um ein Vierteljahrhundert hinter der französischen zurückgeht“ (S. 75). An der Spitze des *Symbolismus* steht *Rubén Darío,* bei dem P. sehr geschickt die angeblich französischen Einflüsse von der Hand weist und den «galicismo mental», den Valera annahm, als europäische Erscheinung erklärt; als Urgrund der Lyrik R. Daríos

wie überhaupt der gesamten modernen Lyrik erkennt P. eine «pasión divina»; als nächster Geistesverwandter käme nicht ein Franzose, sondern Stefan George in Betracht. Sehr ausführlich handelt P. von der Schule der Symbolisten, die sich um diesen unbestrittenen Meister scharten: *J. Ramón Jiménez*, „der moderne Bécquer", der Peruaner *J. Santos Chocano*, der als Neuromantiker eher zu V. Hugo als zu Verlaine hinneigt, *Antonio Machado* mit seinem Pessimismus und seiner „fast parnassischen Formenstrenge" (S. 90) und endlich *Valle-Inclán*, der „spanische Mallarmé oder George", der einen modernen Mystizismus predigt und bei der auserlesenen Wahl seiner Stoffe wohl nur den wenigsten Lesern zugänglich sein dürfte. — Beim modernen Drama betont P. vor allem die Erneuerung des romantischen Schauerdramas durch *Marquina* und *Villaespesa*; es geht jedoch zu weit, des erstgenannten «Doña María la Brava» als Schauerstück zu bezeichnen; ebensowenig wie dieses Stück ist «Una Noche en Venecia» (1923) und die Wiederbelebung des Don-Juanstoffes in «Don Luís Mejía» (1925) erwähnt; bei Villaespesa vermisse ich «La maja de Goya»; Ardavín ist ebenfalls unerwähnt geblieben.

Unter den *Naturalisten* steht *Pérez Galdós* an erster Stelle: daß seine Tendenzromane ein Fehlschlag sind, betont P. mit Recht und weist auf die Tatsache hin, daß die Verherrlichung großer Massen etwas gänzlich Unspanisches sei (S. 103). *Blasco Ibáñez*, der sich Zola zum Vorbild genommen hat, ist vielleicht doch etwas zu wenig eingehend besprochen; trotz seiner Hetzpamphlete hat dieser Romanschriftsteller ein Anrecht auf hohes Lob. Sehr gut charakterisiert P. den Akademiker *O. Picón*, den er mit P. Louys vergleicht, allerdings ohne die französische Sinnlichkeit. Dem „Erotiker" *F. Trigo* ist durch die eingehende Auseinandersetzung über den Sadismus doch zu viel Ehre angetan; bei F. Trigo ist m. E. doch mehr pornographische Literatur zu finden als psychologische Studien (S. 113); zur Begründung könnte man auf «La Mujer fácil» hinweisen. — Der sich stets widersprechende *Pío Baroja* wird als bester moderner spanischer Romancier betrachtet; bei *Ramón Pérez de Ayala* vermisse ich die Erwähnung seines aufsehenerregenden Romanes „A. M. D. G." sowie seiner Meisternovellen «El ombligo del mundo» (1924). Gar bös verfährt P. mit *Ricardo León*, dem er geradezu „Kitsch" vorwirft. Gewiß läßt es R. León öfters an der Komposition fehlen und pflegt die Moral oft allzu deutlich zu unterstreichen; daraus aber ein so hartes Urteil abzuleiten und mit Casares gar von «olor de alcoba» zu sprechen, geht doch zu weit. Wer seine reizende «Comedia sentimental», die ein wenig an «Sylvestre Bonnard» von A. France erinnert, oder seine «Caballeros de la Cruz» liest, muß doch wohl anderer Meinung sein; daß die in zahlreichen Aufsätzen zutage getretene Deutschfreundlichkeit des Autors gar nicht erwähnt ist, halte ich für ein unliebsames Versehen. Wenn das Wort „Kitsch" fallen muß, so wäre es bei Pérez-Lugín am ehesten am Platz. Ein Überblick über das zeitgenössische Theater (die beiden Quinteros, Martínez Sierra und Benavente) leitet zum letzten Abschnitt, „*Aktivismus*" über, in dem vor allem der Essay behandelt wird. Als namhafte Vertreter erwähnt P. den halbrealistischen *Rufino Blanco-Fombona*, den Ethiker J. *Enrique Rodó*, sowie *Ganivet*, der stets den Materialismus bekämpfte und in mehr als einer Hinsicht an Nietzsche erinnert. Taktvoll behandelt P. den sich oft in Widersprüche verwickelnden, gelehrten *Unamuno*, dessen Bedeutung

für Spanien und Europa noch mehr hätte betont werden dürfen. *Azorín, Gómez Carillo, Ortega y Gasset, Altamira* u. a. schließen den Abschnitt, nicht ohne vorher des extravaganten *R. Gómez de la Serna* mit seinen „ultraistischen, creationistischen" Einfällen zu gedenken.

Im Schlußwort führt P. aus, daß die literarische Entwicklung innerhalb der einzelnen Länder im 19. Jahrhundert mit geringen Zeitunterschieden parallel verlaufe. Der französische Einfluß sei freilich nicht abzuleugnen, aber das Beispiel bedeutender Autoren, die gerade auf ihre nationale Rolle sich besinnen, zeige, „daß die geistige Entwicklung auch unabhängig vom Ausland sich im großen ganzen dennoch in gleicher Weise vollzogen hätte". Eine allgemein europäische Verbundenheit sei stärker als nationale Eigenart. Wenn auch P. damit nur „theoretische" Bemerkungen vorbringt, kann man wohl im allgemeinen seine Anschauung teilen. Gerade mit dem Hinweis auf die nur höchst relative Einwirkung und Vorherrschaft der französischen Literatur hat P. ein Vorurteil zerstört, das immer noch in manchen Werken zu finden war. Sollte jedoch P. unter „Europäisierung" verstehen, daß die nationalen Faktoren allmählich aus den einzelnen Literaturen verdrängt würden, so möchte ich dazu bemerken, daß wohl die spanische Literatur augenblicklich die wenigsten Anhaltspunkte für eine derartige Annahme bietet. Welch starkes Eigenleben gerade dieses Schrifttum besitzt, müßte an anderer Stelle eingehend nachgewiesen werden.

Als Ganzes betrachtet verdient P.s Arbeit hohe Anerkennung, um so mehr als dieser Stoff bis heute noch keinerlei Behandlung gefunden hat und die Quellen hierzu nicht gerade leicht zugänglich sind. Der Versuch, die spanische Literatur im Rahmen der europäischen Literatur zu erklären, ist mit überraschender Sicherheit geglückt. Mögen auch Einzelheiten zur Kritik herausfordern, wie P. selbst offen eingesteht, so ist doch zweifellos anzuerkennen, daß P. auf Grund eingehender Kenntnis und Belesenheit mit diesem „ersten Versuch" eine fühlbare Lücke ausgefüllt hat. Die flott geschriebene Darstellung, die sich fern von allem Lehrhaften hält und dabei doch den Dingen auf den Grund geht — man lese die Definitionen von Ausdrücken wie Naturalismus, Symbolismus u. a. — wird dem Buch auch in weiteren Kreisen Leser sichern.

München. Ernst Werner.

JULIO CEJADOR Y FRAUCA, *Tierra y Alma Española.* Madrid 1925. 404 S. 8 Pesetas.

Mit diesem Buche, das nicht nur von einem feinen Verständnis für alle Eigenheiten des spanischen Volkes, sondern auch von ausgezeichneten Kenntnissen des Stoffes zeugt, will der unermüdliche Verfasser in seinen Landsleuten die Liebe zu ihrer Heimat erwecken. Der Spanier, wie ja fast alle Südländer, reist wenig und kennt kaum sein Land; an ihn wendet sich Verfasser in erster Linie und führt ihn durch ganz Spanien von einer Gegend zur anderen. Die Art und Weise, wie Verfasser das tut, stellt den Hauptwert des Buches dar, denn außer der Beschreibung des Landes und seiner geographischen Eigentümlichkeiten erzählt er bei der Besprechnung der einzelnen Städte von ihrer Geschichte, ihren bedeutenden Männern, ihren Denkmälern, ihrer Architektur, Musik, Literatur, Kunst, ihren Einrichtungen und Gewohnheiten,

kurz von allem, was interessieren kann. So ersteht das fröhliche Sevilla mit seinen Gebäuden und ihrer Geschichte vor uns; die Zeit Peters des Grausamen wird durch einige gut ausgewählte Legenden zu neuem Leben erweckt; dann werden seine großen Künstler gestreift, und immer versteht es der Verfasser, die Eigenheit des andalusischen Charakters, der nach außen heiter und lachend, im Innern aber tieftraurig ist, herauszuarbeiten. Bei der Beschreibung der baskischen Provinzen entwickelt der Verfasser den Charakter seiner Bewohner, der im steten Kampfe mit den von Norden eindringenden Fremdlingen zäh wurde. Die Basken wehrten sich siegreich 1812, als in ganz Spanien die Privilegien und Provinzialgesetze abgeschafft wurden, und bewahren auch heute noch eine selbständige Provinzialverwaltung. Darin liegt keineswegs eine Auflehnung gegen das Königreich Spanien, von dem sie sich nie loszulösen gedachten, sondern es zeigt nur eine andere Seite des spanischen Charakters: die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, die sich besonders stark in den Basken bewahrt hat. Ganz anders ist wieder der Galicier: zart und gefühlvoll wie seine Sprache sind seine Musik und seine Legenden, Produkt seines Klimas und seiner Lage: ein feiner unaufhörlicher Regen hüllt die immergrünen Berge und Täler Galiciens in ein leichtes Grau. Dann hören wir von den berühmten Pilgerzügen nach Santiago, seiner Kathedrale und seiner Geschichte, wie sie die Historia Compostelana berichtet. Im Raume beschränkt, hat der Verfasser geschickt stets das Wichtige hervorgehoben, so daß das Buch nicht nur für den Spanier, für den es geschrieben ist, sondern auch für den Ausländer und zwar besonders für die höheren Schulklassen, eine wertvolle Lektüre ist, die im vorbildlichem Stile eine gute Kenntnis des Landes vermittelt und mit dem Leben seiner Bewohner in den verschiedensten Teilen des Landes vertraut macht. Mehr als 200 Abbildungen begleiten den Text.

Berlin. Margot Sponer.

Adalbert Hämel. *Miguel de Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha.* Kritische Ausgabe mit Kommentar in 5 Bänden. Bd. 1 und 2. (Romanische Bibliothek, Nr. 23 und 24.) Verlag von Max Niemeyer, Halle (Saale). 1925 und 1926. Preis geh. 6 M und 6,50 M.

Nachdem in den letzten Jahren in Spanien mehrere kritische Ausgaben des Don Quijote, sowie Arbeiten zur Herstellung eines kritischen Textes erschienen sind (vgl. die Einleitung zum 1. Band), gibt Hämel mit seiner Veröffentlichung zum ersten Male eine wissenschaftlich brauchbare Ausgabe von deutscher Hand. Seiner Textgestaltung liegen zu Grunde die Erstausgabe (1605), sowie die Neudrucke von 1605 und 1608, welche die erste Lesart an vielen Stellen verbessern, ohne doch selbst von neuen Irrtümern frei zu sein. Daher kommt der Herausgeber in die Lage gelegentlich zwischen den Fassungen besonders dieser Ausgaben mit Vorsicht zu wählen. Die Schreibung wird mit Recht auf Grund der heute in Spanien geltenden Regeln gegeben. Kurze Angaben über neuere Cervantes-Literatur, wobei im 2. Band auf das wichtige Werk von Américo Castro, *El Pensamiento de Cervantes* (Madrid 1923) hingewiesen wird, sind der sorgfältigen und dankenswerten Ausgabe, deren völlige Fertigstellung hoffentlich nicht allzulange ausbleiben wird, beigegeben.

Wien. Walther Küchler.

Tragödien des Euripides (Helene, Iphigenie im Taurerlande, Phoenikerinnen). Übersetzt von Hans von Arnim. Hölder-Pichler-Tempsky A. G. Wien-Leipzig 1926.

Arnim hat drei Euripidestragödien übersetzt, die aus der letzten Periode des Dichters stammen. Helene und Iphigenie bei den Taurern sind ausgesprochen romantische Stücke mit einer kunstvoll geführten Intrigenhandlung. Die Iphigenie verdient auch deshalb gelesen zu werden, weil der Vergleich mit Goethes Umdichtung lehrreich und interessant ist. Die Phoenissen, welche die Tragödie des thebanischen Königshauses behandeln, sind eins der prächtigsten und reichsten antiken Dramen, mit bunt wechselnder Szenerie und einer stark bewegten Handlung. Wilamowitz hat keine von den drei Tragödien übertragen, und überhaupt fehlt eine Übertragung, die den Ansprüchen unserer Zeit genügen kann. Vergleicht man Arnims Leistung mit der von v. Wilamowitz, so erkennt man, daß er den Originalen mit größerer, ja man kann sagen, mit größter Treue folgt, wie er denn auch bei den Chorliedern die antiken Versmaße streng nachbildet. Es muß Wunder nehmen, wie gut ihm sein Versuch gelungen ist. Die gewonnene deutsche sprachliche Form ist durchaus eines Dichters würdig. Die Strenge der Nachbildung bietet einem Leser, der des Griechischen unkundig ist, die Möglichkeit, Stil und Form des antiken Kunstwerkes wirklich kennen zu lernen. Sehr zu loben ist auch die geschmackvolle Ausstattung, die der Verlag dem Buche gegeben hat.

Wien. Ludwig Radermacher.

Otto von Greyerz, *Stilkritische Übungen.* Namenlose Textproben zur Übung des sprachlichen Stilgefühls. I. Stücke in ungebundener Rede. Leipzig, Julius Klinkhardt 1925. 8⁰. 61 S.

Das schmale Bändchen gibt eine außerordentlich wertvolle Anregung; es will zur selbständigen und unbefangenen Analyse und Beurteilung literarischer Werke anleiten, indem es eine Fülle von Textproben vorlegt, ohne den Namen des Verfasser, den Titel des Werkes und das Erscheinungsdatum zu nennen. Am Schluß des Heftes findet sich ein Verzeichnis, das ohne jeden Hinweis auf die Proben die Autoren und Werke aufzählt, woraus jene entnommen sind.

Eine theoretische Einleitung legt Ziele und Methoden der Übungen fest. Der Verfasser will nicht allein zur stilkritischen Beschreibung, sondern auch zur künstlerischen Wertung anregen. Es ist ihm ebensowohl um das ästhetische und psychologische Wesen der Texte wie um deren historische und genetische Bedingungen zu tun. Zu diesen zählt er das Zeitalter des Autors, seine Mundart, seine soziale Stellung, ja selbst seinen Beruf und sein Geschlecht. Die Methode, die zur Stildeutung führen soll, besteht in einer Charakterisierung der sprachlichen Formenzüge durch bestimmte Begriffe. Die Formenzüge an die Greyerz denkt, sind: Grammatische Formen und Sprachgebrauch, Wortschatz und Redensarten, Wortwahl, Wortbedeutung, Wortklang, Wortfolge, Satzbildung, Satzrhythmus, Gedankenfolge und der Ausdruck im allgemeinen. Unter den Mitteln der Charakteristik spielt das beschreibende Adjektiv eine besondere Rolle.

Die Methode ist vortrefflich, scheint mir aber einer doppelten Vertiefung fähig. Einerseits wird man sich auf einzelne Beschreibungswörter beschränken müssen. Doch wird man nicht

beim Worte stehen bleiben, sondern zu der Wesensstruktur vorzudringen streben, die durch die Sprache nur bezeichnet, aber nicht dargestellt wird. Dem geklärten Begriff wird man passende Beispiele aus den Textproben gegenüberstellen: seine wesentlichen Merkmale müssen sich darin wiederfinden. Erst dann wird eine vorsichtige Methode an die Behandlung eines Textes nach mehreren Gesichtspunkten herantreten.

Anderseits wird die vielseitige Behandlung des Textes auch nicht das letzte Ziel der Methode sein. Denn hinter der Vielheit der Einzelbeobachtungen steht zuletzt für jeden, der schauen kann, die tiefere Einheit, die Idee, die alle Einzelheiten in sich schließt und sich in ihnen entfaltet wie das Grundmotiv einer Melodie in ihren Variationen. Eine solche Zielsetzung müßte freilich auch bei der Auswahl der Proben berücksicht werden.

Greyerz' Übungen eignen sich für Studierende von hohem Niveau und für Lehrer, die eine Anregung durch ihre eigene Schaffensgabe auszugestalten wissen. Andere werden in dem Buche eine Brücke von der Theorie zum rohen Material vermissen. Ein paar ausgeführte Beispiele wären auch für den Begabten von Nutzen gewesen.

ALBRECHT RIESENBERG, *Einführung in Sprechtechnik und Vortragskunst.* Teubner. 1925. 8°. 130 S.

Eine Arbeit, die das Ergebnis einer dreißigjährigen Praxis darstellt, hat ein Anrecht, berücksichtigt zu werden, auch wenn sie nur wenig Selbständiges zu geben hat. Der Verfasser gliedert seine „Einführung“ in zwei Teile, die der Ankündigung des Titels entsprechen. Der erste Teil beginnt mit einer wohl etwas allzu einfach geratenen Darstellung der Sprechwerkzeuge. Kapitel über Atem, wilde Luft, Einsatz, Ansatz und Stimmregister schließen sich an, in denen Riesenberg im allgemeinen den bewährten Autoren wie L. Kofler, K. Hermann, M. Seydel, H. Gutzmann u. a. folgt. Die Anordnung der Lautlehre weicht von den gewohnten Bahnen der praktischen Phonetik ab: sie verfolgt jeden einzelnen Laut von seiner physiologischen Erzeugung bis zu seiner Regelung in der Hochsprache.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit Vortragskunst, kommt aber über technische Dinge, wie Deutlichkeit der Aussprache, Geläufigkeit des Sprechens, angemessene Betonung, Zeitmaß, Tonfarben und Steigerung nicht hinaus. Wenn heute von Vortragskunst gesprochen wird, sollte man erwarten, einiges über die geistigen Prinzipien zu hören, nach denen literarische Schöpfungen durch die akustischen Mittel der Vortragskunst zum Ausdruck gebracht werden können. Riesenberg bleibt auf dem Niveau eines Palleske oder Hey stehen.

Dieser grundsätzliche Einwand soll aber nicht verhindern, das Büchlein Riesenbergs denen zu empfehlen, die einer ersten Einführung in dieses Gebiet bedürfen. Wenngleich es eines höheren Schwunges entbehrt, zeugt es doch für die gründlichen Kenntnisse und die Gewissenhaftigkeit seines Autors.

LATTE UND PIERITZ, *Lehrbuch des Deutschen,* A grammar and reading book for those who wish to learn German. Hamburg, Deutscher Auslandsverlag Walter Bangert, o. J. 8°. 250 S.

Dieses Lehrbuch ist ausschließlich für angelsächsische Schüler und Autodidakten bestimmt. Es gliedert sich in 20 Reisebriefe,

die zugleich einen kleinen Roman darstellen. Jedem Briefe ist eine beträchtliche Menge grammatischen und vokabularischen Stoffes, sowie eine mündliche und eine schriftliche Übersetzungsübung beigegeben.

Die unmittelbare Lebensnähe, der pleinair-Charakter des Buches wirkt erfreulich. Das grammatische System legt Wert auf eine Sonderung der Klassen: die schwachen Formen der Haupt- und Zeitwörter werden von den starken abgerückt; einem analogen Grundsatz folgt auch die Behandlung der geraden und umgekehrten Wortstellung. Diese Anordnung müßte sich wohl erst im Unterricht bewähren. Grundsätzlich verfehlt dagegen ist die Überlastung des Buches mit grammatikalischem Regelwerk. Welchen praktischen Nutzen kann eine Regel stiften, die besagt, daß erstens die Mehrzahl der einsilbigen Feminina und alle Feminina von mehr als einer Silbe, zweitens einige einsilbige Masculina, sowie die auf -e und -en endigenden Masculina der schwachen Deklination zugehören. Für den Lernenden bleiben doch wohl nur diejenigen Hinweise von Bedeutung, die sich schlagwortartig zusammenfassen lassen. Im Bereiche des Wortschatzes und der Idiomatik fehlt es an einem Aufbau vom Einfachen und Notwendigen zum Schweren und Entbehrlichen. Auch steht die Menge des vokabularischen Stoffes — in mancher Lektion finden sich 100—150 neue Wörter — in keinem Verhältnis zur Kürze der Textstücke. Die Verfasser stützen sich ferner allzusehr auf die Methode der Übersetzung. Merkt man schließlich auf, daß in dem Lehrbuch auch grobe Unrichtigkeiten begegnen, wie die Behauptung, das g am Wortende in Nord- und Mitteldeutschland als k, in Süddeutschland als ch gesprochen wird, so wird der Gesamteindruck des Buches wohl kaum als günstig bezeichnet werden können.

Wien. Felix Trojan.

---

56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.
(27. bis 30. September 1927 in Göttingen.)

Die ersten Einladungen zu der Tagung werden demnächst versandt werden. In der Abteilung Anglistik (Englisch-Amerikanischer Kulturkreis) besteht die Absicht, weitgehende Überblicke über die verschiedenen Arbeitsgebiete sowohl der Sprach- wie der Literaturgeschichte zu geben. Es soll dabei mehr Gewicht gelegt werden auf die Problematik der großen Zusammenhänge, als auf die Erörterung eng begrenzter Einzelfragen. Für Diskussionen wird möglichst viel Zeit gespart werden und ein besonderer Nachmittag für eine Aussprache über die Frage: Anglistik in Universität und Schule vorbehalten bleiben.

Anfragen, Wünsche und Anmeldungen von Vorträgen und Referaten sind möglichst zeitig an den Sektionsobmann Professor Dr. H. Hecht, Seminar für englische Philologie an der Universität Göttingen, Nikolausbergerweg 13/15 zu richten.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *März 1927.* *Heft 2*

DER NEUSPRACHLICHE KULTURUNTERRICHT.

Welche Aufgabe hat der neusprachliche Unterricht als Kulturunterricht? Er soll Kultur wecken, den Willen zur Kultur entwickeln. Welche Kultur aber soll er wecken? Genügt nicht die Pflege der *deutschen* Kultur, besonders wenn wir in dieser die allgemein-menschlichen Werte, das humanistische Element herausheben? Viele denken so. Auch viele Neusprachler suchen den praktisch nun einmal unentbehrlichen neusprachlichen Unterricht vor dem heutigen Erziehungsideal dadurch zu rechtfertigen, daß sie behaupten, die Schüler müßten fremde Kulturen kennen, damit sie an diesen und durch den Gegensatz zu ihnen ihres deutschen Wesens erst recht bewußt würden. Diese Beweisführung ist aber in zwiefacher Hinsicht brüchig. Wenn es auch richtig ist, daß die *theoretische* Erkenntnis deutschen Wesens die Kenntnis fremden Menschentums als Vergleichsgrundlage voraussetzt, so kann doch gerade durch ein solches ausführliches Vergleichen deutschen und fremden Wesens die viel wertvollere *instinktive* Verbundenheit mit deutschem Wesen beeinträchtigt werden. Ferner erschließt sich auch eine fremde Kultur nur demjenigen, der sich ihr ganz und ohne Nebengedanken hingibt.

Nein, meiner Meinung nach können und müssen wir heute für den neusprachlichen Unterricht als Kulturunterricht ein Ziel aufstellen, dem er bisher nur ungewollt und unbewußt gedient hat: *die Erziehung zu europäischem Gemeinsinn und europäischer Kultur durch das Studium der im neusprachlichen Unterricht behandelten Sprachen, Völker und Kulturen.*

Hierin liegt kein Widerspruch zu dem Ziel der Erziehung zum *deutschen* Menschen. Denn wir Deutsche *sind* Europäer, unsere Kultur *ist* ein Zweig der europäischen, die, wie die ge-

schichtliche Forschung immer deutlicher lehrt, *immer* eine Einheit gewesen ist. Die verschiedenen nationalen Kulturen Europas sind aus den gleichen psychophysischen Grundlagen erwachsen und haben sich parallel weiterentwickelt, — ganz zu schweigen von den wechselseitigen Beeinflussungen auf allen Lebensgebieten[1]), die von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart nie geruht haben. Die nationalen Besonderheiten mögen, für sich betrachtet, aus geschichtlichen und geographischen Gründen im Laufe der Jahrtausende erheblich geworden sein, — dem Gemeinsamen gegenüber schrumpfen sie doch so zusammen, daß man berechtigt ist, von einer „europäischen Kultur" zu sprechen.

Wenn in dem Ideal eines europäischen Gemeinsinnes demnach kein Widerspruch zu dem Ideal der Treue zum eigenen Volkstum liegt, so ist die Pflege jenes weiteren Gemeinsinnes andererseits *notwendig*, weil die verhältnismäßig kleinen Völker und Zwergstaaten Europas angesichts der durch die modernen Erfindungen besonders auf dem Gebiete des Verkehrswesens umgestalteten Welt für sich allein nicht mehr lebensfähig sind. Ein politischer und wirtschaftlicher Zusammenhalt Europas aber ist ohne die entsprechende *Gesinnung* seiner Bewohner unmöglich.

Daß in dem europäischen Kulturideal keine feindselige Einstellung zu anderen Rassen und Kontinenten liegt, versteht sich von selbst. Im Gegenteil sind die außereuropäischen Zweige des Europäertums bei diesem Kulturideal ebenso mit einbegriffen, wie wir heute auch die außerhalb des Deutschen Reiches und Österreichs lebenden Deutschen mit zur deutschen Kulturgemeinschaft rechnen.

Es liegt im Wesen des europäisch eingestellten neusprachlichen Unterrichts, daß man sich über *jede* europäische Sprache freuen muß, die an deutschen Schulen zu lernen Gelegenheit ist. Insbesondere gilt dies von den Sprachen der uns zu Wasser und zu Lande benachbarten kleinen germanischen Nationen, die mehr als bisher gepflegt werden sollten, um die germanische Kulturgemeinschaft innerhalb der europäischen zu festigen und zu stärken. Eine vertiefte Einsicht in das Gemeingermanische zeigt auch, daß vieles an der Kultur der europäischen Völker, was wir für Erbteil aus dem griechisch-römischen Altertum

[1]) Die wichtigsten derartigen Beziehungen sind aufgezählt auf S. 42 von *Strohmeyer* „Das neusprachliche Gymnasium" (Braunschweig, 1926).

hielten, in Wirklichkeit gemeinsamer europäischer Urbesitz ist, der allerdings aus den bekannten Gründen teilweise einen griechisch-römischen Anstrich bekommen hat. Trotz der wünschenswerten Pflege anderer europäischer Sprachen ist es aber klar, daß aus praktischen Gründen, die man auch bei einer ideal gerichteten Erziehung nie außer Acht lassen darf, für die große Masse unserer Schüler auch fernerhin *Englisch* und *Französisch* die Hauptfremdsprachen bleiben müssen.

Ich habe mich bei der Begründung des von mir formulierten Zieles des neusprachlichen Unterrichts auf die knappsten Andeutungen beschränkt, weil ich aus vielen Anzeichen schließen möchte, daß das Ziel der europäischen Verständigung heute in Deutschland fast allgemein gebilligt wird. Wenn man aber das Ziel will, muß man auch die Mittel und Wege dazu wollen. Daß unter letzteren die Erziehung der Jugend zu europäischem Gemeinsinn und europäischer Kultur mit an erster Stelle steht, ist klar. Daß aber unter den Unterrichtsfächern, die diesem Ziele dienen können und sollen, der neusprachliche Unterricht an vorderster Stelle steht, dürfte aus den folgenden Ausführungen hervorgehen, in denen ich zeigen will, *wie der europäisch eingestellte neusprachliche Kulturunterricht sein Ziel erreichen kann.*

Daß der *Persönlichkeit des Lehrers* und der *Auswahl der Lektüre* eine entscheidende Bedeutung zukommt, ist klar. Doch braucht man an beide des neuen Zieles wegen keine andere neue Forderung zu stellen, als daß der Lehrer sich dieser seiner Aufgabe bewußt sei und die Lektüre entsprechend auswähle.

Mehr ist über die Methodik und Didaktik des Kulturunterrichts zu sagen, wobei vorausgeschickt sei, daß man nicht in der Übermittlung kultureller Realien, der sogenannten „Kulturkunde", das Wesen des Kulturunterrichts erblicken darf[1]). Eher darf man von „kulturkundlicher Einstellung" des gesamten neusprachlichen Unterrichts sprechen[2]).

Wenn die Völker sich verständigen sollen, müssen sie sich verstehen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, man könnte eine

---

[1]) Vgl. *Ehrke* „Der englische Arbeits- und Kulturunterricht" in „Die Neueren Sprachen" Bd. XXXIII (1925), S. 175 ff.

[2]) Vgl. *Ehrke* „Die kulturkundliche Einstellung im englischen Unterricht" in „Die Neueren Sprachen" Bd. XXX (1922), S. 105 ff., und *Schwabe* „Der kulturkundliche Unterricht der neueren Sprachen im Lichte der Schulpraxis" in „Die Neueren Sprachen" Bd. XXXIV (1926), S. 329 ff.

fremde Sprache auf Grund der Grammatik und des Wörterbuchs oder bei ganz elementarer Kenntnis der betreffenden Sprache auf Grund allgemeiner sprachlicher Bildung *wirklich* verstehen. Halbes Verstehen aber führt zu Mißverständnissen, die schlimmer sind als das Fehlen jeglichen Verständnisses. Zum *wirklichen* Verstehen einer fremden Sprache gehört z. B., daß man auch die *feineren stilistischen Tendenzen* einer Sprache beherrscht. Man muß ferner die *Intonation* der fremden Sprache kennen; denn der Ton macht die Musik. Auch gedruckte Texte muß man sich mit richtiger Stimmführung gesprochen vorstellen können. Ebenso wichtig wie die äußere Intonation ist ihr inneres Korrelat, das ich die *seelische Melodie* einer Sprache nennen möchte, d. h. die dem betreffenden Volk eigentümliche Auffassung geistiger und seelischer Dinge, die hinter den fremden Wörtern und Sätzen und ihrem oberflächlich-materiellen Sinn steht[1]).

Alle diese Dinge gehören genau so gut in den Schulunterricht wie Vokabellernen und Grammatikstudium, ja man darf sagen, daß ein fremdsprachlicher Unterricht, der diese Dinge nicht von Anfang an gegenwärtig hat, überhaupt kein vollwertiger Sprachunterricht ist. (Man braucht deshalb noch nicht gleich darüber zu *reden.*) Treue im Kleinen ist sicher eine Tugend, die innerhalb der vernünftigen Grenzen auch im neusprachlichen Unterricht gepflegt werden muß, aber daraus darf nicht Pedanterie werden, – nicht eine lächerliche Furcht vor einzelnen Sprachfehlern, die selbst, wenn beim freien Sprechen einmal ein wirklicher Fehler unverbessert durchschlüpft, die Erreichung der Unterrichtsziele in keiner Weise gefährden, — nicht ein Traktieren praktisch belangloser oder gar eingebildeter Schwierigkeiten, — nicht ein Buchstabendienst, der allen Geist aus dem Unterricht vertreibt zugunsten von — ja, wovon eigentlich? . . . zugunsten aller möglichen sprachlichen Einzelkenntnisse, die für *allein* richtig gehalten werden, obwohl dieser Anspruch sehr, sehr oft in dem viel beweglicheren Sprachgebrauch derjenigen, die die betreffende Sprache mündlich und schriftlich korrekt als Muttersprache handhaben, keine Stütze findet, — und zugunsten einer minuziösen Feststellung von Einzelheiten der Lektüre, über die lang und breit auf *deutsch*

---

[1]) Vgl. *Ehrke* „Sprachunterricht und Kulturunterricht auf der Oberstufe" in „Die Neueren Sprachen", Bd. XXXIV (1926), S. 211 ff.

gesprochen wird, obwohl sie herzlich unbedeutend sind. Für einen solchen Unterricht, der die Stunden mit grammatischer Theorie und Übersetzungen „ausfüllt“[1]), ist in der heutigen deutschen Schule schlechterdings kein Raum und keine Zeit mehr.

Der lebens- und wirklichkeitsfremde Betrieb einer „Fremdsprache“, die hier deshalb so zu heißen scheint, weil sie allen Beteiligten dauernd innerlich fremd bleibt, muß aufhören; denn dabei kommen nicht einmal praktisch brauchbare und geistig fruchtbare *Sprach*kenntnisse heraus. *Das Leben des Arbeitsunterrichts muß in allen Stunden herrschen, in allen Stunden muß der angelsächsische, romanische (oder welcher es sonst sein mag) Geist wehen, aus dem heraus Volk, Sprache und Kultur als eine Einheit erfaßt werden können.* Wenn man dies nicht will, wenn man von dem in den wenigen neusprachlichen Stunden herrschenden Geist der uns nach Blut und Gesinnung nah verwandten anderen europäischen Völker eine Gefährdung des deutschen Charakters unserer Jugenderziehung befürchtet, dann verwirft man nicht nur das Ziel der europäischen Verständigung, dann macht man überhaupt einen *vollwertigen* neusprachlichen Unterricht unmöglich, während doch die politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche *Notwendigkeit* eines solchen erstklassigen neusprachlichen Unterrichts nur von einseitigen Fanatikern bestritten werden kann.

Daß *ein geisterfüllter Arbeitsunterricht, der wirkliche Leistungen statt Papageiengeschwätz verlangt, der nicht die Fehler, sondern das Richtige und Selbständige zählt und wertet,* auch an die *Schüler* höhere Anforderungen stellt als der alte Lern- und Abfrageunterricht, ist gut, erfreulich und nötig. Die höheren Schulen sind nicht dazu da, um den Allerdümmsten die Elemente fremder Sprachen beizubringen. Gerade heute, wo die — an sich berechtigte — stärkere Pflege der Leibesübungen und der Allgemeinerziehung die für den wissenschaftlichen Unterricht verfügbare Zeit beschränkt, müssen wir ein gewisses Mindestmaß von Begabung verlangen und voraussetzen. Die Anforderungen, die im neusprachlichen Unterricht gestellt werden müssen, lassen sich durchaus und ohne unbillige Belastung der Schüler erfüllen, wenn die Schüler von Anfang an nach den

[1]) Vgl. dazu *Krüper* „Die arbeitsunterrichtliche Ausgestaltung des neusprachlichen Unterrichts“, Frankfurt a. M., 1925, S. 74.



Grundsätzen der Reform und des Arbeitsunterrichts arbeiten[1]). Man darf auch nicht vergessen, daß die Lust und Liebe zur Sache, die die Folge eines lebendigen Unterrichts sind, die Arbeit für die Schüler und rückwirkend auch für die Lehrer erleichtern.

Wenn auch das Deutsche mit den anderen großen europäischen Sprachen gleichberechtigt ist und demnach auch im Falle des Englischen und Französischen das Verstehen für uns wichtiger ist als das eigene Sprechen, *so muß doch beachtet werden, daß man eine fremde Sprache nur so weit wirklich versteht, wie man sie spricht*[2]).

Es muß also die Norm werden, daß im fremdsprachlichen Unterricht die fremde Sprache gebraucht wird[3]).

Ist dies mit den Schülern und besonders den Lehrern, wie sie heute tatsächlich sind, und unter den sonstigen heutigen Verhältnissen zu erreichen? Ich stehe nicht an, diese Frage restlos zu *bejahen*. Es hat freilich, besonders bei der heutigen Überlastung der Studienräte, keinen Zweck, den Lehrern, die die beste Methode, die direkte[4]), nicht anwenden *können*, zu empfehlen, sie möchten ihre Kenntnisse so lange vervollkommnen, *bis* sie es können. *Ich möchte vielmehr ein Verfahren vorschlagen, daß, wie ich auf Grund praktischer Erfahrungen glaube versichern zu können, nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer allmählich und ohne besondere Arbeit auch für die letzteren dahin bringt, daß sie die fremde Sprache frei sprechen können.*

Die *wesentlichen* Züge des von mir empfohlenen Verfahrens sind folgende:

---

[1]) Gegen die in der großen Zahl der Unterrichtsfächer begründete und durch die intensivere Pflege von Turnen und Sport noch verschlimmerte Überlastung der Schüler in den Oberklassen gibt es nur *ein* radikales Heilmittel: *Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe.*

[2]) Vgl. meinen schon vorher zitierten Aufsatz „Sprachunterricht und Kulturunterricht auf der Oberstufe“ (Neuere Sprachen, 1926).

[3]) Die Fremdsprache als Unterrichtssprache fordert auch *Hübner*, „Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts“ (Teubner, 1925) S. 55.

[4]) Als neuere Darstellungen der direkten Methode erwähne ich *Faser* „Lehrverfahren und Lehraufgaben für Französisch und Englisch“ (Marburg, 1926) und *Olbrich-Sander* „Englisch in der Prima“ (Marburg, 1926).

1. Für jede der drei Stufen, in die der Unterricht zerfällt, die Unter-, Mittel- und Oberstufe[1]), wird ein besonderes Ziel des Sprechenkönnens aufgestellt, das von jedem Schüler, der mit einem „Genügend" in der betreffenden Sprache in die höhere Stufe versetzt wird, unbedingt erreicht sein muß.

2. Das Sprechenlernen ist die zentrale Aufgabe des Unterrichts und erfolgt durch eigene Fragen und Antworten der Schüler im Anschluß an die Lesestoffe und sonstige fremdsprachliche Texte und durch umformendes Nacherzählen dieser Lesestoffe und Texte.

3. Auch alle sonstigen wesentlichen Übungen des Unterrichts (Lesen, Hören, Übersetzen ins Deutsche, Grammatik, schriftliche Arbeiten) werden an die gleichen Texte angeschlossen, so daß die so oft vermißte Einheit des neusprachlichen Unterrichts erreicht wird.

Im folgenden schildere ich nun in großen Umrissen unter besonderer Berücksichtigung des Sprechenlernens das aus den eben genannten drei Grundsätzen folgende Unterrichtsverfahren.

Auf der Unterstufe müssen die Schüler lernen, an die *nach beliebiger Methode durchgenommenen* Lesestoffe der Elementarbücher eigene Fragen und Antworten anzuschließen und die dadurch umgeformten Stücke nachzuerzählen.

Die Einzelheiten dieses die Grundlage des ganzen von mir empfohlenen Verfahrens bildenden Elementarunterrichts habe ich in meinem Aufsatz „Der englische Arbeits- und Kulturunterricht"[2]) eingehend dargestellt. Ich brauche daher hier nur nachzutragen, daß die Schülerfragen nicht in wirrem Durcheinander gestellt werden dürfen, sondern den — aus der ersten Durchnahme schon bekannten — Inhalt des Stückes nochmals in sachlich und logisch zusammenhängender Weise herausarbeiten müssen, und ferner, daß die Schüler angeleitet und ermuntert

[1]) Unter „*Unterstufe*" verstehe ich die Zeit, in der nach Elementarbüchern unterrichtet wird. Als *Mittelstufe* betrachte ich bei Beginn einer Sprache in Sexta die Zeit vom Ende der Unterstufe bis zur Versetzung nach Obersekunda, bei Beginn der Sprache in Untertertia den Rest der Obertertia und beide Sekunden, bei Beginn in Untersekunda die Obersekunda. Die *Oberstufe* wird bei Beginn in Sexta von den Oberklassen, in den beiden anderen Fällen von den Primen gebildet.

[2]) „Die Neueren Sprachen" Bd. XXXIII (1925), S. 175ff.

werden müssen, nicht an dem Text zu kleben, sondern im Rahmen des Möglichen sich frei zu bewegen[1]).

Auf der Mittelstufe müssen die Schüler lernen, den *Inhalt* der Lektüre und sonstiger vom Lehrer gebotener Texte *unmittelbar nach dem Lesen* durch eigene Fragen und Antworten zu erarbeiten und in eine dadurch umgeformte Gestalt zu bringen und nachzuerzählen.

Wenn die Schüler streng nach der von mir vorgeschlagenen Art auf der Unterstufe gearbeitet haben, so können sie dies an sich schon, wie ich bestimmt versichern darf, bei Beginn der Mittelstufe. Es dauert aber, wenn die Schüler nicht überhaupt nach der direkten Methode unterrichtet worden sind und werden[2]), zunächst noch sehr lange, bis sie auf diese Weise ein Textstück erarbeitet haben. Da es aber für die Erreichung aller Unterrichtsziele wesentlich ist, daß möglichst viel Lektüre durchgearbeitet wird, so schlage ich für den *Beginn* der Mittelstufe das im folgenden dargestellte Verfahren vor. Ich muß zu seiner Begründung aber noch die Fragen des häuslichen Präparierens und des Übersetzens ins Deutsche erörtern und bitte zu bedenken, daß es sich hier nicht um die direkte Methode handelt, sondern um eine, die Lehrer und Schüler langsam zum freien Sprechen führen soll.

So selbstverständlich es mir scheint, daß auf der *Unterstufe* alle Lesestoffe erst in der Klasse durchgenommen werden müssen, ehe sie zu Hause aufgegeben werden, ebenso selbstverständlich erscheint es mir, daß die Lektüre auf der *Mittelstufe* zur *häuslichen Präparation* aufgegeben werden kann; denn erstens müssen die Schüler doch die völlig selbständige Erarbeitung eines Textes lernen, und zweitens läßt sich sonst nicht eine ausreichende Menge Lektüre bewältigen, weil die Erarbeitung in der Klasse

---

[1]) Vgl. dazu *Strohmeyer* „Das Neusprachliche Gymnasium", S. 155ff.

[2]) Die direkte Methode läßt sich nur durchführen, wenn *alle* Lehrer, die an einer Schule in der betreffenden Sprache unterrichten, nach ihr arbeiten, weil man sonst nicht das den verschiedenen Klassenstufen entsprechende geistige Niveau des Unterrichts aufrecht erhalten kann. Dies gilt mehr oder minder für jedes Unterrichtsverfahren, das überhaupt den Namen „Methode" verdient. Die Neusprachler jeder Schule sollten sich daher *einstimmig* auf eine bestimmte Methode festlegen und sich nach einem solchen Beschluß auch *richten*.

unter allen Umständen viel Zeit beansprucht. Was das *Übersetzen ins Deutsche* betrifft, so gibt es allerdings kein künstlerisch vollkommenes Übersetzen[1]). Nicht nur Dichtungen, sondern überhaupt alle wertvollen Literaturwerke, selbst wissenschaftliche, können demnach nur im Original *völlig* verstanden werden, und unsere Schüler müssen also vor allem *die fremden Sprachen selber* lernen. Da sie sie aber großenteils deshalb lernen, um ihren übrigen Volksgenossen als *Mittler* des fremden Volkstums, seiner Kultur, seiner Literatur und seiner sonstigen Lebensäußerungen zu dienen, so müssen sie trotzdem die Technik des „Übersetzens" ins Deutsche lernen, um gegebenenfalls wenigstens so viel von fremdsprachlichen Texten, wie sich übersetzen läßt, auf Deutsch wiedergeben zu können.

Nach Klärung dieser Vorfragen empfehle ich folgendes Verfahren für den *Beginn* der Mittelstufe:

Die Schüler bekommen zu einer Lektürestunde ein Lektürestück von üblicher Länge zu präparieren auf, nachdem es, wenn nötig, vorher in der Klasse gelesen worden ist. Von diesem Stück wird in der Klasse ein beliebiger Teil durch die Schüler, das Übrige durch den Lehrer übersetzt. Der durch dieses Übersetzen des Lehrers gewonnene Rest der Stunde wird zu freiem Sprechen verwandt. Man kann da in der Art der Unterstufe durch Fragen und Antworten der Schüler im Anschluß an das präparierte Stück die zur folgenden Stunde aufzugebende umgeformte Nacherzählung des präparierten Stückes vorbereiten; man kann nach dem eigentlich für die Mittelstufe vorgesehenen Verfahren den Inhalt eines weiteren unpräparierten Stückes der Lektüre durch Fragen und Antworten der Schüler erarbeiten lassen; man kann auch einen beliebigen anderen leichten Text vorerzählen oder vorlesen; man kann jede andere Übung im freien Sprechen treiben. Überhaupt muß der Lehrer bei aller methodischen Zielsicherheit *didaktische Beweglichkeit* besitzen, die durch das Studium der neusprachlichen Reformliteratur und der neueren Arbeiten über den Arbeitsunterricht sehr gefördert wird.

---

[1]) Vgl. außer meinem Aufsatz „Sprachunterricht und Kulturunterricht auf der Oberstufe" („Neuere Sprachen" XXXIV, 1926, S. 211 ff.) auch *Schaeffer*, „Bibelübersetzung" in den „Preußischen Jahrbüchern", Juli 1926, S. 58 ff., besonders S. 60—68, wo er von dem „allgemeinen Todeshauch der Verödung" spricht, der gewisse Unterrichtsstunden, in denen übersetzt wurde, für ihn und seine Leidensgefährten „untröstlich machte".

Zur nächsten Lektürestunde wird dann *das so durchgenommene präparierte Stück zum umgeformten Nacherzählen* aufgegeben. Damit die Schüler nicht mehr oder minder zum Auswendiglernen getrieben werden, wird das Nachzuerzählende zu Beginn der betreffenden Stunde von den Schülern oder dem Lehrer vorgelesen oder auch vom Lehrer vorübersetzt. (Selbstverständlich darf der Lehrer nicht etwa *dasselbe* Stück sowohl in der ersten wie in der zweiten Stunde vorübersetzen; auch muß jeder Teil des Textes mindestens einmal von den Schülern gelesen werden.) Wenn ein Schüler beim Nacherzählen stockt, so helfen die übrigen durch Fragen in der Fremdsprache ein. Ein gewandtes Eingehen auf solche Hilfen ist höher zu bewerten als ein bloßes fleißiges Gelernthaben. Man dränge die Schüler von der literarisch gepflegten Sprache ihrer Texte ab und in der Richtung auf die ihnen vom Elementarunterricht her ja bekannte Alltagsrede weiter. Im Englischen müssen besonders die "long words on -osity and -ation" und die zugehörigen Konstruktionen durch schlichtere Wörter und Wendungen ersetzt werden. Wenn sich trotzdem der gelehrte Charakter unseres Unterrichts auch stets in der sprachlichen Ausdrucksweise bemerkbar machen wird, so schadet dies nichts, es entspricht dies vielmehr den erzieherischen und kulturellen Aufgaben unseres Unterrichts. Das zum Nacherzählen aufgegebene Stück wird von den Schülern vollständig nacherzählt. Der Rest dieser zweiten Stunde wird auf *schriftliche Übungen* verwendet, in denen entweder das eben durchgenommene Lektürestück oder sonstige bekannte oder unbekannte Texte (letztere in Form von Diktaten) behandelt werden. Diese Übungen werden vom Lehrer gleich während des Schreibens durchgesehen, soweit dies eben möglich ist. Je älter die Schüler sind, desto mehr darf man von ihnen erwarten, daß sie sich selbst auch zu Hause mit diesen Übungen beschäftigen[1]).

So wird von je *zwei* Lektürestunden nur ein Bruchstück der *einen* dem Übersetzen, alle übrige Zeit aber dem freien, wenn auch von der sicheren Grundlage des fremden Textes ausgehenden Sprechen und Schreiben gewidmet.

In dem Maße, wie der Unterricht der Mittelstufe *fortschreitet*, müssen wir dem freien Sprechen größere Aufgaben stellen. Sehr

---

[1]) *Strohmeyer* weist in „Das Neusprachliche Gymnasium" S. 112ff. u. 158ff. nachdrücklich darauf hin, daß im neusprachlichen Unterricht gegenwärtig z. T. zu wenig geschrieben wird.

empfehlenswert ist es z. B., den Inhalt eines längeren durchgenommenen Stückes unter einem neuen Gesichtspunkt zu wiederholen, so wie etwa *Hausknecht* in «Parlons et Composons»[1]) Daudet im Anschluß an seine bekannte Skizze seinem Freund Maurice über seinen Besuch bei dessen Großeltern brieflich Bericht erstatten läßt.

Auf diese Weise erreichen die Schüler am *Schluß* der Mittelstufe sicher das dieser Stufe gesteckte Ziel, daß sie den Inhalt der für sie geeigneten Texte mit der nötigen Schnelligkeit ohne andere Vorbereitung als ein- oder zweimaliges Lesen selber erarbeiten und auf eigene Weise wiedergeben können.

Auf der Oberstufe sollen die Schüler den *Gehalt* der fremden Texte an intellektuellen, ethischen und ästhetischen Werten durch eigene Fragen und Antworten und möglichst auch durch eigene Problemstellungen erarbeiten und darüber frei sprechen können.

Daß es jetzt mehr um den Gehalt der Texte als um ihren Inhalt im engeren Sinne geht, liegt schon im Unterschied der Mittelstufen- und Oberstufenlektüre begründet, eine scharfe Trennungslinie läßt sich zwischen Erarbeitung des Inhalts und Erarbeitung des Gehalts naturgemäß nicht ziehen. Daß die Schüler die zu behandelnden Probleme selber bezeichnen, wird in nennenswertem Umfang wohl erst möglich sein, wenn der Arbeitsunterricht in allen Fächern allgemein durchgeführt ist. *So liegt bei der hier empfohlenen Methode der Hauptunterschied zwischen Mittel- und Oberstufe in der Praxis des Sprechunterrichts.*

Da der Arbeitsunterricht — was oft übersehen wird — *unter allen Umständen* viel Zeit kostet, empfehle ich, daß die eigentliche „*Lektüre*" auch auf der Oberstufe zur häuslichen Präparation und zur nächsten Stunde zum umgeformten Nacherzählen aufgegeben wird, daß der Lehrer sich aber nur durch *Stichproben* überzeugt, ob dies geschehen ist, in dem weit größeren Rest der Stunden aber andere *freie Texte* bespricht.

Es wird also auf der Oberstufe nicht nur mehr als auf der Mittelstufe frei gesprochen, weil nicht mehr *alles* übersetzt wird (und sei es auch nur unter Mitwirkung des Lehrers), sondern das Sprechen schließt sich jetzt außerdem überwiegend an die *freien Texte* an, weil auch nicht mehr das ganze aufgegebene Lektürestück nacherzählt wird.

---

[1]) Heidelberg 1912, Heft 4, S. 52ff.

Ich empfehle für die freien Texte im allgemeinen nicht mehr, wie man dies auf der Mittelstufe tun wird, kleinere Texte wie Anekdoten u. dgl. zu wählen, sondern diesem zweiten Teil der Stunden ebenfalls größere, mehrere oder viele Stundenreste füllende Aufgaben zu stellen, etwa längere Gedichte und Fabeln zu besprechen, künstlerisch wertvolle Bilder beschreiben zu lassen, freie Themen zur Diskussion zu stellen u. dgl.

Es ist wünschenswert, daß irgendein Zusammenhang zwischen der Präparierlektüre und diesen rein-fremdsprachlichen Übungen besteht. Wenn z. B. *Shakespeare* das Thema einer Klasse ist, so kann man eine Schulausgabe von *Creighton* "The Age of Elizabeth" als Präparierlektüre wählen und in der Klasse im übrigen einige Shakespeare-Dramen (nach häuslicher Lektüre der deutschen Übersetzung) lesen lassen und über sie in modernem Englisch sprechen[1]). Für die Hand des Lehrers eignen sich zu diesem Zweck sehr gut die von *C. W. Crook* in den "English Texts for Students" des Verlags Ralph, Holland and Co. (Lo.) herausgegebenen Ausgaben. Bei den Dramen, die von *Gundolf* in „Shakespeare und der deutsche Geist"[2]) ausführlicher behandelt sind, lese man die entsprechenden Stellen dieses Buches gelegentlich vor, z. B. beim „Sommernachtstraum" S. 79—81, 265—268, 334—336, bei „Macbeth" S. 273—276. Damit wird gleichzeitig die Verbindung zum deutschen Unterricht hergestellt.

Für das *Französische* besitzen wir erstklassige Muster einer rein-fremdsprachlichen Behandlung literarischer Texte und anderer Themata in der Sprech- und Aufsatzschule „Parlons et Composons" von *Delavanne* und *Hausknecht*[3]). Zwar ist dieses Werk in einer Zeit entstanden, als man über den Arbeits- und Kulturunterricht noch nicht die heute gewonnene Klarheit besaß, und zielt daher eigentlich nur auf die Herausarbeitung des Eigenwertes der behandelten Texte und Themata, doch ist dies erstens unter allen Umständen eine wichtige Aufgabe des Unter-

---

[1]) *Shakespeare* von Schülern — und seien es Primaner — „übersetzen" zu lassen, ist barbarisch. Man kann an *Shakespeare* auch nicht modernes Englisch lernen, wohl aber eignet er sich — von seinem überragenden Eigenwert abgesehen — sehr gut dazu, die Schüler in englisches Wesen einzuführen und ihnen eine Vorstellung von dem Reichtum der englischen Sprache zu geben.

[2]) Berlin, Verlag Georg Bondi.

[3]) Heidelberg, 1912—1913, 6 Hefte.

richts, und zweitens hat *Hausknechts* pädagogisches Genie schon damals die heutigen Ideen über Arbeits- nnd Kulturunterricht praktisch in weitem Umfang verwirklicht[1]). Es ist keinem Lehrer verwehrt, die von *Delavanne* und *Hausknecht* gebotenen Muster durch Gedanken, die aus der Pädagogik der Kriegs- und Nachkriegszeit stammen, zu vervollkommnen.

Für das *Englische* möchte ich bezüglich der hier besonders naheliegenden *Diskussionen* auf das bekannteBüchlein von *Delmer* „Englische Debattierübungen“[2]) verweisen.

Auch auf der Oberstufe sollten regelmäßige *schriftliche Übungen* im besonderen Heft in der Klasse angefertigt werden, und zwar vorzugsweise im Anschluß an die *freien Texte.*

Unterstreichen möchte ich, was *Krüper* in einem Aufsatz[3]) über die *Wörterbücher* sagt. Die Schüler der Mittelklassen müssen ein gutes fremdsprachlich-deutsches Schulwörterbuch besitzen, die Schüler der Oberklassen außerdem ein einsprachiges Wörterbuch. Für die eigene häusliche Durchsicht der französischen schriftlichen Übungen durch die Schüler ist es sehr nützlich, wenn sie außerdem *Reum* «Petit Dictionnaire de Style»[4]) besitzen. Man sollte die Schüler der Oberklassen veranlassen, sich gelegentlich bedeutende neuere Bücher über Volkstum, Kultur, Literatur und Geschichte der Völker, deren Sprachen sie lernen, schenken zu lassen. Wenn die Schüler und ihre Eltern sehen, daß der neusprachliche Unterricht wirkliche Werte bietet, sind sie auch zu Geldausgaben dafür bereit. Man liebt bekanntlich nur dort, wo man Opfer bringen darf.

Zum Schluß sei noch dankbar des *Rundfunks* mit seinen mannigfachen Möglichkeiten der Förderung und der Kontrolle des neusprachlichen Unterrichts gedacht.

Wenn der neusprachliche Unterricht nach der hier geschilderten Methode eines geisterfüllten Arbeitsunterrichts folgerichtig von der ersten bis zur letzten Stunde durchgeführt wird, so zweifle ich nicht daran, daß in Verbindung mit der rechten inneren Einstellung des von seiner Aufgabe erfüllten Lehrers

---

1) Den Grundgedanken des Arbeitsunterrichts formuliert auch *Hausknecht* schon in Heft 4, S. 29/30; ein wichtiger Gesichtspunkt des Kulturunterrichts klingt z. B. an im selben Heft S. 41.

2) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

3) „Formen und Grenzen des Arbeitsunterrichts in den neueren Fremdsprachen“ in „Die Neueren Sprachen“ XXXIV, S. 417.

4) Leipzig, Verlag J. J. Weber.

neben allen anderen Zielen des neusprachlichen Unterrichts auch dasjenige des neusprachlichen Kulturunterrichts erreicht werden wird, die Jugend bei aller Treue zum eigenen Volkstum und der besonderen Verbundenheit mit der deutschen Kultur auch zu europäischem Gemeinsinn und tätiger Anteilnahme an der europäischen Gesamtkultur zu erziehen.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

DIE AKUSTISCHE TÄUSCHUNG.

(Die phonetischen Schwierigkeiten bei der Erlernung einer fremden Sprache als pädagogisch-psychologisches Problem.)

Die besondere Bedeutung der Fehlerpsychologie für den Sprachunterricht ist wohl allgemein anerkannt. Der Sprachpädagoge muß nicht nur wissen, welche Fehler er beim Schüler zu erwarten hat, sondern auch, warum gerade diese Fehler mit einer bestimmten relativen Häufigkeit auftreten und auf welchen geistigen Vorgängen sie beruhen. Erst die Erkenntnis des psychischen Wesens eines Fehlers ermöglicht die Anwendung der wirksamsten Gegenmaßnahmen.

Bei dem Bemühen, den Schüler zu einer möglichst einwandfreien Aussprache des fremden Idioms zu führen, wird solche Erkenntnis des psychischen Wesens der Schwierigkeiten, die der Lernende zu überwinden hat, für den Lehrer besonders notwendig sein. Die phonetischen Lehrbücher begnügen sich aber häufig genug damit, einen objektiven Tatbestand festzustellen. Ihr pädagogischer Wert ist schon außerordentlich erhöht, wenn sie — wie Jones' sehr brauchbare English Phonetics — überdies darüber unterrichten, welche besonderen Fehler im einzelnen Falle von den verschiedenen Nationalitäten besonders häufig gemacht werden.

Aber während hier wohl festgestellt ist, vor *welchen* Fehlern sich der Deutsche, der Franzose, der Däne besonders hüten muß, ist doch sowohl bei Jones wie in der übrigen phonetischen Literatur wenig gesagt über das grundsätzliche Problem, warum dem Lernenden die einwandfrei korrekte Aussprache so schwer gelingt, worin das psychische Wesen dieser Schwierigkeiten besteht, aus welchen psychischen Motiven sie erwachsen.

Zur Erklärung dieses allgemeinen phonetisch-psychologisch-pädagogischen Problems will dieser Aufsatz einiges beitragen.

Schon oberflächliche Beobachtung unterscheidet *zwei* nach ihrem Wesen grundverschiedene *Typen* von Fehlern:

1. Fehler, die sich durch falsche Analogie innerhalb der Fremdsprache selbst ergeben, vor allem durch das Schriftbild. So etwa wird, nachdem monkey richtig gehört worden ist, donkey fälschlich mit dem gleichen Vokal gelesen, wenn man dem Wort als Schriftbild zum ersten Male begegnet. Oder nach dem Vorbild von enough, rough, wird gelesen cough mit [ʌ] (wie cuff) statt mit [ɔ]. Oder nach Worten vom Betonungsschema wie advérsity, advántage wird fälschlich gelesen advérsary statt ádversary. Man liest singer wie finger oder umgekehrt. [ŋ] : [ŋg].

Dieser *Typus* von Fehlern kann als Typus auch von Engländern gemacht werden. (Spelling pronunciation.) Vgl. die Bemerkungen zu dem Wort Avonmouth in Schröers Neuengl. Aussprachewörterbuch. Nachwort S. 514.

2. Fehler, die sich ergeben durch das Lautsystem (und Akzentsystem) der Muttersprache, die dazu verführt, die fremden Laute in bestimmter Weise aufzufassen und zu erzeugen. (Dieser Typus von Fehlern kann von Engländern beim Englischsprechen *nicht* gemacht werden, man müßte denn mundartliche Abweichungen von der Gemeinsprache hierher rechnen.)

So spricht der Deutsche leicht got wie Gott (mit einem nicht genügend offenen Vokal) bait wie Beet, house wie Haus, pénny stamp wie Groschenmarke (statt pénny stámp.)

3. (Mischung von 1. und 2. Eine Tendenz zu falscher Analogie, die aus der Fremdsprache da ist, wird unterstützt durch die gleiche Tendenz aus der Muttersprache. So nach Ábbey Street, deutsch Abtei Straße auch Ábbey Road statt Ábbey Róad usw.)

Von diesen beiden Grundtypen von Fehlern soll hier nur der letztere – Verführung durch das Lautsystem der Muttersprache – ausführlicher betrachtet werden.

Im Unterricht mag der erstere Typus von Fehlern (Verführung vor allem durch das Schriftbild ähnlicher Worte) eine sehr günstige Gelegenheit geben, Analogiewirkung als grundsätzliche Erscheinung des Sprachlebens anschaulich darzustellen, zu erklären und von hier weitergehend ihre sprachgeschichtliche Bedeutung aufzuzeigen: Ein Wort, eine Lautkombination, die

man noch nicht ausgesprochen gehört hat, *kann* man nur in der Weise lesen, wie man die Teile dieser Lautkombination in ähnlichen Worten las. Daher bury wie hurry statt wie berry.

Eine gute Prüfung auf das Verständnis der Analogiewirkung als eines sprachpsychologischen Prinzips dürfte es sein, im Unterricht gesammelte Beispiele für falsche Analogie aus dem Schriftbild systematisch ordnen zu lassen und nach ihrem Wesen in Gruppen und Untergruppen zu gliedern. Aus dieser Aufgabe wird sich mit innerer Notwendigkeit die andere ergeben, zu zeigen, welche verschiedenen Ursachen für Doppelaussprache sich ausfindig machen lassen: translate [æ] und [aː], direct [i] und [ai], bass [æ] und [ei], bow [ou] und [au], réfuse und refúse, read [iː] und [e], minute [ĭ] und [ai], ínvalid und inválid, cleanly [iː] und [e].

Das Schriftbild ist eine der Ursachen für die höchst eigentümliche Erscheinung, daß der Engländer selbst gegenüber der Aussprache vieler seiner Wörter so verwunderlich unsicher und schwankend ist. Der Ausländer, für den das geschriebene Wort der Fremdsprache noch eine sehr viel bedeutsamere Rolle spielt, wird natürlich aus der gleichen Ursache noch viel größere Schwierigkeiten haben. Der Lehrer darf darum nicht müde werden, den Schüler immer wieder daran zu erinnern, daß er unbekannte Wörter nicht einfach in Analogie an bekannte, ähnliche lesen darf, sondern daß er in jedem Fall sich im Wörterbuch der Aussprache vergewissern muß. Von den phonetischen Lehrbüchern geht diesem Typus von Fehlern in systematischer Weise E. Kruisinga zu Leibe in seinem Handbook of Present-day English. I. English Sounds.

Beispiele von Wortpaaren, in denen *gleiche* Buchstabenverbindung verschiedener Lautverbindung entspricht: rinse [s] — cleanse [z]; tongs [ɔ] — tongues [ʌ]; hovel [ɔ] — shovel [ʌ]; nation [ei] — ration [æ]; onion [ʌ] — poniard [ɔ] scourge [əː] — scour [au]; kindle [i] – kindly [ai]; says [e] – lays [ei]; father [aː] – gather [æ]; moths [þs] – mouths [đz]; wolves einsilbig — grasses zweisilbig — usw.

Als methodischer Weg, dieser Schwierigkeit zu begegnen, dürfte sich kaum eine systematische Darstellung der englischen Schrift empfehlen. Wohl aber wird man die Schüler lehren, eine seltene Schreibweise eines Lautes als selten zu erkennen, so die Schreibung der Vokale in busy und bury usw.

Das Aussprachewörterbuch wird ein sicheres Schutzmittel gegen Fehler vom Typ 1 sein, es wird im Zweifelsfall leicht Klarheit darüber schaffen, aus *welchen* Lauten ein Wort besteht. Die Schwierigkeit aber, *wie* nun die einzelnen Laute, Worte, Wortgruppen idiomatisch richtig zu sprechen sind, ist nicht nur unvergleichlich größer für den Lernenden, sondern auch für den Pädagogen, der diese Schwierigkeit ihrem Wesen nach zu verstehen sucht.

Es ist hier zu erklären, woher es kommt, daß Ausländer zehn Jahre in Deutschland sein können — und umgekehrt Deutsche im Auslande — und doch hört man ihnen beim ersten Wort, das aus ihrem Munde kommt, an, daß sie nicht ihre Muttersprache sprechen. Es ist hier die erstaunliche Tatsache zu erklären, daß geistig hervorragend geschulte Männer sich sehr oft nicht das zu erarbeiten vermögen, was neben ihnen Kindern mühelos anfliegt.

Um das Wesen dieser Schwierigkeit aufzuhellen, muß etwas weiter ausgeholt werden.

An folgende bekannte Tatsachen soll angeknüpft werden.

1. Die Laute der Sprache haben den *semantischen Wert*, in Kombinationen Symbole für Begriffsinhalte zu sein. Wir hören nicht eigentlich Klänge und Geräusche, sondern Sprachlaute, Zweckelemente der sprachlichen Verständigung.

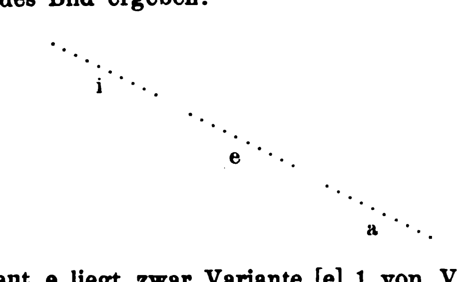
2. Die Laute der Sprache haben eine gewisse *Weite des Bewegungsfeldes*, in deren Grenzen verschiedene Aussprachen des gleichen Lautes nicht auffallen, sondern als korrekt empfunden werden.

Objektiv gesehen sind die subjektiv gleichen Laute verschieden (beim gleichen Sprecher in verschiedenen Worten, bei verschiedenen Sprechern im gleichen Wort). Subjektiv werden sie als gleich aufgefaßt, als das gleiche Zweckelement einer Kombination von Lauten, aus denen eine Aussage besteht.

Diese „Weite des Bewegungsfeldes" erscheint beim Phonetiker, wenn er die Begriffe „Phonem" und „Laut" gegeneinander abgrenzt. Das K in Kind ist nach Artikulation und Klang verschieden von dem in Kund, ebenso verschieden wie die verschiedenen [e] Laute in bellen, ferne, fest, senden. Diese verschiedenen Laute gehören zu *einem* „Phonem". Wir ziehen vor, von der „Weite des Bewegungsfeldes" *eines* Lautes zu sprechen, weil unser Betrachtungsstandpunkt weniger der phonetisch-deskriptive als der psychologisch-erklärende ist,

der vor allem an den Zwecken der Sprache orientiert ist. Unser Blick ruht zunächst darauf, daß ein *Laut* Zweckelement sprachlicher Verständigung ist. Weite des Bewegungsfeldes ist uns auch weniger die Verschiedenheit desselben Lautes bei *demselben* Sprecher in verschiedener Lautkombination als vielmehr die Verschiedenheit desselben Lautes bei *verschiedenen* Sprechern.

Wir betonen die Tatsache, daß die individuellen Verschiedenheiten eines Lautes in einer *generellen* Weite liegen, die aber doch begrenzt genug ist, um den Zwecken der Sprache nicht abträglich zu sein. Die Zwecke der Sprache verlangen, daß die Laute eines Systems verschieden genug voneinander sind, so daß sie klar genug voneinander unterschieden sind, und daß uns anderseits die Nuancen innerhalb der Weite des Bewegungsfeldes für jeden einzelnen Laut nicht zu deutlich bewußt werden. Eine zu große Genauigkeit und Bewußtheit dieser Nuancen würde den Vorgang des Sinnverstehens geradezu stören. Die Weite des Bewegungsfeldes kann man sich vergröbert graphisch darstellen, indem man sich die Laute im Vokaldreieck nicht als Punkte, sondern als Linien denkt, die aus einer Zahl von Punkten bestehen. Wenn man sich für jeden Einzellaut die Weite des Bewegungsfeldes durch zehn Punkte stilisiert denkt, kann sich etwa folgendes Bild ergeben:



Für den Laut e liegt zwar Variante [e] 1 von Variante [e] 10 relativ fern, aber bei dem gleichen Sprecher wird in seinem Lautsystem der Variante [e] 10 für den Laut [e] die Variante [i] 10 für den Laut [i] entsprechen. Die Distanz zwischen den Lauten, ihre Unterscheidbarkeit voneinander ist das für die Sprache Wesentliche. In dieser Unterscheidbarkeit findet die Weite des Bewegungsfeldes ihre natürlichen Grenzen.

Aus diesen beiden Eigenschaften des Lautes 1. er ist Zweckelement der Mitteilung, 2. er hat eine generelle Weite des Bewegungsfeldes, scheint sich für uns die Erklärung der Ausspracheschwierigkeiten vom Typus 2 zu ergeben, die Erklärung, wie es

kommt, daß die Irreführung durch das Lautsystem der Muttersprache bei der Erlernung der Fremdsprache so außerordentlich schwer zu überwinden ist.

In unserer Muttersprache hören wir die Varianten im Klangcharakter der Laute unserer sprachlichen Umgebung wenig oder gar nicht, solange der Zweck der Laute, die Verständigung, erreicht wird. Wir hören mit dem Verstande, nicht mit dem Ohr; wir ordnen die allerdings von den unseren verschiedenen Laute, die wir hören, zu den *Zweckelementen unseres* Lautsystems und verstehen entsprechend richtig oder falsch.

Wenn wir nun eine Fremdsprache hören, so hören wir nicht eigentlich objektive Klänge, sondern wir *hören die Laute der Fremdsprache in das Lautsystem unserer Muttersprache hinein,* wir ordnen sie zu den *Zweckelementen* unserer Muttersprache. (Dieser Vorgang wird noch unterstützt dadurch, daß wir die gleichen orthographischen Zeichen, die gleichen Buchstaben für beide Sprachen verwenden, wenn auch unter Bewußtheit der Abweichungen voneinander im Lautwert.)

Wir hören mit einem schon an bestimmten Erfahrungen und für bestimmte Denkzwecke geübten Ohr — wie wir auch ein Bild mit einem an bestimmten Erfahrungen geübten Auge betrachten. Wir hören mit dem Verstande, wir hören mit dem Ohr nur mit einer für die Zwecke der sprachlichen *Mitteilung* genügenden Genauigkeit und Bewußtheit.

Einen Laut, den wir mit dem Gehör nicht genau genug aufgefaßt haben, können wir natürlich auch nicht genau genug sprechen.

Gegenüber dieser Schwierigkeit ist der Rat: Du mußt die Voreingenommenheit durch die Muttersprache abstreifen, du mußt die Klänge objektiv hören und nachahmen, leicht gegeben, aber schwerer zu befolgen, als jemand glauben möchte, der auf diesem Gebiete keine praktischen Erfahrungen gesammelt hat. Dieser Rat ähnelt verzweifelt der Aufforderung, die Lösung eines schon gelösten Rätsels zu vergessen und das Rätsel noch einmal zu raten. So können wir auch beim allerbesten Willen nicht einfach das Sprachbewußtsein der Muttersprache auslöschen und ganz von vorn anfangend die Fremdsprache lernen. Im Streit um die „direkte“ oder „indirekte“ Methode ist darauf schon hingewiesen worden, wie mir scheint allerdings, ohne daß die allzu unentwegten Verfechter der Sprechmethode das Wesen und die Größe der hier liegenden Schwierigkeit recht zu würdigen vermögen. Meines Erachtens gilt nicht nur für die Aussprache,

sondern für den gesamten Unterricht in der Fremdsprache, daß das *Bewußtmachen* der *Verschiedenheit* zwischen Muttersprache und Fremdsprache in jeder wirklich hochwertigen Methode einen breiten Umfang einnehmen muß. Nicht die Worte der Muttersprache gebrauchen, heißt noch lange nicht, das Sprachbewußtsein der Muttersprache ausschalten, das gilt für das Bewußtsein von Sprachklängen wie für das Bewußtsein des grammatisch-syntaktischen Schemas.

In der Fertigkeit, Klangnuancen der menschlichen Sprache zu hören und nachzuahmen, scheint mir das Kind dem Erwachsenen beträchtlich überlegen zu sein, weil es eine andere seelische Einstellung gegenüber den Nuancen der Weite des Bewegungsfeldes hat. Vielfache Beobachtungen an meinen eigenen Kindern bestätigen mir diese Auffassung. Ich bin in den Sommerferien mit meiner Tochter in derem dritten, vierten und fünften Lebensjahre nach Dievenow gefahren. Jedesmal hatte sich meine Tochter nach wenigen Tagen die Satzmelodie der eingeborenen Dievenower Kinder angewöhnt, mit denen sie spielte. Uns Eltern wurde erst durch diesen Intonations*wandel* die Verschiedenheit der beiden Intonationen bewußt, vorher hatte ich völlig darüber hinweggehört, obgleich ich phonetisch interessiert bin.

Dem Erwachsenen erscheint ein Nachahmen von Nuancen der Aussprache, die er bei den anderen hört, leicht als ein Nachäffen, als ein Aufgeben von Persönlichkeitswerten, das den Nachahmenden lächerlich macht. Darum erlischt in ihm die Fähigkeit des Nachahmen*könnens* auch da, wo er nachahmen *will*. Er verlernt, Nuancen der Aussprache bewußter und klarer aufzunehmen, als das für die Mitteilungszwecke der Sprache nötig ist.

Die a priori durch die Muttersprache bedingte Auffassungsweise von Sprachlauten, die Voreingenommenheit durch das Lautsystem der Muttersprache als störender Faktor bei der Erlernung der Fremdsprache mag an einem Beispiel aus einem anderen Gebiet weiter veranschaulicht werden.

(Man lasse die beigefügte optische Täuschung auf sich wirken.)

Hier soll nicht erklärt werden, worauf die Täuschung beruht. Es soll dadurch nur gezeigt werden, wie wir denkend sehen, wie wir mit dem an bestimmten Erfahrungen geübten Auge sehen, und nicht nur mit dem Auge als mit einem „objektiven" physikalischen Apparat. Ebenso unterliegen wir einer „akustischen Täuschung"

beim Hören der Fremdsprache, ebenso hören wir die Laute der Fremdsprache, die wir als Erwachsene lernen, mit dem Verstande, mit einem durch bestimmte Erfahrungen „verdorbenen" Ohr. Wir hören so wenig mit dem Ohr nur rein akustische Werte, wie wir mit dem Auge etwa nur Linien und Farben sehen.

Wer kluge und gebildete Ausländer bei ihrem Unvermögen beobachtet hat, phonetische Werte unserer Muttersprache ganz genau zu erfassen, der mag dabei eine ähnliche Verwunderung erlebt haben wie bei der hier gegebenen „optischen Täuschung", und er wird seine eigenen Versuche in der Fremdsprache bescheidener beurteilen.

Karl v. d. Steinen berichtet über die Naturvölker Zentral-Brasiliens: „Sie haben kein *f* in ihrem Lautschatz und ersetzen es durch *p*. Sagte ich *fogo* (Feuer), *fumo* (Tabak), so sprachen sie *pogo*, *pumo* aus ..., fest überzeugt, denselben Laut auszusprechen, den ich ihnen vorsagte ... *fogo*, *fumo*, *f* ..., je nachdrücklicher und lauter ich es sagte, um so nachdrücklicher und lauter fielen sie ein: *pogo*, *pumo*, *p* ..., mit merklicher Entrüstung über meine Unzufriedenheit."

Die akustisch-psychische Selbsttäuschung, die auf der einen Seite Unzufriedenheit, auf der anderen Entrüstung über die Unzufriedenheit hervorruft, ist bei jedem Versuch der Fremdsprachenerlernung durch Erwachsene zu beobachten. Die Selbsttäuschung ist um so sicherer und die Entrüstung um so größer, je besser der Sprechende die Sprache im übrigen beherrscht, je leichter er sie hörend und lesend auffaßt, je selbstverständlicher und sicherer er im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache den richtigen Ausdruck findet. Ja, die Selbsttäuschung wird in diesem Falle meist so weit gehen, daß sie nicht einmal für „Entrüstung" Platz läßt. Man fühlt sich so sicher, daß ganz und gar kein Zweifel an der Korrektheit der eigenen Aussprache zu entstehen vermag.

Am frappantesten zeigt sich die Voreingenommenheit durch das Lautsystem der Muttersprache wohl, wenn man ohne Hilfe durch den Sinnzusammenhang gewisse vom Ausländer gesprochene Lautkombinationen richtig auffassen soll. So wurden im phonetischen Kursus des University College, London, im Sommer 1925, in einer der ersten Stunden die Worte 1. match, 2. march, 3. much von dem Leiter des Eartrainings gesprochen, und die mehr als hundert Hörer mußten zu erkennen versuchen, welches von den drei Worten jeweils gesprochen wurde. Gewiß

hatte wohl keiner der Hörer, von denen die meisten sich doch viele Jahre mit der englischen Sprache beschäftigt hatten, je vorher daran gezweifelt, daß er diese Aufgabe mit Leichtigkeit richtig lösen würde. Das Ergebnis war über die Maßen erstaunlich. Es wurden bei diesen und ähnlichen Beispielen nur soviele richtige Antworten gegeben, wie man nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung erwarten durfte, wenn einfach geraten wurde. Dieses Staunen wurde für mich der Anlaß zum Forschen nach Gründen, der Anlaß zu diesem Aufsatz.

Ich hatte Gelegenheit, an zwei Übungsklassen des Kursus teilzunehmen. In der einen waren nur Deutsche, in der anderen waren die allerverschiedensten Nationalitäten. Ganz auffallend war, wie viel leichter es fällt, die Fehler der anderen Nationen zu hören als die der eigenen, wie man bei anderen Nationen sich mit den Engländern zusammen darüber wundert, wie unbeholfen die andern sind.

Von ganz besonderem Wert für mich war die Teilnahme an einem Kursus für Elocution an einer Abendschule, in dem ich die Aussprache von Engländern durch Engländer verbessern hörte. Unter den 25 Kursusteilnehmern, meist Londoner jungen Damen, befand sich auch ein Herr, Lehrer, aus einem nördlichen Bezirk. Es entstand jedesmal eine gewisse Heiterkeit, wenn die vorzügliche Leiterin des Kursus diesem Herren sein allzu nördlich-offenes [æ] in Worten wie cat, rat zu verbessern suchte. Er hörte einfach den Unterschied nicht, er glaubte, so zu sprechen, wie ihm vorgesprochen wurde. Diese akustische Täuschung wirkte so lächerlich, weil sie so unverständlich ist. Wie man es einem Farbenblinden nur schwer glaubt, daß er in vollem Ernst behauptet, jene grüne Decke sei gelb, so glaubt man nicht, daß jemand die für andere ganz deutlich verschiedenen Klangnuancen nicht zu hören vermag.

Es ist oben versucht worden zu erklären, worauf diese „akustische Täuschung“ beruht: auf der Gewöhnung daran, mit einem die Zweckelemente der Muttersprache denkenden Gehör die Varianten der Weite des Bewegungsfeldes zu überhören.

Wie stark diese Voreingenommenheit durch die Muttersprache den „akzentfreien“ Gebrauch der Fremdsprache erschwert, haben wohl viele von uns erfahren. Ich war längere Zeit in dem schönen Hause eines gebildeten und klugen Landsmannes, der es in England zu etwas gebracht hat. Er ist seit 35 Jahren in England, ist mit einer Engländerin verheiratet und hat Kind

— und Kindeskinder. Er spricht natürlich völlig fließend gutes Englisch — es ist das sein besonderer Ehrgeiz — und doch spricht sein 10 jähriger Enkel, was Aussprache und Intonation anbelangt, ein besseres Englisch als sein Großvater. Der Enkel spricht völlig einwandfrei — der Großvater hat immer noch seinen „deutschen Akzent".

Die Stärke dieser Voreingenommenheit, die Schwierigkeit, diese „akustische Täuschung" (die auf psychischen Ursachen beruht) zu überwinden, mag durch Beispiele wie das durchaus typische obige genügend beleuchtet sein.

* * *

Das Lautsystem der Muttersprache ist nicht ausgelöscht, ist nicht auf den bloßen Wunsch hin auslöschbar, wenn das Lautsystem der Fremdsprache erlernt wird. Es werden sich bewußt, halbbewußt und unbewußt Beziehungen zwischen beiden Lautsystemen bilden.

Und zwar wird es sich handeln:

1. um ein völliges *Gleichsetzen* der neuen Laute mit denen der Muttersprache. So kann z. B. lap gesprochen werden wie die erste Silbe in läppisch, got wie Gott, mouse wie Maus.

2. um ein mehr oder weniger klarbewußtes Als-verschieden-erkennen, aber *Zuordnen* zu Lauten der Muttersprache.

Der Vokal von but erscheint wie ein ö oder a, das th wie ein gelispeltes s usw.

Wie die einzelnen Laute, so werden auch Worte, Silben, Sätze nach ihrer *Intonation* in Beziehung gesetzt zu Worten, Silben, Sätzen der Muttersprache, manchmal ohne daß dadurch ein Fehler entsteht, manchmal wenig, manchmal stark wegführend von der korrekten Aussprache.

Der Deutsche ist versucht, undertáker zu sagen, statt únder-taker, oútsider statt, outsíder, arábic statt árabic.

Der im Auslande die Fremdsprache Lernende wird zunächst ein deutliches Bewußtsein des Fortschreitens in der Korrektheit seiner Aussprache haben. Die Laute, deren Sondercharakter er bisher nur unklar empfunden hatte, werden immer klarer und deutlicher bewußt gehört und mit Befriedigung immer richtiger ausgesprochen, und bald ist ein Punkt erreicht, wo er selbst auch bei großer Aufmerksamkeit keine Unterschiede mehr *hört* zwischen der eigenen Aussprache und der der Bewohner des Landes, wo er glaubt, richtig zu sprechen — während der

Eingeborene ganz deutlich Abweichungen von der korrekten Aussprache, während er ganz deutlich den fremden Akzent hört.

Dieser „akustischen Täuschung“, der jeder in verschiedenem Maße unterliegen muß, werden sich nur die wenigsten bewußt, weil dem praktischen Bedürfnis der Verständigung auf dieser Stufe der Sprachbeherrschung natürlich längst genügt ist, weil der Lernende gerade auf dieser Stufe die meisten Komplimente über seine vorzügliche Sprachbeherrschung hören wird. (Wir dürfen nicht vergessen, daß die Sprache ja einen großen „Deutlichkeitssicherheitskoeffizienten“ hat. Selbst wenn jemand un uner Unterhultung fur ulle Vukule un u sugt, wurd ummer nuch vurstunden, wus ur sugen wull.)

Während man unter dem Zwange der psychisch-akustischen Täuschung durch die Muttersprache glaubt, korrekt zu sprechen, ist doch die *Wirkung* dieser so gesprochenen Sprache auf den Eingeborenen die,

1. daß ihm *Worte* fremdartig klingen, weil sie nicht korrekt hervorgebracht erscheinen. (Meist glaubt er einen „Gesamtfehler“ zu erkennen, da sein Muskelgefühl, sein Artikulationsgefühl durch die ihm fremdartig klingenden Worte gestört ist. — „Sie sprechen zu weit im Halse“; „Sie sprechen zu nasal“; „Sie sprechen too minced“. — Objektiv wäre dazu festzustellen, daß die Laute nicht in der generellen Weite des Bewegungsfeldes liegen und darum auffallen.)

2. daß ihm der Ausländer die *Sätze* nicht *sinngemäß* zu betonen scheint, daß er den Silben ein anderes relatives Gewicht gibt nach Tonstärke, Tonhöhe, Länge, Deutlichkeit.

Diese Schwierigkeit, das relative Silbengewicht der Fremdsprache richtig zu erfassen, ist allerdings das Entscheidende, was den Ausländer nach seiner Aussprache zum Ausländer stempelt, und diese Schwierigkeit zu überwinden, erfordert ganz besondere Mühe und Anstrengung. Es wird in der Tat schon nach Wochen bewußter Arbeit, die fremden Laute mit dem Ohr und nicht mit dem Verstand zu hören, den meisten glücken, Formen der einzelnen Laute zu finden, die innerhalb der generellen Weite des Bewegungsfeldes liegen, so daß am einzelnen Laut, am vereinzelten Wort der Ausländer nicht mehr zu erkennen ist. Die Schwierigkeit aber, Sätze richtig zu sprechen, mit der richtigen „Betonung“, mit der richtigen Verteilung des „Akzents“, des Gewichts auf den einzelnen Silben ist unvergleichlich größer. (Obgleich es natürlich auch für den Akzent





Die Figuren sind verschiedenartig beleuchtet, im übrigen einander vollkommen gleich. Man halte sie genügend weit vom Auge entfernt. Während nun die obere deutlich innen das erhöhte Kreuz zeigt, treten auf dem unteren Bilde umgekehrt gerade die vier Spitzbogen zwischen den Kreuzlinien deutlich hervor; das Kreuz selbst ist vertieft und erscheint als Nebensache. Sehr interessant ist es, das obere Kreuz zu fixieren und es dann langsam zu drehen. Der Eindruck verändert sich dabei nicht, selbst wenn man es ganz um sich selbst gedreht hat; aber sowie man nur einmal auf die andere Figur sieht, ist der „Bann" gebrochen, und das Kreuz verschwunden.

einen Spielraum der Varianten, eine generelle Weite des Bewegungsfeldes gibt, sogar eine noch größere meines Erachtens als für den einzelnen Laut.)

Über das Wesen dieser Schwierigkeit sei wenigstens einiges Grundsätzliche angedeutet.

Ein Satz wie: I have bought it for them kann verschieden gesprochen werden, verschieden in bezug auf die Modifikationen des Silbengewichts. (Tonstärke, Tonhöhe, Tonlänge, Tonqualität.)

Und zwar

1. können diese Modifikationen Variationen sein, die keine Sinnveränderung bewirken, die als Variationen nicht bewußt werden, die in der „Weite des Bewegungsfeldes" liegen;

2. können diese Modifikationen, diese Variationen im Akzent mehr oder weniger ähnliche und verschiedene Bedeutungsnuancen des gleichen Satzes bewirken. (Frage, Behauptung, Erstaunen, Ärger, Nichtverstehen);

3. können diese Modifikationen ungewöhnlich, sinnlos, falsch sein, sie können als „fremder Akzent" wirken.

Die verschiedenartige Akzentuierung des gleichen Satzes zu dem Zwecke, dadurch verschiedene Bedeutungsnuancen auszudrücken, geschieht nach Gesetzen und Regeln, die nicht in allen Sprachen die gleichen sind. Die „akustische Täuschung" wird sich auf diesem Gebiete zeigen als die Unfähigkeit, die Besonderheiten des fremden Akzentsystems richtig zu erfassen, als Anwendung des Akzentsystems der Muttersprache auf die Fremdsprache, *ohne daß man sich der dadurch entstehenden Fehler bewußt zu werden vermag.*

Wer diesen Fehler zu überwinden versucht, wird mit folgenden Grundtatsachen zu tun haben.

1. Es ist nicht einfach zu unterscheiden zwischen „betonten" und „unbetonten" Silben, sondern zwischen den Extremen liegt eine ganze Stufenleiter von Mittelwerten verschiedener Gewichtigkeit. Jede graphische Kennzeichnung des Akzents bedeutet also immer ein notwendiges Übel, eine Stilisierung der Wirklichkeit aus praktisch-pädagogischen Gründen, eine Vergröberung, die die wirklich völlig einwandfreie Aussprache nicht scharf genug kennzeichnet.

2. Was die Schwierigkeit erhöht: Es kommt weniger an auf das absolute Gewicht der Silbe, als vielmehr auf das relative Verhältnis in dem Gewicht der einzelnen Silben eines Satzes

zueinander. („Gewicht" gleich Tonstärke *und* Tonhöhe *und* Tonlänge *und* Tonqualität.)

3. Für eine Darstellung des Akzentsystems einer Sprache ist zu unterscheiden zwischen dem *mechanischen Intonationsschema* und dem *grammatischen.* Wir sehen *einerseits* eine feste Gesetzmäßigkeit der Gewichtsverteilung (Tonstärke *und* Tonhöhe usw.) unabhängig vom grammatischen Wert der Worte. Auf sie ist Klinghardts Aufmerksamkeit vor allem gerichtet. (Hierher gehören Tatsachen wie der „gleichschwebende Satzton" des Französischen, die „Verschleifung" im Englischen, steigende Melodie im Französischen, fallende im Deutschen usw.)

Andererseits ist die Gewichtsstruktur einer Sprache abgestimmt auf ihre grammatische Struktur. Die Wortarten haben ihren besonderen relativen Gewichtswert in den einzelnen Sprachen. Als Typus erscheint diese Akzentart z. B., wo Klinghardt zeigt, in welchen *grammatischen* Kombinationen level stress möglich und häufig ist. Für die Worte und Wortarten, in denen Gewichtsverschiedenheit sich äußert als Qualitätsverschiedenheit, hat Palmer in seiner Grammar of spoken English eine Darstellung versucht. Er gibt beispielsweise grammatische Regeln dafür, wann hæv zu sprechen ist und wann həv. Ich selbst habe versucht, Regeln aufzustellen für die Betonung der Präpositionen. (Zeitschr. für engl. u. franz. Unterricht 1926, Nr. 6.) Eine systematische, wirklich zum Kern der Dinge vordringende Erschließung dieses „grammatischen" Akzents fehlt allerdings noch, während für den *„mechanischen"* Akzent Klinghardts geniale Darstellung wohl im Nebensächlichen, aber kaum im Wesentlichen wird überholt werden können. Um einige praktische Beispiele zu geben von Verhältnissen, in denen der „grammatische" Akzent im Deutschen und Englischen verschieden ist: He learns English, er lernt Englisch. Im Deutschen Satz hat das Objekt ein um einen Schatten stärkeres Gewicht als das Verbum. Im Englischen umgekehrt.

We have seen him.
Wir haben ihn gesehen.

Im deutschen Satz ist persönl. Pron. als Subj. schwächer als das Hilfszeitwort, im Englischen umgekehrt. Ferner z. B.

we go to the tówn háll.
Wir gehen zum Ráthaus.

Sehr häufig ist die deutsche Gewichtsverteilung auch im Englischen möglich (und umgekehrt), man kann auch sagen:

we gó to the tównhall, es liegt aber darin meist ein Nebensinn, der nicht beabsichtigt ist.

Dies nur als Andeutung, um zu zeigen, wie die durch die Muttersprache bewirkte „akustische Täuschung" nicht nur die Einzellaute, sondern vor allem auch das relative Gewichtsverhältnis der Laute zueinander beherrscht.

Welche Methode ist nun anzuwenden, um den muttersprachlichen Akzent beim Sprechen der Fremdsprache zu überwinden? – das ist die Frage, die den *Lehrer* besonders beschäftigen muß. Zweifellos ist gegenüber der hier vorliegenden Schwierigkeit schon sehr viel gewonnen, wenn *ihr Wesen* erkannt und bewußt wird, wenn der Lernende immer wieder im Bewußtsein hält, daß auch in den Fällen, wo er selbst korrekt zu sprechen vermeint, doch der Eingeborene noch eine fehlerhafte Aussprache hört.

Eine besondere Rolle muß darum bei jeder systematischen phonetischen Schulung das Eartraining, die Schulung des Gehörs spielen. (Wie das ja auch bei den hervorragenden Kursen des University College, London, der Fall ist.) Eine Gruppe von *für Deutsche* nützlichen Worten für das Eartraining sei hier gegeben:

I.

1. golf
2. gulf

---

3. colour
4. collar

---

5. wandered
6. wondered

---

7. tongs
8. tongues

---

9. lost
10. lust
11. last
12. lest

II.

13. merry
14. marry

---

15. cattle
16. kettle

III.

17. match
18. much
19. march

IV.

20. hot
21. heart
22. hat
23. hard
24. had
25. hut
26. head
27. hurt
28. heard

V.

29. beat
30. bit
31. bid
32. bead
33. bad
34. bed
35. but
36. bud
37. barred
38. bought

VI.

39. cut
40. cot
41. cat
42. cart
43. caught

VII.

44. the tyre is black
45. the tower is black
46. the tar is black

VIII.

47. addition
48. edition

Bei diesen Hörübungen wird die Aufmerksamkeit sich immer gleichzeitig auf zweierlei richten 1. auf den Klang der Einzellaute, 2. auf ihr relatives Gewichtsverhältnis. Die deskriptive Phonetik mit ihrer Aufgabe, Artikulationen zu beschreiben, wird wohl auch immer wieder zu Hilfe gezogen werden müssen, aber mehr sekundär, mehr als Mittel, um sich an Klänge heranzutasten. Die Artikulationsbeschreibung ist vor allem ein Mittel, um das Nuancenfeld stärker *bewußt* zu machen, denn das Muskelgefühl beim Sprechen ist der für die *Erinnerung* wichtigste Teil des Sprechvorgangs.

Ganz besonders wertvoll ist es, verschiedene, fünf bis sechs Sprecher die gleichen Worte hintereinander sprechen zu lassen, damit das Ohr lernt, das Individuelle und das Generelle von einander zu unterscheiden, ist es doch geradezu auffällig, wie geneigt der Lernende ist, individuelle auffällige Eigenheiten für typisch anzusehen und stolzbewußt zu üben, während das wirklich Generelle nicht erkannt wird.

Für die Übung, das richtige Gewichtsverhältnis der Silben zu erkennen, wird „fluency practice“, Übung im Nachsprechen von Sätzen der Unterhaltungssprache sehr wertvoll sein, wobei allerdings das phonetische Können des Korrigierenden beträchtlich sein muß. Der phonetisch nicht gründlich Geschulte hört wohl, wenn der Ausländer spricht, daß da etwas nicht ganz in Ordnung war, aber das Wesen des Fehlers wird er meist falsch beschreiben. Um die „akustische Täuschung“ gegenüber dem Silbengewicht zu überwinden, wird man ferner versuchen müssen, sich soviel wie möglich von den *Gesetzen* des „grammatischen Akzents“ zu entdecken. Palmers Grammar of Spoken English mag eine wertvolle erste Hilfe in diesem Bemühen sein, aber die wirklichen Schwierigkeiten, die im einzelnen für jede Nationalität von verschiedener Art sind, fangen erst da an, wo es heißt, den Gegensatz des fremden Systems zu dem der Muttersprache scharf zu erkennen. Es ist zu erwarten, daß gemeinsame Arbeit vieler auch diese Dinge deutlicher ins Bewußtsein bringen wird und daß man Darstellungen darüber bald schwarz auf weiß kaufen kann.

Für das Sichheranfühlen an die einwandfrei richtigen Lautformen seien noch einige Einzelratschläge gegeben: Man gewöhne sich daran, sich den *Laut als Linie* vorzustellen, nicht als Punkt. Man versuche zu erkennen, in welchen *verschiedenen* Formen Laute bei verschiedenen Sprechern, bei verschiedenen Gelegen-

heiten vorkommen. Man versuche zu erkennen, welche Form preziös, welche lässig, welche korrekt, welche vulgär, welche gemütlich familiär, welche pathetisch wirkt. Man wird dabei erkennen, daß vieles anders ist, als man es vom heimischen Sprachgefühl aus erwartet.

Ferner, man lerne die Fremdsprache mit einer anderen *Artikulationsbasis* zu sprechen als die Muttersprache. Das Wort Artikulationsbasis ist bei manchen Phonetikern etwas verpönt, weil damit zu viel Unfug getrieben wird, weil es wie das Wort „Akzent“ und „innere Sprachform“ mit Vorliebe da angewandt wird, wo für unklare Begriffe sich dies Wort als Nothelfer zur rechten Zeit einstellt.

Pädagogisch besonders wichtig ist die Schaffung des Bewußtseins dafür, daß der Besonderheit der Artikulationsbasis die Besonderheit eines Lautsystems entspricht, und umgekehrt. Man wird also zu zeigen suchen, wie gleichen akustischen Teilelementen in *Gruppen von Lauten* eine Gleichheit von Artikulationselementen entspricht. Darüber an anderer Stelle mehr.

Wir haben versucht darzustellen, daß die Irreführung durch das Lautsystem der Muttersprache vor allem darin besteht, daß unser Ohr aus bestimmten psychischen Gründen nicht genau genug hört und daß man sich schon einbilden muß, korrekt sprechen zu können, wenn der Eingeborene noch einen sehr ausgesprochenen „deutschen Akzent“ hört. Da überdies Komplimente über die Aussprache immer sehr billig sind, bleibt jemand, der die fremde Sprache fließend spricht, außerordentlich leicht in der süßen Täuschung befangen, er spräche „akzentfrei“. Peinlich wirkt es, wenn das auf dieser Täuschung beruhende Selbstbewußtsein sich in der Öffentlichkeit allzu stolz in die Brust wirft — wie man hier und da zu beobachten Gelegenheit hat.

Wer den Wunsch hat, dem Ideal einer völlig einwandfreien Aussprache des fremden Idioms recht nahe zu kommen, wird jedenfalls sich selbst gegenüber nie kritisch genug sein können. Er wird sich auch an die Verwunderung gewöhnen müssen, mit der die Engländer, bei denen er Rat holt, zu ihm sagen: The Irish have their Irish accent, Welsh people have their Welsh accent, why worry about your German accent?

Frankfurt (Oder). G e o r g S c h m i d t.

ZUR OTTO LUDWIG-FORSCHUNG IN FRANKREICH.

In letzter Zeit haben sich zwei Forscher um das Lebenswerk Otto Ludwigs bemüht. Es erschienen:

1. Gaston Raphaël, *Otto Ludwig. Ses théories et ses œuvres romanesques.* Paris 1919 in-8 vo. 496 pp.
2. Léon Mis, *Les œuvres dramatiques* d'Otto Ludwig, Lille 1922. 415 pp.
3. Léon Mis, *Les Etudes sur Shakespeare d'Otto Ludwig.* Exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Lille, 1922. 107 pp.
4. Léon Mis, *Les œuvres dramatiques d'Otto Ludwig de 1853 à 1865.* Lille 1925. 295 pp.

Die Arbeit Gaston Raphaëls über den Epiker Ludwig, von Mis als ouvrage fondamentale sur la question bezeichnet, war mir leider nicht zugänglich.

Was die Arbeiten von Mis selbst anlangt, so könnte man das Ziel seiner Forschungen etwa folgendermaßen umschreiben: Eindringlich und möglichst lückenlos soll dargestellt werden nicht so sehr die menschliche als vielmehr die künstlerische Entwicklung unseres Dichters, insbesondere seine fortschreitende Bewältigung des Dramatisch-Technischen. Ein Werdegang wird geschildert, ausgehend zunächst von dem hartnäckigen Ringen um die Erkenntnis des eigentlichen Mittels der künstlerischen Ausdrucksgestaltung, vom Schwanken Ludwigs zwischen Musik und Dichtung (Lyrik, Epik, Drama), einem Ringen, das schließlich 1840 zur Entdeckung des eigentlichen Dichterberufes führt mit der plötzlichen Erkenntnis des siebenundzwanzigjährigen Musikstudenten: „Mir genügt das Vage der Musik nicht mehr, Gestalten muß ich haben.“ Von hier aus geht der Weg weiter über erste, unselbständige, unsicher tastende, von der Überlieferung besonders des Sturms und Drangs belastete dramatische Anfänge, zur allmählichen Klärung der Künstlerseele durch Shakespearestudium, künstlerische Berater und durch Auseinandersetzung mit den Gegnern, bis endlich des Dichters Wille und Weg sich präzisieren, sein Stil sich bestimmt und künstlerische Freiheit und formale Vollendung sich einstellen.

Mis geht also aus vom Drama, von der sich entwickelnden Theorie, von der ästhetischen Doktrin. Geschichte des Dichters ist ihm Geschichte der Werke (programmatischer Titel seiner Untersuchungen!). Und zwar ist das Kunstwerk als fertiges Produkt sein Gegenstand. Wohl werden auch die Vorstufen herangezogen, aber sie werden nicht gegen das vollendete Werk ausgespielt, sondern nur als Annäherungsversuche an das endlich abgeschlossene Drama gefaßt und von diesem aus beurteilt. Das Werk ist in erster Linie überindividuelles Produkt von unbedingtem Eigenwert.

Formanalyse ist das erste Ziel der Arbeit. Mis will die Elemente der Wirkungsform bestimmen, wobei stets des Dichters Fortschreiten in der Wiedergabe der realistisch geschauten Wirklichkeit hervorgehoben wird. Der Nachdruck liegt auf den Gestaltungswerten, auf der technischen Fertigkeit in der künstlerischen Umformung eines Stückes Leben, welches Lebens? Diese Frage steht im Hintergrund.

Da Mis nicht auf lebensgeschichtliche Deutung der Werke zielt, geht er als Biograph nicht in die Breite.

Es ist ihm um Kritik zu tun. Ausgangspunkt für die Besprechung der Werke ist ihm der Stilbegriff des poetischen Realimus und Ludwigs an Shakespeare gereifte Dramenauffassung. Die

Grundbegriffe der Ästhetik Ludwigs werden umschrieben, die Einzelwerke dann als zielstrebige Lösungsversuche untersucht. Damit ist die Frage der äußeren Form gestellt. Das Problem der inneren Form, der Beseeltheit des Stoffes von dem Lebensgehalt des Ludwigschen Geistes her, von der im Rhythmus seines Gesamtwerkes ausgedrückten Seelenbewegtheit, wird nicht formuliert. Daher wird immer nur von Fortschritten des Dichters gesprochen, von einer Entwicklung des Nacheinander, kaum aber von der von einem Zentrum zyklisch sich ausweitenden geistigen Existenz.

Mis verfährt äußerst gründlich. Er sichtet das ganze Material der Vorarbeiten des Dichters, die Notizenhefte des Autors sorgfältig durchblätternd, um den Zickzackgang der Entstehungsgeschichte der Dramen möglichst lückenlos vor Augen zu führen. Er verzeichnet die Änderungen des ursprünglichen Planes und die dadurch bedingte Modifizierung der Einzelheiten. Er prüft die Vorwürfe der Gegner des Dichters, geht ihnen mit Waffen aus der Rüstkammer des Autors selbst, d. i. mit ausführlichen Zitaten aus Ludwigs Schriften zu Leibe. Ist die Operationsbasis zum Kampf durch Klarstellung der Absicht des Dichters geschaffen, dann folgt der Beweis, daß im Hinblick auf diese Absicht zweckmäßigere Mittel kaum hätten angewendet werden können, und die Verkleinerer Ludwigs werden aus dem Felde geschlagen durch Nachweis von Irrtümern oder von Mangel an gutem Willen. Die Dramenanalyse müht sich ferner um ausführliche Charakteristiken der handelnden Personen des Stückes, der Gang der Handlung wird sorgfältig herausgestellt, die Vorbilderfrage behandelt, die Sprache als progressive Annäherung an die Stilidee studiert. Durchweg sucht Mis zur Erklärung des Schaffens die es begleitende Theorie heranzuziehen, freilich nicht ausführlich genug; Widersprüche im Schaffen oder in den sich entwickelnden ästhetischen Anschauungen werden erwähnt, freilich nicht hinreichend gedeutet. Alles in allem gelingt dem Forscher ein achtunggebietendes Resumé der meisten von der Ludwigforschung aufgeworfenen Fragen, eine Zusammenfassung von erstaunlichem Umfang und geradezu deutscher Gründlichkeit, und es erfolgt in sauberer Detailforschung, in unermüdlichem Durchsieben der Meinungen manche wissenschaftliche Korrektur und Vertiefung.

Mis hat eine deutliche Gesamtschau der Ludwigschen Ästhetik. Die einwandfreie Ausgabe seiner Shakespearestudien beweist das. Hätte Mis, anstatt bloß die Grundbegriffe dieser Ästhetik zum Ausgang zu nehmen und anstatt bloß auf die jeweils das Schaffen begleitende Theorie hinüberzuschauen, möglichst alle in den theoretischen Studien Ludwigs enthaltenen Einzelgesichtspunkte unter Beibehaltung der Ludwigschen Terminologie als Grundkategorien seiner Betrachtung benützen wollen, so würde seine ästhetische Sonde noch tiefer reichen. Bei der Zwiespältigkeit der Aufgabe: Entwicklungsgeschichte und Werkanalyse, bei der Notwendigkeit also, immer ein Werden und ein Sein zugleich zu begreifen, muß die allseitige Beleuchtung des Seins zu kurz kommen. Das Einzelwerk interessiert hauptsächlich immer nur als Entwicklungsetappe, der Verfasser springt von der Werkbetrachtung zur Persönlichkeit ab, und anstatt das Wesen der Erscheinungen deutlich zu umschreiben, begnügt er sich mit der Konstatierung eines Fortschritts. Die Seinsform des Einzelwerkes könnte voll nur vom Ganzen her begriffen werden, die Ganzheit soll sich aber erst ergeben.

Mis' Kritik, nicht als ob sie dem Drama als Organismus, als lebendiges Gewächs nicht gerecht zu werden suchte, erweckt doch.

zuweilen den Eindruck, als gehe es im Drama um eine Rechnung, in der alles restlos aufgehen muß, oder um das Ineinandergreifen des Räderwerks einer Maschine, also mehr um ein Kunststück als um ein Kunstwerk. Mit Vernunft und Verstandesoperationen wird an den Einzelheiten herumgerückt; das für Ludwigs Schaffen so bezeichnende Verfahren des Strichelns, des Ausspinnens des Details, worunter der weitere Blick auf das Ganze leidet, kennzeichnet auch das Schaffen des Kritikers. Freilich, was beim Künstler negativ wirkt, brauchte beim Kritiker recht positive Ergebnisse nicht zu beeinträchtigen.

Ein Beispiel möge die Art der Dramenanalyse veranschaulichen: Gelegentlich des Hans Frei wird gesagt, daß der Dichter durch innere Nötigung, aus Erholungsbedürfnis nach allzulangem Verweilen in schaurigen, ernsten Stoffen zum leichten Genre gekommen sei. Wir erfahren den Inhalt des Stückes, die Stellungnahme Tiecks, die ergänzt wird durch Hervorhebung des Charakters der comédie de mœurs; als Sittenkomödie dürfe das Stück nicht mit Stern der romantischen Komödie angenähert werden; auch Bartels mit seinem Hinweis auf Analogien mit „Viel Lärm um nichts" habe nicht recht, vielmehr seien Ludwigs Muster in der italienischen Komödie zu suchen. Hans Sachs als Vorbild wird genauer behandelt. Der Vers sei ein anderer; der Archaismus der Sprache gehe auf den Volkston Thüringens zurück. Ludwig spreche nicht die Sprache Hans Sachsens, er rede nach der Manier Hans Sachsens. Der Verfasser stellt sich die Frage nach Genauigkeit der Lokalfarbe des Stückes, der Personen in Empfindungen und Sprache und weiß den Dichter zu loben dahin, daß er wirklich Zeitgenossen und Landsleute des Hans Sachs habe aufstehen lassen. Dann werden ausführlich die Personen charakterisiert und dabei die Beobachtungsgabe, die geschmackvolle Komik, das Pittoreske, der Sinn für das Lächerliche, der frische und heitere Humor besonders hervorgehoben. Gegen Tiecks Vorwurf der Handlungsarmut und der allzu symmetrischen Struktur des Stückes werden Einwände erhoben.

So ergibt sich allerhand Positives. Aber vieles ist nicht ausführlicher bewiesen, und ist das Stück wirklich ästhetisch durchleuchtet? Ist die innere Entstehungsgeschichte nicht allzu billig abgetan? Kommt der Verfasser über die Betrachtung der äußeren Form hinaus, die wohl in ihren Einzelelementen verteidigt, aber nicht so sehr als Ganzes durch Vergleich charakterisiert wird? Die innere, eigentlich künstlerische Form, die Art, wie ein Stück Welt durch einheitliche Stimmung auf neuartige Weise zu einer Musik des Geistes geformt ist, wird nicht beschrieben. Die Art der Komik und jener inneren Form Auswirkung in Sprache und Vers, die Frage, ob ein dichterischer, nicht bloß äußerlicher formaler Zusammenhang des Stückes mit dem übrigen Schaffen des Dichters besteht, die Gründe, warum dieses Lustspiel einsam dastehende Schöpfung bleibt — darüber, also über die feineren Fragen nach dem eigentlich Dichterischen des Werkes, schwebt einigermaßen Dunkel. Es scheint, daß von solchen Fragestellungen aus die allzurasch abgetane Auffassung Sterns doch einiges Recht hat; denn in der Mischung von Romantik, märchenhafter Weltauffassung mit Elementen seiner späteren Poesie dürfte das Wesen des Stückes zu suchen sein.

Gelegentlich der Erörterung des Erbförsters konstatiert der Verfasser die vollendete Kunst de graduer les sentiments et les

passions, er verteidigt das Drama gegen den manque d'unité, indem er die unité d'inspiration nachweist, er zeigt die Kunst der Entfaltung der Katastrophe, er lobt Ludwig, daß er so ganz ohne Mache arbeitet usf. Aber wieviel wäre noch zu sagen! Bei einem Dichter, der wie Ludwig von der Technik herkommt, wäre selbst ein systematisches Studium seiner genialen Theatergriffe interessant, die natürlich nicht mechanisch und abgerissen, sondern in ihrer organischen Verbundenheit mit dem poetischen Gehalt des Stückes zu betrachten wären.

Mis preist die Meisterschaft der Dialogführung; was das Spiel des Schauspielers ausdrücken kann, muß nach Ludwig fehlen im Dialog. Daher fänden sich eine Unmasse seelischer und psychologischer Bemerkungen im Texte des Dramas. Dann folgt die Konstatierung: Später sei Ludwig anderer Anschauung gewesen: Die inneren Phänomene könnten nicht immer durch den Schauspieler hinreichend klar gezeigt werden, wenn ihm nicht das Wort zu Hilfe komme. Mis bemerkt, Ludwig verurteile damit sein Verfahren im Erbförster selbst. Indessen fügt er entschuldigend bei, Shakespeare und alle Modernen wollen, daß das Spiel des Akteurs den Ausdruck des Gefühls begleite und daß dieser Gefühlsausdruck zugleich sich wende an die Sinne und an die Phantasie. Um was handelte es sich hier? Anstatt des Wechsels der Ludwigschen Anschauungen in dieser Frage wäre hier tatsächlich ein Fortschritt und zwar ein sehr wesentlicher in seiner Kunstauffassung, eine Selbsterkenntnis, eine Klärung über die innere Form von dramatischer Sprache zu konstatieren. Dramatische Rede muß ihm jetzt am Schauspielerischen inspiriert sein, sie muß auch das Unaussprechliche aussprechen, nie kann dieses bloß durch die Gebärden des Schauspielers angedeutet werden. „Der Dichter muß seiner Rede mimisch-rhetorische Gebärden geben. Gefühle darzustellen hat der Dichter kein anderes Mittel als die Darstellung entsprechender Phantasiebilder und Nachahmung von Rhythmus und Ton der Gefühle im Mittel der Sprache." Und so ergäbe sich als eigentliche Aufgabe für die Untersuchung der Dichtersprache der späteren Werke: Nicht bloß inwieweit stellt sie einen Fortschritt im Sinne des poetischen Realismus dar, sondern inwieweit genügt sie jenen höheren Ansprüchen?

Schließlich sollte von der Formbestimmung der Einzelelemente aufgestiegen werden zur Umschreibung der allgemeinen Form des Ludwigschen Dramas. Erwägung der bewußten oder unbewußten Tektonik müßte der Betrachtung der Einzelheiten parallel gehen, die Funktion des einzelnen innerhalb des Ganzen klar bestimmen. Solche Betrachtungsweise würde die Augen öffnen darüber, was es mit der vielbesprochenen Shakespearenachahmung bei Ludwig auf sich hat, sie würde einen von Shakespeare wesentlich abweichenden Typ ergeben. Mit dem Normaltyp des Dramas, das wie „die Ellipse um zwei Brennpunkte" kreist, hat das Charakterdrama nach seinem inneren Grundrhythmus nichts zu tun.

Wie die allgemeine Komposition des Dramas, so müßte auch die Zeichnung der Personen einer umfassenderen ästhetischen Betrachtung unterworfen werden. Es genügt nicht die Hervorhebung der Lebenswahrheit, der Abrundung zum allgemeinen Typ bei vielgestaltiger Individualität, die Echtheit im Sinn eines realistischen Kunstideals zu betonen, es gilt unter anderem z. B. auch die Charaktere auf ihre dramatischen Qualitäten, auf die Stärke ihrer seelischen Spannung zu untersuchen. Ist die Aus-

stattung mit recht viel charakteristischen Einzelzügen der dramatischen Wirkung nicht eher abträglich als förderlich, liegt hierin wie etwa auch im vorübergehenden Herabsinken des Erbförsters zum Dulder nicht eher ein episches Element? Der Einwand Ermatingers, Ludwigs Charakterisierungskunst sei künstliches Zusammensetzspiel, seine Figuren seien nicht bewegliche Natur, höchstens erstarrte, feste Gestalten wie der alte Eichbaum, den Figuren fehle die Dynamik einer Idee des Stückes und damit die innere Triebkraft — all das wäre nachzuprüfen.

Die Untersuchungen über die Sprache zielen unter anderem insbesondere auf den Nachweis ihrer Konformität mit Situation und Charakter. Was nach Ludwig schöne Sprache ist, wird bestimmt und im einzelnen aufgezeigt. Die den Dialekt übertrieben anwendende Sprache des Naturalismus ebenso wie die ewig gleich vornehm und blühend dahinfließende Diktion Schillers werden vergleichend herangezogen. Mit äußerster Gründlichkeit wird um die Feststellung der Bedeutung der dialektischen Wendungen gerungen durch Befragung von Spezialwörterbüchern des Erzgebirges, Schwabens, des Elsasses, Bayerns. Jedoch mit all dem erschöpft sich die Untersuchung einer Dichtersprache nicht. Wiederum könnten in weit höherem Maße als es geschehen ist, die in der Theorie Ludwigs enthaltenen Prinzipien dramatischer Rede als leitende Gesichtspunkte benützt werden. Die Neuartigkeit der Sprache wäre im einzelnen zu erfassen, ihr Wesen zu bestimmen. Größere Strecken von Wortverbindungen, der Satz, der Vers nach Bau und konstituierendem Prinzip wären zu überblicken, Art und besonderer Zweck der Gleichnisse zu umschreiben, das Metrum nicht bloß, der innere Rhythmus vielmehr, der Seelenton, der „weder Inhalt noch Form, sondern die lebendige Einheit beider" ist, wäre festzustellen. Die Wirklichkeitstreue ist Charakteristikum, aber durch dieses Äußere wird die Sprache Ludwigs noch nicht Dichtersprache, deren Wesen vielmehr zu suchen ist in einem Geistigen, in der Art, wie die von Wirklichkeitselementen durchsetzte Sprache durch Zusammendrängung, Steigerung, inneren Rhythmus, metaphorische Hebung durch ein musikalisches Prinzip von der Prosa abrückt. Über Stilbeschreibung müßte der Weg hinausführen zur Stilcharakteristik durch Vergleich — nicht bloß in der grobschlächtigen Weise: Schiller — Realismus — Naturalismus = gleichmäßig schön — charakterisierend — häßliche Wirklichkeit kopierend — durch einen Vergleich vielmehr aller sprachlichen Formelemente des realistischen Stils mit der Sprache der voraufgegangenen und nachfolgenden Stilepochen, ausgehend von typischen Unterschieden der Lebensform und des Spracherlebens der verglichenen Perioden. Reine Stilphäncmenologie im Sinne der Kunstgeschichte könnte das Ziel sein.

Ludwig kommt von der Musik. Er war gewohnt, Gestalt der Dichtkunst an der ihm geläufigeren musikalischen Formenwelt sich klar zu machen. Er hat wie Kleist alles Allgemeine, das er über Dichtkunst gedacht hat, auf Töne bezogen; er steht der Überzeugung nahe, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über Dichtkunst enthalten sind.

Von dem Moment ab, wo Ludwig Dichter wurde, wollte er dichtend einem plastischen Trieb genügen, Gestalten schaffen.

Ferner: Eine Untersuchung des künstlerischen Konzeptionsvorganges bei Ludwig ergibt nicht, wie Mis meint, eine Prävalenz der dramatischen Anlage; es ist vielmehr das Resultat seiner Inspiration

nicht eindeutig. Die dichterischen Gefühlsvorgänge sind bei Ludwig von vornherein mit Vorstellungen anderer Herkunft vermischt. Er ist keine elementare Dichterbegabung in dem Sinne, daß eine absolut dichterische Konzeption jedes andere nichtdichterische Gestaltungsmittel ausschlösse. Der seelische Zeugungsvorgang Shakespeares ist so bestimmt, daß seine Muse nur dichterisch, und zwar nur dramatisch sich äußern kann. In der durchaus als gemischt anzusprechenden Konzeption organisch schwächerer Naturen wie Ludwig, der als Maler, Musiker, Bildhauer und Dichter erlebt, liegen offenbar die Schemata einer mehrfachen künstlerischen Gestaltung beschlossen. Umsetzung ins Dichterische muß erfolgen.

Es erhebt sich die Frage, inwieweit ist die Gestalt seines dichterischen Ausdrucks musikalischen, plastischen Geistes?

Ludwig ist nicht musikalischer Dichter etwa in dem Sinn eines virtuosen Schöpfers von Klangwirkungen, eines Musikers in Wortschällen, die nach dem Herzen gewisser Romantiker etwa die harmonischen Folgen einer wohlklingenden Äolsharfe nachahmen wollen, aber es wäre zu untersuchen: Inwieweit läßt sich Ludwigs Sprache, Vers, Drama auffassen als in die Ausdrucksform der Dichtung übersetzte Musik? Wo findet sich in seiner Kunst musikalische Tiefe, die Ton werden möchte, weil sie aus inneren Bewegungen ursprünglich musikalischer Art, aus der Gesetzmäßigkeit der Tonkunst erwachsen? Inwieweit geht die Sprache mehr auf Ausdruck als auf kontemplativ erlebte Gegenständlichkeit? — Ist die Anordnung der Figuren, wie etwa Gundolf für die Gestalten der Familie Schroffenstein dartut, kontrapunktisch gemeint, dergestalt, daß sie als Eigenleben unwichtiger sind als durch ihr Verhältnis zu den anderen als „Konkordanzen, Dissonanzen oder als Pausen“ einer großen Symphonie? — Inwieweit kann der Deuter der Tektonik des Ludwigschen Dramas musikalische Baukunst, symphonische Gliederung, die Dreiteilung der Sonate finden, die Ludwig im Bau des Shakespearedramas erkannt und studiert hat? Inwieweit zeigt Ludwigs Drama die allgemeine Form der Shakespearschen Komposition, wie Ludwig sie sieht. Finden sich etwa bei Ludwig wie Thema und Gegenthema einer Fuge nebeneinanderlaufende Figuren, wo etwa ein Kampf von Orgelpunkt und Kontrapunkt in der Handlungsführung, wo etwa Leitmotive höherer Ordnung?

In diesem Sinne könnte auch Ludwigs plastisches Bedürfnis Ausgangspunkt der Formuntersuchung werden. Von hier aus müßte die Tatsache der überaus reichlichen szenischen und psychologischen Angaben im Erbförster erörtert werden. Sie müßte als Verlegenheitsmittel dem Mangel der Figuren an seelischem Relief abzuhelfen gewertet werden, und mit der fortschreitenden Kunst könnte ein Abrücken Ludwigs von dieser Zuhilfenahme äußerer Mittel bei der Charakterisierung zur größeren Betonung der inneren Plastik der Figuren, zur plastischen Formung des Seelischen, also zur Plastik für den inneren Sinn, nicht für das Auge nachgewiesen werden. Mis, angeregt durch eine Bemerkung der Shakespearestudien, geht der Frage nach, ob Ludwig Verfahrensanleihen bei der Malerei macht; er bejaht sie und zählt Einzelfälle auf. In diesem Kapitel ist die Rede von den auf der Bühne wirksamen Ausdrucksformen der Malerei, von der sinnlichen Plastik des Bühnenbildes, von der effektvollen Geste, der körperlichen Haltung des Helden. Allerdings steigt er auch eine Schicht tiefer, indem er davon spricht, wie Ludwig sich von der Gesetzlichkeit der bildenden Künste aus

zu größerer beziehungsweise geringerer Detailliertheit der Figurenzeichnung bestimmen läßt, wie ihn das Kunstmittel des pastosen Farbenaufdrucks zur Übertreibung gewisser Züge, bedingt durch die besondere Optik der Bühne, führt.

Durchweg müßte der Anteil äußerer und innerer Plastik an der Sprache (Metaphorie und Rhythmus) erwogen werden. Ist die dichterische Darstellungsgabe den Gesichten des Malers gewachsen, gelingt die Umsetzung in dichterische Mittel oder bleibt es bei einer äußeren, beschreibenden Bildhaftigkeit, die der notwendigen, dichterischen Suggestionskraft entbehrt? Wo ist das Drama Ludwigs Architektur in Dichterworten? Auch diese Fragenstellung wird durch Ludwigs Notizen dem Forscher nahegelegt.

Ludwig in diesem Sinn als musikalischen oder plastischen Dichter betrachten, heißt also nicht nach dem Vorgang Gutzkows den Dichter einer Grenzverwischung zwischen selbständigen Gattungen verdächtigen, ihn, der die Beobachtung der Gattungsunterschiede als obersten Grundsatz aufstellt, es heißt lediglich der in seiner Dichtung gegebenen innigen Vereinigung mehrerer Künste, ihrer Verschmelzung, zu einer Art neuer Wesenheit nachgehen. Mis konstatiert diese entité nouvelle, er erhärtet sie leider mehr durch Zitate aus den theoretischen Schriften als durch Einzelnachweise im Werk.

„Form ist der höchste Inhalt." Immanente Kritik müht sich im Sinne dieses Hebbelwortes stoffgeschichtliche Forschung sinnreich zu gestalten dadurch, daß sie Stoff und Form wie Aufgabe und Lösung zusammenhält. Indes sie wird der Hebbelschen Forderung doch nicht gerecht, weil sie den Begriff Form unnötig einschnürt. Sie erweist das Einzelwerk wohl als Organismus der immanenten Gattungsgesetzlichkeit nach unter besonderer Berücksichtigung der Wirkungsform. Sie reicht aber nicht aus zur Erfassung der Seins- und Wesensform, weil sie die innere Form, den das Werk als Lebenskraft durchflutenden Impuls aus Schöpferindividualität und Zeitverflochtenheit, den schwer formulierbaren Gehalt, zu wenig betont.

Nicht als ob Mis lediglich auf den Nachweis der Gattungsgemäßheit ausginge, nicht als ob er Ludwig wie vom Himmel gefallen außerhalb der Bedingungen seiner Zeit betrachtete; die rein individuelle Stilidee, Ludwigs ganz persönlicher Dramenbegriff sind ja Ausgangspunkt seiner Betrachtung und eine literarische Einleitung sucht Ludwig zeitgeschichtlich einzuordnen, indem sie sein Herauswachsen aus dem Sturm und Drang und sein Verhältnis zu der zeitgenössischen Literatur dartut. Indes mit seinen Ausgangspunkten wird nur ein Teil des dichterischen Wie, nicht das Ganze seines individuellen Formwillens erfaßt.

Die Methode der Misschen Kritik ist ergänzungsbedürftig, soll zur restlosen Beschreibung des Wesens der Ludwigschen Dramenkunst vorgedrungen werden. Und zwar wäre Gehaltsforschung vom Werke her zu treiben etwa durch Beobachtung der Wiederkehr zwangsläufiger Motive: Ludwigs Grundgefühl für das Echte, Einfache, Schlichte, der Zwiespalt zwischen Sein und Schein wird von Mis wohl angemerkt, aber nicht als Kristallisationspunkt der sich rundenden Fabel, als Mitdeterminante von Motivbildung, Technik und Sprachstruktur herausgearbeitet.

Ist Ludwig ein echter Dichter, so müssen sich Motiv und Technik, Gehalt und äußere Form gegenseitig durchdringen: diese Einheit nachweisen heißt Ludwigs Kunst in ihrer Besonderheit erfassen.

Form ist persönlich und zeitlich bedingt. Zeitbedingtheit beim Künstler heißt Zusammenhang der individuellen Form mit der Lebensform der Epoche, mit jenem nicht restlos nachweisbaren Gesetz, das alle Lebensäußerungen der Zeit durchdringt und sie als innere Einheit erscheinen läßt. Erweist sich die Epoche Ludwigs als formlos, ohne geschlossene Form bei aller äußeren Einheit, so wird dieser Umstand dem Formalen seines Werkes unverkennbar aufgeprägt sein. Erhellung der wechselseitigen Bedingtheit des Künstlers und seiner Zeit erfordert mehr als literarische Zusammenstellungen, erheischt sozialliterarische, kulturpsychologische Blickeinstellung, also nicht Verengung, sondern Erweiterung des Gesichtsfeldes, umfassende Betrachtung aller geistigen Erscheinungen der Zeit freilich nicht nach der stofflichen Seite, sondern nach der sie durchdringenden Strukturgesetzlichkeit, nach ihrer inneren Einheit.

Mis erhärtet insbesondere die Gegensätzlichkeit der Klassiker, der Romantik und des „jungen Deutschland" zu Ludwig. Das ist geeignet, Kunstanschauungen durch Kontrast zu verdeutlichen. Zeitbedingtheit nachweisen erforderte Hervorhebung des Gemeinsamen, ein Kontinuierungs- anstatt eines Isolierungsverfahrens. Die Jungdeutschen, so sehr sie im künstlerischen Ausdruck andere Wege einschlagen und wenn sie auch Wirklichkeit mit Aktualität verwechseln, sind doch als kritische Begründer des Realismus und als Übergangserscheinung zu Ludwig nicht so kurz abzutun, wie es von Mis geschieht. Überhaupt wäre etwa der Realismus als Stil des 19. Jahrhunderts zu erfassen, seine Grundlagen in dem Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik und in der quellentreuen Geschichtswissenschaft, und alle den Sinn für die Wirklichkeit weckenden Elemente der Zeit vor Ludwig wären als Einheit zu sehen und an dem unabhängig vom jungen Deutschland sich regenden Ringen um realistische Ausdrucksform im Drama bei Kleist, Grillparzer, Grabbe, Büchner, in der Erzählung bei Immermann und Alexis und in der Lyrik bei der Droste, insbesondere an Gotthelfs Anregung auf Ludwig dürfte nicht vorbeigegangen werden.

In diesem Sinn wird das Problem „des Künstlers im Verhältnis zu seiner Zeit" überhaupt nicht angegriffen. Mis beschäftigt vielmehr die Klärung der Frage, welche literarischen Bildungselemente halfen zusammen, die Künstlerindividualität zu entfalten, zu klären. Aufschlußreicher als die äußere Tatsache der Berührung wäre die Frage, warum gerade diese Einflüsse wirksam wurden, die Frage der Empfänglichkeit, die in die Struktur der persona poetica führte und allein die Zeichnung eigentlicher Verbindungslinien ermöglichte, vom Wesen der Dinge und Erscheinungen aus. Mis definiert zunächst Ludwigs Auffassung von Kunst im allgemeinen und vom Drama im besonderen. Seine Anschauungen hätten sich gefestigt durch einen absoluten unversöhnlichen Gegensatz zum jungen Deutschland. Deshalb könne Ludwig seine Muster nicht bei den Zeitgenossen suchen, er greife zurück auf die schon vorübergegangene Kunstform der Romantik und der Stürmer und Dränger, beosnders auf die letzteren wegen ihrer Shakespearegefolgschaft. Später habe er die ungeschickten Schüler verlassen, um nur den Meister selbst zu hören. Nun wird erörtert, wie sich Ludwig insbesondere stofflich anregen läßt durch die Klassiker, Lessing, die Stürmer und Dränger, Tieck, Hoffmann, Kleist, das Schicksalsdrama, Iffland. Eine ausführliche Schilderung der Lehrzeit, ein Referat über die Gegenstände der Übungshefte des Anfängers, peinliche Einzeluntersuchungen

im einzelnen durchweg richtig, erfolgen: er fragt, welche Züge seiner Muster beim späteren Ludwig wiederkehren, ob direkter oder indirekter Einfluß vorliegt usw. Analogien und Zusammenstellungen ganz äußerlicher Art ergeben sich; diese Linie der literarischen Entwicklung Ludwigs beweist nichts weiter, als daß Ludwig seine dramatischen Vorgänger mit Eifer gelesen. Wer würde im Einzelnachweis der Haydn- und Mozartelemente in den Skizzenbüchern des Musikstudenten Beethoven einen großen Aufwand schmählich vertun? In den Einzelanalysen der Dramen jedoch wehrt Mis mit Recht übertriebene Einflußforschung ab. Hier präzisiert er seinen Standpunkt dahin, daß die Frage nach den Vorbildern, nach der Beeinflussung, irrelevant sei, daß sich aus der Tatsache des gleichen Stoffes notwendige Übereinstimmungen ergeben müßten, unbeschadet der Originalität des späteren Dichters, daß es auf die neue Prägung des gleichen Sujets etc. ankomme; aber seine langen Ausführungen, Beeinflussungen betreffend, bleiben doch vielfach steril, weil er äußerlich literarisch betrachtet, anstatt von der inneren Form des Dichters, von den Unterschieden der Welteinstellung aus.

In die Shakespearestudien hat sich ein Kapitel eingeschlichen: De l'imitation de Shakespeare. Peut-il, doit-il être le modèle unique? Es wird eröffnet mit der Gegenüberstellung zweier Autoritäten, und schließlich wird die Anschauung der einen als die wahre, richtige erklärt. Guizot beantwortet die Frage der Möglichkeit der Nachahmung mit ja, Hugo verneint sie und nennt Nachahmung immer unfruchtbar. Wohin kann eine derartige Anlage der Untersuchung nur führen? Zu einem verschiedenen Geniebegriff der Kombattanten, Guizot faßt Genie mehr Lessingisch als mehr oder weniger intuitives Wissen um die Regeln, um die Welt und ihre Gesetzlichkeiten, Hugo ganz Herderisch als selbstherrliches Schöpfertum, das nicht mehr durch die Beziehung zu Aufnehmenden in seinem Schaffen reguliert wird, dessen Werke immer andere Äußerungen der sich ewig erneuernden, sich nie wiederholenden Lebenskraft, einer ohne Zweck und unbewußt schaffenden Kraft sind, die eigengesetzlich und deshalb unnachahmbar ist. Nun werden wir nicht fragen, welche Auffassung ist die rechte? Wir werden vielmehr in ihnen zwei psychologische Typen sehen, von denen jeder die Sache von anderer Seite betrachtet. Die Untersuchung krankt des weiteren an der Ungeklärtheit des Nachahmungsbegriffes. Was verstand Ludwig darunter? Nahm er sie als Wiederholung, als Borg und Plünderung, als Selbstzweck, oder dachte er dabei im Sinne Lessings an ein Mittel der künstlerischen Erkenntnis. Ludwigs Ausführungen, betitelt „Mein Wille und Weg" klären hinlänglich über den Sinn seines Shakespearestudiums auf. Es bezweckte doch nichts anderes als künstlerische Selbstklärung an einem großen Wahlverwandten und stellt sich dar als ein gigantisches Ringen um die Erkenntnis der immanenten Wesensgesetzlichkeit des Dramas und um die Wesensunterschiede zwischen Epos und Drama nach Bauweise, Sprachwurzel usf. Ludwig sucht sich zu vereignen, d. h. sein eigenes, noch undeutliches „Vorbild aus sich selbst" zu klären mit Hilfe eines zweiten, in dessen Werk er auch die erlernbaren Praktiken, soweit sie seiner Kunstauffassung adäquat waren, beobachten konnte. Weil Ludwig nur sich selbst suchte, studierte er auch nur eine Auswahl aus Shakespeares Werk, diejenige, die seiner eigenen, individuell und zeitlich bedingten Kunstauffassung konform war. — Ludwigs wahre Meinung über

die Stellung des Dichters zu Shakespeare als Muster wird durch Mis' zu allgemeine Fragestellung getrübt. Es wird durch sie der Anschein erweckt, als wäre für Ludwig Shakespeares Dramenform alleinseligmachend und neben ihr eine andere überhaupt nicht denkbar, als hätte er für dramatisch-dichterische Qualitäten außerhalb Shakespeares kein offenes Auge. Ludwig empfiehlt Shakespeare doch nur deutschen Dichtern und zwar seiner Zeit und wiederum nur solchen, die dieses Studium brauchen, als überaus ergiebige ästhetische Erkenntnisquelle und als dramatische Handwerkslehre. Dagegen wird nicht viel einzuwenden sein. Im Falle Ludwig war ja dieses Verfahren der „Nachahmung" recht ertragreich. Vorzüglich ist es, daß Mis im Gegensatz zu der noch von Stern vertretenen Anschauung, die theoretischen Studien hätten Ludwigs Dichterkraft erstickt, gerade in den kritischen Gedankengängen eine Förderung seines Schaffens sieht. Sie waren sicherlich eine innere Notwendigkeit für Ludwig, die unerläßliche Vorbedingung für die höhere Entfaltung seiner künstlerischen Existenz. Warum sollten andere Dichter von ähnlicher Veranlagung und in ähnlicher Lage wie Ludwig nicht das probate Mittel Ludwigs übernehmen, ihre Leistungen zu steigern? Dem reinen Genie, bei dem sich die beiden Momente des schöpferischen Prozesses, Kraft und Erkenntnis, die Wage halten, hat Ludwig seinen wohlmeinenden Rat nicht gegeben, sondern nur Künstlern seiner Art, die zuweilen das Empfinden eines Mangels ihrer Veranlagung beunruhigt. — Wenn Mis meint: „Ludwig beweist immer wieder", daß alle Fehler des modernen Dramas zurückzuführen sind auf die vergeblichen Versuche (Schillers z. B.), modernen Sujets eine mehr oder weniger antike Form zu geben", und wenn er fortfährt: „Ist er sicher, daß die Form Shakespeares mit den Gegenständen zukünftiger Dichter verträglich sein wird?" so werden hier individueller bzw. zeitgeschichtlicher Stil und Gattungsstil einfach zusammengeworfen. — Shakespeares Form, soweit sie durch persönliche Eigenart des Dichters und die Zeitumstände begründet ist, nachahmen, heißt Niewiederkehrendes erneuern bzw. in eine wesensfremde Gegenwart zwingen wollen. Daran scheiterten die Shakespearejünger des Sturms und Drangs und Hugo selbst mit seinen Shakespeares Tragik in Theatralik verkehrenden Burggrafen. Also auch die admiration en bloc versandet in der Verzerrung, wenn sie zur Produktion schreitet. Wohl aber vermag für das Studium der inneren Wesensform des Dramas der eigentliche Schöpfer der modernen Dramenform ein brauchbares Objekt sein.

So hätte die Nachahmungsfrage geradlinig den Verfasser weiterführen müssen zu der Feststellung eines Mangels in der künstlerischen Begabung Ludwigs, zu seiner Ungeklärtheit über die Unterschiede der inneren Wesensform von Epik und Dramatik. Hier liegen ja die Wurzeln seiner ausgedehnten theoretischen Studien, in denen er durch Reflexion jenem Mangel abzuhelfen suchte. Wir müssen mit Hebbel sagen: „Weil er den rechten Weg nicht zu finden wußte, war er auch nicht der rechte Dramatiker. Wo die Erkenntnis mangelt, da gebricht es sicher an der Kraft ihr zu genügen. — Wo die Kraft ausreicht, da kann es an der Erkenntnis nimmermehr fehlen. Kraft und Erkenntnis bedingen sich gegenseitig im Dichter wie überall."

Die Betätigung Ludwigs auf verschiedenen Gebieten der Kunst verführt den Verfasser nicht zur Erwägung einer Doppelbegabung. Er faßt sein lyrisches, episches, musikalisches usf. Schaffen als

einheitliche, einander erläuternde Lebensäußerungen eines und desselben künstlerischen Temperaments, das als vorwiegend dramatisch anzusprechen sei. Er erschließt den Dramatiker aus Ludwigs Ausgehen auf das Charakteristische, aus seinem plastischen Instinkt, aus dem Vorkommen dramatischer Elemente in der epischen Produktion, aus seiner Angeschmiedetheit ans Drama, sogar aus seinen kritischen Einsichten, aus der Tatsache, daß er zum Gesetzgeber des Theaters werden konnte. Er meint, alle künstlerischen Gaben mußten in ihm zusammenwirken, ihn zum Dramatiker zu machen. Er sei es von Anfang an gewesen aus Temperament und nach Versuchen auf anderen Gebieten, schließlich aus unerschütterlicher Überzeugung. Der Schluß erscheint voreilig. Auf jeden Fall führen die eingeschlagenen Beweiswege nicht zu einer eindeutigen Beantwortung der Frage nach der Veranlagung des Dichters. Diese ist psychologischer Natur, muß also mit psychologischen Mitteln erledigt werden. Die Art, wie Ludwigs Phantasie sich äußert, hätte ihn zu einer Kunst prädestiniert, in der er sich nie versuchte, zur Bildhauerei. Er sieht, wie das Farben- und Formenspektrum erweist, nicht Entwicklungen, keinen Handlungsverlauf. Er schaut vielmehr ruhende Gestalten plastischer Gruppen in irgendeiner pathetischen Haltung, Statuen, deren äußere Form ihn Zug um Zug gefangen nimmt. Die Umrisse sind es, die seine Phantasie beschäftigen, nicht die in den Gestalten, in der Gruppe wirkende Kraft, dergestalt, daß die Erstarrung sich löste in vorwärtsstürmende Handlung. ,,Vom Stück her erfahre ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erstgesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das Stück in seinen Szenen habe.“ Immer nur eine Situation wird erschaut, die Entwicklung, die Verbindung der einzelnen Szenen besorgt der berechnende Intellekt, wie aus dem Werke Ludwigs ersichtlich ist. Ludwigs Phantasie ist statischer d. i. epischer Art; die den Dramatiker kennzeichnende Phantasie ist dynamischer Natur. Ein Dramatiker wie Kleist — Ermatinger hat darauf hingewiesen — verwandelt sich vor Le Veaus Kupferstich La cruche cassée, die dargestellte Szene sofort in einen dramatischen Handlungsverlauf; er kann wie seine Beschreibung des Bildes beweist, den epischen Inhalt gar nicht erzählen, ohne die Keime einer dramatischen Fabel hervorschießen zu lassen. Anstatt wie Ludwig sich in allseitige, dauernde Anschauung der Umrisse der Einzelgestalten zu verlieren, sieht er die äußeren Konturen der Figuren recht undeutlich, dafür erfaßt er ein paar treibende seelische Züge, die Spannung, Aktion ergeben. — Auch seiner ganzen Einstellung zum Leben nach ist Ludwig mehr Epiker denn Dramatiker. Es ist die des nachfühlenden Zuschauers, nicht des sich einlebenden, seine Gefühle einmischenden Mitspielers. Er ist der kranke Mann, der von seinem Eckfenster aus das vorübergleitende reizende Leben genießt wie lebende Bilder als objektive Begebenheiten. Die malerische Außenseite, die Geste, die bunte Fülle des Daseins erfaßt ihn spontan, die seelische Dynamik der Vorgänge wirkt weniger und wird zum Teil erarbeitet. — Ferner ist es außer Zweifel, daß in Ludwig der Ausdruckswille schwächer ist als der Gestaltungswille. Das ist ja auch wohl der innere Grund dafür, daß in den Büchern von Mis verhältnismäßig wenig von persönlichen Momenten im Werk, vom geistigen Gehalt die Rede ist. Gestaltung ohne Ausdruck wäre artistisches Schaffen, keine Kunst. Gestaltung bei

verringertem Ausdrucksbedürfnis verträgt sich minder gut mit der inneren Notwendigkeit des Dramas oder des großen Epos, die Problemdichtungen sind, und hätte den Dichter vielmehr verwiesen auf das Gebiet der kleinen Gattungen. — Die Arbeitsweise rückt unseren Dichter in die Nähe des bildenden Künstlers. Ludwig ist Dichter nicht so sehr aus der Leidenschaft zum schöpferischen Hervorbringen von geistigem Gehalt, als aus der Leidenschaft zum Können, zur Meisterung der Mittel. Er wollte nicht so sehr bedeutende Vorstellungen haben und sie dramatisch geben, er wollte dramatische Aufgaben möglichst wirkungskäftig lösen. Der Weg vom Technischen zum Gehalt kennzeichnet aber den weitaus häufigsten Typ künstlerischen Schaffens auch großen Formates auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Selbst Dürers großartige, vielgefeierte Vision „Ritter, Tod und Teufel" wurde ausgelöst durch eine Kostümstudie über „Die Rüstung zu der Zeit in Deutschland". Die Größe der Vision bestimmt dem bildenden Künstler den Umfang des Rahmens. Dieses beim Dichter so seltene Verfahren dürfte kaum ausreichen zum Drama, zur großen Komposition überhaupt. Der Dramatiker großen Stils arbeitet nicht von der gelungenen Einzelheit zur Füllung des dramatischen Rahmens, ihm steht eine den Raum füllende Gesamtkonzeption am Anfang vor Augen, die Einzelausführung erfolgt nachher vom Ganzen aus. Vom technischen Problem her gelingt Ludwig die Schöpfung großartiger Einzelszenen, die öfters äußerlich aneinandergereiht oder wenigstens nicht durchwegs innerlich verbunden werden.

Endlich, ist es nicht eine vielsagende Tatsache, daß die aus dem Studium Shakespeares gewonnenen ästhetischen Erkenntnisse nicht im Drama, sondern in seinem reichsten und bedeutendsten Werk, in dem Roman „Zwischen Himmel und Erde" Frucht getragen haben? Was in der strengen Form des Dramas trotz aller Kraftanstrengung nie gelingen will, die innere Einheit des Werkes, die Konzentration der auseinanderstrebenden Elemente nach Raum und Zeit, die straffe und gerade Handlungsführung, fällt ihm im Epischen wie von selbst zu.

Bleibt schließlich das eigentliche Grundproblem über Otto Ludwig: Wie erklärt sich das Fragmentarische seines Schaffens? Auch dieses wird vornehmlich von der geistigen Form des Dichters aus zu lösen sein. Das Verrennen in Shakespeares Größe führte nach Mis nicht zu einem affaiblissement, höchstens zu einer diminution seines Schaffens. Der Verfasser legt nun auf Ludwigs Krankheit, auf die äußeren ungünstigen Verhältnisse den Hauptakzent. Aber das ist doch wieder nur eine Teilerklärung. Nur aus der restlosen Erkenntnis der Strukturverhältnisse der geistigen Erscheinung Ludwigs kann Licht in das Dunkel dieser schwierigen Frage fallen. Körperliche Krankheit läßt den physischen Menschen allmählich dahinsterben, während sie vielfach den Dichter in ihm nur zu erhöhter geistiger Produktion beflügelt (Schiller-Novalis-Hölty). Die Künstlerschaft erliegt seelisch-geistigem Leiden: Ludwig krankt wie der Held von Balzacs unbekanntem Meisterwerk an der Krankheit der Vollendung: „Das Schöne wird nie fertig, es könnte immer noch schöner sein."

Mis hat sich zu sehr auf die literarische Entwicklung Ludwigs konzentriert. Diese allerdings wird richtig aufgezeigt. Durch immanente Kritik sucht er das Einzelwerk zu erklären. Er handhabt die Methode vortrefflich und geht durchaus vorsichtig zuwege. Das Material ist scharf erfaßt und glücklich verwendet, aber nicht

genug ausgewertet. Er sieht nicht alles, weil eine restlose Ergründung der Dichtungsform als Zusammenklang von Gehalt und Gestalt auf seinem Wege nicht gut möglich ist.

Manche über immanente Kritik hinausgreifende Frage konnte nicht die letzte Beantwortung finden, weil der Forscher die Voraussetzung zu ihrer Lösung sich als Aufgabe nicht gestellt hat, nämlich: die Erfassung der geistigen Erscheinung Ludwigs nach ihrem organischen Zusammenhang, die Herausarbeitung der entscheidenden Strukturverhältnisse der Persönlichkeit nach ihrem letzten Bildungs- und Entwicklungsgesetz, das Vordringen bis zum Einheitspunkt der künstlerischen Existenz. Wohl schimmert durch die Betrachtung der Wandlungsphasen des Dichters die verborgene Kontinuität im künstlerischen Bewußtsein durch, doch müßte dieses Kontinuum primäre Zielstellung sein und Verfahren morphologisch-teleologischer Psychologie in Bewegung setzen. Die Erfassung des Ludwigschen Dramas, ein wirkliches Verstehen desselben ist nur von der aus der Betrachtung aller geistigen Äußerungen (Epik, Dramatik, Briefe, Musik usf.) gewonnenen Totalität der Dichtererscheinung her möglich: Verstehen ist vornehmlich deduktiver Art.

Die Aufgabe der modernen Ludwigforschung heißt: Erfassung und Deutung der Gestalt des Dichters, Nachprüfung der durch analytische Methoden gewonnenen Einzelerklärung durch Interpretation derselben von der geistigen Totalität des Schöpfers her.

Traunstein. Anton Link.

NOTE SUR LA LANGUE PARLÉE
(à propos d'un livre récent)

Si je parle de la *Lateinische Umgangssprache* de M. J. B. Hofmann[1]) dans une revue consacrée aux recherches sur les langues vivantes, c'est que cet ouvrage peut intéresser les néophilologues à plusieurs égards, et soulève en outre des questions relatives au langage en général.

Les langues classiques ne nous étant connues que par les textes — et surtout par les textes littéraires —, nous croyons savoir le grec et le latin quand nous avons étudié les classiques dans tous les détails: en fait nous ignorons presque tout de la façon dont on s'exprimait à Athènes et à Rome dans la vie de tous les jours. Dans toutes les langues, l'œuvre littéraire ne laisse transparaître que très indirectement, ou même pas du tout, les caractères propres au parler de la conversation. Si cependant une scène d'Aristophane ou de Plaute, une lettre de Cicéron ou une page de Pétrone nous donnent l'impression du «vécu», de l'«immédiat», du «parlé», comment contrôler cette impression? Comment dégager de l'ensemble les traits authentiques du dialogue ou du monologue non transposé littérairement? Car un auteur, même lorsqu'il imite le parler de tous, poursuit toujours un but esthétique qui dépasse les préoccupations de la vie pratique, dans laquelle plonge la langue parlée. Ce triage, nous ne pouvons le faire que par analogie avec les observations tirées de la langue maternelle: elle seule peut nous permettre de dégager les conditions externes, matérielles, dans lesquelles baigne la conversation, les facteurs psychologiques et sociaux qui agissent

---

[1]) J. B. Hofmann, *Die lateinische Umgangssprache*, Indogermanische Bibliothek 17. Heidelberg, Winter, 1926.

sur la formation du style parlé, les modalités linguistiques, enfin, qui lui sont imposées par tel ou tel idiome.

C'est dire que, pour saisir les traits fondamentaux du latin parlé, on est amené à faire des comparaisons avec les langues modernes; un des intérêts du livre de M. Hofmann, ce sont précisément les éléments d'information qu'il emprunte à l'allemand et au français d'aujourd'hui; et cette méthode, à son tour, si elle se révèle à la fois exacte et féconde, suggère des réflexions sur le mécanisme du parler en tant que tel: nous nous bornerons à en noter quelques-unes.

1. Les formes parlées se ressemblent beaucoup de langue à langue, et il n'est pas douteux qu'il s'agisse ici de similitudes spontanées. C'est que les conditions sont partout sensiblement les mêmes; conditions externes, d'abord: p. ex. l'appel constant à la situation donnée (milieu matériel, vie commune, etc.) et à la situation créée: (paroles prononcées par l'interlocuteur, questions posées par lui, etc.); conditions internes aussi, p. ex. la prédominance du sentiment et de la volonté dans les pensées énoncées en fonction de la vie (il est vrai que la banalité ordinaire de ces pensées nous empêche souvent de dégager leur contenu émotif); conditions sociales enfin, variant selon que le parleur, égocentriquement ajusté, cherche surtout à extérioriser sa propre pensée, ou que, dominé par la représentation d'autres sujets, il veut agir sur eux ou modifie sa parole en pensant à l'action possible des autres sur lui-même.

2. On peut aller plus loin, et prétendre qu'une étude attentive des procédés de la angue parlée ouvre des perspectives sur ce qu'il y a de plus fondamental dans le mécanisme du langage en général, nous rapproche de son origine en nous découvrant la genèse des types premiers de la syntaxe. Ainsi la question de la phrase à un membre ne peut être élucidée qu'à la lumière de la parole fonctionnant dans une situation donnée: c'est faute de tenir compte de cette situation que tant de malentendus subsistent à ce sujet.

Voilà pourquoi on doit accueillir avec faveur un exposé tel que celui de M. Hofmann, où les matériaux sont abondants, bien classés pour la plupart, et accompagnés d'interprétations ingénieuses.

*

Les critiques que je pourrais faire à son ouvrage s'adressent plutôt à moi qu'à l'auteur. Puisqu'il m'a fait l'honneur de prendre pour base de son étude la VIIe partie de mon *Traité de stylistique française* (p. 284—322), je dois avouer n'avoir pas suffisamment distingué ce qui relève de la pensée et ce qui appartient à la langue; le danger permanent de ces recherches est la confusion entre la psychologie collective et la linguistique proprement dite. On peut se trouver en face de types généraux de pensée et croire opérer avec des procédés de langue. J'ai tenté, dans une étude récente[1]), de mieux séparer ces différents facteurs. Il faudrait en effet distinguer 1. les procès proprement dits, c.-à-d. les formes d'expression d'un caractère fortuit et commandées par le donné (p. ex. les «accidents» tels que l'interruption du discours par l'interlocuteur), 2. les tendances psychologiques profondes (l'émotivité égocentrique, la poussée active, dynamique, et l'inhibition produite par la volonté d'autrui sur le parleur). 3. Ensuite viendraient les procédés proprement

[1]) *Mécanisme de l'expressivité linguistique*, dans *le Langage et la Vie* (Paris, Payot, 1926), p. 139ss.

dits, et là, il faudrait faire le départ entre les moules généraux où la pensée doit entrer pour pouvoir se communiquer, notamment pour produire un effet sur le sentiment. Il s'agit en gros de ce qu'on appelle des figures; or c'est une erreur de croire que les figures sont liées au langage, alors qu'elles préexistent aux réalisations particulières et consistent essentiellement dans l'échange des catégories logiques (voir *Le Langage et la Vie* p. 169 ss. et mon article *Figures de pensée*, G R M. 1914, p. 496 ss.). Quant aux procédés proprement linguistiques, ils viennent se greffer sur ces formes psychologiques et leur donnent un tour caractéristique selon la nature de chaque idiome. Or la plupart du temps il n'y a pas parallélisme nécessaire, préétabli, entre les tendances profondes et les types psychologiques généraux, ni entre ceux-ci et les types linguistiques propres à une langue donnée. Un exemple banal: la tendance active, qui pousse à imposer fortement la pensée que l'on communique, trouve un véhicule psychologique tout naturel dans l'exagération, et pourtant on ne saurait affirmer que l'hyperbole ne satisfasse que cette tendance, puisque p. ex. l'émotivité pure et simple y fait constamment appel. A son tour l'exagération s'exprime par toutes sortes de figures (figures de pensée, non de langue, puisqu'on en surprend les reflets dans toutes les langues), p. ex. l'expression de la quantité relative par l'absolu (fr. «Il n'y *a rien de plus* facile») ou de l'indéterminé par le déterminé (fr. «Avoir *trente-six* raisons pour ne pas travailler», lat. «*Ses entae* ad eam rem causae possunt conligi»). Inversement, chacune de ces figures sert à bien d'autres formes d'expression. Puis le choix des mots et la nature des tours sont conditionnés, dans chaque société, par les tendances collectives qui lui sont propres: ainsi l'emploi injurieux de certains noms d'animaux est déterminé par quantité de conditions économiques, sociales, religieuses, etc. En tout dernier lieu, le système de la langue imprime son sceau sur la forme proprement linguistique qui résulte de toute cette filière, et cela seul est du ressort de l'idiome envisagé. Ainsi l'injure *furcifer* pose la question de savoir jusqu'à quel point la composition était vivante dans le latin de la conversation, et quels effets il en tirait (cf. le *muricidus* de Plaute, emprunt déguisé au grec: quel rôle jouaient les emprunts dans la langue parlée?)

Cette correspondance, toujours imparfaite, entre tendances générales et types psychologiques, entre ceux-ci et les procédés linguistiques, tel est le grand problème que pose l'étude des rapports entre la pensée et le langage: c'est en le négligeant que l'on croit pouvoir établir si aisément un parallélisme direct entre une forme d'expression et la mentalité d'un groupe social; en fait ce parallélisme est illusoire dans la mesure où on le croit absolu.

La langue parlée est, il est vrai, dans une situation privilégiée à cet égard: sa grande spontanéité lui permet de serrer de plus près les mouvements de la sensibilité, et ce n'est pas sans succès que Brugmann a appliqué cette méthode dans son mémoire *Verschiedenheit der Satzgestaltung* . . . (*Ber. der sächsischen Ges.* 70 [1918], Heft 6). Mais comme il s'agit de mouvements très simples et très instinctifs du sentiment et de la volonté, le profit n'est pas très grand pour la caractéristique d'une langue; ils se répètent sensiblement d'un idiome à l'autre; ceci revient à dire, comme nous l'avons fait plus haut, que le parler journalier, dans toutes les langues, présente des traits communs.

*

Une autre distinction devra être faite de plus en plus: le signe linguistique comprend, comme on sait, un fait de pensée, le *signifié*, et une forme matérielle, le *signifiant*; il importe donc d'étudier séparément ce qui est expressif par l'un et par l'autre (cf. *Le langage et la vie*, p. 155ss.). L'expressivité par le signifiant, ce sont toutes les impressions sensorielles, acoustiques, qui émanent de la parole. Jusqu'à présent la linguistique n'a guère eu que du mépris pour cette partie de sa tâche; on la réduit volontiers aux onomatopées, aux interjections, à l'harmonie imitative; ou bien l'on croit que les effets plus sérieux n'appartiennent qu'à la rhétorique ou à l'art d'écrire. Mais il y a là au contraire un vaste champ d'étude qui s'ouvre au linguiste s'il s'attache à la langue constituée, et la langue parlée lui est d'un précieux secours: c'est par elle qu'il convient de commencer. Un exemple pour fixer les idées. L'emploi des *réduplications* ne laisse pas d'être caractéristique: ainsi M. Hofmann constate que les pronoms et conjonctions à formes géminées (*quisquis, quotquot, utut*, etc.), sont rares dans la langue écrite et se trouvent particulièrement dans les textes familiers. Si le latin évite autant que possible la réduplication du parfait (*momordi*, etc.) c'est que, dans l'ensemble, cette langue est plus intellectualisée que le grec, et fait moins usage des procédés musicaux et rythmiques dans la grammaire: qu'on pense à la quasi-mécanisation de l'*accent*, qui, en grec, a encore une valeur significative. Il resterait enfin à signaler le rôle considérable que joue en syntaxe le choix des *intonations mélodiques*, grâce auxquelles les phrases parlées sont divisées en segments contrastants. Ceci nous amène à dire un mot de la syntaxe parlée en général.

*

M. Hofmann met fort bien en évidence ce caractère fondamental de la phrase parlée: elle évite l'étroite cohésion des parties et leur subordination, chère à la langue écrite. Ses deux procédés favoris sont au contraire la juxtaposition coordinative et la phrase à deux *segments*, séparés par une pause interne et différenciés — ceci est capital — par le contraste des mélodies. On ne comprend rien à la syntaxe de la conversation si l'on néglige ces deux facteurs. M. Hofmann ne leur accorde pas toute l'attention qu'ils méritent: mais comment en serait-il autrement? Une langue morte comme le latin ne peut nous fournir aucun indice direct, puisque l'écriture ne rend pas ces nuances. Force serait donc de procéder par analogie, en partant d'une langue moderne. On peut le faire, semble-t-il, sans grand danger, parce que ces procédés ne diffèrent pas sensiblement d'un idiome à l'autre. Par exemple, aussi bien dans une phrase latine comme *Quaesivi, non repperi*, que dans la phrase française correspondante *J'ai cherché, je n'ai pas trouvé*, l'intonation peut seule montrer s'il s'agit de deux coordonnées ou d'une seule phrase à deux segments.

C'est cette phrase segmentée qui peut éclairer la question si épineuse du sujet et du prédicat psychologiques (que je préférerais appeler respectivement *motif* et *fin* de l'énonciation et désigner par les lettres A et Z). On remarquera que le terme de „betonter Begriff", employé par M. Hofmann, désigne tantôt l'un, tantôt l'autre (cf. p. 105 et p. 119); en fait, c'est le propre de la phrase parlée de mettre également en évidence les deux termes de l'énoncé. Le «motif» (A) ouvre la phrase dans le type «Cet homme, je ne le connais pas» (A-Z), et la ferme dans «Je ne le connais pas, cet homme» (Z-A). Il n'est pas difficile de voir combien l'intonation

et la pause médiane sont nécessaires pour caractériser ces types et, en se fondant sur l'analogie des langues modernes, on peu penser qu'une phrase latine telle que *Negat quis, nego* (Hofmann, 109 est A-Z, et *Interea fiet aliquid, spero* (107) Z-A; je vois, pour la même raison, A-Z dans *Illos qui dant, eos derides* (105) et Z-A dans *Hanc abstulit quispiam, sacram urnam Veneris* (120).

Il ne peut être question de soulever ici l'ensemble de ces problèmes syntaxiques; les abondants matériaux fournis par M. Hofmann et ses ingénieuses interprétations permettront de se familiariser avec ce sujet, en partie nouveau, et de comprendre l'énorme différence qui sépare la phrase parlée de la phrase conventionnelle et cohérente, où, soit dit entre parenthèses, il est vain de chercher l'expression directe du motif et de la fin de l'énonciation: en effet la phrase conventionnelle est dominée, comme tout le reste de la langue non expressive, par l'arbitraire du signe, et sauf dans des cas privilégiés (p. ex. le type fr. «C'est moi qui ai fait cela»), c'est seulement le contexte et la situation qui révèlent le sujet et le prédicat psychologiques.

Je serais heureux si ces quelques remarques générales montraient l'intérêt qui se dégage de l'ouvrage de M. Hofmann, et l'importance des questions théoriques qu'il soulève.

Genève. Charles Bally.

CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

I. Le mouvement régionaliste.

C'est à coup sûr l'un des traits spécifiques de la vie littéraire française que son extrême centralisation. L'unification politique — œuvre commune de la Royauté, de l'Empire et de la République — a eu pour conséquence de faire deParis le centre unique où se publient revues et livres, où naissent et se développent les réputations. Il règne en France une hantise de la capitale, tandis, qu'au terme de *province* (inconnu partout ailleurs avec sa nuance si particulière) a fini par s'attacher une idée d'infériorité, de retard et de stagnation, sensible jusque dans l'intonation du mot. Le plus frappant symbole de cette mentalité est la carte du réseau des voies ferrées, dont les lignes convergent toutes vers Paris, comme les fils d'une toile d'araignée monstrueuse. Bien rares sont les écrivains qui ont pu résister à cette toute puissante attraction de la ville où il faut, pour espérer le succès, être connu des éditeurs, des cercles littéraires, des salons, du gouvernement, de l'Académie, des officines de la critique, de l'élite intellectuelle, des journaux et des revues. Sans Lamartine, Mistral serait resté longtemps encore un obscur félibrige, écrivant en «patois» provençal. *Mireio* est avant tout un opéra, celui de Gounod, et il a fallu attendre 1926 pour que paraisse la première version française de *Prose d'Almanach* (Grasset). Quant au poète d'Orthez, Francis Jammes[1]), il a bénéficié, d'une part, de ce que son cas a d'unique, d'original, d'autre part, de ce mouvement régionaliste, de cette tendance centrifuge qui se manifeste en France depuis plusieurs décades dans tous les domaines de la vie, mais en particulier dans la littérature, sous l'impulsion de Maurice Barrès. Ce serait une étude captivante que de retrouver

---

[1]) Il faut associer à ce nom ceux de Joseph de Pesquidoux et de Charles de Bordeu, restés fidèles à leur terre de Béarn.

au cours des derniers siècles les traces de régionalisme, tant dans la vie que dans l'œuvre des écrivains. Mais il faut arriver à Rousseau, promené par son destin dans la province, mais tenté lui aussi par Paris, pour rencontrer une œuvre d'imagination intimement liée à un cadre provincial, celui de la Savoie. Puis viendront Chateaubriand et la Bretagne, Lamartine et la Savoie, George Sand et le Berry, Hugo et ses voyages à travers la France, Gérard de Nerval et le Valois, les peintres qui, à la suite de l'école de Barbizon, découvrent la terre française en son extrême variété de paysages, Michelet et son célèbre *Tableau de la France*, Taine et sa théorie du milieu, les romanciers naturalistes qui, non seulement s'attachent à peindre leurs personnages dans un cadre précis et pittoresque, mais encore cherchent à déterminer l'action du milieu physique sur l'individu, et enfin Maurice Barrès (dont il faut savoir négliger ici le rôle politique, que les passions des partis extrêmes ne permettent pas encore d'apprécier) dont le grand mérite aura été de réveiller par son lyrisme passionné et mystique, la vie des «pays de France» dans l'âme de l'élite, et en ce double sens que la province recommence dès aujourd'hui à vouloir contrebalancer la capitale et qu'elle sert de plus en plus de thème et de cadre aux œuvres d'artistes refusant de se «déraciner». Ajoutons toutefois, pour être juste, que la science géographique ne fut pas étrangère à cette émancipation vivifiante, depuis qu'à la suite de Michelet, Vidal de la Blache et ses disciples ont en quelque sorte rendu à chaque région sa personnalité et comme la conscience de son «moi» organique[1]).

1°. Décentralisation de la vie littéraire.

Il ne saurait être question de traiter ce sujet en une seule fois, car les matériaux en sont fort difficiles à rassembler. Mes prochaines chroniques apporteront donc à cette esquisse les compléments nécessaires, au fur et à mesure des progrès de ma documentation.

C'est d'abord par la création d'une revue que se tente le groupement et le rattachement à leur centre local des écrivains d'une province, lors même qu'ils vivent à Paris. Citons: à Marseille, les *Cahiers du Sud* (jusqu'en 1925, *Fortunio*); à Toulouse, les *Cahiers Libres*, les *Pyrénées littéraires*; à Perpignan, la *Tramontane*; à Clermont-Ferrand, l'*Auvergne littéraire*; à Besançon *Franche-Comté et Mont Jura*; à Aix-en-Province, *le Feu*; à Dijon, *la Bourgogne d'or* et *Revue de Bourgogne*; à Orléans, les *Cahiers orléanais*; à Saint-Etienne, les *Amitiés*; à Nancy, le *Pays lorrain*; dans le Nord, la *Flandre littéraire*, la *Wallonie en fleurs*; à Lyon, le *Fleuve*.

J'attirerai cette fois l'attention des lecteurs de cette revue sur les *Cahiers du Sud* dont le directeur Jean Ballard a su grouper dans une ville longtemps réputée pour son apathie intellectuelle, de jeunes écrivains accueillants, comme il convient dans la grande Cité cosmopolite, à tous les souffles du monde: G. d'Aubarède (cf. 1° chronique), P. Humbourg dont l'essai sur J. Giraudoux (Editions des C. du S.) est aussi subtil que passionné; G. Bourguet dont les notes confidentielles sur son évolution morale seront précieuses pour l'historien; M. Brion, attentif observateur des lettres allemandes; Marcel Sauvage, poète «moderne», titulaire de la bourse Blumenthal en 1923; Auguste Laget, dont l'essai sur M. Proust

[1]) Cf. l'entretien de F. Lefèvre avec Charles Silvestre (Nouvelles littéraires du 31 oct. 1925).

(éd. des C. d. S.) révèle très finement le côté intellectuel de l'œuvre du romancier[1]).

L'action des revues se conjugue avec celle des académies et de leurs jeux floraux (Poitiers, Tours, Agen, Toulouse, etc), des conférences, des recueils de folklore, des éditions provinciales (Marseille, Toulouse, Lyon), des associations régionalistes, des librairies régionales qui, selon l'idée de Jean Ajalbert, composent, un rayon spécial des œuvres qui révèlent un aspect de leur petite patrie ou, dont l'auteur est un enfant du pays. Grâce à ces divers moyens, grâce également aux efforts des *Nouvelles littéraires*[2]) (chaque numéro comporte une chronique régionale), de la *Revue du Siècle*[3]) (organe du comité des intérêts régionaux, caractérisé par des lettres des diverses provinces), et peut-être aussi — hélas — grâce à la guerre, qui aura eu pour effet de mieux faire connaître et l'univers et les «pays», et d'accroître l'attachement pour la terre et la vie simple et calme, — le nombre des écrivains vivant en province semble grandir. Dés avant la guerre, Théo Varlet avait fui Paris pour Cassis (Côte d'Azur); Delteil et Duclos vivent dans leur Roussillon natal; Jolinon, à Lyon et dans le Beaujolais[4]) qu'ont révélé ses œuvres; E. Pérochon, en Vendée; Henri Pourrat, à Ambert; Charles Silvestre, en Limousin; Maurice Génevois sur les bords de la Loire; Jules Reboul, dans l'Ardèche, etc.

2° Littérature régionaliste.

Il en résulte que comme l'Allemagne, la France possède un «Heimatroman», dont R. Lalou a donné une première esquisse (à laquelle je renvoie), mais qui exigerait désormais une fort longue étude. Il conviendrait du reste de distinguer dans cette immense production deux catégories d'œuvres: d'une part, celles où la région fournit le décor pittoresque, est prétexte à descriptions poétiques de la nature, d'autre part, celles où l'écrivain cherche vraiment à saisir le lien intime entre l'habitat et l'homme, s'ingénie à rendre la physionomie caractéristique du paysan, c'est-à-dire de celui qui est resté tout proche de la terre. La littérature contemporaine aura ainsi dressé un certain nombre de figures rustiques originales qui vivront désormais dans l'imagination française, parce qu'elles incarnent d'une manière authentique et frappante quelques-uns des traits spécifiques de leur province d'origine. Daudet avait été le premier à frayer cette voie avec son Tartarin et son Numa Roumestan. Mais ces deux types sont à présent perdus dans une foule de héros, variantes de Jacques Bonhomme. Citons: Cantegril

---

[1]) Adresse: 10, quai du Canal, Marseille. Le numéro de Janvier 1927 précise très heureusement les intentions de cette revue. Les *Cahiers du Sud* accueillent tous les chercheurs, ils vont et viennent avec les navires du grand port en suivant les pulsations énergiques de cette métropole de la mer. Ce n'est pas comme le *Feu* la revue terrienne provençale, mais la revue de l'une des grandes Baies de la France sur le monde.

[2]) Paris (146, rue Montmartre, IIe).

[3]) Paris (9, rue Yvon-Villarceau, XVIe).

[4]) Il faut lire à ce point de vue son roman presque autobiographique: *La Tête brulée* (Rieder): histoire des tribulations d'un jeune écrivain au retour de la guerre, contraint d'entrer en lutte avec les siens et avec les éditeurs, et finissant par se résigner à une vie de paysan beuron (cf. *Epilogue*).

(R. Escholier, Grasset) pour l'Ariégeois, Gaspard des Montagnes (H. Pourrat, N. R. F.) pour l'Auvergne, Jacquou le Croquant pour le Périgord, César Capéran (L. Codet) pour le Roussillon, Pescadoire (L. Lafage, Grasset) pour les Cévennes; Alain le Celtibère (F. Duhourcau) pour le pays basque; Jean des Brebis (E. Moselly) pour la Lorraine; Raboliot (M. Génevoix, Grasset) pour les pays de la Loire; Virolet (Jolinon, Rieder) pour le Beaujolais (Le Meunier contre la Ville), les paysans de H. Bachelin pour le Morvan; M. de Lourdines (A. de Châteaubriant) pour le Poitou, etc.

3° Un chef d'œuvre d'art régionaliste.

Le mauvais Garçon (Henri Pourrat, N. R. F. 1926).

L'impression dominante que laisse à chaque page l'œuvre de M. Henri Pourrat est à coup sûr celle d'une richesse, d'une luxuriance extrêmes. C'est que le *Mauvais Garçon* appartient à la famille de romans, où l'écrivain, contrairement à la méthode classique française caractérisée par G. Duhamel dans son *Essai sur le Roman*, s'attache non pas à abstraire et isoler les traits de caractère qui expliquent le drame, mais à révéler la personnalité intégrale par les événements de la vie et les rapports de l'individu avec son milieu physique et humain. Il n'est guère exagéré de dire que l'ancien roman ne visait qu'à ne rendre de l'homme que ce qui était directement engagé dans tel ou tel conflit, alors, que le roman moderne, du moins sous une de ses formes élargies et nouvelles, voit dans la vie quotidienne le réactif des âmes. Et comme l'idéal est de connaître celles-ci en leur totalité, le roman tendra par là même à ce que M. Benjamin Crémieux a très justement appelé le «totalisme». Or c'est ce *totalisme* qui me paraît être la caractéristique de l'œuvre nouvelle de M. H. Pourrat. Roman psychologique, puisqu'elle retrace l'éclosion morale d'un adolescent, elle est aussi roman provincial, roman poétique, roman de groupe social, roman de guerre et roman d'intrigue, à défaut de meilleur terme.

Parmi les analyses contemporaines de l'âme juvénile, celle que nous offre M. Henri Pourrat a l'originalité de laisser de côté l'éveil sexuel, du moins dans ce qu'il a de physiologique, pour retracer principalement, ainsi que l'indique le titre même, la lutte de l'âge ingrat contre les préjugés mesquins de l'entourage, dans un petit bourg d'Auvergne, pendant la guerre, et à la suite d'une tragédie familiale mystérieuse. Plusieurs des scènes les plus dramatiques sont précisément des scènes de révolte qui marquent les progrès de l'affranchissement du jeune Bernard: contre la décision de la mère de l'envoyer au lycée, contre les provocations du Costaud, contre l'espionnage de la femme du notaire, contre les sournoises menées de René Bourlhomme, contre les manigances de la Demoiselle du château, contre l'influence nocive d'une petite bourgade pleine d'intrigues et de vilenies, contre la destinée obscure qui pèse sur lui et sur deux jeunes filles qu'il voudrait sauver et rendre libres et heureuses. Sans qu'un mot trahisse jamais la thèse ou la satire, il est pourtant impossible de ne pas sentir la réprobation — mêlée du reste de pitié et d'indulgence — de l'écrivain pour le défaut de compréhension des «Longs-Vêtus» à l'égard des adolescents. Et je ne connais pas encore d'aussi délicate peinture de l'âge où l'âme opte entre mille possibilités, se débat entre le doute et la rébellion, de l'âge des silences, des craintes, des rêveries, des vagues aspirations, des visions, des élans de dévouement, des désirs d'amitié et de force, bref, de l'âge où l'homme naît dans la souffrance et le ravissement mêlés.

Or, tout naturellement, cette peinture d'adolescent abandonné, qu'une méchante fatalité va briser, s'achève en un exquis poème à la nature au milieu de laquelle vit l'écrivain. Car, en même temps que le conflit d'un être en pleine crise de croissance, le *Mauvais Garçon* nous en offre la conquête par le pays natal. Il y aurait une étude infiniment pathétique et nouvelle à écrire sur le rôle du paysage dans la vie intérieure de Bernard, comme dans celle d'*Anne en sabots* de René Bizet et *Dans la peau d'Annette*, de J. Massoulier, c'est-à-dire sur la forme suprême du roman régionaliste, celui que les Allemands appellent *Heimatroman*. Il ne s'agit pas en effet de simples correspondances entre des états d'âme et certains aspects de la nature, mais bien d'une action réelle, profonde, de l'Auvergne, de ses montagnes et de ses landes, de ses bois et de ses nuages — mais de ses vents surtout. On ne peut qu'être frappé du rôle constant, quotidien, que joue le vent dans ce drame juvénile[1]). La nature ne se borne pas pour M. Henri Pourrat, à des lignes et des couleurs: elle est souffle, elle est voix. Voix qui traduit les mystères de l'âme du jeune homme, et voix aussi qui «souffle le secret de la montagne, parole légère et sauvage envoûtant tous ceux qui l'ont une fois entendue». C'est à cet envoûtement lent et fatal que nous assistons, jusqu' à l'engloutissement final dans l'étang, jusqu'à cet évanouissement presque surnaturel, qui perd toute son horreur funèbre: «La tête ivre, il va plus avant, encore plus avant . . . Le vent se lève, là haut, éveillant les étoiles au-dessus de ce lieu perdu dans les montagnes brumeuses.» Aussi peut-on dire que tout le poème, dont la première phrase était: «Quel gros vent triste souffle le dimanche dans les montagnes», est comme enveloppé, traversé et bercé par cette voix de la terre, des choses que Bernard jugeait «siennes, amicales à son regard.»

Pourtant, rien, dans ce roman, d'un pessimisme, opposant, à la manière des romantiques, la nature et l'humanité, et cherchant dans la première un refuge devant les vilenies de la seconde. C'est une nature humanisée qu'aime Bernard, une terre arrangée pour l'homme, avec ses chemins, ses métairies, qui inspirent un sentiment fraternel. Et sourtout, c'est autant que les horizons de forêts et de nuées, toute la vie d'un bourg auvergnat que M. Henri Pourrat nous retrace avec la netteté et la couleur de la *Colline Ronde*. Mais au lieu des paysans de Combal, nous faisons ici la connaissance de quelques types de bourgeoisie campagnarde, et nous n'oublierons jamais le cousin Vital, Madame Sollier, le notaire Desgirons et surtout sa femme, le professeur Prieur, la vieille demoiselle, le propriétaire de la scierie et son jeune cousin, la Vivette, les deux délicieuses figures de jeunes filles, sans compter la métayère et toutes les servantes!

Enfin le *Mauvais Garçon* est un document d'une fidélité et d'une justesse de ton admirables sur l'état d'âme d'un village pendant la guerre. Toutes les réactions collectives sont saisies et rendues dans leur nuance exacte, et — preuve de maîtrise artistique — intimement mêlées ou reliées à l'évolution psychologique du jeune Bernard. M. Henri Pourrat n'a pas vu dans la guerre un fond de tableau sur lequel sa figure de premier plan se détacherait

---

[1]) Comment ne pas signaler ici en passant ce qu'écrit Novalis dans ses *Disciples de Saïs* sur le vent qui, venu de contrées aimées, semble, par ses voix obscures et mélancoliques, muer la calme douleur en un profond et mélodieux soupir de la nature entière?

mieux. Mais les grandes émotions de la tragédie lointaine ont leur retentissement dans ce coin reculé de la France et viennent éveiller dans l'âme de Bernard Sollier un grand rêve héroïque, celui-la même qui le met plus douloureusement aux prises avec les forces hostiles et sans noblesse de son milieu, et qui le pousse implacablement à pénétrer l'énigme du drame poignant qui hante et assombrit son imagination fiévreuse d'enfant privé de l'appui d'un père.

Livre troublant — et par sa technique elle-même qui mêle étrangement sensations, visions d'âmes, réflexions, monologues intérieurs, conversations, événements — livre troublant par tout ce qu'il suggère de mystérieux dans l'éveil d'une âme (v. page 176), dans le destin qui la lie au monde, à la nature, aux événements, à tout le passé, à toute la vie — à la mort[1]).

II. *Quelques thèmes psychologiques.*

Pour garder à cette chronique son caractère synthétique, je signalerai les nouveautés qui méritent d'être lues — et elles seulement —, en les groupant d'après leurs thèmes psychologiques et en indiquant leurs particularités techniques. Ces comptes-rendus formeront donc une suite de ma 3e chronique consacrée à l'élargissement et à l'approfondissement psychologique. Seuls les livres découvrant quelque perspective nouvelle de l'âme et jugés capables d'ouvrir une voie féconde, feront l'objet d'une analyse justificative.

1° Les humbles et les misérables.

Codine (Panaït Istrati, Rieder, Paris) est le premier récit de l'enfance du conteur roumain de langue française. Il succède aux 4 livres: *Kyra, Kyralina*; *Oncle Anghel*; *Présentation des Haïdoucs*; *Domnitza de Snagov* qui étaient à la fois des souvenirs d'enfance et d'aventures et l'épopée des libérateurs de la Roumanie, mais pour revenir à ses années de Braïla, années de misère rendues sacrées par l'amour héroïque d'une mère, la vertu de l'exemple de Kir Nocolas et l'amitié du forçat Codine. Livre infiniment émouvant, qui marque un progrès dans la maîtrise artistique du poète, car à la puissance d'évocation des êtres et des moindres faits s'allie une sobriété et une plénitude d'expression admirables. Que les fidèles amis d'Istrati fassent des vœux pour la guérison de l'homme qui, dans un sanatorium, se débat contre le mal d'une vie de faim et de souffrance, celle-là même qu'il a dite avec tant de passion et d'amour fraternel pour les petites gens.

Bab-el-Oued (Lucienne Favre, Crès) nous transporte dans le quartier des immigrants espagnols d'Alger et nous conte avec beaucoup de verve la vie d'Ascension Martinez, type de femme du peuple où s'allie bizarrement la vaillance et la roublardise. Encore que médiocre par certains côtés: manque de sobriété, ponctuation abracadabrante, cette œuvre d'une débutante a le grand mérite de nous offrir autre chose que les autobiographies dont les jeunes

---

[1]) H. Pourrat appartient à la génération née entre 1880 et 1890. Il vit à Ambert, dans le Livradois (entre Loire et Allier). A écrit en collaboration avec Jean Angéli (pseudonyme: Jean l'Olagne, tué pendant la guerre) la *Colline Ronde*, histoire vivante et pittoresque d'un village auvergnat. A lire le livre consacré à la mémoire de son ami: *Les Jardins sauvages*. (N. R. F.) Cf. également son livre d'essais: *La Fontaine au bois dormant* (Cahiers de Paris, 1926, IV)

auteurs abusent — hommes et femmes! Du reste le caractère de l'héroïne n'a rien de poncif et quelques-uns des mobiles de ceux pour qui la question du pain quotidien se pose encore, sont fort nettement démêlés.

2° La génération d'après guerre.

J'ai, dans ma 1° chronique, ébauché l'étude psychologique de nos «Jüngsten». De nouveaux documents permettent de préciser le désarroi de la jeune génération. Ce sont: *Examen de conscience* (Cahiers du Mois, Emile-Paul), où 27 représentants de la nouvelle équipe littéraire se sont analysés avec complaisance, mais non sans sincérité; *Corps et Ame* (Robert Honnert, N. F. R.), essai d'un jeune universitaire de 23 ans, sur sa propre évolution morale, et où se manifestent à plein quelques-uns des traits spécifiques de son temps: dégoût de la «littérature», impuissance à l'unification du moi partagé entre mille tendances, répugnance à choisir entre celles-ci et à se limiter, désir de «partir» à la Baudelaire, recherche d'une force constructive, pour lui, le dogme catholique; *Notre inquiétude* (Daniel-Rops, Librairie académique), étude d'ensemble sur la génération montante et son trouble; un essai critique de moi-même à paraître; *L'Iroquois* (A. Colling, Emile-Paul), portrait d'un frère aîné du Julien *d'En Joue* de *l'Incertain* de M. Betz (1° chronique), c'est-à-dire d'un homme qui «ne voulait rien», et pour qui la vie est une succession d'images incohérentes: d'où son suicide, lorsqu'il a reconnu à une double expérience amoureuse son impuissance à prendre vraiment son destin en main; *Les enfants du siècle* (A. Lamandé, Grasset), qui tente de dépeindre le déséquilibre des héritiers du mal de Musset autour d'un amour incestueux; et enfin le *Démon impur* (M. Betz[1]), Emile-Paul), que je regarderais volontiers comme une anticipation du destin qui attend, vers la cinquantaine, l'homme d'aujourd'hui, qui, après avoir semblé sain et fort grâce à une activité fiévreuse, se trouve — par suite d'une crise de fatigue et du hasard d'une vision troublante — ressaisi par des désirs refoulés, mais non vaincus, et finit par s'abandonner à une véritable fatalité intérieure, parce qu'il n'a su, à l'âge des sacrifices, des renoncements, que tromper son insatiable et universelle aspiration.

3° Les races.

Serafina (J. de la Grèze, Crès) est l'histoire de l'amour malheureux d'une Française et d'un Américain, et révèle l'attitude différente des deux races devant la vie et le mariage: œuvre d'un débutant dans le roman, cette étude témoigne d'une expérience profonde et douloureuse, et, malgré ses fautes de goût, restera un coup de sonde hardi et instructif dans les tréfonds de la psychologie américaine. L'exactitude de la peinture de J. de la Grèze se trouve du reste corroborée par les deux nouvelles américaines que Luc Durtain a déjà publiées (édition de luxe du *Sans-Pareil*; cf. *Revue de Paris* et *Europe*, 1926). Je reviendrai sur cette question lors de la parition des *Nouvelles américaines* en volume.

---

[1]) Traducteur de R. M. Rilke en français. Je profite de cette occasion pour signaler l'énthousiasme avec lequel Rilke a été découvert depuis deux ans par les jeunes, et justement à cause de ce qu'ils retrouvaient en lui d'inquiet et de tourmenté (cf. Cahiers du Mois: *Reconnaissance à Rilke*).

C'est également une question de psychologie de race qui commence à s'élucider dans les œuvres de plusieurs écrivains juifs: J. R. Bloch, Armand Lunel et Edmond Fleg[1]). J'ai déjà parlé des romans du premier, de *Lévy* et de ... *et Cie*; je signalerai aujourd'hui de A. Lunel, *Nicolo-Peccavi* (N. R. F.) où le jeune écrivain (né en 1892) peint chez l'arrière petit-fils d'un juif converti au catholicisme la reviviscence de l'âme ancestrale à la faveur des luttes religieuses que déclencha l'affaire Dreyfus; — et de E. Fleg, *L'Enfant prophète* (N. R. F) où le poète de: *Ecoute, Israël,* suit l'éveil de la religiosité mystique d'un petit israélite dans un milieu familial indifférent, et sous l'influence d'une jeune amie catholique. J'ajouterai enfin le chapitre XV de l'*Iroquois* de A. Colling, qui est proprement le portrait d'un Juif et d'une Juive.

4⁰ Les travailleurs.

Abel Chevalley, angliciste réputé, auteur d'un ouvrage sur le *Roman anglais de notre temps* (Oxford University Press, Londres et N. R. F.) vient de publier comme introduction à la traduction des trois romans de Thomas Deloney (dont deux déjà connus en Allemagne: *Le Noble Métier*, par A. F. Lange, et *Thomas de Reading*, par R. Sievers), une étude sur le premier peintre de la vie de l'artisan à l'âge d'Elisabeth. Contrairement à l'éditeur anglais des œuvres du romancier, M. F. O. Mann, A. Chevalley envisage pour la première fois «l'œuvre de Deloney comme un miroir romanesque pour la vie laborieuse, comme un facteur ouvrier dans la vie du roman, ... comme un document inappréciable, et inapprécié, sur les relations et réactions entre l'histoire de l'art et celle du prolétariat». Les lignes qui suivent cette citation semblent écrites par Pierre Hamp: «Il est possible qu'un jour vienne où la richesse merveilleuse et infinie des labeurs humains occupera la même place dans la littérature que dans la vie, c'est-à-dire la première après l'amour ... En vue de cet avenir, tous ceux dont l'origine, l'expérience, les racines de vie et les raisons de vivre s'implantent dans le tuf artisan, se doivent de cultiver la mémoire et la connaissance du précurseur curieux et touchant que fut Thomas Deloney.»

C'est à ce double titre que le livre de Abel Chevalley méritait d'être mentionné ici.

5⁰ Les Malades[2]).

Comme „*Zauberberg*“ de Thomas Mann et „*Das letzte Kapitel*“ de Knut Hamsun, *Les Captifs*[3]) de Jacques Kessel nous introduisent dans la vie d'un sanatorium. Marc Oetilé, le type même de l'homme d'affaires moderne, égoïste et jouisseur, doit soudain, sur l'ordre impérieux du médecin, quitter son métier et ses plaisirs pour soigner dans un sanatorium de Suisse un commencement de tuberculose. Or, comme son double, l'ignoble Louvier, il apporte dans ce refuge des exilés de la vie, tous ses instincts de conquérant, son mépris des femmes, son cynique refus de leur prêter une parcelle d'estime

---

[1]) Je laisse de côté ici les poèmes d'André Spire et ceux d'Henri Franck, (1888—1912) dont on vient de publier chez B. Grasset les *Lettres à quelques amis* d'une passion et d'une noblesse d'autant plus émouvantes que la mort allait en pleine jeunesse emporter l'auteur de la *Danse devant l'Arche* (N. R. F.).

[2]) Cf. 3⁰ chronique (p. 536). [3]) N. R. F. 1926.

et de bonté, sa cruauté de mâle despotique. Mais le contact de cet autre lui-même, de ce «miroir déformant», une crise légère dans l'évolution de son mal, la sensation des vides que la mort creuse autour de lui, l'inquiétude que laisse en lui la tentative de suicide de Thérèse Géranne, lorsqu'il l'abandonne brutalement, l'idée qui s'impose à lui que tous ses compagnons mènent une lutte désespérée contre la mort; le spectacle affreux de l'agonie de l'aviateur anglais Stream[1]), tout cela peu à peu, joint à l'influence mystérieuse du silence des montagnes, va détruire en lui l'audacieux dompteur et y faire naître des facultés neuves de souffrance et d'exaltation, un besoin de bonté, un désir de faire du bien. Et le voilà qui s'attache quasi paternellement à une jeune Juive, presque enfant encore, qui lui tient compagnie, qui veut la rendre heureuse «avec une violence despotique et tendre contre les plus terribles adversaires qui se pussent trouver: la maladie, la solitude, un cœur sauvage, de grands yeux craintifs. Il parvient à apprivoiser celle qu'il a commencé par effrayer, il la comble de douceurs et découvre un soir qu'il y avait en lui, au plus secret, un réduit intact et intangible que rien ne pouvait entamer: «Il pouvait souffrir et faire souffrir, désespérer et désoler, mais cela jusqu'au bout il le porterait vierge, triomphant et ineffable, cela qui ne se révèle parfois jamais et qu'il était reconnaissant à la maladie de lui avoir ouvert.» Or, quand il apprendra du docteur que Michelle, à la suite d'une crise, n'a plus que quelques semaines à vivre, il décide de quitter avec elle le sanatorium sur-le-champ et de la mener dans une région moins élevée, tandis qu'il se sent la poitrine dévastée d'une douleur déchirante. L'homme dont la vie avait été jusque là «rude et carnassière» va se pencher, «avec une tendresse miraculeuse, sur les quelques jours qui restaient à une petite fille».

Mais si Marc constitue la figure centrale du roman, si son évolution morale est suivie par J. Kessel dans ses moindres inflexions, les autres physionomies de malades n'en ont pas moins de netteté saisissante. Chaque personnage est doué d'une vie intense et absolument distincte. Les silhouettes féminines en particulier sont admirablement caractérisées: Thérèse Géranne, Edith, Mme de Verneuil, Syngie, Michelle, et jusqu'à cette mère qui arrive pour voir mourir son fils, dont une jeune femme, Marthe Desfeuilles s'est insensiblement éprise, en le soignant. C'est que chez tous, plus ou moins, nous assistons dans ce monde isolé de celui des vivants d'en bas, de l'ambition et des plaisirs, dans le rayonnement du ciel et de la neige, dans la bienfaisante «cure» de silence (de l'après-midi), et parmi les sursauts d'effroi et les réveils de la soif de volupté, à l'apaisement des faux instincts de jouissance, à l'éclosion du vrai sens de la vie. Captifs de leurs habitudes d'agitation autant et plus que de leur mal, ils dépouillent le maquillage de gaîté et de frivolité que leur imposait la crainte de la solitude et de la mort, et ont la révélation de la charité, de la sainte communauté dans la souffrance humaine. Peut-être la souffrance n'est-elle pas vaine, puisque seule elle inspire le désir ardent de sauver une autre créature.

---

[1]) Le chapitre où est contée cette agonie est un des plus poignants du livre (exception faite toutefois des derniers chapitres consacrés à Michelle). Jacques Kessel y atteint une profondeur tragique vraiment grande dans l'évocation de l'angoisse métaphysique de la mort — chez le mourant et chez celui qui assiste à cette fin d'un homme.

6° Les héros d'Homère.

Scarron nous a donné une *Enéide travestie* et Jean Giraudoux nous donne une Odyssée travestie sous le titre d'*Elpénor*. (Emile-Paul.) Trait de fantaisie bien digne de «l'heureux écrivain qui, le matin, au réveil, — salutaire exercice! — fait des haltères avec l'Iliade et l'Odyssée», que d'avoir choisi comme héros, non pas Ulysse, mais parmi ses compagnons, celui dont le poète ne cite le nom qu'une seule fois, et pour nous dire qu'il ne se distingua jamais, ni par sa valeur, ni par sa prudence. A la fin du livre x, Homère nous conte en effet que le matelot Elpénor, alourdi par le vin, tomba du haut du toit, eut les vertèbres du cou brisées et descendit chez Pluton. Or de la vie de cet être insignifiant, dédaigné des hellenistes, Giraudoux nous narre quatre épisodes: *Les Cyclopes*, *Les Sirènes*, *Morts d'Elpénor*, *Nouvelles morts d'Elpénor*, où les moindres phrases d'Homère servent de prétexte aux plus réjouissantes cabrioles d'imagination de l'ex-normalien. L'anachronisme est, comme bien on pense, le procédé le plus souvent employé, mais ce serait œuvre de pédant philologue que de rassembler ici et de classer les mille et une inventions d'une fantaisie intarissable, capable d'inspirer le goût de l'antiquité et du grec au lycéen le plus réfractaire aux études classiques et de faire naître le sourire sur les lèvres du plus farouche tyran d'*Oberprimaner*. Superflue, certes, serait la question de savoir ce qui de l'*esprit* français ou du *Witz* germanique l'emporte par la profondeur spirituelle!

7° Les avares.

La littérature française possède avec Mrs. Fletcher un nouveau type d'avare, les deux premiers étant Harpagon et le père Grandet. Or, détail curieux, il nous est donné par un jeune Américain de langue et de culture française, Julien Green, dans l'un des meilleurs romans de l'année 1926: *Mont-Cinère*, sur lequel j'aurai l'occasion de revenir prochainement.

III. Anthologies.

Les anthologies d'auteurs contemporains sont particulièrement utiles aux étrangers, en leur permettant de s'orienter dans le dédale de la production actuelle et surtout de découvrir le panorama littéraire d'un point de vue unique et strictement artistique, alors que la plupart des comptes-rendus bibliographiques et des traductions souffrent d'un défaut de perspective, confondent les divers plans, et surtout négligent la production lyrique. Il faut donc savoir gré à l'éditeur Simon Kra d'avoir publié une anthologie de la nouvelle prose française et une anthologie de la nouvelle poésie. Dans chacun des recueils, l'auteur a fort justement tenu à donner une image nette de la génération qui est aujourd'hui dans sa pleine maturité créatrice, c'est-à-dire celle qui est née entre 1880 et 1890, et il s'est borné à offrir les exemples les plus caractéristiques de ses principaux aînés et cadets, de André Gide à Philippe Soupault. Les deux préfaces tentent de justifier le choix adopté: c'est ainsi qu'elles expliquent l'absence de Charles Vildrac, de Saint-Léger Léger, Louis Aragon, André Breton, Paul Eluard par le propre refus d'autorisation des auteurs (dont on aimerait à connaître les raisons). Mais il est une lacune tant dans la prose que dans la poésie qu'il convient de déplorer, sans excuse celle-là: je veux parler du défaut de tout spécimen de poème et de prose de Luc Durtain, dont *Le Retour des Hommes* et *Douze cent mille* sont deux œuvres

puissantes, originales de pensée et de forme. Son recueil de poèmes: *Perspectives* n'est-il pas mieux que maints exemples de l'anthologie révélateur de *l'esprit moderne*? Et ne parut-il pas justement dans la collection de *La Poésie du Temps* (Stock)? Par contre, on peut contester la large place faite à des auteurs d'ores et déjà connus et presque «classiques», tels que Baudelaire, Jammes, Rimbaud, Mallarmé, Verhaeren, Claudel, — ou sans importance en ce qui touche l'évolution poétique: Giraudoux, Goll, Proust, Gide, Carco, Mauriac. Peut-être enfin sera-t-il opportun de ne guère prendre au sérieux «les pures et folles chansons» de Tristan Tzara, le prophète des dadaïstes, dont le mieux qu'on puisse dire est qu'elles sont plus folles que pures!

Ex. pipe et boxe dans le vase sous l'as de pique pipier avec
les oiseaux et les nues fraîches un bateau alerte dans le bec
du roc moteur aux étincelles des bonnes . . . etc., etc.

Les pensionnaires d'un „Kindergarten" peuvent certes en faire autant, et le „Schrei" divin des expressionnistes allemands ne fut pas moins incohérent que les prétendus chants inspirés de Tzara et de ses disciples français, dont on est en droit de se demander s'ils ne sont pas un défi plein d'humour de mystificateurs en veine de «canulards» du Quartier Latin.

IV. Critique littéraire.

René Lalou, l'auteur de l'*Histoire de la littérature contemporaine*, a réuni sous le titre de: *Défense de l'homme* (Simon Kra, 1926), trois études: sur la critique, l'idée de poésie pure en France et le roman psychologique de Mme de la Fayette à Proust. L'auteur, dans une note liminaire, explique avoir placé ces essais sous la double invocation du penseur français qui affranchit l'*intelligence* (Descartes) et du poète français qui l'a réconciliée avec la *sensualité* (Baudelaire), parce que «seule l'union de l'intelligence et de la sensualité dans un cartésianisme baudelairien permet de résoudre les problèmes modernes de la critique, du roman psychologique et de la poésie pure[1])».

L'originalité de la première étude est d'être issue directement de la pratique de plusieurs années de critique contemporaine. On se souvient de la fameuse querelle entre Brunetière et Lemaître sur le caractère de la critique. Le premier tenait pour une critique objective, le second, pour une critique subjective. Et la question resta pendante, chacun ayant ses partisans. Or René Lalou nous semble apporter une solution si naturelle, celle du bon-sens et de l'observation. La critique n'est pas une science, mais un art, et comme tel, elle a un côté subjectif (c'est-à-dire qu'elle s'exprime selon des modes individuels), mais comme tous les arts, elle atteint une réalité, et par conséquent réclame une méthode et une technique. Je ne puis que recommander très chaudement à mes lecteurs — et plus spécialement aux *Literarhistoriker* désorientés par toutes les théories qui se succèdent depuis Gervinus, Scherer jusqu'à Oskar Walzel et Gundolf, en passant par Dilthey — la lecture de

[1]) Pour éclairer cette dernière question, René Lalou publiera prochainement la traduction des trois manifestes d'Edgar Poë qui constituent la charte de la poésie pure (cf. notre 1° chronique, p. 203). Sur cette question de la poésie pure, voir également les deux volumes de Brémond et de Souza, chez B. Grasset.

ces pages sans prétention, où s'exprime un *honnête homme* qui a beaucoup lu, qui a de l'expérience et qui a réfléchi délicatement sur son métier. Un exemple entre cent: «Isolément, ces dix livres n'apportent rien. Au lieu de les reléguer au cabinet, rapprochez-les: il s'en dégagera peut-être une idée intéressante.» Bref, une contribution importante à la psychologie du critique.

Les deux autres études ont ce trait commun de suivre un sillage: la première, l'idée de poésie pure de Baudelaire à Paul Valéry, celle qui veut «soustraire à la vie éphémère des images intemporelles, au langage mouvant des incantations définitives», qui allie la sensualité et l'intelligence classique; — la seconde, l'idée de l'homme dans le roman psychologique français, ou plus exactement, dans ses œuvres essentielles. Je ne saurais trop insister sur ce qu'a de définitif cette dernière investigation au cours de trois siècles; on y appréciera justement les quatre vertus cardinales du critique: l'honnêteté, la souplesse, la clairvoyance et la densité. Et j'aimerais que vulgarisées en Allemagne, les idées nettes et irréfutables de R. Lalou contribuent à y détruire les préjugés répandus par ceux qui croient le mieux aimer notre roman psychologique et qui, du reste comme nombre de nos professeurs de rhétorique à la façon de La Harpe, méconnaissent la prodigieuse variété du genre psychologique français, et les découvertes de tous les prospecteurs de l'âme qui ont préparé un Dostoïewski et un Proust[1]).

Je terminerai ce compte-rendu d'un livre à la fois solide et délicat — ce qui est le plus bel éloge qu'on puisse faire —, en signalant comme lui faisant suite en quelque manière, du moins pour sa derniere partie, le recueil d'articles si riches d'aperçus et si remplis de compréhension sympathique (sans compter l'originalité brillante du style), qu'a publié André Germain (né en 1883, auteur de romans, d'essais critique, et de poèmes) sous le titre: *De Proust à Dada* (Kra-Paris).

V. Documentation.

Sont à signaler comme renseignant le mieux sur la littérature contemporaine:

1º Vient de paraître

qui paraît tous les mois, et dont chaque numéro comporte un extrait de la bibliographie de la France, une chronique spirituelle de J. J. Brousson (l'auteur de *Anatole France en pantoufles*), les annonces des nouveautés à paraître, des nouvelles de la vie littéraire, des articles sur des auteurs ou des livres, de brèves critiques des livres récemment parus (romans, histoire, littérature générale, etc.) des chroniques des lettres étrangères rédigées par des spécialistes, une revue du mois scientifique, des gravures et des portraits (21, rue Hautefeuille, Paris 45).

2º Nouvelles littéraires

hebdomadaires qui constitue une mine extrêmement riche de documents (études générales, portraits d'écrivains, de Martin du Gard, interviews de Lefèvre et Charensol, critique des livres par E. Jaloux, chronique théâtrale, de C. Berthon, nouvelles de la province et de l'étranger, semaine bibliographique, nouvelles, inédits; etc. (144, rue Montparnasse, Paris).

---

1) Marivaux s'avère de plus en plus comme un authentique ancêtre de ce dernier, dans sa *Vie de Marianne*.

3⁰ Chronique des lettres françaises

qui paraît tous les 2 mois et qui tente une première synthèse de tous les faits de la vie littéraire (Cahiers de Paris, 43 rue Madame Paris.)

4⁰ L'Ami du Lettré

qui paraît tous les ans chez Bernard Grasset.

P. S. La prochaine chronique sera particulièrement consacrée au théâtre de l'année 1926.

Chambéry (Savoie). Christian Sénéchal.

DICKENS' „PICKWICKIER" UND FREYTAGS „JOURNALISTEN".

Gustav Freytags dichterisches Schaffen stand von Anfang an im Banne von Charles Dickens, das hat er wiederholt selbst anerkannt. Im Todesjahre des englischen Dichters 1870 veröffentlichte er in den „Grenzboten" seinen „Dank an Dickens"; und es klingt wie ein Selbstbekenntnis, wenn er da ausspricht:

„Wer da meint, daß die Traumgebilde eines Dichters nur wie flüchtige Schatten durch die Seelen der Leser gleiten, der verkennt die beste Wirkung der Poesie. Wie alles, was wir erleben, so läßt auch alles Wirksame, das wir gern lesen, seinen Abdruck in unserer Seele zurück. Auch die Sprache des Dichters geht in unsere über, seine Gedanken werden unser Eigentum, auch der Humor lebt in uns fort, er färbt immer wieder unsere Betrachtung der Menschen und erhöht uns zu heiterer Freiheit, so oft die empfangene Stimmung in uns lebendig wird."

In der Tat hat denn auch die literarische Forschung auf die Spuren, die der Einfluß des großen Briten in seinen Romanen, vor allem in der Technik und in den Motiven seines Meisterromans „Soll und Haben" hinterlassen hat, nachdrücklich hingewiesen (Roland Freyeword, Der Einfluß von Charles Dickens auf Gustav Freytag, Prag 1912).

Merkwürdigerweise hat man aber übersehen, daß Freytags „Journalisten", die an lebendiger Wirkung hinter dem Roman „Soll und Haben" nicht zurückbleiben, ebenfalls deutlich Zeugnis davon ablegen. Diese Nichtbeachtung erklärt sich wohl einmal aus der Ablenkung, die die verschiedene Dichtgattung hervorrief, dann aber auch aus der Tatsache, daß das journalistische Milieu in der Zeit der politischen Kämpfe ein Lieblingsmotiv der zeitgenössischen Dichtung überhaupt war, also in der Luft lag. Ferner war der Dichter selbst mit diesem Milieu durch seinen Beruf aufs innigste vertraut, und so drängte sich die Vermutung auf, er habe die Anregung zu seinem Lustspiel aus dem eigenen Leben geschöpft. Dennoch läßt sich der Beweis erbringen, daß er dafür Dickens verpflichtet war, ja daß er bewußt sich diesem dafür verpflichtet fühlte.

Das erste Werk von Dickens, das Freytag, schon als Berliner Student, kennen lernte, waren die „Pickwickier". Von der eindringlichen Wirkung dieses Romans erzählt er uns selber:

„Man muß jene Zeit in gebildeten bürgerlichen Familien durchlebt haben, um die schöne Wirkung zu begreifen, welche das Buch auf Männer und Frauen ausübte. Die fröhliche Auffassung des Lebens, das unendliche Behagen, der wackere Sinn, welche hinter der drolligen Art hervorleuchtete, waren dem Deutschen damals

so rührend wie dem Wanderer eine Melodie aus dem Vaterhause, die unerwartet in sein Ohr tönt ... Hunderttausenden gab das Buch frohe Stunden, gehobene Stimmung. Jeder bekannte ältliche Herr mit einem Bäuchlein wurde von den Frauen des Hauses als Herr Pickwick aufgefaßt."

Es ist kein Zufall, daß der Dichter hier, ohne es zu wollen, auch Art und Stimmung seines Lustspiels charakterisiert.

Im 14. Kapitel der „Pickwickier" finden wir eine Episode, die sehr lebhaft an das Thema der „Journalisten" erinnert. Dickens führt hier seinen Helden Samuel Pickwick und die Mitglieder des berühmten Klubs nach Eatonsvill. Diese kleine Stadt befindet sich in gewaltigem Erregungszustand, denn die Wahl eines Parlamentsmitgliedes steht bevor. Die gesamte Bevölkerung ist in zwei Parteien geteilt, die „Blauen" und die „Gelben", die sich auf das grimmigste befehden, wiewohl wir über die Art der politischen Gegensätze ebenso im unklaren bleiben wie in den „Journalisten". Offene Rücksichtslosigkeit und geheime List sind die Mittel auch hier. Und die Journalisten stehen in der vordersten Front. Die Eatonsvill-Gazette, das Organ der Blauen, gießt in ebenso schneidigen Leitartikeln ihren Hohn über den Eatonsvill-Independent, das Organ der Gelben, aus wie bei Freytag die „Union" über den „Coriolan" und umgekehrt. Und der Ausgang des Wahlkampfes ist hier wie dort genau der gleiche. Bis zum letzten Augenblick wird die Spannung aufrecht erhalten. Die Wahl wird in beiden Fällen durch Wahlmänner vollzogen, um deren Beeinflussung die Agenten der Parteien sich mit List und Gewalt bemühen. Und kurz vor dem Abschluß der Wahlhandlung erscheint hier wie dort eine kleine Zahl von Wahlmännern, die sich bis dahin zurückgehalten haben, und gibt die Entscheidung.

Der Rahmen also, in den Freytag seine Lustspielhandlung hineingesetzt hat, ist in den „Pickwickiern" ziemlich genau vorgezeichnet. Daß aber keine zufällige Parallele vorwaltet, gibt uns Freytag selbst zu verstehen. Die „Pickwickier" erschienen bekanntlich unter Dickens' Schriftstellernamen Boz. Es ist doch wohl kein Zufall, wenn dieser Name uns gleich am Anfang des Lustspiels entgegentritt. Da sucht der Oberst Berg, der eine der Parlamentskandidaten, nach Namen für neue Georginenarten, die der Gärtner gesandt hat. Seine Tochter macht den Vorschlag: „Eine soll heißen wie Ihr Lieblingsdichter „Boz". Und der Oberst erwidert: „Vortrefflich, und das muß eine prächtige sein, hier die gelben mit violetten Spitzen." Diese feine Huldigung für Dickens gleich am Anfang des Dramas erscheint uns ziemlich unvermittelt und bei dem empfindlichen und ehrgeizigen Wesen des Obersten, dem wir gerade keinen rechten Sinn für Dickensschen Humor zutrauen möchten, reichlich unmotiviert. Als ein Zug stiller Dankbarkeit für die überkommene Anregung zu dem vorliegenden Werk erklärt sich diese Stelle jedoch sehr gut.

Aber weiter. Der eigentliche Held des Lustspiels Dr. Bolz ist ein wirklicher Humorist Dickensschen Schlages, ein lustiger, zu allerhand Possen jederzeit bereiter, aber niemals boshafter Schelm, der hinter seinem Spaß vergebens sein weiches Herz zu verstecken sucht. Und wenn sein Name Bolz eine recht auffällige Ähnlichkeit mit dem Namen Boz aufweist, dann ist das sicher kein Zufall. Nicht nur sein Name, seine ganze Gestalt sollte ein Denkmal für den Briten sein. Er gehörte ja auch zu der vielgeschmähten Sippe der Journalisten, denen in dem Lustspiel ein Kränzlein gewunden wird.

Eine andere Gestalt des Dramas, die zweifellos Erinnerungen an Dickens erweckt, ist der prächtige Weinhändler Piepenbrink, der mit seinem Anhang die verhängnisvolle Wahl entscheidet. In ihm wird der würdige Herr Pickwick selbst lebendig mit der leisen Komik seines biederen Wesens und dem lebensheiteren Sinn, der eine gelegentliche Kratzbürstigkeit nicht ausschließt. Bestätigt wird auch hier die Wesensähnlichkeit durch den Anklang der beiden Namen Pickwick und Piepenbrink. Daß aber Freytag den Wahlkampf der Blauen und Gelben von Eatonsvill in getreuem Gedächtnis trug, zeigt uns in „Soll und Haben" die Farbenfeindschaft der Braunen und Grünen in Anton Wohlfahrts Tanzstunde.

Wir glauben mit dem Aufgewiesenen die Anregung zu den „Journalisten" durch Dickens Pickwickier über eine bloße Wahrscheinlichkeit hinausgehoben zu haben. Der Ruhm Freytags, eines der besten deutschen Lustspiele geschaffen zu haben, wird dadurch natürlich in keiner Weise geschmälert.

Burg bei Magdeburg. Wilhelm Fehse.

BESPRECHUNGEN.

ENGLISCHE LEHRBÜCHER UND HILFSBÜCHER.

1. Dubislav, Boek und Gruber, *Methodischer Lehrgang der englischen Sprache. Elementarbuch Ausgabe C* (Englisch als erste Fremdsprache). I. Teil, zweite neubearbeitete Auflage. 103 S. — II. Teil, zweite unveränderte Auflage. 103 S. — *Ausgabe D* (Englisch erst in IV, U III oder U II). 116 S. — *Kurzgefaßte Schulgrammatik.* Zweite Auflage. 124 S. — Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1925.
2. Dr. Alfred Bernard, *Englisches Lehrbuch. Zweite Stufe* (mit Elementargrammatik). 140 S. — *Dritte Stufe* (Wiederholung der Formenlehre und Einführung in die Satzlehre). 103 S. — München, Max Kellerers Verlag, 1925.
3. Grund-Schwabe, *Englisches Lehrbuch.* Ausgabe A. Dritter Teil, Normalausgabe. 244 S. Preis 4,60 M. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925.
4. Gade-Herrmann, *Englisches Unterrichtswerk, Ausgabe A: Elementarbuch für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache.* 160 S. mit Karte und Münztafel. Velhagen & Klasing 1925.
5. Reichel-Blümel-Degenhardt. *Lehrgang der englischen Sprache Einheitsausgabe A: Elementarbuch für Quinta.* Mit 6 Abb., einer Karte von England und einem Plane von London. Preis 1,60 M. — Breslau 1925, Trewendt und Granier.
6. Dr. Armin Kroder, *Englisches Elementarbuch für die* mit Englisch beginnenden Anstalten. Erstes und zweites Schuljahr. Zweite und dritte Auflage. 152 S. 1924. — *Mittelstufe.* Drittes bis fünftes Schuljahr. 221 S. 1925. — *Englisches Elementarbuch* für Realgymnasien, humanistische und Progymnasien. 1924. 116 S. — *Aufbaustufe* für dieselben Anstalten. 222 S. 1925. — Bamberg, C. C. Buchners Verlag.
7. Rössger-Jäger, *From School to Office.* Ausgabe B. I. Teil, 87 S. — II. Teil, 104 S. — III Teil, 64 S. — 1925, G. A. Glöckner, Leipzig.

8. Dr. Alfred Bernhard, *Praktische englische Handelskorrespondenz.* Zweite erweiterte Auflage. 64 S. Max Kellerer, München 1925.
9. Dr. Hans Zagel, unter Mitwirkung von Karl Frhr. v. Harsdorf. *Englisches Lehrbuch für den Unterricht an Volksbildungskursen, Volkshochschulen und verwandten Schulgattungen. I. Teil. Elementarbuch.* Mit einem Plane von London und 15 Abb. 157 S., Preis 3,— M. Nürnberg 1925, Carl Koch.
10. Walter Hübner, *English Lessons.* Einfacher Lehrgang der englischen Sprache für späte Anfänger. 188 S. Preis 3,40 M. B. G. Teubner 1924.
11. Alice Bassermann-Scarlett. *English Readings.* 56 S. Max Kellerer, 1925.
12. Dinkler-Mittelbach, *Englische Gedichte und Lieder.* 67 S. Preis geh. 1,20 M. B. G. Teubner 1925.
13. Schmidt-Smith, *Englische Unterrichtssprache.* 67 S. Preis geh. 1,20 M. C. A. Koch 1924.
14. Otto Emersleben, *Praktische englische Lautkunde auf analytischer Grundlage.* 40 S. Moritz Diesterweg 1925.

1. Die Grammatik dieses Lehrganges ist in der vorliegenden Form für einen modernen, dem Geiste des im Vorworte erwähnten Erlasses entsprechenden Unterricht unbrauchbar. Es ist eine Kleinigkeit, daß in dieser gekürzten Fassung Verweise auf die große Ausgabe (S. 50, 59) stehen geblieben sind; auch die m. E. nicht notwendige Trennung von Formen- und Satzlehre geht an, obwohl viel reichlichere Verweisungen notwendig wären; und daß die Satzlehre nach den Wortarten abgehandelt wird und nur ein eigenes Kapitel, Wortstellung, aufweist, läßt sich, wie das die Grammatik zu "Learning English" richtig tut, mit der ungeklärten Lage der Satzbeziehungslehre rechtfertigen.

Die Hauptfehler des Buches liegen vielmehr 1. in dem Vorwalten der Übersetzungsgrammatik, 2. in unzulänglicher Terminologie, 3. mangelnder Scheidung der Sprachschichten und daran, daß 4. (obendrein nicht ganz richtige) Erklärungen nur sporadisch eingestreut sind. Auch fehlt ein so wichtiges Kapitel wie das über die Aktionsarten ganz, und die Herren Verfasser halten auch heute noch ein Kapitel über die englische Schreibung für wichtiger als Behandlung von Lautlehre, Akzent (level stress!) und Intonation, schwachtonigen Formen und Assimilation. Das ist besonders bös in einem Buche, das nach der Vorrede zum Elementarbuche D auch älteren Schülern der IV, U III oder O III als Lehrbuch dienen soll. Endlich ist 5. die Gliederung ziemlich unübersichtlich, die Darstellung der sprachlichen Verhältnisse unzweckmäßig aufgebaut. Zu 1. Beim Plural sind die Völkernamen auf § 16 und 17 zerteilt; vom *englischen* Standpunkt gehören sie zum Adjektiv. Auch "I am cold" usw. kann nur vom Standpunkte der Übersetzungsgrammatik zu den unpersönlichen Zeitwörtern gestellt werden. Auch die Bemerkung über "to like, to be fond of" S. 51 ist nicht notwendig. Wenn schon das Deutsche in erster Linie maßgebend ist, so soll man dann wenigstens z. B. sagen: Der Infinitiv im Sinne von *deutschen* Nebensätzen (S. 59). Wäre der Infinitiv nach *Satzteilen* angeordnet, so käme hier Abschnitt 2 nicht hinein. Auch S. 74 ist das Deutsche maßgebend, ebenso S. 77; selbstverständlich wird gar kein Versuch unternommen, das Wesen des Artikels aus dem Englischen zu entwicklen. Daß in "the name of king" zwei Begriffe im Verhältnis der Apposition zueinander stehen, ist auch nur vom Standpunkte des Deutschen richtig (der unsinnige Terminus

genitivus appositionalis mancher Grammatiken ist vielleicht auch mit schuld) und da ist der Sachverhalt schlecht ausgedrückt. Reine Übersetzungsgrammatik ist § 142, § 147 Abs. 3, § 167, 170a, § 193, der in die Lehre von der *Kongruenz* gehört, § 209, § 239, 3. Zu 2. Warum S. 10 nicht „Stellungsdativ" statt „unbezeichneter Dativ"? Natürlich erscheint S. 25 das Imperfekt, und es wird den Schülern unbehebbare Schwierigkeiten verursachen, daß sie § 114 und 118 Anm. 1 "no objection to you publishing the book" als absolute Partizipialkonstruktion bezeichnet finden, die das Gerundium verdrängt. Wenn man nicht mit Sweet von Halfgerund, mit Deutschbein von Acc. c. Ger. sprechen will, ist es am besten, die Regel beim Gerund zu geben, ohne einen eigenen Ausdruck einzuführen. Leider ist auch Bezeichnung und Erklärung des absoluten Partizips (65) von dem verdienstlichen Aufsatze Humpfs (NSpr. 32, 436, vgl. neuerdings Humpf Z. f. e. U. 25, 481ff.) unberührt geblieben. Die Scheidung der Sprachschichten fehlt beim Genetiv S. 10, der im Buchenglischen über die dort gezogenen Grenzen hinausgeht, beim (überflüssigen) thou S. 17, bei to whom S. 21, das H. E. Palmer English through Actions XXXVII "severely classical" nennt und neben das "who(m) . . . to" zu stellen ist. Auch "don't be afraid" und "be not afraid" sind nicht ohne weiteres gleichzusetzen. Orgien feiert diese sprachliche Stumpfheit im Verzeichnis der unregelmäßigen Zeitwörter: "dwell" heißt wohnen in *gehobener* Sprache, "clad" und "wrought" sind altertümlich, "bid" ist *nicht* = gebieten, heißen, was ja auch im § 100 statt hier zu finden ist, man sagt heute wohl nur "difficulties arise" Schwierigkeiten *ergeben sich*, "speed" ist veraltet (dafür "make haste"), eine Form [eit] = "ate" kommt nicht vor, zu "bespeak" bestellen sagt das "Dictionary of Modern English Usage": "*lingering* in the form bespoke p. p." Andererseits fehlen "show, become, understand, sow, swell"! Der für das sprachliche Feingefühl wichtige Unterschied von Setzung oder Nichtsetzung des Reflexivs bei ein und demselben Zeitwort wird S. 45, 90 nicht erwähnt, und völlige Unvertrautheit mit der lebenden Sprache verrät S. 47 das „usw.", das zu den ganz unmöglichen Formen * "I have been being driven" usw. führt; vgl. hierzu Palmers "Grammar of Spoken English" § 273, p. 129, 133, 155. Die absolute Partizipialkonstruktion (S. 66) kommt heute in der gesprochenen Sprache kaum vor. Ähnlich steht es im § 189 und 223 (betwixt ist altertümlich). Von Erklärungen (§ 111 wird ganz beziehungslos vom „Ursprunge des Gerundiums" gesprochen; möchten ihn die Herren Verfasser zur Bereinigung einer noch offenen Frage der Wissenschaft verraten) greife ich nur zwei heraus: „Es gibt nur zwei substantivische besitzanzeigende Fürwörter, mine und thine(!), deren verkürzte Formen 'my' und 'thy' sind." (S. 18). Und die Erklärung § 83 Anm. 2 wird von Deutschbein abgelehnt, jedenfalls darum mit Recht, weil die lange sich hinziehende Geschichte des Wandels von "Him likes" zu "he likes" noch genauerer Untersuchung bedarf. Unzweckmäßige Gliederung zeigt sich z. B. im § 165, wie klärend ist es "the rich pl., the beautiful sg." (generell) neben "some rich men, a beautiful thing" (aktuell) zu stellen. Beim Fürwort S. 88 ist wohl manches im Vergleich mit dem Deutschen Wesentliche noch zu erwähnen, so die Voranstellung des Pronomens vor sein Bezugswort, mit komischer Wirkung verwendet in: "Sure me fawther got a gold medal (and his Excellency himself eat a slice of *it* and said never was finer *meat* in his loif) for a four-year-old *heifer* (Vanity Fair" 269); ferner die geringere Strenge der Be-

ziehung, was schon alt ist: "A Yeman hadde he, and servaunts namo . . . And he (dieser) was clad in cote and hod of grene (Cant. Tales" A 101). Die Lehrbücher sind besser; nicht am Platze ist in Teil I Mr. Miacca mit seinen Irizismen ("it's bitter you'll taste without herbs" u. ä.) und im Teil II Stück 38, das viel zu stark dialektisch gefärbt ist ("I've ate 'em all, she upped and oped it); in diesem Teile sind auch die Stoffe, wohl einem grammatischen Aufbau zuliebe, gar zu bunt durcheinander gewürfelt. Die grammatischen Anhänge zeigen ähnliche Schwächen wie die Grammatik.

2. Nach Textwahl, Aufbau und Übungen sind diese Bände eine vortreffliche Weiterführung des hier schon besprochenen 1. Teils. Teil II schließt in der Grammatik die Formenlehre ab, mit gelegentlichem Eingehen auf Syntaktisches; III gibt die Haupttatsachen der Satzlehre. In der Terminologie ist nunmehr der (Not)ausdruck, 1., 2., 3. Vergangenheit eingeführt; merkwürdigerweise erscheint nur im 2. Bande eine dreifache (deutsch-englisch-lateinische) Bezeichnungsweise und damit doch wieder das Imperfekt, was zusammen mit der offenbar zur Klärung bestimmten Anm. S. 8 doch nur überflüssige Verwirrung stiften kann. Die lateinische Terminologie geht nur die klassischen Philologen an (vgl. auch den Standpunkt Fasers), die m. E. guttäten, endlich auch ihre ehrwürdigen Zöpfe abzuschneiden. Kleine Besserungen des Ausdrucks (derselben II 99) und Berichtigungen sind noch notwendig; auch hier erscheinen "bid, chide" ohne Warnung mit den veralteten Bedeutungen; Infinitiv, Gerund und Partizip sind umzuarbeiten (74/5). Die Ausstattung und Druckanordnung ist in diesen sehr guten Büchern ebenso zu loben wie bei Nr. 3.

3. Dieses Lehrbuch für Untertertia bis Untersekunda führt den hier (33, 218) besprochenen II. Teil folgerichtig weiter, das Hauptgewicht ist auf praktisches, modernes, aktuelles Englisch und anschauliche landeskundliche Stücke gelegt. Der Anhang bietet "Exercises", eine (noch erweiterungsfähige) Anleitung zu "Compositions" und 16 Seiten Übersetzungsstoffe, die in ziemlich engem Anschlusse an die Übungsstücke verfaßt sind. Es ist im ganzen ein sehr gediegenes Buch.

4. Auf einen kleinen Lautkursus folgt der Lesestoff für die ersten zwei Jahre, Familienleben, Schule, Kinderreime, Tiergeschichten, Spiele, Märchen, Anekdoten, aber auch schon Bilder aus der Geschichte und Kulturgeschichte Englands in gutem Aufbau und richtiger Abwechslung umfassend. Die knappe, aber recht gute Grammatik schließt sich an die einzelnen Lektionen an; dabei ist Wortstellung und Fragebildung ziemlich früh berücksichtigt; im Verzeichnis der unregelmäßigen Zeitwörter sollte bei "arise, bid, light, seek" das Nötige bemerkt sein; auch S. 101 scheinen mir "of (with, to) whom did you speak?" bedenklich; ich glaube, man kommt im ersten Jahre um Fragen wie "What do you write with? What is it made of?" nicht herum und muß das daher in der Grammatik behandeln. Bei den Übersetzungsübungen sollten reine Paradigmen wie L. 31 S. 127 weggelassen werden, auch zusammenhanglose Sätze wie L. 8, 11, 12, 17, 19 (die Steigerung läßt sich mit Übungen wie "John, Jack, Tim: old; pencil, ruler, walking-stick: long" usw. viel besser erledigen), 23, 28 wegbleiben. Lieber sollten bei den ersten Lektionen knappe englische Übungen gegeben werden, denn was im Buche, und da auch erst von L. 16, als Übungen bezeichnet wird, ist es das eigentlich nicht.

5. Der Lesestoff dieses Buches, englisches Leben, Land und Leute, und die englische Geschichte bis Elisabeth, baut den im ersten Teile gewonnenen Wortschatz entsprechend aus und steigert allmählich die sprachlichen Schwierigkeiten. Die Grammatik (mit Übungen) schließt sich an die einzelnen Lektionen an, könnte die Übersetzungsgrammatik etwas zurücktreten lassen; ich halte es z. B. für verwirrend, d. „durch" = "through" und „durch" = "by" als Synonyma zu behandeln, zumal gerade in diesem Buche die Übungen ziemlich stark aufs reine Arbeiten im Englischen eingestellt sind.

6. Diese mit Übungen, Erklärungen, Wörterverzeichnissen sehr reich ausgestatteten Bücher zeigen einen guten kulturkundlichen Aufbau des Lesestoffs, führen einen der im Vorworte ausgesprochenen Grundgedanken, nämlich durch die erste Fremdsprache „formale Schulung zu gewähren und sprachliches Denken in die jugendlichen Gehirne zu pflanzen", auch die *Wortkunde* zu berücksichtigen, recht gut durch und legen die Lautschulung und Aussprachelehre erfreulich breit an. Der Aufbau der Lautschulung im 1. Teile ist sehr gut und zeigt in manchen Einzelbemerkungen, so in der Weisung, die stimmhaften Laute „zuerst *mit starker Übertreibung* einzuüben", welchen schätzbaren Wink ich nach einer Belehrung A. Eichlers seit langem befolge, den erfahrenen Lehrer. Leider hat Kroder keine systematische Lautumschrift eingeführt; wenn er im Vorworte von den „teilweise irreführenden Zeichen" einer solchen spricht, sollte er doch erwägen, ob sein "madsh S. 49, dshi'braltə S. 99 dem Schüler deutlicher ist. S. 81 muß er ja das APhJ-treue [bən] schreiben, hingegen bleibt dsch (dsh, diesmal ohne Punkt) S. 14 ein Greuel vor dem Herrn, und unklar ist mir die Bemerkung S. 4 ä (kurz, hell, *oft* = *a*). Seine Bemerkung VII Anm. ist auch für süddeutsche Schüler etwas gar zu ängstlich; ich eröffne den Lautierkurs seit jeher nicht mit Wörtern, sondern mit der gründlichen Einübung der Paare [s, z; ʒ, ʃ; dz, ts; dʒ, tʃ], wobei der einfache Kniff mit der summenden Fliege sofort einschlägt, mit Gruppen wie [ses, sez, zez, zes] u. ä. und komme mit der Lautschrift gut vorwärts. Auch Zehnjährigen kann das keine Schwierigkeiten machen, ein langsames, geduldiges Arbeiten in den ersten Monaten und überhaupt im ersten Jahre vorausgesetzt.

7. Die ersten zwei Teile dieses Buches führen mit guten Stücken in das englische Alltags- und Handelsleben ein; hier ist nur die Umschrift mit diakritischen Zeichen nicht am Platze; in T. II, S. 24 hat die Übung a), bei der die Sätze 7—13 mit dem *Gerundium* zu bilden sind, eine schlechte Überschrift. In der Grammatik (Teil III) sind manche kleinere Fehler (sich = persönl. Fürw. S. 25) zu bessern, einiges wie die Stellung von "it" Akk. sollte erwähnt sein. Auch hier ist die Liste der unregelmäßigen Zeitw. durch *genauere* Angabe der Bedeutung (bei "dwell, bid" altertümlich) zu verbessern.

8. Die Neuauflage des hier schon besprochenen Buches ist durch ausführlichere sprachliche und sachliche Erläuterungen der Musterbriefe, sowie durch einen Anhang mit ergänzenden englischen Brieftexten noch brauchbarer geworden.

9. 10. Diese beiden Bücher sind für ihren Zweck sehr gut gearbeitet, das von Hübner habe ich im Unterrichte Erwachsener selbst mit sehr gutem Erfolge benützt. Nur sind bei Hübner auch in der jetzt vorliegenden 3. Auflage, die einen Abschnitt über

Intonation neu bringt, noch Fehler, meist in der phonetischen Umschrift (18, 20, 23), stehen geblieben; "bus, cab" sind wohl nicht als Entstellungen zu bezeichnen (116), von den unregelmäßigen Zeitwörtern gilt das schon mehrfach Gesagte, und "I did not expect my brother seeing us" ist keine Partizipialkonstruktion (136).

11. Diese für Erwachsene bestimmte Auswahl ist aus Lewis Carroll, H. Belloc, Charles Kingsley, Barry Pain, Dickens, Jerome, Thackeray und Shakespeare gut zusammengestellt. Die angegebenen deutschen Bedeutungen sind des öfteren (26/34, 36; 21/45; 46; 22/61) zu bessern.

12. Eine sehr feine Auswahl von 60 Gedichten und 7 ein- oder zweistimmig gesetzten Liedern, bei der ich für eine nächste Auflage nur einige Berücksichtigung der modernsten Dichtung (J. Masefield, R. Brooke) wünschen möchte.

13. Eine gute Darstellung der Schulsprache, in der einzelne Kleinigkeiten (S. 8 soll es "from", nicht "at the bottom" heißen) zu bessern, der heutigen Methodik nicht mehr gemäßes ("a short essay comparing human life with the seasons of the year" 11) zu streichen ist.

14. Emersleben stützt den Lautierkurs auf eine aus drei Gedichten von den Schülern selbst anzufertigende Lauttafel. Die beigefügten Erklärungen der Laute sind etwas zu knapp, die Ausdrücke „scharf, sanft" für stimmlos, stimmhaft nicht am Platze. Im ganzen wird mir in diesen Anfängen viel zu viel deutsch gesprochen; tut es ein Lehrer aber, so wird er die dem Verfasser da und dort entschlüpfte undeutsche Frageform vermeiden müssen.

Graz. Fritz Karpf.

E. Mahon und E. Hofmann, «*Les Luttes te rendront fort*»,
E. R. Hope und E. Hofmann, «*Depend upon yourself*»; beide bei O. R. Reisland, Leipzig 1926.

In beiden Werken wird der gewiß lobenswerte Versuch unternommen, den Schüler der Mittelstufe an Hand einer Erzählung (Novelle) in das Leben und Treiben der französischen bzw. englischen Hauptstadt einzuführen. Dies Ziel wird indessen nur unvollkommen erreicht. Beide Erzählungen spielen in der Zeit vor etwa einem halben Jahrhundert, und seitdem hat sich das Bild von Paris und auch von London doch wesentlich geändert: in London fährt kaum noch ein hansom-cab, und in Paris wechselt schon lange niemand mehr eine pièce d'or, um nur zwei kleine Einzelheiten zu erwähnen. Die Darstellung in beiden Erzählungen ist ohne jeden künstlerischen Wert, dabei ziemlich unbeholfen mit einer Menge von Einzelsachwissen überladen, oft zum Schaden des Stils. Die Fabel ist in beiden „Novellen" ungefähr dieselbe, ziemlich dürftig: Ein armer, aber braver Junge schlägt sich schlecht und recht durchs Leben, bis er schließlich durch eine unverhoffte Erbschaft reich wird. Bei der französischen Novelle berührt es auch recht eigenartig, daß der junge Held ausgerechnet ein Elsässer ist, den sein guter, treuer Onkel (der seinen deutschen Namen Rose in Rosey verwandelt hat!) nach 1871 nach Paris holt, «craignant que le gouvernement impérial ne s'emparât de son neveu pour le faire Allemand.» So erleben wir dann das rührende Schauspiel, wie der kleine Oktave, der zuerst nur Deutsch kann, schließlich doch noch bon Français wird. Es dürfte schlechterdings ausgeschlossen sein, daß in Frankreich einem Schüler zugemutet wird,

mit Lust und Liebe zu studieren, wie ein kleiner Lothringer nach 1918 für das Deutschtum gerettet wird. Wir sind halt eben harmloser. Das Buch hat auch schon seine 4. und 5. Auflage.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main. Heft 49ff. (vgl. N. Spr. XXXIV, 68).

Die neuen Hefte dieser Sammlung präsentieren sich schon äußerlich wesentlich besser als die früheren, da sie einen festen gelben Umschlag erhalten haben. Es sind jetzt eine Anzahl vom kulturkundlichen Standpunkte recht brauchbarer Werke aufgenommen, z. B. aus der französischen Reihe, als deren Herausgeber Prof. Schild, Köln zeichnet: Nr. 64, Le Génie du Rhin (Abschnitte aus V. Hugo, R. Rolland, H. Bordeaux; hrsg. von Ph. Krämer), Nr. 71, Poèmes Napoléoniens und Nr. 96, St. Hilaire, Anecdotes sur Napoléon (hrsg. von F. Schild), Nr. 72, Extraits de l'Encyclopédie (hrsg. v. W. Kalbfleisch), Nr. 78, La Révolution Française (Jusqu'à la Prise de la Bastille) und Nr. 79 dass. (Période Républicaine, beide hrsg. v. F. Schild); aus der englischen Reihe (Herausgeber Dir. Krüper): Nr. 49, Readings from Spencer (hrsg. v. O. Barnstorff), Nr. 85, Lord Haldane, Great Britain and Germany (hrsg. v. G. Schad), u. a. m. Die Anmerkungen geben in den meisten Heften wieder weiter nichts als fortlaufende Vokabelerklärungen, fremdsprachlich-deutsch. Ich habe schon früher auseinandergesetzt, warum wir diese Art „Präparationen" im allgemeinen ablehnen müssen. Einen Vorteil haben sie allerdings: sie ermöglichen ziemlich rasche Behandlung der Texte im Unterricht, und sie sind deshalb für kursorische Lektüre, für Referate und dergl. gut zu gebrauchen. Und schließlich möchte ich nicht versäumen, auf eine m. E. recht wichtige Verwendungsmöglichkeit der Heftchen hinzuweisen: Ich verteile von Zeit zu Zeit eine Anzahl davon als *Privatlektüre* (besonders Erzählungen, Novellen) und bin angenehm überrascht, wie auch sonst gerade nicht übereifrige Schüler die Texte recht gerne lesen; es ist sicher die Kürze und Abgeschlossenheit des einzelnen Heftes, was sie zum Lesen in der fremden Sprache ermutigt und ermuntert.

FLOYD DELL, *Runaway*, Tauchnitz Edition Vol. 4724.

Ein Roman aus einer kleinen Stadt in den Vereinigten Staaten. Ein junger, fröhlicher Bursche kommt als Reporter nach dem Städtchen und bleibt dort wider alles Erwarten hängen; er verliebt sich, heiratet, und ist dann gezwungen, sich nach einem familienernährenden Beruf umzusehen; er lernt, sich seiner engen Umgebung anzupassen, und durch Verkauf von Gasöfen kommt er zu Geld und Ansehen, wird zum man-of-standing-in-the-community. Aber in ihm lebt weiter sein alter Freiheitsdrang, eine romantische Liebe und Sehnsucht nach der blauen Ferne, und eines schönen Tages bricht er seine Fesseln, verläßt seine Frau und sein fünfjähriges Töchterlein und geht auf und davon. Nachdem er sich lange Jahre im Wunderlande China herumgetrieben hat, kommt er schließlich wieder heim. Seine Frau ist tot, seine Tochter erwachsen. Und nun wird das Hauptthema des Romans entwickelt, die verschiedenen Phasen der Liebe zwischen Vater und Kind, mit feiner psychologischer Vertiefung. Eine love story fehlt dabei natürlich auch nicht. Außerdem wird uns aber auch noch Einblick gewährt in die verschiedensten Gebiete modernsten nordamerikanischen Lebens nach dem Kriege: Ku-klux-klan, bootlegging,

war memorial, bobbed head, Automobil, engherziger Kleinstadtgeist, Sehnsucht in die Ferne, die merkwürdige Art der Liebe und Verehrung der alten Welt (Paris, nicht London!), Puritanismus und Bolschewismus, dies alles und noch manches andere ist nicht ohne Geschick in die Fabel verwoben. Die starke soziologische Bedingtheit der amerikanischen Literatur ist auch an diesem Werke zu studieren, ein Vergleich mit Lewis' „Main Street" drängt sich auf. Der flüssige, heitere, leicht ironisch gefärbte Stil macht die Lektüre angenehm.

K. G. Brown, *A Lady from the South.* Tauchnitz Edition Vol. 4722.
Eine spannende und amüsante Abenteurergeschichte, in welcher eine hübsche, interessante und energische junge Dame aus Südamerika, ein strammer junger Engländer und ein älterer, netter, irisch-amerikanischer Millionär neben etlichen Autos und einer Anzahl falscher Edelsteine die Hauptrollen spielen. Auch kann man Studien machen in Slang, Amerikanisch und Somerset. Das Ganze ist Kino ohne Bilder, aber doch geschickt und unterhaltend zusammengeschrieben, gute Reiselektüre.

Wiesbaden. Wilhelm Gerhard.

LESEBÜCHER ZUR FRANZÖSISCHEN KULTURKUNDE.

1. P. Gonneau und Chr. Sénéchal: *La France et les Français. Livre d'initiation française.* 2e édition. Lyon, Éditions Lyonnaises; Paris, Librairie Générale Desforges, 1920. XI u. 467 S. 10 frcs.

Das erste Drittel des Buches mit den Kapiteln «*La Terre de France*», «*Le Peuple de France*», «*La France au Travail*» dient sehr ausführlich der jetzt stark ins Hintertreffen geratenen *Realienkunde*. Neben den anerkanntesten Fachautoritäten wie Vidal de la Blache, Hanotaux, Brunhes, Hérubel, V. Cambon findet man hier nicht nur die alten Stammgäste französischer Schullesebücher Flaubert und Maupassant, Daudet und Loti, Michelet und Taine, sondern auch sehr glücklich gewählte Beiträge ungewohnterer Autoren, wie Paul Fort und Pierre Hamp.

Mit dem 4. Kapitel beginnt der eigentliche kulturkundliche Lesestoff: «*Figures Françaises*». Es sind *die* französischen nationalen Persönlichkeiten schlechthin («Les Héros» aus A. Fouillées «Psychologie du Peuple Français» leitet hier ein), die die Herausgeber in ihren typischsten Gestalten vorführen wollen: Le preux (Roland; der Übersetzung von G. Paris hätte ich allerdings die Originalstelle Rol. 2297—2396 vorgezogen, die freilich eine neufranzösische Parallelübersetzung hätte begleiten müssen); La sainte (Jeanne d'Arc: Michelet); Le chevalier (Bayard: Jacques de Mailles); Le roi (Louis XIV: Saint-Simon und Lavisse); L'empereur (Napoléon: Taine); Le poète (V. Hugo; «Plein Ciel» aus der «Légende des Siècles» ist zur Selbstcharakteristik eine ausgezeichnete Wahl); Le savant (Pasteur: Bericht über sein Werk von Paul Bert, dann «Pasteur et la rage» aus Vallery-Radot: «Vie de Pasteur»). Zu diesen eigentlichen Heldentypen gesellen sich: Le chef gaulois (C. Jullian: Vercingétorix), Le peuple (Michelet: Prise de la Bastille) und als Novum «Le soldat de la grande guerre» in mehreren höchst charakteristischen Beiträgen (aus den anonymen «Entretiens de l'Union pour la Vérité», aus dem Manuskript der «Conditions de la Paix» und einem Briefe von A. Thierry, aus Sem: «Un pékin sur le front», aus zwei Briefen von Jean-Corentin Carré, gedruckt in der Zeitschrift «France», vom 25. XII. 1918, endlich aus P. Hamps «Le travail invincible»).

Das umfangreichste und für die Auffassung der Herausgeber aufschlußreichste Kapitel ist das fünfte: *La pensée française.* Sie schicken eine «Étude d'ensemble» voraus, die außer einigen Seiten aus Fouillées «Psychologie du Peuple Français» eine systematische Übersicht der «*Traits distinctifs de la pensée française*» aus der Feder der Herausgeber selbst enthält: «I. Curiosité universelle; II. Amour de la Clarté: 1. Esprit critique (a. Respect du doute, b. Hardiesse théorique), 2. Rationalisme (a. Rejet du pragmatisme, b. Recherche de la généralité); III. Sociabilité: 1. Caractères accentués par la sociabilité (a. curiosité, augmentée par le désir d'être utile, ou par l'amour de la gloire, ou par l'imitation, la vanité; b. amour de la clarté; recherche persistante des qualités propres à rendre la pensée communicable, savoir: clarté dans la construction des phrases; clarté dans l'art de diviser; ordre logique; c. esprit critique, exalté par la possibilité du succès social: satire traditionnelle, épigramme, chansons, blague), 2. Caractère atténué par la sociabilité, tempérée par la prudence pratique (considération des temps, des lieux, des personnes surtout, et des conséquences sociales d'une doctrine). De là ce contraste qui étonne parfois chez les Français, peuple le plus novateur et le plus conservateur.»

Ich konnte mir nicht versagen, dieses Schema zum allergrößten Teile wörtlich wiederzugeben, weil es für sich allein schon — den Herausgebern bewußt oder unbewußt? — eine treffliche Illustration zu Punkt II bietet! Auch deutsche Sammler französischer Kulturdokumente müssen natürlich auf die typische Vorliebe für klare, logische Ordnung nachdrücklichst hinweisen und diesem hervorstechendsten Zug französischen Wesens durch reichliche Textbelege weitgehend Rechnung tragen, allein ob sie jemals eine so detaillierte Systematisierung wagen würden, ist für mich sehr fraglich: zu sehr sind für uns Deutsche alle diese kulturellen und strukturellen Probleme gefühlsmäßiger Betrachtung unterworfen, zu oft schon auch ergab sich, wo in der Kultur-Physiognomik von dem Ziehen der großen, allgemeinen Linie zur Nachweisung von Einzelindizien fortgeschritten wurde, ein Irrgang.

Damit will ich nun durchaus nicht die Richtigkeit des Gonneau-Sénéchal'schen Schemas in Zweifel ziehen, sondern nur eine prinzipielle Feststellung machen. Denn die Texte, mit denen die einzelnen Punkte belegt werden, decken sich völlig mit den angeführten Schlagworten, auch denen der Unterabteilungen. Es werden herangezogen: für I: Rabelais, Lettre de Gargantua à son fils Pantagruel (aus Pantagruel II, 8) und Claude Bernard, Science expérimentale; für II: Descartes, Discours de la Méthode; J.-M. Guyau, Le devoir du doute (aus den «Vers d'un philosophe»; dieses Stück wäre m. E. entbehrlich, weil es inhaltlich und formal nicht schlagkräftig genug ist); Pasteur (aus dem «Discours d'inauguration de l'Institut Pasteur); Pascal («Fragment d'un traité du vide»); Bayle («Continuation des pensées diverses sur la Comète»); Taine (aus einem Essay in der «Revue des Deux Mondes» v. 1. VIII. 1855); schließlich zwei Zeitgenossen, D. Parodi (aus «La guerre et la pensée allemande», Revue pédagogique v. Mai 1915) und J. Benda (aus «Sur le succès du Bergsonisme»).

Von III an finden wir nun die «*sociabilité*» mit der «*pensée*» verknüpft, d. h. jene als ein Attribut dieser dargestellt und als ihren Regulator; wogegen z. B. bei Wechßler-Grabert-Schild, L'Esprit Français, der «style sociable et didactique» unter den «forces dynamiques du caractère français», «la raison dans la pensée et dans

l'action» jedoch unter «les grands ressorts de l'âme française» gereiht wird. Wenn nun auch zwischen den Termini «forces dynamiques» und «grands ressorts» kein leicht greifbarer Unterschied zutage tritt, so werden doch unter dem ersten bei W.-G.-Sch. «Geisteshaltungen», geistige Ausdrucksformen, also *Stilarten* (S. 228) verstanden, unter dem zweiten aber *Wesenszüge* (S. 225); die «forces dynamiques» sind also die verschiedenen äußeren Erscheinungsformen der «grands ressorts». Diese Einteilung scheint mir zutreffender als die Unterordnung der «sociabilité» bei Gonneau-Sénéchal» unter die «pensée», denn der Einstellung des ganzen französischen Gemüts- und Geisteslebens aufs Gesellschaftliche kommt das bloße «pensée» zu wenig nahe: «sociabilité» scheint mir zu eng, «pensée» zu weit gefaßt.

Die Texte dieser Ableitung sind wiederum sehr gut ausgewählt: Montaigne III, 8 und I, 22, Guyau (Le mal du poète), ein besonders glücklich gewählter Brief X. Doudans, worin der Unterschied zwischen französischer und deutscher Wesensart geradezu klassisch zum Ausdruck kommt — also ein gewisser Ersatz für ein hier schwer einzuführendes Kapitel «Français et Allemands», wie es Fröhlich-Schön in „Französische Kultur im Spiegel der Literatur" so dankenswert bringen —, zwei Stücke aus Reden Berthelots und Pasteurs, La Bruyère, Rivarol, Pascal, Taine, Chamfort, Vauvenargues, Descartes. So ganz kurze Stücke wie das von Lavoisier (S. 236, Nr. 16) oder gar das fünfzeilige von Renan (S. 243, Nr. 19) und das dreieinhalbzeitige von Vigny (S. 248, Nr. 24) wären aber besser zu streichen, denn sie wirken nur wie philologische Belegstellen und können keinen Gesamteindruck hinterlassen.

Das 5. Kapitel bringt dann noch als 3. Abteilung «*Quelques idées françaises*». Diese Bezeichnung scheint mir, wenn ich «idées» recht verstehe, nicht glücklich, weil es sich doch in den Stücken dieser Abteilung über Erziehung (Montaigne), Demokratie (Montesquieu), Fortschritt (Condorcet), Sozialismus (über Proudhon von E. Droz), Völkerrecht (Renan), Krieg und Frieden (Leconte de Lisle: Le soir d'une bataille, J. Benda, A. France, V. Hugo) nur um Äußerungen von Franzosen über die genannten Probleme handelt, nicht um Ideen ausschließlich französischen Ursprunges.

Kapitel VI behandelt die *Literatur* mit einer allgemeinen Einleitung aus Lansons Literaturgeschichte und je einem Abschnitt für das 16.—19. Jahrhundert. Das 16. kommt dabei mit einem Stück von Faguet über den Humanismus, mit der Stelle über die Dichtungsgattungen aus Du Bellays «Deffence et Illustration» und einem kurzen Stück aus der Vorrede der Montaigne'schen Essays doch zu kurz. Eine allgemeine Charakteristik unter Verzicht auf Texte wäre hier wohl nützlicher gewesen; auch für die mittelalterliche Literatur möchte man eine solche wünschen, wie ja auch eine fürs 18. Jahrhundert (ohne Texte) geboten wird (Lanson). Denn im Literaturkapitel eines «livre d'initiation» kann man auf Autorenstellen verzichten, soweit sie nicht die Theorie der jeweiligen literarischen Strömung berühren oder deren Typisches ganz besonders deutlich erkennen lassen. Dieser Forderung entsprechen ganz ausgezeichnet die Abschnitte über das 17. und das 19. Jahrhundert: Das 17. wird durch Brunetière allgemein charakterisiert, die Corneille'sche Tragödie durch drei Stellen aus Corneilles eigenen Schriften (Discours und Lettre à Saint-Evremont), die Tragödie Racines durch Stellen aus den Vorreden zum Britannicus und zur Bérénice, die Komödie Molières durch zwei Zitate aus dem

Impromptu de Versailles und der Critique de l'École des Femmes, Lafontaines Fabeldichtung endlich durch Chamforts Éloge de Lafontaine. Für das 19. Jahrhundert kommt zuerst V. Hugo zu Worte mit der prachtvollen «Réponse à un acte d'accusation», dann Balzac (Lettres à l'Étrangère Nr. 72), Zola (Le Roman Expérimental I, 1), Leconte de Lisle (Les Montreurs und Hypatie), Mallarmé (Zitat aus der Enquête sur l'Évolution Littéraire), Verlaine und Samain mit je einem Gedicht.

Kapitel VII (L'Esprit Français) und VIII (L'Humour) hätte ich lieber an V (La Pensée Française) angereiht, das eben besprochene VI. und das IX. und letzte (L'Art) aber zusammen an den Schluß gestellt: damit wäre besser zum Ausdruck gelangt, wie französische Literatur und Kunst adäquate Äußerungen der vorher dargestellten Geistesart des französischen Volkes sind.

Der Abschnitt über den *Esprit* ist ganz vorzüglich gelungen. Drei Definitionen des Esprit (Voltaire, Rivarol, Bergson) leiten ein, dann folgen die beiden Gruppen «Rapprochements inattendus» (1. de mots, 2. d'une idée et d'une image, 3. d'une idée et d'une situation, 4. d'idées) und «Contraste du fond et du ton» (1. fond léger et ton grave, 2. fond sérieux et ton badin) mit zahlreichen Belegen durchwegs höchst gelungener Wahl, unter denen ich Stendhals Brief an Pauline Beyle (v. 12. IV. 1806), Sarceys Brief über die Bärte der Professoren und Reboux-Mullers „Troulala" besonders hervorheben will. In diesem Abschnitt ist übrigens deutlich zu merken, daß für die Franzosen Gonneau und Sénéchal der Esprit ihres Volkes etwas anderes, begrifflich Engeres, bedeutet als für die Deutschen Wechßler, Grabert und Schild, nämlich das, was wir mit „Geistreichsein" oder kurz „Geist" bezeichnen, während W.-G.-Sch. darüber als von „einer eigentümlich geschlossenen Geistigkeit" sprechen, „die wir mit dem unübersetzbaren Wort ‚esprit' zu kennzeichnen pflegen" (S. 227).

Etwas überrascht ist der deutsche Kritiker über den Abschnitt «*L'Humour*» (Kap. VIII), denn Humor pflegte er im französischen Schrifttum zwar nicht zu vermissen, aber auch nicht als typisch festzustellen. Eine Definition des Humors — wenn anders „Humor" und «humour» sich wirklich decken — aus der Feder A. Angelliers bildet die Einleitung; es scheint mir bezeichnend, daß sie aus einem Buche über einen englischen Dichter (R. Burns) stammt, sich vielfach auf englische Humoristen beruft, aber zu folgendem Ergebnis kommt: «Ainsi, *la raillerie*[1]) d'une part, le contact avec la vie réelle, de l'autre, tels semblent être les éléments de l'humour.» Den Zusammenhang mit der Wirklichkeit wird man gelten lassen, doch bezweifeln, ob auch die «raillerie» wirklich ein konstitutives Merkmal des Humors sei. Zu dieser Definition stimmen die Unterabteilungen des Abschnittes «Humour gai»: *Ironie enjouée* (Marot), *Ironie narquoise* (Lafontaine: Le curé et le mort, Le rat et l'huître), *Satire caricaturale* (Racine, Plaideurs), *Persiflage goguenard* (Voltaire, Jeannot et Colin), *Moquerie badine* (Chamfort), *Verve malicieuse* (Daudet, Le curé de Cucugnan); überall also tritt hier das Element des Spottes, der Ironie, in den Vordergrund. Unserer Vorstellung von Humor entspricht besser der Abschnitt «Humour sérieux»: Humour flegmatique (Taine: Graindorge), *Raillerie attendrie* (France: Crainquebille), *Plaisanterie à réaction triste* (Molière: Tartuffe I, 4, 5), wogegen wir die «Causticité méprisante» des La

---

[1]) Von mir hervorgehoben.

Bruyère'schen «Amateur de prunes» trotz dem zum Zeugen angerufenen Lanson (S. 398) nicht als humorvoll empfinden können, wohl aber den «Premier pas» von Jules Renard (Le Vigneron dans sa Vigne). Wir suchen eben — wer wüßte das nicht schon — im echten Humor Gefühl und Gemüt, würden also den größten Teil dieses Kapitels lieber mit «L'Ironie française» überschrieben sehen. Nicht minder entspricht es unserer nationalen Eigenart, daß wir in diesem vorzüglichen Buche einen Abschnitt über den pathetischen und oratorischen Stil der Franzosen vermissen.

Das letzte Kapitel ist der französischen *bildenden Kunst und Musik* gewidmet und erfüllt seinen Zweck ganz ausgezeichnet in der Auswahl der vorgeführten Autorenstellen. Freilich würden so prächtige Bildbeigaben, wie sie Wechßler-Grabert-Schild am Schluß ihres Buches bieten, die gute Wirkung noch bedeutend erhöhen können.

Endlich folgt noch eine abschließende Zusammenfassung, «Le Caractère Français» (Fouillée) und «Le Français» (J. Brunhes: Le Visage de la France).

Schon aus dieser Besprechung wird einer der Hauptvorzüge des Gonneau-Sénéchal'schen Werkes deutlich: seine außerordentliche Fülle und Reichhaltigkeit, die aber durchaus die Forderung „non multa sed multum" erfüllt. Denn die Wahl der Texte geschieht überall mit größtem Vorbedacht und größter, erschöpfender Sachkenntnis; nur diese ermöglichte es den Herausgebern, oft und oft die breite Heerstraße der herkömmlichen Chrestomathieautoren zu verlassen und Texte ausfindig zu machen, die noch nie oder doch nur ganz selten zu solchem Zwecke herangezogen wurden. Zahlreiche Fußnoten bringen biographisches, bibliographisches und Erklärungsmaterial. Schon um der angedeuteten methodischen Gegensätze willen, die da und dort deutscher Auffassung in den Weg treten, wäre zu wünschen, daß dieses Werk größere Verbreitung in Deutschland fände, wo es als Grundlage für Universitätsübungen und dem Selbstunterrichte angehender Romanisten die besten Dienste leisten könnte.

2. E. Wechssler, W. Grabert, F. W. Schild: *L'Esprit français.* Ein Lesebuch zur Wesenskunde Frankreichs. Frankfurt a. M. 1926, bei M. Diesterweg. VII u. 256 S. samt 12 Bildtafeln.

Der *französische Titel* überrascht in zwiefacher Hinsicht. Denn das Buch gibt in den beiden Anhangskapiteln „Zu den Texten" und „Zu den Verfassern" rechtfertigende Erklärungen in einem guten Deutsch—Wechßlers hervorragende Mitarbeit gibt sich vielfach auch persönlich im Stil kund — und ich halte dieses Verfahren für weit glücklicher als das so vieler französischer Lesebücher deutscher Herausgeber, deren französisch geschriebene Einleitungen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen sprachlich mehr bieten können, als bestenfalls Korrektheit. Warum also dann nicht auch ein deutscher Titel? Der vorliegende französische ist aber auch doppeldeutig, denn er kann das bedeuten, was die Herausgeber damit meinen und was ich schon weiter oben andeutete, aber auch im engeren Sinne die Bedeutung des deutschen Fremdwortes Esprit haben. Darum hätte ich, wenn der Titel schon französisch sein sollte, etwa «L'Ame française» vorgezogen, denn das „unübersetzbare Wort esprit" (S. 227) deckt sich m. E. nicht mit jener „eigentümlich geschlossenen Geistigkeit" französischen Wesens und bezeichnet nur eine ihrer Komponenten.

Nicht störend dagegen wirken die französischen *Kapitelbezeichnungen*. Ihre Wiedergabe zeigt die Einrichtung des Buches: I. Physionomie d'ensemble de la France; II. Formation de la nation française par la fusion des races (Les peuples de la France et leur contribution à la civilisation): A Les Gaulois. Les Grecs. Les Romains; B. Les Francs. Les Bretons. Les Normands; III. Les fondateurs de l'unité française; IV. La conscience nationale. Les grands ressorts de l'âme française: A. La raison dans la pensée et dans l'action; B. Les sensations et la mémoire; C. Culte des faits et des lois; D. Discipline rationnelle de l'imagination et de la sensibilité; V. Qu'est-ce que l'esprit français? VI. Les forces dynamiques du caractère français: A. Le style pathétique; B. Le doute et l'ironie; C. Le style élégant et agréable; D. Le style sociable et didactique; VII. Écoles littéraires.

Ein straff folgerichtiger und geschlossener Gedankengang ist das geistige Band, das diese Teile zum ganzen bindet und auf ein unverrückt vorgestelltes Ziel hinleitet: dem jungen Deutschen die aus Naturgegebenheit und geschichtlichem Bedingtwerden erwachsene Gestalt der französischen Volkheit vor Augen zu stellen. Der „glückliche Ausgleich der landschaftlichen Gegensätze" (Vidal de la Blache) führt zu zentralistischem Denken und zur Hegemonie von Paris (Michelet, Montaigne, Hugo, Zola begründen sie von verschiedenen Standpunkten aus; S. 220 sollte man aber über Montaigne doch nicht lesen, daß er, „aus Bordeaux gebürtig, wenig über die Grenzen der engeren Heimat hinausgekommen"!) Die Verschmelzung der gallischen Stammrasse (C. Jullian) mit griechischen Einflüssen (G. Bloch), die Romanisierung (C. Jullian, P. Seippel) und ihr Erbe bis auf unsere Tage (H. de Montherlant), das Hinzukommen des germanisch-christlichen Elementes durch die Franken (J. Bainville, G. Paris) und des bretonischen (Renan, G. Paris) und normannischen Einschlages (H. Prentout, Taine) und die An- und Ausgleichung all dieser verschiedenen Elemente im französischen Volks- und Staatskörper (A. Gide) — das vermitteln die Texte des 2. Kapitels. An ihrer Auswahl ist wertvoll, daß historischer Pragmatismus zurücktritt gegenüber der Herausarbeitung des Phänomenologischen in der ethnischen Beitragsleistung jeder Volkskomponente. Zu weit geht die Aufstellung: „Französische Sinnenhaftigkeit ist im letzten Grunde griechisches Erbe" (S. 221); gerade auch der Schluß des G. Blochschen Textes (S. 17) widerspricht dem.

Das folgende Kapitel will „an bestimmten Höhepunkten darauf hinweisen, wie sich bei diesen geschichtlichen Kämpfen der Volkscharakter in seiner Gebundenheit in Freiheit und Notwendigkeit auswirkte. Auf dem Untergrund der Bildungsgemeinschaft dieses Volkes mit seinem Anteil der verschiedenen Rassen baut sich die Staatsgemeinschaft (la patrie) und später weiter zur Spitze strebend die Volksgemeinschaft (la nation) auf" (S. 222). An jenen Höhepunkten stehen gewisse „Heldengestalten" (vgl. Gonneau-Sénéchal, chap. IV: Figures françaises); sie sind Symbole, Brennpunkte für die Bahn der nationalen Entwicklung. Jeanne d'Arc stellt die Volksgemeinschaft im Kriege her (Guizot), Heinrich IV. die „Gewissenseinheit zwischen König und Volk" (Voltaire), Franz I., von H. Lemonnier charakterisiert, liefert das Bild des französischen Renaissancemenschen, ist aber auch gleichsam der Franzose schlechthin auf dem Königsthron und in vieler Hinsicht der vorausgeworfene Schatten Ludwigs XIV. Dieser, theoretisch von Lavisse, praktisch

von Saint-Simon dargestellt, verkörpert natürlich den königlichen Absolutismus. Die Szene am Karpfenteich zu Marly ist ausgezeichnet gewählt; ein gleich erschütterndes Bild von „unbegreiflich unmenschlicher Gefühllosigkeit des Herrschers" wüßte ich ihr nur noch in der Schilderung von des Krüppels Froulaine Selbstmord im Versailler Park zur Seite zu stellen (in den Mémoires de Collarceaux, bei Régnier, Le Bon Plaisir, S. 291ff.). Dann folgen Danton, als «ministre du peuple» von Taine gekennzeichnet, und Napoleon, wie ihn Chateaubriand, A. Sorel und M. Barrès sehen.

Nach diesen drei historischen Kapiteln beginnt mit dem vierten der eigentliche kulturpsychologische Teil des Buches. *Rationalismus, Sensualismus, Positivismus* und verstandesmäßige *Beherrschung der Leidenschaft und der Phantasie* sind die Grundpfeiler, auf denen die Geistigkeit des französischen Volkes beruht. Texte aus Descartes, Boileau, Montaigne, Voltaire, Condillac, Montesquieu, Comte, Taine illustrieren hier; zu diesen typischen Repräsentanten gesellen sich jedoch auch A. Fabre-Luce, P. Valéry und selbst Bergson.

Daß ich die Auffassung des «*Esprit français*» (Kap. V) in solcher Weite, wie sie die Herausgeber hier vertreten, nicht teilen kann, habe ich schon erwähnt; und daß zu unterscheiden ist zwischen einem «esprit français», eventuell auch «esprit espagnol, allemand" usw., und dem «esprit» schlechthin, geht z. B. deutlich aus Faguets Beitrag hervor (S. 121): «Clarté, ordre, logique, *esprit*[1]), mouvement, le tout considéré comme faces diverses d'une faculté principale qui est la raison pratique, tel est, autant qu'il nous semble, le fond primitif de *l'esprit français*[1])». Der «esprit» ist eben eines der konstitutiven Merkmale des «esprit français». Auch die entzückenden Seiten aus Maupassants «Sur l'Eau», die den «esprit du mot» so unübertrefflich charakterisieren und erfreulicherweise hier ihren Platz finden, lassen darüber keinen Zweifel, ebensowenig übrigens die anderen Texte (Taine, La Bruyère, Régnier, Voltaire, Rolland, Ghéon).

Kap. VI führt uns die „vier verschiedenen, bezeichnend französischen Geisteshaltungen" (= *Stilarten*) vor, die rhetorisch-pathetische (Taine und Fénelon handeln davon, dann kommen Muster aus Rousseau, Michelet, Gambetta, Barrès, Hugo), die skeptisch-ironische (Montaigne, Houssaye[2]), Voltaire, France, Gide), die anmutig-gefällige (leider nur in Texten von V. Cousin, J. Moréas, Taine und den Goncourt besprochen und nicht unmittelbar an Beispielen vorgeführt), die gesellschaftlich-lehrhafte (theoretisch durch Diderot, Fouillée, Brunetière, praktisch durch Rousseau und Stendhal gekennzeichnet).

Das letzte Kapitel bringt die großen *literarischen Strömungen* von der Renaissance bis zum Symbolismus herauf in Beiträgen von Sainte-Beuve, Taine, Brunetière, R. de Gourmont und Zola. Darauf folgt als eine Art Apotheose Brunetières «Discours de Combat» unter dem Titel: «Les trois ennemis de l'âme française: les internationalistes — les politiciens — les individualistes.»

Neben Brunetière kommt von traditionalistischen Autoren besonders oft Taine zu Worte, von dem es S. 246 heißt, daß sein Buch (die «Origines») „die demokratische Legende von der großen Revolution zerstörte." Dem muß entgegengehalten werden, daß

---

[1]) Von mir hervorgehoben.

[2]) Daß die Akademie „eines der Heiligtümer des französischen Volkes" sei (S. 229 und 239), scheint mir zu viel gesagt.



Taines historische Autorität von einem so hervorragenden Forscher wie Alphonse Aulard in der Schrift «Taine historien de la Révolution française» (1907) ihres Nimbus z. T. entkleidet wurde; vgl. auch Aulards „Politische Geschichte der französischen Revolution“, Band I, S. XI u. 281.

Nicht unwidersprochen lassen möchte ich auch folgende Bemerkung: „Von Descartes aus eröffnet sich uns so *das Verständnis der modernsten französischen Dichtung*[1]); die zu innerst französische Auffassung, daß der Mensch ein denkendes Wesen ist, das in der Welt Ordnung zu schaffen trachtet, verbindet Descartes mit Valéry“ (S. 247). Denn die modernste französische Dichtung weist neben dem Neoklassizismus auch den Bergsonschen „Élan vital“ auf und den Romains'schen Unanimismus, wovon in unserem Buche begreiflicherweise nicht die Rede ist, weil diese Dinge seiner Zielstellung zuwiderlaufen; doch obige Behauptung hätte also nicht so uneingeschränkt ausfallen dürfen.

Als Mangel für die praktische Verwendbarkeit des Buches in der höheren Schule empfinde ich das Fehlen erklärender Einzelanmerkungen, die dem Lehrer manchen Orts die Mühe des Nachsuchens ersparen könnten. Für diesen äußeren Schönheitsfehler entschädigen jedoch reichlich die beigegebenen zwölf *Bildtafeln*. Die feinsinnige Wahl dieser Bilder und ihre technisch einwandfreie Reproduktion ist einer der überzeugendsten Ehrentitel des Werkes, dem man überhaupt, alles in allem genommen, nachrühmen darf, daß es eine imponierende Leistung darstellt, imponierend vor allem durch seine straffe, mitunter fast etwas starre geistige Geschlossenheit. Ich habe nicht einen einzigen Text gefunden, der nicht mit größter Bedachtsamkeit an seine Stelle gesetzt worden wäre und seine Aufgabe im Sinne der Herausgeber nicht erfüllte.

Letzten Endes habe ich freilich noch ein grundsätzliches Bedenken vorzubringen. Die Forderung nach Kulturunterricht in den neueren Sprachen, wenn auch schon 1892 auf dem Berliner und 1898 auf dem Wiener Neuphilologentage bescheiden erhoben[2]), ist in ihrer heutigen Gestalt, ebenso wie die große neusprachliche Reformbewegung der 80er Jahre[3]), ein Kind der Revolution, d. h. von Grund auf geänderter wirtschaftlicher und politischer Zustände. Damals wie in der ersten Nachkriegszeit meinte man, daß nach dem, was das Leben gelehrt hatte, — nach 1870/71 Deutschland wirtschaftlich emporführend, nach 1918 grausamst hinabstoßend — der bisherige Unterricht unzureichend gewesen sei. Und es kam beide Male, was im Umsturz des Gestrigen immer zu kommen pflegt: *Die ideale Forderung*! Damals hieß es schließlich, aus praktischen Bedürfnissen heraus: „Das höchste Ziel des neusprachlichen Unterrichtes ist die Sprechfertigkeit!“ Nach dem Weltkriege zeigte sich, daß wir Deutsche vielfach unorientiert waren über die eigentliche englische und französische Psyche; und es setzte die mächtige Welle der Kulturkundebewegung ein[4]).

---

[1]) Von mir hervorgehoben.

[2]) Vgl. Ph. Aronstein, Meth. d. neuspr. Unterr., I, 47.

[3]) Aronstein a. a. O. S. 44.

[4]) Jenes war natürlich nur der Anlaß. Die Ursache lag tiefer: n der Reaktion gegen Positivismus und Pragmatismus, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts immer mehr alle Geisteswissenschaften erfaßte.

Wie aber mit der Zeit die Reformer von ihrem extremen Utilitarismus den Weg zur vermittelnden Methode fanden und dem neusprachlichen Unterrichte auch seine bildenden Aufgaben wieder einräumten, so dürfen auch die Kulturkundebestrebungen unserer Tage nicht allzu stürmisch sich ins Zeug legen!

Denn wenn ich bloß die sprachlichen Schwierigkeiten recht überlege, denen der neuphilologische Unterricht auf der Oberstufe beim *Durchschnittsschüler* noch begegnet, dann kommt mir ein gewisser Zweifel, ob ein Buch wie das vorliegende in der Hand des Durchschnittsschülers, aber auch des *Durchschnittslehrers* derhöheren Schule wirklich zu voller Auswertung gelangen kann, obgleich ich zugeben muß, daß der Vorwurf, den mir W. Hübner, Neue Jahrbücher I, 95, macht, gerechtfertigt ist; daß ich damals zu skeptisch war und daß ich mich heute durchaus zu Hübners Auffassung bekenne: „Kulturkunde ist nicht ein Unterrichtsfach, sondern eine Unterrichtsart!" Der „Gefahr subjektiv-gefühlsmäßigen Sichgehenlassens" wird durch das Wechßler-Grabert-Schild'sche Werk jedesfalls gewehrt und das von ihnen „systematisch gepflegte Bemühen, den Sinn des Fremden zu erkennen[1])" vermag vielleicht auch schon in der höheren Schule Früchte zu tragen.

3. J. Vernay u. W. Montag: *Miroir de la France et des Français.* Kulturkundliches Lesebuch f. d. Mittelstufe. Paderborn 1926, F. Schöningh. VIII u. 240 S.

Das für die kulturkundliche Schulliteratur so fruchtbare Jahr 1926[2]) bescherte uns in diesem Werke nun auch noch eine Synthese französisch-deutscher Zusammenarbeit. Mag uns diese Tatsache vielleicht auch anderweitig ein verheißendes Symbol dünken, wichtig ist sie vorwegs methodisch zu nehmen, von dem etwas preziös-romantisch angehauchten Titel bis in die Struktur des Aufbaues hinein. Geben Gonneau-Sénéchal vor allem reiche Fülle der Texte, in nächster Nähe aus heimatlichen Quellen geschöpft, und Wechßler-Grabert-Schild, bei gebändigter Knappheit des Lesestoffes, aus distanzierter Weite des Blickes gesehene, geschlossene geistige Erfahrungskreise, so finden wir hier eine milde Verschmelzung dieser Gegensätze: Eine im Verhältnis zum Umfange des Buches große Zahl von Textnummern (131), also viele kürzere, und den kulturkundlichen Einschlag unmerklich verwebt mit der Kette des Lesestoffes. Dafür ist natürlich mitbestimmend, daß das Buch der Mittelstufe des höheren Unterrichtes dienen soll; dieser Zielstellung tragen auch die Anmerkungen und die Knappheit des «Index bibliographique des auteurs cités» Rechnung, obgleich man über den Wert solcher oft nur zeilenlanger biographischer Notizen geteilter Meinung sein möchte, vor allem wenn sie, der Vollständigkeit halber, auch für ganz obskure Namen gebracht werden. Lieber dem Lehrer überlassen hätte ich auch die an die Schüler gerichtete kurze kulturkundliche Einführung am Anfang; sie bestrebt sich zwar, jugendtümlich zu reden, fällt aber doch mitunter aus dem Ton heraus und macht dann den Eindruck einer verkleideten Vorrede an den Lehrer. Dasselbe scheint mir von Dr. E. Schillings im Anhang geschriebenem Artikel „Vom Geist der französischen Kunst"

---

[1]) Hübner a. a. O. S. 96.

[2]) Zu Fröhlich-Schön: Franz. Kultur im Spiegel der Literatur vgl. R. Mueller, N. Spr. 34, 557ff.

zu gelten; er ist inhaltlich einwandfrei, doch ist es wohl fraglich, ob ein so schwieriges Thema, wenn auch im unmittelbaren Anschluß an die Bilder des Buches erörtert, auf den gebotenen vier Seiten Raum wirklich zum vollen Verständnis der Jugend gebracht werden kann. Vielleicht ist aber auch hier eher an eine Stütze für den Lehrer gedacht worden. Die Bilder selbst (14 Tafeln und 13 Textbilder) sind geeignet gewählt, gehen bis in die neueste Zeit herauf (Henri Rousseau) und sind größtenteils zufriedenstellend reproduziert. Sie sind hier mehr Inhalts-, als Stilillustrationen wie bei W.-G.-Sch.

Die *Texte* führen zunächst aus dem *Kindes- und Familienleben* (neben bekannten Jugenddichtern wie A. Lichtenberger, J. Aicard und L. Ratisbonne ist auch Ch. L. Philippe mit einem Stücke aus dem wundervollen «La Mère et l'Enfant» vertreten) über das *Schulleben* (bemerkenswert: R. Rolland: L'enfance d'un musicien aus dem «Jean-Christophe» und Sarah Bernhardt: Un examen au conservatoire national de musique et de déclamation) und *Berufsleben* zu dem Kapitel «*La Mort*», dessen Notwendigkeit ich aus pädagogischen Gründen nicht ganz einsehen kann. Denn die Jugend hat kein Verständnis für den Tod und kein aus ihr selbst kommendes Verhältnis zu ihm. Wenigstens hätte ich es hier bei Lafontaines stilisiertem „Tod und Holzfäller", Lotis und Ampères auf äußere Konsequenzen des Todes sich beschränkende Darstellungen bewenden lassen, aber Balzacs realistische Schilderung des Todes Grandets und gar der Goncourt impressionistische der Agonie Renée Mauperins gestrichen.

Die drei folgenden Kapitel haben nicht mehr das Individuum, sondern das Volk zum Gegenstande, in seinem Verhältnis zu *Sprache* (lauter vorzüglich gewählte Beispiele, besonders Brunot-Bony, Voltaire, Mme de Sévigné, Vernay selbst, Ch. Rozan, J. Brunhes), *Natur* (besonders hübsch und lehrreich: J. Brunhes, Observations populaires sur la pluie et les nuages), *Landschaft, Lied und Sage*. Kap. VIII betitelt sich «*La France hors de France*» und sucht das Leben in französischen Kolonien bzw. Kanada zu charakterisieren; Louis Hémon ist hier wohl zum ersten Male mit seiner «Maria Chapdelaine» zum Schulautor geworden.

Mehr als ein Viertel des ganzen Buches umfaßt das letzte Kapitel: «*La nation française à travers les siècles*». Seine Texte folgen dem Lauf der geschichtlichen Entwicklung von den Galliern bis zur Entrevue von Thoiry, über die Briand spricht; mit der jeweiligen Wahl muß man durchaus zufrieden sein. Auch selten bei uns zu Worte kommende Autoren[1]) finden sich hier, z. B. Sergines (La légende de la Sainte-Chapelle), F.-T. Perrens (Le paysan avant la Révolution), E. Bergerat (Robespierre); besonders bemerkenswert ist P. Raynals Beitrag aus «Le Tombeau sour l'Arc de Triomphe». Überhaupt trägt das ganze Buch dem Geiste der Völkerversöhnung stark Rechnung.

Schließlich muß erwähnt werden, daß einige volkstümliche Lieder mit beigegebenen Noten musikalische Schüler berücksichtigen und daß auch deutlich darnach getrachtet wird, die Forderungen des Konzentrationsunterrichtes in einer bedeutenden Anzahl von Stücken zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Sehr gut gelungen ist an dem ganzen Werke, wie schon angedeutet wurde, die ungezwungene, doch nicht verwässernde

---

[1]) 82 von den Stücken des Buches sind nach Angabe der Herausgeber in Deutschland bisher noch nicht gedruckt worden.

Mischung des Lesebuch-Charakters im weiteren Sinne mit dem des kulturkundlichen Buches, was der Mittelstufe sehr zugute kommen muß.

Wien. Gustav Rieder.

Ph. Aug. Becker, *Clément Marot, sein Leben und seine Dichtung.* (Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Forschungsinstitut für neuere Philologie. IV. Romanistische Abteilung, Heft 1.) Max Kellerers Verlag, München 1926. gr. 8°. 420 S. 20 M.

Henry Guy, *Histoire de la Poésie française au XVIe siècle. Tome II:* Clément Marot et son école. Paris, Honoré Champion 1926. 340 S.

Kaum ein Forscher hat die Kenntnis über Clément Marot, seine Vorgänger und seine Zeitgenossen so sehr gefördert wie Ph. A. Becker. Ja, von seiner kurz vor dem Krieg erschienenen Biographie Marots (Zs. f. franz. Spr. und Lit. 1913 u. 1914) läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß sie die Marotstudien erst in die richtigen Bahnen lenkte und zu weiteren Forschungen anregte. Nach all den vielen Vorarbeiten Beckers erwartete man mit begreiflicher Spannung seine abschließende Zusammenfassung über den französischen Renaissancedichter. Und nun erscheint sie — nachdem sie schon 1917 im Manuskript fertig war — einige Jahre nach P. Villeys Werk (Paris 1923), und einige Monate vor der Veröffentlichung einer dritten Marotbiographie von H. Guy, dem Rektor der Akademie in Grenoble. Drei große Synthesen über einen Dichter der Renaissance in so kurzer Zeit: ein Zeichen, wie sehr die mitten in der drängenden Gärung der Renaissance und Reformation schaffende Persönlichkeit Marots mit allen ihr eigentümlichen Zügen eines Vertreters eines Übergangszeitalters gerade moderne Menschen zu fesseln vermag. Und keines der drei Bücher wird durch das andere überflüssig. Alle drei ergänzen sich in der glücklichsten Weise. Am nächsten stehen sich Becker und Guy, indem sie das rein Biographische und die genaueste Detailforschung in den Vordergrund stellen. Villey versucht den Werdegang der literarischen Persönlichkeit Marots scharf zu zeichnen: seine Quellen und Vorbilder, seine Stellung zu den literarischen Tagesfragen, seine Einflußspähren. Becker trennt Marots Leben und Dichtung voneinander, aber die Scheidung ist nicht streng durchgeführt, läßt sich auch bei einer Persönlichkeit, bei der Leben und Dichten so sehr eine Einheit bilden, gar nicht streng durchführen. Mit Rücksicht auf dieses Ineinandergreifen der beiden Teile entbehrt man das Fehlen eines Registers, das erst den stattlichen, ungemein inhaltsreichen Band voll ausnützen ließe, umsomehr. Denn Beckers Werk ist das Muster deutscher Gelehrtenarbeit und deutscher Gründlichkeit. Nichts entgeht ihm an Anspielungen in Marots Dichtung, keine noch so unscheinbare Notiz wird übergangen, jede Zeile in Marots Dichtungen wird unter die Lupe genommen und für das Gesamtbild, wenn irgend möglich, verwertet. An Kenntnis der Einzelheiten überragt Becker sowohl Villey wie Guy. An der Fülle des Materials und dessen peinlichster Auswertung kommt ihm keiner gleich. Eine Darstellung von Marots literarischer Persönlichkeit wollte Becker, wie er im Vorwort sagt, nicht geben. Die kann man bei Villey finden. Auch Guy gibt sie nicht. Dafür finden wir bei Guy eine eingehende Darstellung des Charakters der Renaissance überhaupt, gründliche Ausführungen über Franz I.

und seinen Hof, woran sich dann eine sehr eingehende, streng chronologisch geordnete Übersicht über Marots Leben anschließt. Sehr wertvoll sind die bibliographischen Angaben am Schlusse eines jeden Kapitels und eine Zusammenstellung der bis jetzt bekannten Marotausgaben, eine willkommene Ergänzung zu Villeys bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete. Auch Guys Marotstudien liegen weit zurück. Seine lateinisch geschriebene Pariser These vom Jahre 1898 hatte sich mit den Quellen Marots beschäftigt, und sein neues Buch bildet nur die Fortsetzung zu der im Jahre 1910 erschienenen Abhandlung über die Rhétoriqueurs.

Jeder der drei Marotbiographen steuert also sein besonderes Teil bei, um der weiteren Forschung eine sichere und solide Unterlage zu geben, auf der mit Erfolg weitergebaut werden kann. „Nichts ist endgültig", sagt Becker in seinem Vorwort, und am wenigsten auf dem Gebiete der Geschichte der französischen Renaissance, deren literarische Produktion zum Teil vernichtet, zum Teil in alle Winde zerstreut wurde. Gerade zur Marotforschung lassen sich eine Reihe wichtiger Ergänzungen aus dem Staub der Bibliotheken heben und dadurch manch klaffende Lücken schließen. Ein paar Aufsätze in der Zs. f. franz. Spr. und Lit. werden darüber in Bälde Auskunft geben. Wenn aber die Geschichte der französischen Renaissancedichtung, im besonderen die Marotforschung, eine so starke Förderung erfahren hat und erfahren wird, dann verdankt sie das in erster Linie der eingehenden Beschäftigung so gewissenhafter Forscher wie Villey, Becker und Guy, die zur gründlichen Kenntnis auch die tiefe Sympathie für ihren Autor fügen, die aus jeder Zeile ihrer Werke spricht.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Max Kommerell, *Jean Pauls Verhältnis zu Rousseau.* Nach den Hauptromanen dargestellt. (= Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hgg. von Ernst Elster, Band 23), Marburg a. L. 1924, XI u. 179 S.

Zwei Zielen will Kommerells Arbeit dienen: einen Beitrag zum Gesamtbilde Jean Pauls und einen solchen zur Erhellung von Rousseaus Einfluß auf das deutsche Geistesleben zu leisten. Beiden Zielen wird sie in hohem Grade gerecht, und dennoch wirkt sie in einigem heute schon überholt, da gerade seit der Entstehung von Kommerells Arbeit gar manches kluge Buch über Jean Paul veröffentlicht, gar manche neue Einstellung zu Rousseaus Wirkung auf das deutsche Geistesleben gefunden wurde. Die Beibringung des vorgelegten Materials behält allerdings auf jeden Fall ihren Wert; und die — hoffentlich bald — kommende, große wissenschaftliche Jean Paul-Monographie wird sich hier ebenso beraten lassen müssen wie das bereits angekündigte Buch Liepes über „Rousseau und das deutsche Geistesleben".

Das 1. Kapitel: „Die bisherige literarhistorische Würdigung Jean Pauls" gibt ein lehrreiches Entwicklungsbild der Jean Paul-Forschung und ihrer bisherigen Ratlosigkeit. Seit 1924 freilich haben diese Dinge sich geändert. Gerade unsere Zeit mit ihrem neuen Verständnis und Gefühl für das Irrationale hat die Gestalt Jean Pauls endlich an den rechten Platz gerückt und erkannt, wie sehr er — auf dem direkten Wege von der Sturm- und Drangbewegung zur Romantik — die irrationale Bewegung des deutschen Geisteslebens am Ende des 18. und und am Anfang des 19. beeinflußt. — Weniger glücklich ist K. in seinem 2. Kapitel: „Rousseau

in Deutschland", das Rousseaus Verhältnis zu einzelnen führenden Geistern (Wieland, Herder, Heine, Klinger, Lenz, Goethe, Schiller) zu umreißen versucht. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen; nur so viel sei bemerkt, daß durch die präzise Fassung von Rousseaus Einfluß im Deutschland des 18. Jahrhunderts, wie Korff sie im 1. Band seines Werkes „Geist der Goethezeit" verdeutlicht, das von K. gezeichnete Bild wesentlich verändert erscheint. Aber auch Einzeluntersuchungen dieses Kapitels — wie etwa die über Herder und Lenz — sind schief geraten und indessen durch neuere Forschungen überholt.

Auf festem Boden dagegen steht Kommerell wieder in den Kapiteln 3—5, die den einzelnen Stadien des eigentlichen Themas: „Die Entwicklung des jugendlichen Jean Paul in ihrem Verhältnis zu Rousseau betrachtet." „Jean Pauls Verhältnis zu Rousseau in der ‚Unsichtbaren Loge'" und „Jean Pauls Verhältnis zu Rousseau im ‚Titan'" gerecht zu werden versuchen. In durchaus analytischer Form geht K. von parallelen Inhaltsdarstellungen zu inneren Feinheiten, Übereinstimmungen wie Differenzen, über. Was ihn dabei vor allem interessiert, sind die erzieherischen Probleme; weitaus weniger die der Naturauffassung und Naturdarstellung. Die Bildungs- und Entwicklungsfragen, wie sie der Aufklärungsflüchtling Rousseau und der Idealist Jean Paul sehen, sie sind gekennzeichnet durch die Dissonanz zwischen Rousseaus entfesseltem, aber immer noch rational belastetem und Jean Pauls „hohem Menschen" — trotz aller Wandlungen Jean Pauls. Das sehen wir heute noch deutlicher, als Kommerell es schon 1924 erkannte. Der Weg aber, den er in seiner Darstellung dieser Fragen der Menschen-Entfaltung geht, ist der richtige; die Fortführung der von Kommerell eröffneten Perspektiven führt zu unserem heutigen Standpunkt. Dagegen können uns Kommerells Anmerkungen über das beiderseitige Verhältnis zur Natur (S. 103f. und S. 159ff.) seit dem Erscheinen von Rudolf Henz' prachtvoller Arbeit über „Die Landschaftsdarstellung bei Jean Paul" (Deutsche Kultur, literarhistor. Reihe, Band 1, Wien 1924) nur mehr wenig bieten. Seit wir dort Jean Pauls Wandel von der Eindrucks- zur Ausdruckslandschaft kennen gelernt haben, verstehen wir erst so recht die himmelweite Differenz zwischen Rousseaus und Jean Pauls Naturauffassung; denn Rousseau ist von der Eindruckslandschaft nicht losgekommen. Jean Paul aber tut vor ihr den großen Schritt — der Romantik entgegen.

Trotzdem scheint uns Kommerells Buch eine Notwendigkeit gewesen zu sein. Die reichen Belege und Analysen machen seine Benutzung für jeden Jean Paul-Forscher nötig; und die klare Beurteilung des Bildungsproblems erobert Bezirke, die auch noch weiter hinaus ihre dauernde Geltung bewahren werden.

Wien. Heinz Kindermann.

Domenico Bulferetti. *Scrittori Italiani con notizie storiche e analisi estetiche.* G. B. Paravia. Torino. L. 5. 20[1]).

Lo stesso: *Storia della Letteratura Italiana e dell'estetica.* G. B. Paravia III Volumi 1924 — 1926. L. 10.50. L. 15. L. 20.

Questa collezione di scrittori italiani la quale non ha la pretesa di dare opere per intero, ma di racchiudere in un volumetto di

---

[1]) Sono usciti i volumi: Settembrini, Nievo, Cuoco, Abba, Foscolo, F. De-Sanctis.

un centinaio di pagine una scelta della produzione di un poeta o di un critico o di uno storico o di un filosofo e collegare i vari luoghi con opportuni richiami storici o con chiaro commento estetico può riuscire di ottimo uso a coloro i quali studiano la lingua italiana o la insegnano.

Perchè più che attardarsi alle solite proposizioncelle degli esercizi della grammatica si possono, con molto più profitto, servire di uno di questi volumetti, sia per leggere o tradurre i passi riportati, sia per valersi delle spiegazioni e dei commenti del Bulferetti come argomento di discussione e di esercizio di conversazione. Ogni volume è una chiara e spigliata impressione documentata dell'artista, cui è dedicato; la nota biografica che lo chiude permette sempre, a chi voglia, di essere in grado di continuare con mezzi più ampi lo studio qui intrapreso.

La storia della Letteratura e dell' estetica per quanto scritta con intendimenti scolastici è un' efficace esposizione della letteratura italiana dalle sue origine ai giorni nostri. Più che caricare lo studioso di notizie, l'autore si propone di avviarlo in certe direzioni fondamentali e di condurlo alla personalità dello scrittore. Nè ciò lo porta a limitare il campo delle sue osservazioni, anzi egli coglie sempre il momento favorevole per lumeggiare, contemporaneamente allo sviluppo della poesia, quello dell' arti plastiche e delle dottrine estetiche e critiche.

Il capitolo sul D'Annunzio, per esempio, avrebbe potuto essere più ampio più esauriente e meno schematico, ma, d'altra parte, quelli sul Manzoni, sul Foscolo, sul Boccaccio, sull' Ariosto sono veramente ben fatti. Il primo capitolo del terzo volume «Rinnovamento, Romanticismo, Risorgimento» avrebbe potuto accennare con più determinatezza alle influenze straniere sul formarsi del nostro Romanticismo, influssi ai quali forse il Bulferetti dà minore importanza di quella che essi meritano.

In complesso però il lavoro, anche se non sempre originale, è per chiarezza e qualità sintetiche raccomandabile agli studiosi di cose nostre ed un ottimo avviamento alla conoscenza dello spirito e della letteratura italiana.

Pisa. Giovanni Vittorio Amoretti.

A. F. C. Vilmar, *Deutsches Namenbüchlein.* 8. Auflage, neu herausgegeben von Dr. Rudolf Homburg. Marburg. Elwert 1926. 101 S. Pr. 2,80 M.

Vilmars vor 60 Jahren erschienenes Werkchen, die erste volkstümliche Schrift dieser Art mit wissenschaftlichen Ansprüchen, wird hier in 8., auf Wunsch des Verlages unveränderter, Auflage vorgelegt. Verdienstvoller wäre doch eine gründliche Neubearbeitung der an sich gut übersichtlichen und an Material reichen Sammlung. Das bekunden eigentlich schon die vielfachen Einschübe des Neuherausgebers, der nach dem Vorwort „zahlreiche Bedenken unterdrücken" mußte. Aber bei den „Tiernamen" hätte er ruhig deren häufige Herkunft von Hausnamen erwähnen dürfen, und Ableitungen wie S. 55 Nithack-Stahn (= nicht hoch stehn!) und S. 73 Wenk (e wink = ein wenig!) hätte er nicht zufügen sollen.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *April-Mai 1927.* *Heft 3*

SIND DIE „VERBA IMPERSONALIA“[1]) EIN GRAMMATISCHES PROBLEM?

Die Frage der un- oder einpersönlichen Verba beschäftigt immer noch, wie schon seit Jahrhunderten, die Geister. In allerjüngster Zeit hat Kuhns *Zeitschr. f. vergl. Sprachf. auf dem Geb. d. indogerm. Spr.* wieder zwei bemerkenswerte Arbeiten darüber gebracht, die eine von H. Córrodi, der (LIII S. 1—25) unter dem Titel, *Das Subjekt der sogenannten unpersönlichen Verben* neben einer Übersicht über den Stand der Frage eine neue Erklärung („es“ beziehe sich auf die jedesmalige Situation: es blitzt, es donnert) bietet, die andere von J. E. Heyde, *Zur Frage der Impersonalien* betitelt, worin auf die Unklarheit des Ausdrucks, „es“ beziehe sich auf die Situation, aufmerksam gemacht und eine ergänzende kurze Betrachtung gegeben wird. An dem Faktum, daß die so behandelte sprachliche Erscheinung immer

[1]) Bekanntlich herrscht bezüglich der Benennung keine Einheitlichkeit. A. Tobler gebraucht in seinen *Vermischten Beiträgen* (z. B. I, Nr. 81: „Subjektloses faut und fait“), ebenso wie B. Delbrück im *Grundriß d. vergl. Gramm. d. indogerm. Spr.* III, 1, S. 75, den Terminus „subjektlos“. Meyer-Lübke (*Romanische Syntax* S. 112) beanstandet diese Bezeichnung wie auch die allgemein verbreitete „unpersönliche Verba“ und entscheidet sich mit guten Gründen für die (auch sonst hie und da anzutreffende): „einpersönliche Verba“. Dagegen erhebt nun wieder Hilding Kjellman in seiner Doktordissertation *„La construction de l'infinitif dépendant d'une locution impersonnelle* etc.“ Upsal 1913, Einspruch und schlägt — mit etwas seltsamer Begründung — „locutions uniformes“ vor (S. 50). Die in der Überschrift stehende Bezeichnung ist lediglich gewählt worden, weil sie die bekannteste ist. Die wissenschaftlich gerechtfertigte wird sich im Laufe dieser Darlegungen ergeben.

noch als problematisch, als einer besonderen Erklärung bedürftig, angesehen wird, wird auch durch diese Arbeiten nichts geändert.

Hier soll nun gezeigt werden, daß sie in jeder Beziehung normal ist, daß es also eine „Frage der Impersonalien" überhaupt nicht gibt — wenigstens für die Sprachbetrachtung, die „Grammatik" nicht. Für die Logik mag und wird sie eine solche bleiben, so lange diese Wissenschaft vom „Denken" sich nicht dazu entschließen kann, den fundamentalen Unterschied von „Urteil" und sprachlicher Mitteilung („Satz") anzuerkennen. Die Sprachbetrachtung ist glücklicherweise schon längst zur Erkenntnis dieses wichtigen Unterschiedes gelangt, und keiner hat ihn klarer ausgesprochen als Meyer-Lübke, wenn er (a. a. O. 307) sagt: „Nun stehen aber Sprache und Logik nur in sehr loser Beziehung zueinander, die Regeln der letzteren werden in unendlich viel Fällen von der ersteren direkt durchbrochen, daher denn eine Betrachtung der Sprache vom Standpunkt der Logik aus zwar sehr interessant ist, aber für die Erfassung der sprachlichen Vorgänge und für ihre Darstellung nicht den richtigen Maßstab abgeben kann."

Leider ist diese wichtige Erkenntnis bis jetzt nur zu einem sehr geringen Teile in die Tat umgesetzt worden, und die heute gültige Satzlehre steht im wesentlichen noch im Banne der von Dionysius Thrax (im ersten Jahrh. vor Chr.) begründeten, später von Apollonios Dykolos (im zweiten Jahrh. nach Chr.) und den mittelalterlichen Scholastikern weiterausgebildeten und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. von Christian Wolf unter starker Anlehnung an die Logik des Aristoteles in ihre endgültige Form gebrachten Grammatik. So gilt denn den meisten auch heute noch der Satz als das sprachliche Abbild des logischen Urteils, das nach der Lehre der Logiker „Subjekt", „Prädikat" (und „Kopula") enthalten soll. Aber auch die langatmige und recht gekünstelte Definition, die Paul vom Satz gibt, greift fehl: „Der Satz", sagt er, „ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol (!) dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen." Wenn ich die Vorstellungen eines Löwen, einer Ziege, eines Drachen „in meiner Seele" verbinde und durch das Wort Chimäre die nämliche Verbindung „in der Seele des Hörenden" erzeuge, ist das ein Satz? In einem „Neuaufbau der Grammatik"

werde ich — hoffentlich bald — zeigen können, daß die Definition des Satzes viel einfacher ist, nämlich: „Satz ist das kleinste Mitteilungsganze"; und daß diese Definition auch für Befehls-, Wunsch- und Fragesätze gilt, die ihr ja auf den ersten Blick zu widerstreben scheinen. Ist man sich nun darüber klar geworden, daß der (sprachliche) Satz nicht einfach eine Verbindung von Begriffen ausdrückt, sondern Sachverhalte, sei es tatsächliche, mit dem „äußeren oder inneren Sinne" (Gröber) wahrgenommene oder erdichtete[1]), wiedergibt, so ergibt sich, daß „Subjekt" (Satzgegenstand, das *υποκείμενον* des Aristoteles) und „Prädikat" (Satzaussage", *κατηγορούμενον*) nicht Teile eines fertigen Satzes sein können. Der „Gegenstand" der Aussage kann immer nur der ganze sich zur Mitteilung darbietende, aufdrängende Bewußtseinsinhalt, die „Aussage" selbst aber immer nur der ganze Satz sein. Gewiß spielt in diesem das Verbum eine wichtige Rolle, in den meisten Sätzen sogar die wichtigste, das ändert jedoch an der Tatsache nichts, daß es (das Verbum) immer nur ein Teil der Aussage (also des „Prädikats") ist, genau so wie das, was man bisher fälschlich als „Subjekt" bezeichnete, auch schon ein Teil der Aussage (des Prädikats) ist, sich also in der Art seiner Stellung im Satze in nichts von den anderen Teilen, den Objekten, adverbialen Bestimmungen usw. unterscheidet.

Ein Satz braucht ja bekanntlich nicht aus „Teilen" zu bestehen, nicht in „Teile" zu zerfallen; er kann sehr wohl mit einem einzigen Worte ausgedrückt sein[2]). Hält es der Sprechende aber für angezeigt, eine Zerlegung seines Bewußtseinsinhalts in einzelne Teile — es können zwei, drei, vier usw. sein — vorzunehmen, so ist der Teil, den man bisher irrtümlich allein als „Subjekt", „Satzgegenstand" bezeichnete, lediglich ein Teil des Subjekts, Satzgegenstandes, neben anderen Teilen dieses Satzgegenstandes, z. B. einem Zustand bzw. Vorgang, einem Objekt, einem Mittel oder Werkzeug, einer Orts- oder Zeitbestimmung usw.;

[1]) Wir können sie materiell in die vier Gruppen: Sinneswahrnehmungen, Verstandeserkenntnisse, Erinnerungen und Erdichtungen bringen, wobei wie im „Neuaufbau" ausführlich gezeigt wird — zu beachten ist, daß „konjunktivische Nebensätze" niemals Sätze, sondern immer nur (aufgelöste) Satzteile sind.

[2]) Daß auch dann von einer Ellipse keine Rede ist, wird ebenfalls im Neuaufbau ausführlich dargelegt, aus dem „Wesen" der Sprache heraus entwickelt.

und die Wörter, mit denen man diese Teile des Bewußtseinsinhalts bei seiner Wiedergabe mittels eines Satzes bezeichnet, sind dementsprechend Teile des „Prädikats“, d. h. der Satzaussage, des Satzes; das „Verbum“ nicht minder als die anderen Wörter, aber auch diese nicht minder als das Verbum.

Es sei gestattet, das Gesagte an einem Beispiele zu erläutern. Sieht jemand vom Fenster aus einen kleinen Jungen im Garten eifrig beschäftigt, so kann er diesen Wahrnehmungsinhalt — als Gegenstand, Subjekt — unter einen einzigen Begriff bringen („subsumieren“) und diesen mit dem einen Worte: „Allerliebst“ ausdrücken. Dieses „Allerliebst“ ist ein tadelloser (also nicht „elliptischer“) Satz, der die Aussage, das „Prädikat“, zu dem vorhin angegebenen, durch sinnliche Wahrnehmung gewonnenen Aussagegegenstand, dem „Subjekt“, bildet. Der Beschauer kann dieses Subjekt, d. h. dieses Wahrgenommene aber zwecks genauerer Berichterstattung an eine im Zimmer sitzende Person auch zerlegen, gliedern; zunächst in zwei Teile, nämlich ein tätiges Seiendes und ein Tun, also etwa: „Karlchen arbeitet“. Nach dem vorhin Dargelegten wird nun kaum ein Leser im Zweifel darüber sein, daß das Verhältnis dieser beiden Glieder, in die der Bewußtseinsinhalt jetzt gelegt ist, mit den Worten Subjekt und Prädikat völlig unrichtig bezeichnet wäre. Es liegt auf der Hand, daß dieses Verhältnis vielmehr pragmatischer Natur ist: Karlchen der Vollführer, Täter einer Handlung, eines Tuns, das mit den Wort „arbeiten“ bezeichnet ist, dessen Flexionsform („arbeitet“) dieses Tun als: 1. in der Gegenwart, 2. tatsächlich stattfindend und 3. einem Seienden, das weder sprechende noch angeredete Person ist, inhärierend kennzeichnet. Wählt der Sprechende eine dreifache Zerlegung, indem er „Karlchen begießt Blumen“ sagt, so hat er außer der hier festgestellten Tätigkeit zwei — in ihrer Satzstellung vollkommen koordinierte — Seiende, das eine als Vollführer, das andere als „leidenden“ Gegenstand[1]) desselben. Man kann, um die Sache bildlich auszudrücken, sagen: „Die konstatierte Tätigkeit hat zwei Stützpunkte, ruht, wie eine Kette, auf zwei Pfosten, dem „Vollführer“

[1]) Gegen die hierfür schon längst übliche Bezeichnung „Objekt“ ist also nichts einzuwenden, während „Subjekt“, „Prädikat“, wie auch „Attribut“, adverbiale Bestimmung u. dgl. (vgl. „Neuaufbau der Grammatik“) in der bisherigen Verwendung keine (wissenschaftliche) Daseinsberechtigung haben.

und dem „Erleider". Warum der erste dieser beiden mehr „Satzgegenstand" („Subjekt") sein sollte, als der letzte ist völlig unverständlich; ebenso wie nicht recht zu verstehen wäre, warum die Angabe der ausgeübten Tätigkeit in höherem Maße „Satzausage" („Prädikat") sein sollte als die der beiden anderen Wahrnehmungsbestandteile der beiden Seienden, ohne deren Nennung das Ganze doch gar keinen Sinn gäbe. Wie wenig der „Vollführer" aber vor dem „Erleider" ein Vorrecht auf die auszeichnende Titulatur „Subjekt" hat, geht ja schon daraus hervor, daß der Sinn der Aussage genau derselbe bleibt, wenn ich (mit Umwandlung ins Passiv) sage: „Die Blumen werden von Karlchen begossen." Die (in den meisten Sprachen) übliche Voranstellung des Vollführerworts beruht in keiner Weise darauf, daß dieses etwa ein „Subjektswort" wäre, sondern nur darauf, daß an den betr. Seienden die betr. Tätigkeit ihren Ausgangspunkt hat, ihre Entstehung nimmt. Außerdem genügt ja z. B. im Deutschen ein einziges (lokales oder temporales oder modales usw.) Wörtchen, um ihm sofort die vermeintliche Vorrangstellung zu rauben: „Dort arbeitet Karlchen", „Eifrig begießt Karlchen Blumen" usw., wobei sich auch deutlich zeigt, wie wenig das, was man bisher fälschlich Subjekt nannte, immer der natürliche Ausgangspunkt der Rede ist. Wer etwa darauf den Anspruch des Vollführerworts auf die Bezeichnung als „Subjekt" gründen wollte, der würde gar bald in recht unbequeme Lagen kommen. Dann wäre z. B. in der Anfangsstrophe von Goethes „Heideröslein" die Tätigkeit (des Sehens) „Subjekt"; in der veränderten Form „Ein Röslein sah ein Knabe stehn" wäre das Objekt „Subjekt" und erst in der — vom Dichter nicht gewählten — Form: „Ein Knabe sah ein Röslein stehn", hätten wir den „Vollführer" auch als Ausgangspunkt der Aussage[1]).

[1]) Hier drängt sich der Hinweis auf die — wenn man den wahren Sachverhalt erst einmal erfaßt hat — geradezu komisch wirkende Komplizierung mittels dreier verschiedener Arten von Subjekt und Prädikat, nämlich eines „grammatischen", eines „logischen", eines „psychologischen" auf, wozu man noch als vierte „das normale" fügen könnte. Ich habe im Neuaufbau nicht umhin gekonnt, diese terminologischen Komplikationen (eine unmittelbare Folge der irrigen Auffassung von „Subjekt" und „Prädikat") mit den Epizyklen des Ptolemäus zu vergleichen, die mit der einen Feststellung, daß nicht die Erde, sondern die Sonne im Zentrum steht, sofort erledigt waren.

Der Vollständigkeit halber sei nur noch auf die Möglichkeit der Vermehrung der Zerlegungsglieder der hier in Rede stehenden Wahrnehmung in der Weise hingewiesen, daß der Sprechende noch die Art und Weise (z. B. „mit großem Eifer“), das Mittel oder Werkzeug („mittels einer Gießkanne“) und dgl. mehr präzisiert. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß in unserem Falle – wie übrigens in sehr vielen Fällen – die ausgeübte Tätigkeit durchaus im Mittelpunkte der Aussage steht, daß sie das für die Rollenverteilung der übrigen Glieder Maßgebende, Entscheidende ist. Doch ist damit noch nicht das Recht gegeben, zu sagen, die Verbalform („arbeitet“, „begießt“) sei allein schon das „Prädikat“. Vielmehr kann es nach allem Dargelegten nicht mehr zweifelhaft sein, daß „arbeitet“ bzw. „begießt“ ebenso nur ein Teil des Prädikats, der Aussage, also des Satzes ist, wie „Karlchen“, „Blumen“, „mit Eifer“ usw.; und andererseits, daß der kleine (tätige) Junge nicht allein schon das Subjekt des Satzes, sondern nur ein Teil desselben, ebenso wie die wahrgenommene Tätigkeit, die Blumen, der Eifer, die Gießkanne Teile des Subjekts, des Gegenstandes der Aussage, nämlich des Wahrnehmungsinhalts sind[1]. Als Ergebnis dieser Erörterungen sei nunmehr festgestellt, daß die beiden Termini Subjekt und Prädikat die dominierende Rolle, die sie seit zirka zwei Jahrtausenden — unter Einbeziehung der aristotelischen Ausdrücke *υποκείμενον* und *κατηγορούμενον* — in den Grammatiken okkupiert hatten, ausgespielt haben und — wenigstens in wissenschaftlichen Satzdarstellungen — nur noch genetische Bedeutung beanspruchen dürfen, nämlich so, daß gesagt wird: „Jeder Satz ist das Prädikat zu einem sein Subjekt bildenden Bewußtseinsinhalt.“

Als Abschluß dieses vorbereitenden Teiles sei noch kurz die Frage beantwortet, wie es möglich war, daß ein solcher Irrtum entstand und sich durch so viele Jahrhunderte behauptete. Er entstand, weil die Sprachbetrachtung, insbesondere die Grammatik, sich allzuängstlich an das Schürzenband der Logik

[1] In terminologischer Beziehung sei bemerkt, daß es sich mit Rücksicht auf die Fälle, in denen nicht Tätigkeiten, sondern Zustände (z. B. ruhen, schlafen usw.) vorliegen, empfiehlt, das (ja schon manchmal gelegentlich so gebrauchte) Wort „Träger“ statt „Vollführer“ zu setzen. — Als einheitliche Bezeichnung für Tätigkeit und Zustand habe ich im „Neuaufbau“ das in diesem Sinne noch nicht verwendete Wort „Verlauf“ gewählt.

klammerte, und er erhielt sich so hartnäckig, weil jeder ihn schon in der Vorschule des Gymnasiums, also gewissermaßen mit der Muttermilch, in sich aufnahm und, auf die Autorität von Schule und Wissenschaft hin, ihn sein Leben lang beibehielt — also in ähnlicher Weise wie im Französischen das — zunächst korrekte und normale — grand mère die allmähliche und allgemeine Umbildung des alten Femininums grand zu grande nicht mitmachen konnte, weil jedesmal die Enkelkinder die alte Form in so frühem Alter und so fest in sich aufnahmen, daß auch in späteren Jahren eine kritische Betrachtung und Revision derselben nicht einsetzen konnte.

Die Logik nun hat es in ihren Urteilen mit der Verbindung von Begriffen zu tun. z. B. „Mensch" und „sterblich". Bei der Feststellung der Inhärenz des zweiten zum ersten (die sich keineswegs, wie oft irrig behauptet wird, in Form von sprachlichen Sätzen zu vollziehen braucht, sondern z. B. durch das Bild eines kleineren Kreises — „Mensch" —, der in einem größeren Kreise — „sterblich" — liegt, erfaßt und dargestellt werden kann) kann man nun ganz wohl von dem Verhältnis eines Subjekts („Mensch") zu einem Prädikat („sterblich") sprechen. Die Sachlage ändert sich aber von Grund aus in dem Augenblicke, wo man diesem Denkakt das sprachliche Kleid eines „Satzes" umhängt und sagt: „Der Mensch ist sterblich". Die Philosophen, die, in Verkennung der veränderten Sachlage, auch jetzt noch von Subjekt und Prädikat sprechen wollten, sahen sich sofort durch die Anwesenheit des „ist" in Verlegenheit gesetzt, für das sie in ihrer Not zu der denkbar unsachlichsten Bezeichnung nämlich „Satzband", „Kopula" griffen[1]). In Wirklichkeit liegt jetzt eine Zerlegung des Bewußtseinsinhalts in drei Teile vor: 1. einen Zustand (der durch die Form „ist" als a) gegenwärtig, b) tatsächlich, c) einem einzigen — nicht sprechenden, auch nicht angeredeten — Seienden inhärierend gekennzeichnet ist); 2. dieses Seiende selbst (hier ein Begriff)

[1]) „Denkbar unsachlich" deshalb, weil, wie im „Neuaufbau" ausführlich gezeigt, keine Auffassung dem Wesen, der Natur der Sprache mehr zuwiderläuft, als die — leider auch von Paul geteilte — daß es Wörter gäbe, die zur Verbindung anderer dienten. Alles Sprechen ist lediglich Herzählung der durch Analyse gewonnenen und unter die zugehörigen Begriffe gebrachten („subsumierten") Teile des Bewußtseinsinhalts. Die Beziehungen dieser Teile werden teils durch Wortstellung, teils durch Flexionen, teils durch „Präpo-

3. einen weiteren Begriff, der sich dem Geiste des Sprechenden als mit dem Zustandsbegriff zu einer Einheit verbunden, „legiert", darstellt. Mit anderen Worten: der eben erörterte Satz („der Mensch ist sterblich") ist nicht ein rein logisches Urteil, eine bloße Verbindung von Begriffen, sondern er ist eine Tatsachenangabe, die Mitteillung eines (realen) Sachverhalts (vgl. unsere obige Definition: Satz ist kleinstes Mitteilungsganze). Aber die Ähnlichkeit und auch die innere Verwandschaft dieses Satzes mit dem ihm zugrunde liegenden logischen Urteil ist immerhin eine so große, daß es begreiflich ist, wenn man bei ihm auch von „Subjekt" und Prädikat sprach; heute geschieht dies, nach Aufgabe des ganz unhaltbaren Terminus „Kopula", meist so, daß man „ist" mit „sterblich" zusammen als „Prädikat" bezeichnet. Von diesen, den logischen Urteilen wenigstens materiell nahestehenden Sätzen[1]) aus, bei denen die Termini Subjekt und Prädikat als Charakterisierung der Satzteile noch einen gewissen Sinn haben, hat man sie dann auch — unberechtigterweise — auf alle anderen, die „sekundären", übertragen, bei denen es sich nicht um „Aussagegegenstand" und „Aussage", sondern um einen „Träger" und einen „Zustand bzw. Vorgang", also um ein rein pragmatisches Verhältnis handelt.

Die vorstehende Darlegung über Subjekt und Prädikat hängt nun mit der Frage der „Impersonalia" insofern zusammen, als durch sie die erste Schwierigkeit ihrer Betrachtung hinweg-

---

sitionen", teils überhaupt nicht ausdrücklich angegeben. Die den Satz bildenden Worte sind einfach aneinander gereiht, keines von ihnen „bezieht sich" auf ein anderes, jedes hat seine eigene, selbständige Bedeutung, wie abgeblaßt diese manchmal auch sein mag. Desgleichen gibt es keine Konjunktionen. Was man so nennt, sind entweder Präpositionen oder Relativa.

[1]) Man könnte sie „primäre" nennen, zugleich darum, weil sie implizite jeder anderen („sekundären") Satzformulierung zugrunde liegen. Denn bevor ich einen Satz wie „Karl begießt Blumen" überhaupt aussprechen kann, muß ich im Geiste drei „primäre" Feststellungen gemacht haben: 1. Der Träger der Tätigkeit ist Karl; 2. Die Tätigkeit ist begießen (speziell eine solche, daß ihre genaue Bezeichnung die Form „begießt" erfordert); 3. Der „erleidende" Gegenstand ist eine Blumenmehrheit. Die nur durch kleinste Bruchteile einer Sekunde ausdrückbare Geschwindigkeit, mit der sich die Bildung solcher Hilfssätze beim Sprechakt vollzieht, ist auch eins der Wunder, aus denen sich das große Wunderganze zusammensetzt, das wir Sprache nennen.

geräumt wird, die nämlich, die aus der irrigen Voraussetzung entsprang, daß Wendungen wie „es blitzt", „es regnet" „subjektlose Prädikate" (vgl. Tobler, Delbrück usw.) seien, daß in ihnen also gewissermaßen eine „Aussage-von-einem-Gegenstande" vorläge, die gar keinen „Gegenstand" habe. Eine solche Sinnlosigkeit mochte man der Sprache denn doch nicht zutrauen, und lange Jahrzehnte, bevor Corrodi (a. a. O.) den Gedanken aussprach, das impersonale „es" beziehe sich auf die jeweilige Situation (ein unhaltbarer Verlegenheitsvorschlag!), haben Philosophen und Philologen die verschiedensten Versuche gemacht, — Heyde zählt (a. a. O.) eine ganze Anzahl derselben auf — den Schemen „es" mit einem halbwegs annehmbaren Vorstellungsinhalt zu erfüllen, alle ohne Erfolg. Das sprachliche Verfahren wird aber sofort begreiflich, wenn man, vom Subjekts-Prädikats-Irrtum befreit, im „Satz" nicht eine Verbindung von Begriffen, sondern ein durch Zerlegung eines Vorstellungsinhalts gewonnenes „kleinstes Mitteilungsganzes" sieht. Liegt allem Sprechen (in mehr als eingliedrigen Sätzen, wie sie die Regel, wenn auch keineswegs die „einzig richtige" Art bilden) ein solcher Zerlegungsakt zugrunde, dann ist es auch begreiflich, daß der Sprechende hier und da bezüglich der Natur der festgestellten Teile in Verlegenheit gerät und zu unbestimmten, vagen, verschwommenen, mehr nur andeutenden Ausdrücken seine Zuflucht nimmt, wie ja — ganz abgesehen von unserem „es" — mancher in hastiger Rede eine ihm nicht sofort einfallende Bezeichnung durch „Dingsda" *(chose)* ersetzt. Und unser „impersonales es" ist im Grunde nichts anderes als eine Kurzform von „Dingsda", womit bekanntlich ausgedrückt wird, es sei da eine gewisse, dem Hörer wohlbekannte Sache vorhanden, für die man aber im Augenblick nicht die rechte Bezeichnung fände. Damit wäre dann aber auch der Ausdruck „subjektlos" schon als unzutreffend erwiesen, denn, — wenn ich statt „Subjekt" den richtigen Terminus „Träger" setze — in den in Rede stehenden Fällen („es blitzt" usw.) haben wir nicht Vorgänge, die überhaupt keine Träger haben, sondern solche, von deren Träger der Sprechende im Augenblick eine zu unklare, zu verschwommene Vorstellung hat, um für ihn eine befriedigende sprachliche Bezeichnung zu finden. Danach scheint es, als müßte man statt „un-" oder „einpersönlicher" Verba nunmehr sagen: „Verba" — oder besser „Verbformen" (denn man wird in mancher Sprache z. B. Deutsch,

Englisch) überhaupt kein Verbum finden, das nur in der „es"-Form vorkäme) „die einen Vorgang bzw. Zustand mit unklarem, unerkanntem Träger bezeichnen". Das wäre zweifellos schon ein Fortschritt gegenüber dem Fehlgriff, den Bezeichnungen wie „subjektlos", „unpersönlich" usw. darstellen. Aber das Richtige ist es auch noch nicht. Denn es scheint nur — es ist aber nicht —, daß unser „es" mit seiner Bedeutungsverschwommenheit eine Besonderheit der „Impersonalia" bildete. In Wirklichkeit ist es ein allgemeiner Charakterzug der Sprache – dem obenerwähten „Dingsda" entsprechend – überall verschwommene Bezeichnungen zu setzen, wo keine klare, unzweideutige zur Verfügung steht; also nicht bloß zur Bezeichnung des „Trägers" (fälschlich „Subjekt") der hier erörterten Fälle („es blitzt" usw.).

Ganz geläufig sind jedem im Deutschen Wendungen wie „Ich hab's im Halse"; „er hat es eilig"; „der wird es noch einmal weit bringen" usw., wo genau dasselbe „es" wie in „es blitzt" sich nun als Objekt findet. Ja in „Wie man's treibt, so geht's", sprechen wir es in demselben Atemzuge in beiden Funktionen, als Träger und Erleider, aus. Und nun ziehe man noch einige andere moderne Sprachen hinzu. Da zeigt sich im Englischen gleich eine ungeheuer ausgedehnte Verwendung des „beziehungslosen" it. Neben Wendungen wie *he carries it high*, die unserer vorhin erwähnten Gebrauchsweise entsprechen, kann der Engländer bekanntlich nach Bedarf und Belieben von jedem Substantiv einen Verbalausdruck mit *it* als Objekt bilden: *to foot it*, *to king it*, *to queen it*, *to lord it*, *to earl it* usw. usw. Der Franzose hat sein *le céder*, *l'emporter à qn.* und verschiedene Fälle mit der weiblichen Form *la*, von der der Sprachhistoriker, aber auch nur dieser, weiß, daß sie vom Ballspiel herrühren, *la bailler belle*, *la manquer* usw., von deren Herkunft und genauer Bedeutung die sie gebrauchenden Laien aber keine Ahnung haben. Der Spanier, der Portugiese, der Rumäne bedient sich in solchen Fällen des Plurals des weiblichen Personalpronomens (*haberlas con alg.* usw.), ohne damit irgendeine halbwegs klare Vorstellung zu verbinden. Und nicht auf Nominative und Akkusative beschränkt sich die Sache, sondern auch inhaltslose bzw. -verschwommene Lokalwörter sind vielfach in Gebrauch. Deutsch z. B. „Saßen da mal drei junge Leute in einem Wirtshause beisammen". Französisch: *Il y a à Paris des gens qui.* (während der Altfranzose das *y* nur mit klarer

Beziehung setzte, also entweder *Il a à Paris* oder *il y a* worin *y* = *à Paris* ist, sagte), was völlig zu dem inhaltlosen Gebrauch des englischen *there* stimmt, z. B. *There are in London quarters where* ... Besonders beliebt im Französischen ist auch das Orts- und Quantitätswort *en* mit völlig unbestimmtem Sinne z. B. *en conter*, *en faire de belles*; *en avoir*, *en vouloir à qn.*, *s'en donner* usw. usw. Kurz, keine Sprache trägt das mindeste Bedenken, gelegentlich pronominale oder adverbiale (wir könnten sogar noch verbale dazuziehen z. B. engl. *how do you do?* oder Luthers „tut er uns doch nicht", wo der Reim zeigt, daß nicht „nichts" [mit s] gemeint ist) Wörter und Wörtchen zu gebrauchen, über deren Bedeutung der Sprechende, wenn darüber befragt, keine andere Auskunft geben könnte als die: „Sie bezeichnen gewisse, nicht genauer bekannte Dinge, Orte usw.". Übrigens findet sich solche „Leichtfertigkeit" nicht nur bei kleinen, kurzen Redeelementen und auch nicht nur in der Ausdrucksweise der großen Masse. Selbst die Wissenschaften, unter ihnen die exaktesten, wie Mathematik und Physik, operieren mit Ausdrücken, denen keine Vorstellungskorrelate gegenüberstehen, sondern nur begriffliche Definitionen, wie man sie auch von „es" (*it*, *il*, *le*, *la*, *les*, *en y* usw. in der hier berührten Gebrauchsweise) geben könnte[1]. Kann sich jemand einen mathematischen Punkt (ohne Ausdehnung in Länge, Breite, Dicke) vorstellen? Oder einen unendlichen Raum, eine unendliche Zeit oder Zahl? Die Philosophie definiert „Substanz" als „das unbekannte Seiende, welches als beharrlich und bleibend gegenüber allem Wechsel der Erscheinung gedacht wird und dem Vielen und Mannigfaltigen die Einheit gibt", und trotz des Eingeständnisses der

---

[1]) z. B. „*es* bezeichnet ein als irgendwie wirksam (oder auch „erleidend") gedachtes sächliches Seiendes, über das der Sprechende keine nähere Angabe machen kann". Es wäre dies dann als eine zweite Bedeutung jener allbekannten ersten hinzuzufügen, wonach „es" ein im Bewußtsein des Hörers schon vorhandenes, seinem Geiste schon vorschwebendes sächliches Seiendes bezeichnet; sei es, daß dasselbe kurz vorher ausdrücklich genannt worden ist (z. B. das Paket) oder den Hörer seelisch lebhaft beschäftigt hat (z. B. „es ist angekommen", nämlich das Paket, das der Hörer seit Tagen erwartet). Übrigens kann man unser „es" als sächliches Seitenstück zu „man" bezeichnen, das eine oder mehrere („man prügelt sich") unbekannte — heute auch bekannte — Personen bezeichnet.

völligen Unbekanntheit des Vorstellungsinhaltes betrachtet weder sie noch die Sprache das Wort Substanz irgendwie als minderwertig. Nur das „es" als Bezeichnung eines bloß gedachten und sonst unbekannten Seienden hat es den Philosophen und Philologen angetan, und auch nur in Subjekts-(lies Träger-) Funktion! Denn warum hat man in „es treiben", „es . . . bringen" usw. *treiben* und *bringen* niemals als „objektlos" bezeichnet, oder in il y a, there are (in London) das *a* und *are* als „lokallos" usw.? Die Grammatiker scheinen, wie hypnotisiert, immer nur auf das „es" (*il, it*) der „Impersonalia" gestarrt und darüber den weitausgreifenden Gebrauch, den die Sprache auch sonst von gänzlich verschwommenen Ausdrücken — bei denen man unwillkürlich an Mephistos sarkastischen Ausspruch denken muß: „wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" — macht, völlig aus den Augen verloren zu haben. Sehr zum Schaden der Sache, d. h. der richtigen Erkenntnis und Formulierung!

Wir sind am Ende und haben nur noch das Fazit aus den vorstehenden Darlegungen zu ziehen. Es lautet: Es gibt keine „Impersonalia", keine „un-", „einpersönlichen", Verba, keine „locutions uniformes" (in dem hier in Rede stehenden Sinne) usw. Statt dessen wäre — und zwar in demjenigen Kapitel der Sprachbeschreibung (vgl. „Neuaufbau der Grammatik"), das von dem Gebrauch von „Wörtern und Wörtchen mit abgeblaßter, verschwommener, unklarer Bedeutung" handelt — zu sagen, daß diese „begriffsarmen" Wörtchen nicht bloß Objekte oder Örtlichkeiten usw., sondern auch vielfach den Träger von Zuständen bzw. Vorgängen bezeichnen; und zwar meistens so, daß die letzteren auch — mehr oder weniger — als Inhärenzien anderer („normaler") Träger aufgefaßt werden, z. B. „es blitzt" und „seine Augen blitzen"; „es regnet" und „Steine regneten (auf die Belagerer)". Diese Fälle bieten demnach gar nichts Bemerkenswertes! Eine Zusammenstellung und Aufzählung in den Grammatiken hätte daher nur Sinn bei Verben, die nur in solcher Weise verwendet werden, wie im Lateinischen *piget, pudet, paenitet* usw., im Französischen *falloir*[1]). Man müßte sonst

[1]) Ob es solche Verba auch im Deutschen und Englischen gibt, erscheint mir zweifelhaft — wenigstens wofern man die Betrachtung nicht auf einen eng begrenzten Zeitraum in der Sprachentwicklung und auf ungebräuchliche, d. h. von der Masse nie verwendete Wörter beschränkt, wie „mich gelüstet es" und ähnliche.

konsequenterweise auch alle die Fälle zusammenstellen, in denen „es“ (*it*) sich im Akkusativ (vgl. frz. *le*, *la* usw.) oder in lokaler Funktion (*en*, *y*) findet, was nicht leicht, für das Englische in den Fällen *to king it*, überhaupt nicht möglich wäre.

Hinzuzufügen wäre erstens noch, daß Auslassung des Trägerworts keinen wesentlichen Unterschied bedingt. In (volkstümlichem) *faut une échelle* oder *pluit* oder *ὕει* (vorausgesetzt, daß bei den letztgenannten nicht mehr, wie in alter Zeit, an den Gott Jupiter oder Zeus gedacht wird) drücken die Verba Zustände bzw. Vorgänge als einem (einzigen) unbekannten Seienden inhärierend aus. Es ist also ein solches durch die Verbform ausdrücklich als vorhanden bezeichnet, wenn auch nicht nach seinem Geschlecht bestimmt, wie ja denn auch franz. *il* (gegenüber einem deutschen „es“ und einem englischen *it*, denen „er“ und „sie“ *he* und *she* zur Seite stehen) geschlechtlich weniger differenziert ist, nämlich nur gegenüber dem Femininum *elle*; ob „il“ mit männlicher oder sächlicher Bedeutung empfunden wird, oder gar „zu empfinden ist“, entzieht sich bei der problematischen Existenz des sächlichen Geschlechts im Französischen (*ce*, *cela*, *que*, *quoi*, usw.) jeder Feststellung. Nur daß bei dem *il* an keine männliche Person gedacht wird, wird als sicher gelten können.

Zweitens bedarf es eines Hinweises auf den Fall, daß ein und derselbe Zustand bzw. Vorgang in bezug auf seinen Träger zwiefach gekennzeichnet ist, z. B. „Es steht ein Baum im Odenwald“ (sogar bei transitiven Verben: „es hatten drei Gesellen ein fein Kollegium“), franz. *Il est deux îles, Il se trouve des gens* usw., in welchem Falle die vom Subjekts-Prädikats-Irrtum benommene Grammatik sich mit der wunderlich gekünstelten Annahme (vgl. die Epizyklen des Ptolemäus!) eines „grammatischen“, eines „logischen“ und „psychologischen“ Subjekts bzw. Prädikats aus der schlimmen Verlegenheit, in die sie sich selbst gebracht, zu ziehen suchte. In Wirklichkeit liegt die Sache ganz einfach so, daß die Sprache in solchen Fällen zunächst einen unbestimmten, dann einen bestimmten Träger ansetzt, also ähnlich wie im neufranz. *en voilà une idée* (aus *en voilà une, idée*) wo der Gegenstand zuerst unbestimmt (durch *en*) dann bestimmt durch *idée* bezeichnet ist[1]. Irgend etwas Auffälliges

[1]) Wie das *en voilà une idée* das Produkt einer längeren Entwicklungsreihe ist — nämlich: *en voilà une, d'idées*, dann *en voilà une, d'idée.*, dann *en voila une, idée*, schließlich Zusammenziehung unter

oder mit dem sonstigen Verfahren der Sprache in Widerspruch Stehendes bietet die Erscheinung nicht. Hatte die Sprache erst einmal dem Wörtchen „es“ die zweite (vgl. oben) Bedeutung eines unbekannten Seienden verliehen und es in zahlreichen Fällen da gebraucht, wo es sich um die Hervorbringung eines Vorgangs („es blitzt“ usw.) handelte, so konnte es leicht als dritte Bedeutung die einer unbekannten bei allem Sein und Geschehen suggerierbaren, über allen anderen Kräften also auch Menschenkräften) stehenden Kraft annehmen. Wenn also „ein Sämann ausging zu säen“, so konnte sein Tun als aus einer noch höheren unbekannten Kraft entspringend hingestellt und gesagt werden „es ging ein Sämann aus“ usw., welche Ausdrucksweise dann einen besonderen praktischen Wert dadurch erhielt, daß sie in Fällen, wo eine Hervorhebung des Trägers durch Nachstellung des ihn bezeichnenden Wortes wünschenswert erschien, es ermöglichte, zugleich der (wenigstens für die Prosa)[1] liebgewordenen Gewohnheit, die Zustandsbezeichnung an die zweite Stelle, d. h. hinter das — oder doch hinter ein — Trägerwort zu setzen, treu zu bleiben. Man sieht, daß auch hier nicht der mindeste Anlaß vorliegt, von „un-“ oder „einpersönlicher“ usw. Ausdrucksweise zu sprechen, sondern daß eine wissenschaftliche, den Dingen auf den Grund gehende, altererbte Vorurteile über Bord werfende Betrachtungsweise nur zu der einen Formulierung führen kann: Verdoppelung der Trägerangabe unter Verwendung des Wörtchens „es“, und zwar zunächst in der dritten (eine unbekannte Kraft ausdrückenden), sodann, infolge allmählicher Bedeutungsabschleifung und -schwächung, wieder in der zweiten Bedeutung, d. h. so, daß es, flüchtig und ver-

---

Tilgung des Kommas — so wird sich auch die Verdopplung des Trägerausdrucks allmählich herausgebildet haben. Im Deutschen vielleicht von den Fällen aus, wo die Möglichkeit bestand, das beteiligte Seiende sowohl als Ort wie auch als Träger des Vorgangs aufzufassen. Also 1. Es rauscht in den Schachtelhalmen; 2. Die Schachtelhalme rauschen; 3. Es rauschen die Schachtelhalme. — Im Französischen und Englischen ist für den Numerus des Verbs der unbestimmte, im Deutschen der bestimmte Träger entscheidend.

[1]) Bekanntlich hat Goethe sein „Heideröslein“ ursprünglich mit „Es sah ein Knab' ein Röslein stehn“ anfangen lassen, dies aber später als zu prosaisch aufgegeben und durch „Sah ein Knab' usw.“ ersetzt.

schwommen, ja von den meisten überhaupt nicht mehr in seiner Bedeutung empfunden, also als „Schlackenwort“, ein unbekanntes Seiendes als bei dem (dem bestimmten Träger zuzuschreibenden) Vorgange irgendwie mitbeteiligt andeutet.

Berlin-Schlachtensee. Theodor Kalepky.

A PROPOS D' «UNE TÉNÉBREUSE AFFAIRE»

(Note sur une source de Balzac).

Quiconque a lu ce roman si riche en péripéties, *Une Ténébreuse Affaire,* ne peut oublier que l'enlèvement du comte Malin de Gondreville en constitue l'épisode central. Cet épisode, dont le motif et certaines circonstances restent obscurs pendant tout le récit proprement dit, n'est expliqué qu' à la fin de l'ouvrage, dans une conclusion présentée comme une manière de post-scriptum, et sur laquelle, sans préjudice de quelques remarques de moindre importance, je voudrais attirer l'attention.

On sait depuis longtemps que le rapt du comte Malin de Gondreville a été inspiré à Balzac par celui tout semblable du sénateur Clément de Ris, arraché de sa maison aux environs de Tours par six hommes masqués, le 23 septembre 1800, détenu pendant dix-huit jours dans un caveau souterrain, relâché ensuite, et retrouvé dans la forêt de Loches le 11 octobre. Des chouans alors furent emprisonnés, jugés d' abord par une cour militaire siégeant à Tours, puis rejugés ensuite, après cassation du premier arrêt, par un tribunal spécial réuni à Angers.[1]) Balzac nous a dit lui-même que cet enlèvement sensationnel, qui fit condamner à mort plusieurs des inculpés, et qu'il nous représente comme un crime de police combiné par Fouché pour perdre des innocents, ne lui avait pas été inconnu: la première édition d' *Une Ténébreuse Affaire,* en 1842, était en effet précédée d'une importante préface qui contenait, sur l'affaire Clément de Ris, des détails du plus haut intérêt.

Or la conclusion du roman, fort intéressante par les vues historiques qu'on y découvre, plus intéressante peut-être par la mise en scène qui s'y déploie, dépasse de beaucoup le fait-

[1]) *Archives nationales.* F[7] 6256.

divers qui a frappé la curiosité des contemporains. La mise en accusation des frères de Simeuse, de leurs cousins d'Hauteserre et du garde Michu, résulte accessoirement de l'invention de policiers habiles décidés à exercer une vengeance purement personnelle. Mais ces policiers servent en même temps les intérêts de Fouché leur maître, dont l'objectif est de ravir à Malin de Gondreville des documents compromettants, preuve d'une intrigue où lui-même a imprudemment trempé et qu'il lui importe de faire disparaître.

Donc Balzac raconte que les papiers détenus par le sénateur, mais qu'il a brûlés de sa propre main avant l'arrivée de ceux qui l'ont séquestré, étaient les proclamations imprimées au moment de Marengo, lorsque les adversaires du Premier Consul, escomptant sa défaite, se proposaient, en le mettant hors la loi, de ressaisir le pouvoir et d'y ramener avec eux le personnel révolutionnaire de l'ancienne Montagne. Il nous fait assister rétrospectivement à cette conspiration qui se noue sans préparation par une nuit de juin 1800, vers trois heures du matin, à la fin d'une soirée donnée au ministère des Relations extérieures. Les conjurés sont Fouché, Talleyrand et Siéyès, auxquels s'ajoute bientôt Carnot, tandis que Malin, qui s'est glissé par surprise dans cette compagnie, ne joue qu'un rôle de comparse et d'exécuteur.

Les grands acteurs de la scène dont il s'agit, tous profondément engagés dans la Révolution, sont unanimement décidés à empêcher le retour de l'ancien régime, retour qui mettrait peut-être en danger leur existence, mais qui, dans tous les cas, serait contraire à leurs intérêts[1]). Réfugiés dans un boudoir, protégés contre les indiscrétions par un verrou qu'ils poussent d'abord, mais qu'ils dégagent ensuite au bon moment, lorsqu' arrive Lucien Bonaparte, ils sont vite d'accord sur la ligne de conduite qu'il leur faudra suivre. Leurs raisons en somme sont celles que fera valoir trois ans plus tard le notaire Grévin à son ami Malin, acheteur de la terre de Gondreville, dans les semaines qui précéderont la conspiration de Pichegru: «Comment!

---

[1]) Il faut noter ici que Balzac les absout. Je transcris: «Nous avons tous les mêmes intérêts, dit péremptoirement Siéyès, et nos intérêts sont d'accord avec celui de la patrie.» Et encore: «En effet, reprit de Marsay après une pause, ces hommes avaient raison, messieurs! Ils ont été grands dans cette crise, et j'eusse fait comme eux.»

tous ceux qui ont coupé le cou à Louis XVI sont dans le gouvernement: la France est pleine d'acquéreurs de biens nationaux, et tu voudrais ramener ceux qui te redemanderont Gondreville?»

Il semble certain que la scène placée par Balzac au ministère des Relations extérieures lui a été inspirée par un passage des *Mémoires, Journal et Souvenirs* publiés en 1828 par Stanislas de Girardin, fils du célèbre marquis propriétaire du domaine d'Ermenonville, où mourut J.-J. Rousseau. Le décor est différent: il s'agit d'une conversation qui se passe à la campagne, le 10 prairial an VIII, et qui s'engage à dix heures du soir, pour finir à deux heures du matin, entre trois interlocuteurs seulement, désignés par les numéros 1, 2, 3, dont l'un est l'auteur lui-même, alors membre du Tribunal. Elle commence toutes portes ouvertes, mais, lorsqu'elle prend une tournure grave, on a la précaution de ne la continuer qu' à huis clos. Le débat n'envisage pas la défaite de Bonaparte, au contraire du roman, mais bien sa mort sur le champ de bataille. Pourtant, dans la nuit propice, la question posée est bien la même: savoir en quelles mains seraient alors remises les destinées de la France. En conséquence les trois interlocuteurs prononcent les noms des personnages les plus en vue de l'époque, dont quelques-uns sont ceux-là même que Balzac a mis en scène. L'examen des deux textes, celui de Girardin[1]) et celui de Balzac, permet toute une série de rapprochements.

On lit dans Girardin qu'aussitôt le Premier Consul parti pour l'Italie, Siéyès a recommencé d'intriguer, que les commissions législatives ont été convoquées, et que, Lucien Bonaparte s'étant abstenu de se joindre à ses collègues, — comme aussi bien il est absent chez Balzac pendant toute la durée du conciliabule secret —, un membre de l'assemblée a exposé le motif de cette réunion, en faisant ressortir que le chef de l'État pouvait trouver la mort au milieu de son entreprise. «Un coup de fusil, dit-il, peut à tout instant le priver de la vie.» D'où ces trois points à considérer: «a) Après sa mort, que deviendrait la France? b) Que deviendrions-nous, nous, républicains qui avons voté la condamnation de Louis? c) Supposons que Bonaparte soit tué au moment où cette nouvelle sera parvenue au gouvernement:

[1]) Stanislas de Girardin: *op. cit.* T. III. p. 175 et sq.: *Conversation remarquable.*

il se formera un Conseil qui sera vraisemblablement formé des consuls et des ministres.» Ici Balzac traduit, mais avec une saisissante concision, et en faisant parler chacun de ses personnages. C'est Carnot qui pose la question. «De quoi s'agit-il?» Et voici les réponses: «a) De la France, dut dire le prince (Talleyrand). — b) De la République, a certainement dit Fouché. — c) Du pouvoir, a dit probablement Siéyès.»

Pour ces trois hommes, comme pour le parti qu'ils représentent, la grosse affaire est le maintien des situations acquises et la certitude qu'ils ne seront pas inquiétés comme régicides. «Tout ce que Siéyès craint, écrit Girardin, c'est d'être perdu pour avoir voté la mort.» Ce qu'il veut, c'est «la faculté de manger tranquillement l'argent qu'il a touché comme directeur et comme consul. Ainsi *sécurité* est la bannière sous laquelle Siéyès, Chénier et C[ie] viendront toujours se ranger, lorsqu'ils verront que le pouvoir ne peut leur appartenir.» Ou, en termes plus généraux: «Ce n'est pas ses goûts qu'il s'agit de suivre, mais c'est sa fortune, sa tête qu'il faut conserver; c'est sa tranquillité, le bonheur des siens qu'il faut assurer; c'est la voix impérative de la nécessité qui dicte le parti qu'il faut prendre dans certaines circonstances.» Balzac n'a garde de ne pas mentionner ce point de vue éminemment utilitaire, mais avec plus de brièveté, et, partant, avec plus de force: «Et, dit le Ministre des Affaires Etrangères, nous sommes tous intéressés au maintien de la Révolution française; nous avons tous trois jeté le froc aux orties; le général a voté la mort du roi. Quant à vous, Malin, vous avez des biens d'émigré.»

Ces considérations règlent chez Girardin l'attitude des conjurés et orientent leur choix quant au régime qui succédera éventuellement au consulat de Bonaparte. D'une manière accessoire, ils sont d'avis que la France ne doit plus être gouvernée par un soldat vainqueur, car leurs rancunes sont vives, et tous ont supporté avec impatience la domination de l'homme de Brumaire: «On passe en revue tous les militaires, lisons-nous: Masséna, Bernadotte; Moreau fixe plus longtemps la discussion; ses opinions politiques sont peu connues, son caractère est faible, enfin cet homme n'offre point de garanties suffisantes. D'ailleurs on ajoute: qu'ils ont trop à se plaindre de Bonaparte pour vouloir jamais consentir à donner leurs suffrages à un militaire.» Ecoutons maintenant Balzac: «Enfin, tranchons le mot, dit Fouché: que ferons-nous si le premier consul est vaincu? ... Resterons-nous ses humbles serviteurs? ... — Il a plus de pouvoir

que n'en avait Cromwell, ajouta l'évêque ... — Nous avons un maître, dit Fouché. — Je suis de l'avis de Carnot, dit Siéyès. Si Bonaparte revient défait, il faut l'achever: il nous en a trop dit depuis sept mois.»

Quant au fond du débat, on convient, conformément aux préoccupations d'ordre personnel qui assiègent les conjurés, de remettre la France dans les voies de la Révolution, afin d'éviter un retour à l'ancien régime: «Le nom de Carnot est prononcé, rapporte encore l'un des interlocuteurs de Girardin. Des objections sont sur-le-champ présentées. Il a été fructidorisé. Il est conséquemment l'ennemi des auteurs de cette journée. Mais on répond: qu'il a voté la mort, qu'il a été membre du comité de salut public, qu'il ne consentira pas à transiger avec les royalistes. Il assure aux conventionnels la plus complète sécurité. Il tient aux militaires, par les plans des belles campagnes de 1793, dont il est l'auteur. Il est l'ami intime de Moreau.» Et Girardin ajoute un peu plus loin: «Carnot ... croirait ne pouvoir régner qu'en ramenant les principes du comité de salut public.» Tels sont bien les sentiments que Balzac prête à Carnot. Il le montre reportant ses espoirs sur Moreau, au cas où Bonaparte serait vaincu: «Trouvez-moi un homme sûr pour correspondre avec Moreau, car l'armée d'Allemagne deviendra notre seule ressource.» Il fait également de lui le partisan d'une politique révolutionnaire: «La France, répliqua sentencieusement Carnot, ne pourra résister qu'en revenant à l'énergie conventionnelle.»

D'autres traits, épars chez Girardin, sont également indiqués dans la conclusion de Balzac. C'est d'abord la défiance des conjurés pour Lucien Bonaparte, frère du tyran, pour Cambacérès, un modéré qui n'a pas donné de gages suffisants au parti de la Montagne, pour Lebrun, qui passe pour royaliste, personnages dont aucun ne saurait figurer dans le gouvernement futur. C'est la pleine adhésion de Fouché, qui n'a pas encore commencé sa volte-face, à l'état de choses créé par la Révolution française. C'est enfin la communauté d'intérêts qui lie Fouché, Talleyrand et Siéyès. A la différence du conciliabule relaté par Girardin, où Carnot est désigné pour prendre la succession du Premier Consul, les conspirateurs de Balzac décident de se constituer en Directoire, comme il est naturel qu'ils le fassent, étant donné qu'ils prennent personnellement l'initiative de pourvoir à l'avenir de la France. Quant au fait lui-même qui rendra vaine toute la conjuration, il est mentionné à la fois dans les deux textes que

nous nous occupons de confronter: «Le malheur que nous pouvons craindre n'arrivera jamais, déclare l'un des personnages de Girardin. Bonaparte victorieux contraindra les ennemis de la France à consentir à une paix devenue nécessaire.» On lit pareillement chez Balzac: «Cet homme n'a pas encore été vaincu, s'écria Carnot avec un accent de conviction, et il vient de surpasser Annibal.»

Tous ces rapprochements doivent convaincre. Ils prouvent aussi que l'imitation de Balzac n'est pas un esclavage. Il y a loin des pages ternes et assez lentes de Girardin au récit bref et serré qui illumine *Une Ténébreuse Affaire.* Mais l'idée première de la scène nocturne où l'on se partage déjà, à la veille de Marengo, la succession du Premier Consul, cette idée a été empruntée par le grand romancier au ci-devant marquis passé à la Révolution, puis devenu tribun de Bonaparte. Balzac a trouvé dans ses *Mémoires* les faits dont il avait besoin, ainsi que les noms de Siéyès et de Carnot, puis encore celui de Talleyrand, dont le rôle dans un pareil complot était d'ailleurs facilement présumable, tandis que l'affaire Clément de Ris avait suffi à le mettre sur la piste de Fouché, à peine mentionné par Girardin. Fureteur, chercheur, ami d'une documentation exacte, il a consulté des documents imprimés quand il pensait qu'ils devaient lui apporter des renseignements profitables.

Chose tout à fait digne de remarque, il a dissimulé qu'il avait eu recours à des livres, et, quand la critique l'a laissé entendre, il a riposté par une réponse qui laissait croire qu'elle se trompait, un romancier de son envergure n'ayant pas besoin des ouvrages des autres pour nourrir son inspiration. En effet, comme *Une Ténébreuse Affaire* venait de paraître en feuilletons dans le journal *Le Commerce,* une polémique de presse révéla que l'aventure du sénateur Malin était celle de Clément de Ris, racontée tout au long par la duchesse d'Abrantès dans ses *Mémoires,* qu'elle avait publiés de 1831 à 1835. On en pouvait conclure que ces *Mémoires* avaient donné naissance au roman, que celui-ci, par une habile transposition, en était issu. C'est alors que Balzac entreprit de combattre cette opinion: d'où la préface qu'il écrivit en 1842 pour la première édition de son livre, et qui figure aujourd'hui dans ses *Œuvres diverses.* A l'en croire, les rôles doivent être intervertis: ce n'est pas lui qui serait le débiteur de Mme Junot d'Abrantès, mais c'est elle au contraire qui lui serait redevable de toute son information: «En 1823, dix

ans avant que Mme la duchesse d'Abrantès eût la pensée d'écrire ses *Mémoires*, dans une soirée passée au coin du feu à Versailles, l'auteur, causant avec Mme d'Abrantès, lui raconta le secret de cette affaire.» Si donc il y a des divergences entre les deux versions, elles ne peuvent être imputables qu'à la mauvaise mémoire de la duchesse.

Comme Mme d'Abrantès est morte en 1838, Balzac ne craint plus de démenti, et aussi bien est-il possible que la conversation de 1823 ait eu réellement lieu, puisque, de l'un à l'autre, les relations étaient anciennes. Mais, ce qu'il y a de sûr, c'est que Balzac ne possédait pas à cette époque une documentation complète et qu'il n'a pu donner alors à son récit la forme définitive qu'il revêt dans son roman: tout au plus connaissait-il les grandes lignes de cet événement par son père, fixé à Tours au moment du rapt de Clément de Ris, et qui avait évidemment gardé la mémoire d'un fait-divers aussi mystérieux. Ne doit-il rien pourtant à celle que ses adversaires ont désignée comme son modèle? Il semble bien qu'il s'est reporté à la rédaction de Mme Junot d'Abrantès: «Les trois prêtres, écrit-il, avaient les figures blêmes et impassibles que vous leur avez connues». Mais elle dit de son côté: «Alors ces hommes au pâle visage, dont je vous ai parlé, ne laissèrent même pas errer sur leurs lèvres le sourire sardonique qui les desserrait quelquefois», ou encore: «Clément de Ris . . . se tint en garde contre les hommes pâles». En outre l'explication qu'elle donne de l'assassinat du duc d'Enghien est la même que celle adoptée par Balzac: ce n'est point Napoléon qui aurait prémédité l'exécution du prince, mais bien le parti révolutionnaire, qui voulait le lier à lui par un lien indestructible, et lui faire jeter à l'Europe, comme un défi, une tête royale.

Mais voici maintenant une objection beaucoup plus importante. Balzac d'autre part reproche à Mme d'Abrantès une erreur et une faute. L'erreur, c'est que les papiers compromettants n'ont pas été détruits par les policiers, mais bien par Clément de Ris lui-même. La faute, c'est qu'elle a tronqué la scène qui sert de conclusion au roman, par «animadversion» envers le prince de Talleyrand. Le premier grief est négligeable. Quant au second, il se retourne au contraire contre celui qui le formule, puisque j'ai prouvé que cette scène, dans un décor d'ailleurs modifié et sous une forme beaucoup plus dramatique, avait été composée d'après des documents empruntés à Stanislas de

Girardin. Il suit de là que la date de 1823, à laquelle Balzac prétend avoir tout connu, est forcément inexacte, puisqu'en effet les *Mémoires* de Girardin ont été publiés seulement en 1828.

Mais passons. Dans sa *Préface* de 1842, Balzac a prétendu qu'il tenait le secret de l'affaire Clément de Ris d'un membre de sa famille, à qui le sénateur aurait montré l'endroit où les proclamations et tous les papiers nécessaires à la formation d'un gouvernement révolutionnaire avaient été brûlés. Il assure de même que la scène des Affaires Etrangères, «dont l'authenticité ne saurait être révoquée en doute», fut racontée, «à propos du procès d'Angers, par un des triumvirs oculaires et auriculaires». Nous sommes ici en pleine documentation orale. De la manière qu'elle nous est présentée, elle n'est pas vraisemblable. Dans la famille de Balzac, à qui Clément de Ris aurait-il fait d'aussi graves confidences? A son père? Le fils n'aurait pas manqué de nous le dire [1]). Ce père ôté, il n'est pas de nom qui se présente.

[1]) Ici je me sépare de M. Marcel Bouteron. Il veut bien m'écrire que M. Balzac père connaissait Clément de Ris, donc qu'il lui semblait avoir eu à la documentation d'*Une Ténébreuse Affaire* plus grande part que je ne lui en accorde. Je ne suis pas de son avis. Beaucoup de gens en Touraine connaissaient Clément de Ris et même avaient pu correspondre avec lui, comme c'est le cas de M. Balzac père, mais il n'en faut pas conclure qu'il leur ait fait des révélations: le secret n'eût pas été gardé bien longtemps. La préface de 1842 nous représente un Clément de Ris aussi loquace, plus loquace même que celui de Mme d'Abrantès, peut-être par imitation. Comme Balzac, elle aurait connu quelqu'un qui avait recueilli des demi-confidences. Elle écrit en effet ceci (T. IV p. 556): «Quelques jours après son retour chez lui — je ne sais pas précisément l'époque — une personne *que je connais* fut voir Clément de Ris à Beauvais. Elle le trouva triste . . Ils se promenèrent. En rentrant dans la maison, ils passèrent près d'une vaste place de gazon, dont les feuilles jaunes et noircies contrastaient avec la verdure chatoyante et veloutée des belles prairies de la Touraine à cette époque de l'année. La personne qui était venue le visiter en fit la remarque et lui demanda pourquoi il permettait à ses domestiques de faire du feu sur la pelouse qui était en face de ses fenêtres? Clément de Ris regarda cette place qui pouvait avoir quatre pieds de diamètre, mais sans surprise. Il est évident qu'il la connaissait déjà. Néanmoins son front devint plus soucieux. Une expression de peine profonde se peignit sur son visage toujours bienveillant. Il prit le bras de son ami et s'éloignant d'un pas rapide: — Je sais ce que c'est, dit-il, ce sont ces misérables! Je sais ce que c'est. Je ne le sais que trop!» Il

Quant à l'aveu d' «un des triumvirs oculaires et auriculaires», il est tout aussi peu croyable. Ce triumvir — or dans *Une Ténébreuse Affaire* il y a cinq acteurs, mais trois chez Girardin — se serait confessé «à propos du procès d'Angers». Ici l'impossibilité est flagrante. Quel homme politique imprudent, à un moment où le Premier Consul était vainqueur et tout-puissant, aurait donc commis la légèreté de révéler une conspiration à laquelle il avait pris part récemment, et que son intérêt bien clair lui commandait de ne pas dévoiler?

Il a donc plu à Balzac de taire qu'il avait eu recours à des documents écrits, sans doute parce que ce procédé d'information lui semblait d'un ordre inférieur et parce qu'une telle méthode de travail, bonne peut-être pour des professeurs, a quelque chose d'un peu bourgeois. Il préférait assurément, ce qui est bien dans la note générale de son caractère, passer pour l'homme à la famille puissante dont les proches étaient en relations avec les grands de la terre, pour le romancier pénétrant aussi bien qu'inspiré qui n'ignorait rien du secret des chancelleries, enfin pour l'écrivain qui savait ce que personne ne pouvait savoir, même quand il s'agissait de conversations protégées par le huis-clos le plus absolu, et de négociations politiques qui mettaient en jeu l'existence des Etats.

Pourtant, s'il fallait retrouver les étapes de l'enquête balzacienne et reconstituer le travail de recherches qui a précédé la composition d' *Une Ténébreuse Affaire*, on pourrait arriver à des approximations satisfaisantes. Négligeons les affirmations contenues dans la *Préface* de 1842 et dont on vient de voir que

---

est certain que Clément de Ris n'eût pas répondu à une pareille question, par crainte d'éveiller les soupçons sur son propre rôle. M. Ch. Rinn, dans la *Revue des deux Mondes* du 1er novembre 1907, a écrit un article intitulé : *La première arrestation de Clément de Ris (1794).* Il y rappelle l'enlèvement de 1800, resté mystérieux, dit-il, et il ajoute cette observation : «Trop de gens avaient intérêt à ce que la lumière ne fût pas faite, à commencer par le principal intéressé lui-même» (p. 195). Puis, en note: «Interrogé par ses amis, par ses proches, par ses enfants, sur ce qu'il savait de son enlèvement, toujours M. Clément de Ris se dérobait: — Ne parlons pas de cela, répondait-il invariablement. Jamais on n'en put tirer autre chose. Nous avons eu communication de sa volumineuse correspondance, de tous ses papiers, et nous n'y avons rien trouvé jusqu'ici qui ajoute à ce qu'on sait déjà, ou plutôt à ce qu'on ne sait pas». Un pareil muet ne devait pas retrouver sa langue devant des étrangers.

certaines ne peuvent convaincre. Quel est l'informateur de Mme d'Abrantès? C'est sans doute le même que celui de Balzac, soit qu'il leur ait fait à tous les deux ensemble le même récit, soit qu'ils l'aient consulté successivement, hypothèse que l'examen des dates rend infiniment plus probable. Ici du moins on peut prononcer un nom, et proposer une identification difficile à combattre, même si l'on préfère admettre au contraire que Balzac a transmis à Mme d'Abrantès les renseignements qu'il avait été le premier à recueillir.

Parmi les personnages qui sont les acteurs de la *Comédie Humaine* se trouve en effet le juriste Bordin, procureur au Châtelet avant la Révolution, puis avoué au tribunal de première instance de la Seine sous l'Empire, et qui aurait eu pour successeur Derville, *alias* Guyonnet-Merville, l'ancien patron de Balzac. Ce Bordin, fidèle à la cause de la noblesse, figure dans quatre romans: *La vieille Fille* (1836), *L'Interdiction* (1836), *Une Ténébreuse Affaire* (1841), *L'Envers de l'Histoire contemporaine* (1843—1845). Dans ce dernier ouvrage, il plaide pour Mme Bryond des Tours-Minières, inculpée dans une grave affaire de chouannerie, tout comme il est l'avocat des accusés dans le procès Michu-Hauteserre-Simeuse. On voit par les dates que ce personnage ne prend existence qu'en 1836, quand Mme d'Abrantès à déjà fait paraître ses *Mémoires*.

Or le prototype de Bordin ne peut être que le fameux Chauveau-Lagarde, une des gloires du barreau, mort plus qu'octogénaire en 1841, avant les attaques de presse auxquelles Balzac répond par sa *Préface*. Chauveau-Lagarde, avocat au Parlement de Paris dès 1783, et d'abord favorable à la Révolution, défend avec le plus grand courage, devant le tribunal révolutionnaire, un grand nombre de suspects et de ci-devants; il conseille Bailly et Mme Roland, plaide pour Marie-Antoinette, Charlotte Corday, les Girondins et Mme Elisabeth, est sur le point d'être condamné lui-même, mais survit à la tourmente; il devient en 1806 avocat au Conseil d'État et trouve un siège en 1828 à la Cour de Cassation. Si l'on ne peut parler de similitude absolue, du moins l'analogie des deux carrières est-elle frappante.

Cependant il y a plus, et les biographies se rejoignent en deux points décisifs. En effet Chauveau-Lagarde a plaidé, devant les Cours militaires réunies à Tours et à Angers, la cause des chouans poursuivis pour avoir enlevé le sénateur Clément de Ris, atten-

tat qui fournit le sujet d' *Une Ténébreuse Affaire*, et, de plus, il a défendu Mme Hélie de Combraye et sa fille Mme Aquet de Férolles dans le procès de chouannerie qui devait conduire sur l'échafaud, le 9 janvier 1808, Armand Le Chevalier dont elles étaient complices. C'est de ce dernier fait politique que Balzac a tiré *l'Envers de l'Histoire contemporaine*. La conclusion s'impose: Bordin et Chauveau-Lagarde ne sont qu'un seul et même homme.

C'est donc cet avocat qui a documenté Balzac sur l'enlèvement de Clément de Ris. Il lui a appris comment, de 1799 à 1806, il avait existé des cours spéciales qui jugeaient sans jurés, en opposition avec le Code de Brumaire an IV, dont le romancier a cru préférable de faire bénéficier ses personnages, mais pour des raisons qu'il indique scrupuleusement. Il lui a raconté par le menu ses impressions d'audience, que Balzac a utilisées pour la scène du procès Michu-Simeuse. Il lui a fait partager sa conviction que les accusés étaient innocents, victimes d'une machination de police organisée par Fouché, ce qu'affirme Biré[1]), mais que contestent la plupart des biographies, tandis qu'aux yeux de M. Madelin[2]) l'affaire demeure obscure.

Par lui encore Balzac a su le rôle qu'avait joué le colonel Viriot, dont nous parle la *Préface* de 1842. A l'appui de ses dires, Chauveau-Lagarde lui a apparemment signalé la lettre adressée le 18 octobre 1830 au roi Louis-Philippe par le colonel: «Je refusai de signer l'arrêt inique; je proclamai hautement l'innocence des accusés, résultant évidemment de l'instruction; je fis plus; je fis connaître les vrais coupables et je dévoilai tout le complot; mais ma voix fut étouffée.» Balzac, fidèle aux lignes générales, aura fait sans doute moins attention aux détails, car il attribue à cet officier les fonctions de commandant de la place de Tours; comme tel, Viriot aurait visé le passe-port de l'agent de police, principal acteur du drame, ce qui l'aurait mis en éveil, de telle sorte qu'ensuite, nommé membre de la Cour militaire, il avait refusé de signer l'arrêt et protesté contre la condamnation des accusés. Or Viriot, simple capitaine en 1800, n'a jamais commandé à Tours[3]).

---

[1]) Biré: *Balzac et Napoléon*, dans *Le Correspondant*, 10 déc. 1894.

[2]) L. Madelin: *Fouché* p. 325.

[3]) La *Préface* de 1842 raconte qu'un mois environ après la publication d' *Une Ténébreuse Affaire* dans le journal *Le Commerce* (janvier-février 1841), Balzac a reçu la visite du colonel Viriot. On

D'autre part Chauveau-Lagarde a reçu les confidences des inculpés, qui n'avaient pas à lui cacher quoi que ce fût, pas

---

peut se demander si cette entrevue a eu réellement lieu, car le récit, malgré ses précisions, est suspect en plusieurs de ses points. Voici le passage: «— Comment n'êtes-vous que colonel et sans aucune retraite? — Je suis colonel depuis 1800, et je dois ma longue disgrâce à l'affaire qui fait le fond de votre ouvrage . . . — Le colonel Viriot commandait à Tours quand s'est passé, aux environs de cette ville, l'affaire Clément de Ris, et, après cassation du premier arrêt, car les accusés ont été soumis à deux juridictions, le colonel fut nommé membre de la cour militaire spéciale instituée pour rejuger l'affaire. Or le colonel, comme commandant de la place de Tours, avait *visé* le passeport de l'agent de police, acteur de ce drame, et, quand il devint juge, il protesta contre l'arrêt, se rendit auprès du Premier Consul afin de l'éclairer.» Viriot, engagé à 17 ans en 1791, n'était en 1800 que capitaine-adjoint de la 22e division militaire (Tours); après son refus de signer le jugement, il fut rayé des contrôles de l'armée. C'est encore comme capitaine que, sous l'Empire, il fut pris en qualité d'instructeur par le prince Maurice d'Isenburg, qui levait à Cassel un régiment afin de l'offrir à Napoléon. Au bout de huit mois, le prince le congédia en lui accordant le titre honorifique de lieutenant-colonel, grade non enregistré à Paris (cf. G. Lenôtre: *Vieilles maisons, vieux papiers* T. II, p. 205—228, article sur le colonel Viriot). Le rôle de Viriot en 1814 et 1815 avait été signalé par différents ouvrages, ainsi que celui de l'avocat Frantz, de Sarrelouis, également mis en cause, et Balzac n'avait pas besoin d'une entrevue avec le colonel pour le connaître. D'autre part aucun des rapports officiels que transcrit G. Lenôtre, aucun des mémoires rédigés par Viriot lui-même ne signalent l'existence d'un passeport de policier, visé dans les bureaux de la place, et qui aurait déterminé la conviction du colonel: on pourrait être tenté de découvrir ici le travail d'un romancier qui cherche à recoudre ensemble des faits dont il croit apercevoir le lien. Viriot aurait-il commis d'aussi énormes erreurs? Le moins qu'on puisse dire, c'est qu'en tout cas ces inexactitudes sont un peu surprenantes dans un compte-rendu qui relate une conversation vieille tout au plus de quelques mois, peut-être même de quelques semaines. Le véritable point de vue du colonel est d'ailleurs exposé dans la lettre qu'il a écrite au roi Louis-Philippe, et il est sensiblement différent de celui de Balzac: «Cependant *ce n'était que par méprise que le sénateur avait été enlevé;* les agents de l'homme en place (Fouché) qui avait ourdi le complot devaient *saisir un autre personnage* et lui enlever des papiers; dès que le coup fut manqué, ils passèrent à l'étranger». Il faut noter pourtant, au bénéfice de Balzac, que Viriot, bien vivant en 1842, n'a ni protesté, ni rectifié.

plus que Mlle de Cinq-Cygne et les Simeuse à Bordin, et il ne les a pas tenus pour criminels. Ce qui déroute ici les historiens, c'est que, sauf Mme d'Abrantès et Balzac — je mets de côté Hyde de Neuville, dont les *Mémoires* ont paru seulement en 1888 — aucun contemporain ne nous dit que Clément de Ris était en possession de papiers importants qui auraient été brûlés vers l'époque de l'attentat. Mais il est très vraisemblable qu'un incident d'audience que nous ne connaissons pas — car ni le *Moniteur* ni aucun autre journal n'ont rendu compte du procès — aura mis l'avocat sur cette piste: il lui suffisait d'ailleurs qu'au jour de l'attentat les ravisseurs eussent sommé Clément de Ris de leur montrer ses papiers, ce que l' instruction avait établi.

Reportons-nous en effet au roman. Mlle de Cinq-Cygne, pour expliquer son emploi du temps, dépose incidemment qu'en rentrant chez elle, elle a vu dans le parc une épaisse fumée. Cette fumée lui a fait croire à un incendie, d'autant plus que le vent lui a apporté des débris de papier brûlé. Là-dessus, Bordin réclame une enquête à laquelle il renonce bien vite, parce qu'il sait qu'on lui cacherait la vérité. Pourtant il fait assigner deux ouvriers qui avouent avoir labouré, par ordre du garde, une portion de pré dont l'herbe était brûlée. Le garde témoigne de même, sans fournir de détails plus précis. Sur question posée à Malin, celui-ci répond qu'aucun papier n'a été détruit dans son parc[1]). Bordin, qui sent que ce mystère est toute la clef du procès, ne possède que des présomptions et ne peut étreindre aucune preuve.

C'est sans doute bien ainsi que les choses se sont passées dans la réalité. Chauveau-Lagarde n'a pu arracher aucun aveu. Il a dû se contenter de déclarer dans sa plaidoirie qu'il se sentait entouré de ténèbres, et qu'il se trouvait en présence d'une affaire mystérieuse que le temps seul pourrait éclaircir, puis jeter au tribunal quelques phrases semblables à ces mots troublants prêtés par Balzac à M. de Granville, qui se partage avec Bordin la défense des accusés: «Vous devez bien plutôt chercher la masse de papiers qui s'est brûlée chez le sénateur, et qui révèle des intérêts plus violents que les vôtres, et qui vous rendraient compte de son enlèvement.» Enfin la protestation du

[1]) Lors des procès de Tours et d'Angers, les inculpés réclamèrent vainement d'être confrontés avec Clément de Ris, qui s'abstint soigneusement de comparaître comme témoin.



colonel Viriot, l'arrêt une fois rendu, l'aura encore fortifié dans sa conviction.

Le rôle de Chauveau-Lagarde se borne là. Tout ce qu'il a pu dire à Balzac, c'est que les inculpés ont été injustement condamnés, que la police leur avait dressé un guet-apens, que Fouché devait avoir des raisons personnelles pour faire enlever Clément de Ris. Quant à ces raisons, l'avocat ne pouvait guère en être qu'aux hypothèses, n'étant pas assez mêlé aux affaires publiques ni suffisamment initié aux rivalités d'alors pour s'exprimer en toute certitude. Mais il y avait peut-être quelque rapport entre cet attentat et la demi-disgrâce dans laquelle était tombé le ministre de la police après Marengo: Lucien Bonaparte en effet lui avait montré à ce moment une hostilité marquée, et le Premier Consul était revenu d'Italie avec une hâte surprenante, laissant croire par sa précipitation qu'il voulait mettre en fuite, sur le champ de bataille de Paris, des ennemis plus redoutables que les Autrichiens vaincus. Evidemment l'homme de Brumaire avait contre lui des haines actives qui avaient profité de son absence pour tenter de lui ravir le pouvoir, et, pour qui voulait bien se donner la peine de réfléchir, les papiers détruits ou simplement recherchés chez Clément de Ris, étaient peut-être les proclamations destinées à annoncer la constitution d'un nouveau gouvernement. En gros, tel a dû être l'essentiel du récit de Chauveau-Lagarde, avec plus ou moins de précision affirmative sur le chapitre des proclamations déjà imprimées, selon qu'il avait eu ou non confirmation de son hypothèse depuis l'époque du procès. L'on remarquera aussi que les *Mémoires* de Mme d'Abrantès contiennent de leur côté presque tous ces détails, mais ne contiennent guère que ceux-là.

Certes ils peuvent lui suffire, mais ils ne suffisent pas à Balzac, qui a besoin d'une explication plausible, présentée sous une forme dramatique et vivante, afin de l'offrir à ses lecteurs comme une certitude. Il faut qu'il reconstitue la conspiration, qu'il nomme tous les conjurés, qu'il fixe un lieu, des circonstances, une date. C'est à quoi il va s'employer.

On constate qu'en 1836 le problème de Marengo l'intéresse, au moment même où Bordin va faire son apparition dans la *Comédie Humaine*, et qu'alors son sytème prend corps. Dans une lettre à Mme Hanska du 27 mars, deux phrases attirent l'attention. Voici la première: «Je suis comme à Marengo: il faut que Desaix arrive et que Kellermann charge, et tout est dit.»

Et voici la seconde: «Je ne puis rien vous dire de Paris; je vis dans un cercle de moine, dirigeant mon journal, écrivant, luttant, *plus occupé de deviner les secrets d'État* que de ce qui m'entoure.» Au mois d'octobre, sa conviction est définitivement assise, et son roman *La Vieille Fille*, écrit en trois nuits, à ce qu'il assure, condense les résultats de son enquête, laissant présager la conclusion d' *Une Ténébreuse Affaire:* «Du Bousquier, y lit-on[1]) était l'un des employés supérieurs du gouvernement inédit que le bonheur de Napoléon fit rentrer dans les coulisses de 1793. La victoire, opiniâtrément surprise à Marengo, fut la défaite de ce parti, qui avait des proclamations tout imprimées pour revenir au système de la Montagne, au cas où le Premier Consul aurait succombé. Dans la conviction où il était de l'impossibilité d'un triomphe, du Bousquier joua la majeure partie de sa fortune à la baisse, et conserva deux courriers sur le champ de bataille: le premier partit au moment où Mélas était victorieux; mais dans la nuit, à quatre heures de distance, le second vint proclamer la défaite des Autrichiens. Du Bousquier maudit Kellermann et Desaix.»

Balzac ne tient certes pas ces renseignements de Talleyrand. Il va assurément lui faire une visite à Valençay en 1836. Or cette visite se place dans les derniers jours de novembre, après la publication de *La Vieille Fille*, et jusqu'alors, comme il l'écrit à Mme Hanska le 1er décembre, jamais encore il n'a approché le prince. Sa correspondance ne porte pas trace qu'à ce moment il ait reçu des confidences exceptionnelles qu'il aurait eu grand' hâte, sous une forme ou sous une autre, de signaler à ses familiers, ne fût-ce que par voie d'allusions.[2]) D'ailleurs nous nous heurterions là à une impossibilité morale: un homme d'Etat illustre, chargé d'ans et d'honneurs, ne collabore pas bénévolement avec un romancier, et sait déjouer tous les artifices de l'interrogatoire le plus discret. Tout au plus Balzac se souviendra-t-il de cette entrevue pour construire l'audience que le ministre de l'Empereur accorde au marquis de Chargebœuf et à Mlle de Cinq-Cygne dans *Une Ténébreuse Affaire.* Il a recueilli de sa bouche quelques critiques sur le caractère de Napoléon, d'où ce passage: «Notre souverain a prodigieusement d'amour-propre, . . . il va me congédier pour pouvoir faire des folies sans contradiction.

[1]) Balzac, édition Beuteron et Longnon, T. X. p 275.

[2]) Sur l'impression qu'il a produite, Cf. Duchesse de Dino: *Chronique* T II. p. 109.

C'est un grand soldat qui sait changer les lois de l'espace et du temps; mais il ne saurait changer les hommes, et il voudrait les fondre à son usage.» Il a gardé dans l'oreille la «belle voix profonde et creuse» du prince. Surtout il a été frappé de son aisance et de son urbanité de gentilhomme. Fouché, dans son roman, n'est qu'un personnage historique, Talleyrand est vivant.

Pour la seconde fois se pose la question: quel est donc l'informateur de Balzac, je veux dire quelle est la personne dont les indications ont complété celles fournies par Chauveau-Lagarde, et lui ont permis d'écrire la célèbre conclusion de son roman? Donner un nom est difficile, puisqu'aucun texte ne nous renseigne. J'inclinerais pourtant à croire que Balzac a consulté Mme Hamelin[1]). Cette dame, née en 1776, avait connu de fort près la société du Directoire, puis celle du Consulat et de l'Empire. Confidente de Joséphine, Napoléon lui avait confié à plusieurs reprises des missions secrètes. Elle était liée depuis de longues années avec Mme Delphine Gay, chez qui Balzac l'avait rencontrée, et avec Mme d'Abrantès qui en fait l'éloge en ces termes: «C'était une femme aimable, ayant peut-être de la méchanceté dans l'esprit, mais pas dans le cœur, . . . douée de talents fort supérieurs.»

Elle savait sans doute que Siéyès, dès avant la Révolution, au temps où il était vicaire général à Tréguier, avait connu Clément de Ris, qui possédait une terre aux environs de cette ville, raison qui expliquerait que le sénateur ait pu être initié au complot que nous dévoile la conclusion d' *Une Ténébreuse Affaire*. Sur Fouché, elle était particulièrement riche d'anecdotes. Elle a pu confirmer à Balzac que le ministre de la police, chaque fois qu'il traversait des circonstances difficiles, avait l'habitude de brûler les dossiers qu'il jugeait propres à le compromettre. Elle a pu lui dire que la grande disgrâce de Fouché, survenue en 1810, avait surtout sa cause dans l'affaire de Walcheren, qui remontait à l'année précédente, et que Balzac n'a garde de ne pas mentionner. Surtout, ce qui ferme le cercle, elle n'ignorait pas les *Mémoires* de Girardin, puisqu'elle y est citée à propos de cette même disgrâce, dont elle avait des raisons de ne pas avoir oublié certains faits particuliers: «Il a entamé une négociation avec l'Angleterre sans m'en prévenir, fait dire Girardin à

---

[1]) Fortunée Lormier-Lagrave, créole de Saint-Domingue. Cf. A. Gayot: *Une ancienne muscadine, Fortunée Hamelin* (1911).

Napoléon, il a échangé des notes où il m'a fait parler. Ouvrard a été un des agents principaux de cette intrigue; il a été arrêté chez Mme Hamelin, et le scellé est sur ses papiers.»

Il a donc suffi des questions pressantes de Balzac, désireux de se renseigner sur la situation des partis en prairial an VIII, ainsi que sur les combinaisons politiques qui s'étaient ourdies à Paris en l'absence du Premier Consul, pour que Mme Hamelin invitât le romancier à se reporter aux *Mémoires* de Girardin, grâce auxquels il aurait le moyen de se former une opinion. On a vu qu'il avait suivi son conseil. Savait-elle en outre d'une manière indiscutable, par quelque agent d'exécution subalterne, que des proclamations annonçant un changement de gouvernement avaient été imprimées, toutes prêtes pour la distribution et l'affichage? A-t-elle transformé en certitude les hypothèses de Chauveau-Lagarde? C'est infiniment probable, car *Une Ténébreuse Affaire* contient des détails que ne donne pas Mme d'Abrantès: la mort de l'imprimeur en 1816, les crieurs et les afficheurs déjà réunis, le camion arrivant avec les ballots attendus, puis brusquement l'impression du placard de la victoire, toutes choses qui révèlent une documentation plus précise et plus complète.

Quoi qu'il en soit, les recherches dont on vient de lire le résultat démontrent à quel patient travail d'investigation se livrait le grand romancier, comment il savait grouper des données éparses pour les lier en un faisceau solide. Mais elles font voir aussi comment il inventait. Nous sommes en effet amenés à nous convaincre que la scène qui sert de conclusion à *Une Ténébreuse Affaire*, quoique vraie sans doute d'une vérité toute générale, ne s'est point passée au ministère des Relations extérieures, entre les interlocuteurs que Balzac a désignés, et tout au moins dans les circonstances qu' il a dites. Loin d'être, comme il le prétend audacieusement, un fait historique «dont l'authenticité ne saurait être révoquée en doute», elle a été bâtie sur quelques pages inconnues de Girardin, et elle reste, en dernière analyse, une création de son formidable génie.

Aix. Georges Lote.

P. S. Au moment de mettre sous presse, je prends connaissance du travail que M. E. d'Hauterive, après A. de Beauchamp, Carré de Busserolle et Ch. Rinn, a consacré au drame qui a occupé Balzac: *l'Enlèvement du sénateur Clément de Ris* (Paris, 1926). En se-

basant sur des dossiers de police et sur des documents d'archives, M. E. d'Hauterive établit que Fouché utilisait les services d'anciens chouans. C'est ainsi que l'un des ravisseurs lui aurait dénoncé ses complices, et la culpabilité des accusés serait certaine, malgré leurs dénégations passionnées. En dépit des raisons alléguées par l'historien et qu'il expose avec talent, des doutes subsistent. Il est étrange que Clément de Ris se soit farouchement dérobé à l'instruction, qu'il n'ait voulu paraître comme témoin ni au procès de Tours, ni à celui d'Angers, qu'il ait excusé sa famille et ses domestiques, que les protestations des avocats aient été vaines, qu'on ne l'ait pas contraint à déposer. Même si l'on admet les conclusions de M. d'Hauterive, il faut reconnaître que Fouché a sauvé certains coupables et qu'il a laissé durement exécuter les autres. La procédure dans tous les cas a été irrégulière, les témoignages contradictoires, et le commissaire du gouvernement lui-même s'est plaint du mystère dont l'affaire demeurait enveloppée. Quant au complot qui précéda Marengo, l'historien n'y croit pas (Cf. p. 239): les mémoires de Savary, dit-il, ceux de Bourmont, ceux même de Fouché n'en parlent pas. Assurément; mais ceux de Girardin suppléent à leur mutisme, et ils mettent en cause Siéyès, ami de Clément de Ris. Est-ce Siéyès que Fouché aurait voulu sauver? Ou bien Talleyrand? Ou encore, comme ministre de la police, ne pensait-il pas simplement que sa responsabilité eût été engagée? Autant d'hypothèses auxquelles on ne pourra jamais répondre.

G. L.

DER MODERNE ENGLISCHE FRAUENROMAN.

Die große literarische Zeitmode in England ist immer noch die "short story"; aber die repräsentative literarische Kunstform ist der Roman geblieben. Die „Kurzgeschichte" ist zur Literaturware degradiert; sie gilt jetzt als erlernbare Kunst, als literarisches Handwerk. Die Produktion in Kurzgeschichten wächst immer beängstigender, die Nachfrage soll höher als das Angebot sein, aber der Quantität entspricht keineswegs die Qualität; als Kunstgattung ist die Kurzgeschichte auf eine bedenklich tiefe Stufe gesunken. Ihre Spannungstechnik ist zwar immer raffinierter geworden. Aber das Ethos ist recht dürftig. Ihre durch die Journalisierung erzeugte konzentrierte Form läßt wenig Raum für die Durchdringung tiefer weltanschaulicher Fragen. Zur wirklichen Vertiefung ethischer, seelischer, sozialer Probleme bietet der Roman nach wie vor den fruchtbaren Boden. Im Roman spricht sich die neue englische Geistigkeit am ungehemmtesten aus.

Für diese neue Geistigkeit hat Schirmer die glückliche Formel gefunden. Wir können sie mit ihm in einzelnen Bewegungen gesondert verfolgen „als Renaissance des Glaubens, des Gefühls, als Okkultismus, als Psychoanalyse und letztes Pochen an die Grenzen menschlichen Fühlens und Erkennens, als soziale Umwertung, nihilistische Negierung und als Wirklichkeitsflucht, Fabulistik". Für die allerneueste Zeit erfährt dieses Bild vielleicht

eine kleine Korrektur, wenn man den Feststellungen der englischen Verleger glauben darf, gemäß denen zurzeit Detektiv- und Abenteuergeschichten mit okkultem Einschlag am meisten beliebt sind und erotische Stoffe einigermaßen an Beliebtheit verloren haben.

An allen diesen Strömungen, die man gemeinhin als Abkehr von Rationalismus, Intellektualismus, Materialismus, Positivismus bezeichnen kann, haben die neuen Frauen nicht gleich bedeutenden Anteil, ihr Anteil z. B. am modernen Abenteuerroman, der Gattung, die man in das Gebiet der Neo-Romantik verweisen kann, ist nicht überwältigend. Eine der wenigen, die hier zu erwähnen wäre, ist Romer Wilson; aber auch sie schreibt keine echten Abenteuerromane, die ganz willkürlich verfahren mit Schauplatz, Personen und Psychologie; in ihren „Romanzen", in denen sie geniale Persönlichkeiten auf einen imaginären Boden stellt, behält sie die Struktur des überlieferten realistischen Romans mehr bei als die beiden männlichen Hauptvertreter des modernen neoromantischen Romans Lord Dunsany und G. K. Chesterton.

Trotzdem ist die "feminine fiction" aus der Gesamtproduktion des englischen Gegenwartsromans einfach nicht hinwegzudenken; er würde ohne sie seine Physiognomie verlieren. Im neuen revolutionären und psychologischen Roman nimmt die englische Frau eine dem Mann mindestens ebenbürtige Stellung ein. Erklärlich schon dadurch, weil es hier gerade mehr als sonstwo gilt, ein Gefüge persönlicher Beziehungen zum Ausdruck zu bringen, in die nun einmal das ganze Wesen der Frau hineingebaut ist. Und immer, wo im englischen Roman ihre Stimme laut ertönte, war es die Stimme der Revolte, nicht der „Revolution". Das Bezeichnende ist, daß der Kampf jetzt nicht so sehr der Überlieferung und der Gesellschaft als solcher gilt, daß es vielmehr ein dem ursprünglichsten Lebensinstinkt entspringender Kampf um die Liebe und für das Geschlecht ist. Mit einer dem keuschen Ton des viktorianischen Romans ganz fremden Offenheit geben die neuen englischen Frauen dem geschlechtlichen Instinkt als dem elementarsten Lebenstriebe Ausdruck. Sie gehen noch weit über die Viktorianer hinaus, indem sie Ausnahmefälle fast pathologischer Art konstatieren und illustrieren. Die Theorien Freuds haben auch auf die Frauen Englands wie eine Offenbarung gewirkt, obschon die Psychoanalyse als Wissenschaft in England in jüngster Zeit an Ansehen eingebüßt hat. Selbst May Sinclair, die dem Lebensinstinkte der Frau die menschlich einfachste Prägung geliehen hat, läßt die Freudsche Theorie in ihre Romane hineinspielen. In "Ann Severn and the Fieldings[1])" z. B. führt sie einen Arzt ein, um das sprunghafte, scheinbar unbegründete Benehmen des Helden wissenschaftlich zu deuten und von einem Unfall in der Kindheit herzuleiten; den Instinkt des Weibes läßt sie sich hier äußern in dreifacher Weise, in der edlen Entsagung, in der gezügelten Wildheit und in raubtierartiger Getriebenheit. Ein erschütterndes Bild der an Sexualverdrängtheit leidenden Frau zeichnet sie ab in "The Three Sisters", dem Kampf dreier Schwestern um einen einzigen Mann, der sich als furchtbare Tragödie in einer obskuren Pfarrei des Nordens abspielt. Aber May Sinclair enthüllt ohne Brutalität Leib und Seele der modernen Frau, läßt uns die Schwäche ihres Geschlechtes sehen, ohne die Achtung vor ihr zu töten, legt ihr Liebesleben bloß, ohne die weibliche Anmut zu mindern. Ganz anders als der Sänger der Wollust

[1]) Tauchnitz 4595.

D. H. Lawrence, dessen Gestalten sich restlos ihrem Triebleben hingeben, dessen "Women in Love" Buhlerinnen der Hölle sind und der die Wollust wahre Orgien feiern läßt. Auch Rose Macaulay, die als getreue Chronistin ihrer Zeit feststellt, daß unsere Welt besexed, „geschlechtstoll" ist, wagt an keiner Stelle, den Geschlechtsakt selbst oder gar geschlechtliche Perversitäten zu beschreiben. Aber sie ist keineswegs prüde, sie läßt ihre Frauen sich hemmungslos aussprechen über Geschlechtliches. Wie so viele zeitgenössische Novellisten zitiert sie mit Vorliebe die Namen Freuds und Jungs und verwendet deren psychoanalytische Methoden sogar als Kunstmittel. Die in „Dangerous Ages" von ihrem Psychoanalytiker konstatierte Tatsache: „Alle Alter sind gefährlich für alle Leute in diesem gefährlichen Leben, in dem wir leben", akzeptiert sie mit mokantem Kopfschütteln als allgemeingültig für die Gegenwart. Die Grundnote dieses wohl bekanntesten aller modernen englischen psychoanalytischen Romane ist eine kühle, geistvolle, überlegene Ironie, wie sie sich auch äußert in "Told by an Idiot"[1]), einem sozialen Panorama des Englands von 1879 bis auf die Gegenwart, und in "Orphan Island"[2]), einem robinsonartigen Spottbild des viktorianischen Englands. Und diese Ironie ergötzt und befreit zugleich. Gerade sie vermissen wir bei James Joyce, der das Freudsche Dogma bedingungslos annimmt, die psychoanalytische Methode ad absurdum führt und mit peinlicher Rücksichtslosigkeit die Miseren des Fleisches enthüllt. Auf dem Gebiete des modernen englischen „Liebesromans" hat die Frau die einfache natürliche Menschlichkeit bewahrt, dem Mann blieb es zuvörderst vorbehalten, das Erotische ins Erotomanische zu steigern, und die Frau scheint berufen, den englischen Gegenwartsroman von dieser Erotomanie zu erlösen.

Das eindrucksstärkste Romandokument von der verborgenen Grausamkeit und Machtgier im weiblichen Geschlecht stammt allerdings auch von einer Frau; wir verdanken Clemence Dane aber nicht nur diese pathologische Studie einer verantwortungslosen Sadistin (Regiment of Women), sondern auch den in Konstruktion und Motivierung vollendetsten mystischen Roman der Moderne. Noch nie haben in England die Tore allen mystischen Richtungen so weit offen gestanden wie in unseren Tagen. Die Zahl der Romane, die sich mit Theosophie, Okkultismus, Spiritismus befassen, ist unübersehbar. Aber die meisten Autoren behandeln das aktuelle Thema ganz unkünstlerisch vom Standpunkt der Sensationsmache, werden von Gedanken, nicht von einem triebhaft gewachsenen Weltanschauungszusammenhang mit dem All zum Gestalten gedrängt. Clemence Dane ist eine der wenigen, die ohne theosophische Spekulation zum Kern der mystischen Überwelt vorgedrungen ist. Ihre „Legende" ist aus dem Zwielicht der Seele erblüht, aus inneren Visionen flutender Seelenkraft und versonnenster Wesenhaftigkeit. Das Ganze ist in seiner novellistisch-dramatischen Konzeption ein technisches Meisterstück, wie es nur einer Dichterin mit dramatischem Instinkt und mystischer Schau gelingen konnte.

Dieser mystische Frauenroman mit einer unsichtbaren Heldin ist allerdings eine Einzelleistung, aber überragend und als solche von dauerndem Werte. Einzelleistungen, auch gegenüber den Leistungen des Mannes, sind die Werke von Sheila Kaye-Smith in

---

[1]) Tauchnitz 4628. [2]) Tauchnitz 4670.

der Heimatdichtung, von Naomi Mitchison im historischen Roman und von Katherine Mansfield auf dem Gebiete der "short story". Naomi Mitchison hat sich als bedeutendes episches Talent mit dem Roman "The Conquered" und den Erzählungen "When the Bough Breaks" erst jüngst in die Literatur eingeführt. Mit homerischer Treue und homerischer Erhabenheit zeichnet sie ihre Gestalten aus der Römerzeit, ohne beide von dem realen Hintergrunde zu lösen. Die glückliche Ursprünglichkeit und die architektonische Klarheit im Aufbau zeugen von ungewöhnlicher Gestaltungskraft. Ohne großen Aufwand archäologischer Gelehrsamkeit und prunkhafte Ausschmückung weiß sie die Menschen der Vergangenheit uns Modernen nahezubringen. So abgerundete Schöpfungen entstehen nicht zufällig, sondern erweisen die große formende Kraft einer Dichterin. Man behauptet, sie werde die englische Selma Lagerlöf werden. Sie scheint berufen, den historischen Roman, der in England vom lesenden Publikum jetzt kaum begehrt wird, zu einer neuen Blüte zu führen. Auch die Entwicklung der Sussex-Dichterin Sheila Kaye-Smith scheint noch nicht abgeschlossen zu sein. Sie ist wie Naomi Mitchison ein männliches Temperament; schon durch die gesunde Männlichkeit ihrer Kunst, die dem „männernährenden Boden" entsprießt, nimmt sie eine Ausnahmestellung unter den modernen englischen Romanautorinnen ein. Die fast überirdische Kraft der Erde läßt sie uns nicht minder zwingend fühlen als die Vitalität und Energie der ihr entwachsenden Charaktere. Ihr Bauer in "Sussex Gorse" und ihre "Joanna Godden" sind zwei wuchtige, episch große, eng im Landschaftlichen verwurzelte und sich doch gegen Abstammung und Verhältnisse aufbäumende Charaktere, während die neue "Joanna Godden Married" uns nicht ganz von ihrer Größe überzeugen kann. Ihr Nachkriegsroman "The End of the House of Alard"[1]), den man nicht ganz zu Recht die Tragödie des verfallenden Großgrundbesitzes genannt hat, leidet unter der allzugroßen Fülle der agrar-sozial-religiös-ethischen Probleme. Aber auch hier verspüren wir den genius loci, auch hier gelingt ihr die Natur und Mensch miteinander verwebende Kunsteinheit und die schicksalhafte Einschauung der Landschaft weit besser als den Hardy vergebens nachstrebenden südenglischen „regionalen" Dichtern männlichen wie weiblichen Geschlechtes. Sie übertrifft sie alle! Als short story-Dichterin steht die leider vor wenigen Jahren verstorbene Katherine Mansfield einzig da, trotz der noch viel größeren Konkurrenz. Sie appelliert nicht wie die zahllose Menge der Kurzgeschichten-Fabrikanten an Komik und Sentimentalität als an die beiden ursprünglichsten menschlichen Affekte. Ihre Technik des "illuminating point" ist etwas ganz anderes als die grobe auf dem äußerlichen Überraschungsmoment fußende Spannungstechnik der üblichen Kurzgeschichte, die sich so verheerend breit macht in den englischen Magazinen. Sie läßt uns das Leben in seinen Tiefen für einen Augenblick erfassen, indem sie ein alltäglich Gegebenes aus der Umwelt heraushebt und zum Symbol erhebt. Der Name Tschechows wird am häufigsten in Verbindung mit dem ihrigen genannt; wie Tschechow löst sie die Handlung auf, bedeuten ihr Geld, Intrige, Ereignisse, Analyse wenig, sind ihr Stimmungen, Impressionen, seelische Reflexe alles. Aber sie gelangte naturgemäß zur Novelle, nicht wie der Russe zum Roman. Sie deckt den tiefsten Sinn des Daseins auf in der

---

[1]) Tauchnitz 4629.

Schau des alltäglichen Geschehens, das sie so zum Lebenssinnbild werden läßt. Es ist jedoch nur eine flüchtige Schau, die nicht durch die ganze Länge eines Romans anhalten kann.

Insofern ihr das Ich-Bewußtsein „die einzige verläßliche Realität" ist, zeigt ihre Haltung eine gewisse Ähnlichkeit mit Dorothy Richardson und James Joyce auf. Diese sind die in der neuen englischen Romantechnik markantesten Autoren, da mit ihnen der englische Roman einer barocken Auflösung entgegengeht. Dorothy Richardson wirft alles Geschehen über den Haufen, die Begriffe Vergangenheit und Zukunft vernichtet sie, das Leben ist für sie überhaupt nicht in Worten ausdrückbar, sie fängt es als einen unaufhörlich flutenden Bewußtseinsstrom in Impressionen, Stimmungen, Erinnerungen, Gedankenlichtern auf; die Worte spritzen so willkürlich und zwanglos wie die ständig sprudelnde Quelle des Bewußtseins; die Gedanken werden abgebildet durch das mit Absicht zerstückelte Satzgefüge. Aber sie geht doch nicht so weit wie Joyce, der in seinem berüchtigten "Ulysses" überhaupt keine grammatischen und stilistischen Gesetze mehr gelten läßt, der oft ganz zusammenhanglose Wortbrocken und Satzfetzen ohne jede Zeichensetzung hinschleudert. Sie bewahrt eine ernstere, würdigere Haltung, indem sie aus den Bewußtseinstiefen nicht allen einer weiblichen Psyche fremden und widerstrebenden Schmutz aufwühlt wie der obszöne und zynische Joyce. Das innere Geschehen bringt sie uns lebendig und anschaulich nahe; Joyce hingegen bringt es fertig, uns mit seinem Roman, der die Gedanken, Taten und Gefühle dreier Menschen an einem einzigen Tage wiedergeben soll und gedeutet worden ist als eine Explosion des inneren Menschen, der Sinne und des Geistes, seitenlang geradezu schmerzhaft zu langweilen. Sein "Ulysses" wird gewiß als originelles literarisches Experiment in einer künftigen Geschichte der englischen Literatur unserer Tage, die mit dem nötigen Abstand von der chaotischen Gegenwart geschrieben ist, nicht übergangen werden dürfen neben Dorothy Richardsons endloser Romankette von Miriam Henderson als typischem Beispiel der einen ununterbrochenen Bewußtseinsstrom darstellenden Autobiographie. Aber als Künstlerin wird sie ihn gewiß überleben! Mit ihr und mit James Joyce ist der englische Roman an einem Endpunkt einer Entwicklungslinie angelangt. Mit Dorothy Richardson ist er ins Extreme gelandet, mit Joyce ins Absurde. Weiter kann die Auflösung nicht gehen! Zeichen zur Umkehr, zum Besinnen auf die Tradition sind schon bemerkbar. Die Führung hat vielleicht die Frau, deren Wesen überhaupt die Eigenart des Romankunstwerks am meisten entgegenkommt. *Meine* besonderen Hoffnungen sind Sheila Kaye-Smith, wenn sie die vielen beunruhigenden weltanschaulichen Probleme in ihre Heimatdichtung organisch einzubetten weiß, und Naomi Mitchison, wenn der historische englische Roman sich grundsätzlich von den hinderlichen didaktischen und romantischen Elementen befreit. Last not least sei bemerkt, daß die bislang beste englische Darstellung des englischen Gegenwartsromans von einer Frau stammt, Elizabeth A. Drew (The Modern Novel, London, Cape 1926); sie weiß zwar nicht so tief wie Schirmer oder Fehr den unter der Oberfläche liegenden Zusammenhängen nachzuspüren; aber sie dringt doch viel tiefer in das Geheimnis der Gestaltung als Gerald Gould (The English Novel of To-day, London, Castle 1924) und Gerald Bullett (Modern English Fiction, London, Jenkins 1926).

Bochum. Karl Arns.

SPRACHVERWIRRUNG UND IHR ENDE.

Bei dem Ohrenschmaus, den der Rundfunk seinen „Anhängern" allabendlich bietet, hat es sich herausgestellt, daß die Ansager nicht alle sich derselben Aussprache bedienen, weil sie plötzlich Wörter geschrieben oder gedruckt vor sich sehen, die sie nicht vom „Hörensagen" kennen, eine Verlegenheit, in die wohl schon jeder gekommen ist, der nach nur stummer Vorbereitung aus Büchern zum ersten Male laut vortragen muß.

Solche Verlegenheiten und Verstöße soll es in England künftig nicht mehr geben. Die British Broadcasting Company hat einen Ausschuß zusammenberufen, in welchem unter dem Vorsitz des Poet Laureate Robert Bridges ihre gewichtige Stimme erheben: Prof. Daniel Jones, von der Universität London, G. B. Shaw, Sir J. Forbes-Robertson, Mr. Logan Pearsall-Smith als Vertreter der Society for Pure English, und Mr. Ll. James, der Lektor für Phonetik an der School of Oriental Studies. Sie haben für eine Reihe von Wörtern eine Musteraussprache festgesetzt, die für England zwar wünschenswert, aber nur für die Ansager im Rundfunk verbindlich ist.

Es handelt sich um die folgenden Wörter.

Technical Words.

1.	acoustics	ə'kuːstiks
2.	autogiro	oːtə'ʒairou
3.	gyratory	'ʒairət(ə)ri, ʒai'reitri
4.	gyroscope	'ʒairoskoup

Doubtful Vowels.

5.	bade (pt.)	bæd
6.	courtesy	'kəːtsi
7.	gala	'gaːlə
8.	idyll	'idil
9.	privacy	'praiv(ə)si
10.	precedence	pri'siːdəns

Problem of Accent.

11.	condolence	'kondoləns
12.	despicable	'despikəbəl
13.	hospitable	'hospitəbəl
14.	inextricably	in'ekstrikəbli
15.	obligatory	o'bligətəri, o'bligətri
16.	decorous	'dekərəs } vgl. Anglia B Juni 26,
17.	sonorous	sə'noːrəs } S. 177/78. Kirchner.

Place Names.

18.	Northamptonshire	'nəːþ-'æmtənʃiə
19.	Southampton	sauþ'hæmtən
20.	Towcester	'touəstə, 'touistə.

Words Adopted Unchanged from a Foreign Language.

21.	carabiniers	kaːrabi'niːəz
22.	char-a-banc	'ʃaːrəbaŋ
23.	chauffeur	'ʃoufə

24. garage 'gæraːʒ
25. liaison liːeizən
26. questionnaire 'kwestjənɛə

Foreign Place Names.

27. Boulogne bu'loun
28. Calais 'kælei
29. Lyons 'laiənz
30. Marsailles mar'sailz
31. Rheims 'riːmz.

Davon stoßen bei gebildeten Engländern einige auf ablehnende Verwunderung, ganz besonders das lange u in Nr. 1, die Betonung in Nr. 11, 17, 24 und in Nr. 15. Daily Graphic widmete sogar dem also zu Grabe getragenen [oblig'eitəri] einen Nachruf.

Noch ein anderes Wort ist es, das nicht in dieser Liste steht, um das aber gerade ein Federkrieg entbrannt ist: heißt es kinema oder cinema (spr. sinema)? (vgl. dazu Anglia B. S. 178). Leser verschiedener Zeitungen haben sich dieser Sache angenommen, während die einen den Gebrauch von k pedantisch finden, fordert ein gelehrter Leser des Manchester Guardian (13. 7. 26) mit Recht, daß aus dem Griechischen entlehnte Ausdrücke nicht latinisiert werden sollen, weil sonst barbarischer Unsinn entsteht.

Gleichlautend sind z. B. schon cyanite (c anstatt k aus dem Amerikanischen eingedrungen) und syenite, obwohl *Κύανος* „blau" und *Σήνυη* „am Nil" nichts miteinander zu tun haben; und was für eine heillose Verwirrung müssen cenotaph, cenobite und cenozoic, wie es die Amerikaner schreiben, in einem Gehirn wie das Mr. Pollys oder anderer Kockneys, die eine unglückliche Liebe für Fremdwörter haben, anrichten, die nicht wissen, daß die Stammväter dieser Wörter *κενός*, *κοινός* und *καινός* hießen!

Aber was ist nun kynological? Das wissen auch gebildete Engländer nicht. Vielleicht weiß es der Erfinder dieses Wortes in Hannover, der an den Manchester Guardian (16. 7. 26) folgenden Brief richtete: „I beg you, to give me the adress(!) of a diffused(!!) English kynological Newspaper, wherein is comfortable (!!) to inserate(!)." (Ist dies der Erfolg des fremdsprachlichen Unterrichts in unseren Schulen?) Im Lexikon sitzt der Teufel und springt dem nichtgeweihten Novizen an Stelle des richtigen Wortes entgegen.

Auch die Schriftleitung weiß nicht, was kynological bedeuten soll; gehört es zu kinema? Gehört es zu cynic? Nun, die es angeht, werden schon wissen, ob der Schreiber ein Filmdrama anbringen oder einen Hund verkaufen will! Darum wird dieses Wort den Lesern unter der Überschrift: „Kynologists, Please Note" zur Rekognoszierung übermittelt, und es steht zu hoffen, daß dies Rätsel der Sphinx sich löst.

Aber wie es mit kinema ist, kann ich schon verraten: Die Dienstmädchen gehen ins [sinema], aber die Herrschaften sehen es nicht gern, daß die Mädchen ins kinema gehen.

Ilfracombe, Juli 1926. Gertrud Goetze.

ZUR EINÜBUNG DES ENGLISCHEN REIBELAUTS.

Im Anfangsunterricht des Englischen macht die Einübung des Reibelauts bisweilen Schwierigkeiten. Wenn man auch vermeidet, vom „englischen r" zu sprechen, um den Schüler nicht zum Rollen mit der Zunge zu verführen, und deshalb die Bezeichnung „englischer Reibelaut" wählt, so fehlt doch noch der leicht faßliche Anhalt, wie dieser vom deutschen und französischen so verschiedene englische Laut zu bilden ist.

Um die ruhige Lage der Zunge mit der Spize hinter den Oberzähnen leicht zu treffen, bewährt sich folgendes Mittel. Man nimmt im Anfang Wörter wie parents, story, terrible, mit intervokalem r, läßt sie aber zunächst mit ʒ-Laut sprechen als pɛːʒənts, stɔːʒɪ, teʒibl. Zu weiterer Erleichterung kommt dann eine zweite Vorstufe pɛːʒwənts, stɔːʒwɪ, teʒwibl. Hierauf genügt eine geringe Zurückverlegung und Wölbung der Zunge, das englische r genau zu treffen.

Geeignet sind auch Beispiele wie drift, drive, drop, gesprochen als dʒift, dʒaiv, dʒɔp, dann dʒwift. dʒwaiv, dʒwɔp, schließlich drift, draiv, drɔp. Hier liegt durch das palatale (stimmhaft zu sprechende!) d im Wortanlaut das r dem ʒ ohnehin äußerst nahe.

Entsprechend kann man bei tree übergehen von tʃiː zu tʃwiː und triː.

Schüler, die seit Jahren auf falsche Aussprache des englischen r festgelegt sind, verlernen sie, wenn man für einige Zeit durchgängig ʒ (ʃ) für den Reibelaut sprechen läßt. Das Rollen der Zunge wird ausgeschaltet, auch ein sicheres Gefühl für die Artikulationsstelle nahe den Oberzähnen erworben, wenn man durch gelängtes Aussprechen dieses Lautes ein prickelndes Gefühl am Vordergaumen erzeugt. Selbst schwerste Fälle (etwa aus Sachsen) sind so heilbar.

Homberg (*Bez. Kassel*). Richard Leicher.

DIE PRINZESSIN UND DIE ZOFE. (LA PRINCESA Y LA DONCELLA)[1].

Ein spanisches Märchen.

Es war einmal eine Prinzessin, die keine Eltern mehr hatte. Sie hatte das Unglück schwanger zu werden. Und als sie gebären sollte, stellte sich ein Freier ein, der der Prinzessin besser zusagte als jener, der sie verführt hatte.

Und die Prinzessin beschloß, ihre Schande zu verbergen, und suchte zu diesem Zwecke eine Zofe, die alle ihre Befehle ausführen sollte. Und als die Zofe kam, sagte zu ihr die Prinzessin:

— Setze dich auf diesen Stuhl und erhebe dich nicht, bis ich dich rufe.

Die Zofe wurde des Sitzens müde und trat auf einen Balkon, der auf den Garten hinausging. Die Prinzessin sah sie und sagte zu ihr:

— Du bist ungehorsam und spionierst gern. Geh' fort! Ich brauche dich nicht.

---

[1]) Dieses orginelle Märchen, das den Cuentos asturianos, gesammelt von *Aurelio de Llano* (Madrid 1925, S. 111—113) entlehnt ist, lege ich mit freundl. Erlaubnis des Sammlers in Übersetzung vor, da es mir darum zutun ist, dieses für die Märchensymbolik wichtige Stück über den Kreis der Romanisten hinaus bekannt zu machen.

Und die Zofe antwortete ihr:

— Auch ich will nicht mehr bei Ihnen in Dienst sein.

Die Prinzessin suchte eine andere Zofe, und an einem Brunnen sah sie ein sehr hübsches Mädchen und fragte sie, ob sie bei ihr als Kammerzofe dienen wolle. Und das Mädchen sagte zu ihr:

— Ich bin die Tochter adeliger Eltern und habe nie jemandem gedient. Da Sie aber eine Person von hohem Range sind, will ich gern bei Ihnen in Dienst treten. Erwarten Sie mich hier, ich gehe unterdessen meine Eltern fragen.

Als das Mädchen zurückkehrte, fragte sie die Prinzessin:

— Was haben dir deine Eltern gesagt?

— Daß sie mich mit Ihnen gehen lassen. Und da ich niemals noch das elterliche Haus verlassen habe, sagten sie mir, ich solle nur das Sprichwort gegenwärtig halten:

Wer diese Welt genießen will,
Muß hören, sehen und schweigen.

Da sagte die Prinzessin bei sich:

— Dieses Mädchen paßt mir.

Sie nahm sie mit sich und hieß sie sich auf den Stuhl setzen, auf den sich die andere Zofe gesetzt hatte, und sagte zu ihr:

— Erhebe dich nicht von hier, bis ich dich rufe.

Die Zofe blieb sitzen, bis man sie rief. Dann trat sie in das Gemach der Prinzessin und sah die Leiche eines Mannes auf dem Boden ausgestreckt. Da sagte sie erschrocken:

— Jesus! Was ist das?

— Still! — sagte die Prinzessin — trage diesen Mann in den Garten hinab und wirf ihn in den Brunnen.

— Das werd' ich nie tun!

Gehorch und schweig! Hast du das Sprichwort vergessen, das dich deine Eltern lehrten, als du ihr Haus verließest?

Die Zofe warf den Toten in den Brunnen und setzte sich wieder auf den Stuhl. Nach geraumer Zeit rief man sie. Sie trat in das Gemach der Prinzessin und sah neben ihr die Leiche eines neugeborenen Kindes. Und die Prinzessin sagte:

— Begrabe dieses Kind im Garten, unter dem Baum, der dem Brunnen am nächsten steht.

Die Zofe tat so. Und nach einem Monat rief die Prinzessin die Zofe und sagte zu ihr:

— In einigen Tagen verheirate ich mich mit einem Prinzen. Die ersten drei Nächte wirst du im Ehebett meine Stelle einnehmen. Ich werde dir sagen, in welcher Weise die Stellvertretung zu geschehen hat.

Da sagte die Zofe:

— Das werd' ich nie tun! Heiligste Jungfrau, beschütze mich!

Da sagte die Prinzessin:

— Gehorchst du mir nicht, zeige ich dich den Behörden an; ich sage ihnen, du habest den Mann, der im Brunnen liegt, umgebracht wie auch das Kind, das unter dem Baum begraben ist.

Die Zofe bekam Furcht und gehorchte. Und nach kurzer Zeit entließ sie die Prinzessin, ohne ihr die Dienstzeit zu entlohnen. Und vierzehn Tage nach ihrer Heimkehr sagte der Vater zu ihr:

— Höre, Mädchen! Warum entlohnte dir die Prinzessin deine Dienste nicht?

Und sie sagte:

UNIVERSITÉ DE GENÈVE

COURS DE VACANCES DE FRANÇAIS MODERNE

Comprenant des Cours généraux, des Conférences, des Exercices pratiques.

I. Langue et littérature françaises

Du 4 juillet au 27 août.

Deux séries de quatre semaines, comprenant, chacune, 22 heures de cours et conférences et 20 heures d'exercices pratiques.

Séance d'ouverture :
samedi 2 juillet, à 17 heures, dans l'Aula de l'Université.

COURS GÉNÉRAUX

Littérature classique. Boileau : Le critique. Le poète. Le classique (3 leçons). — *La Bruyère* : Le peintre de l'homme, Le peintre de la Société, Le philosophe et l'artiste (3 leçons). — *La Fontaine et ses fables:* La vie de La Fontaine. Son originalité. La Fontaine animaliste. Le style de La Fontaine. Sa morale. Son sens comique et sa poésie (6 leçons).

Littérature moderne. *La poésie de Victor Hugo:* Etude des principaux aspects de la poésie de Hugo : poésie lyrique, poésie politique et poésie philosophique. Les chefs-d'oeuvre de Hugo. *Les Contemplations, les Châtiments, La Légende des Siècles.* Importance et signification de Hugo dans la poésie romantique et le lyrisme français. Hugo et ses critiques (4 leçons).

Littérature contemporaine. *Romanciers d'aujourd'hui.* 1. Jérôme et Jean Tharaud. — François Mauriac (3 leçons). — 2. *Une mode littéraire: La biographie romancée.* Les vies (4 leçons).

La Vie spirituelle française d'après la littérature contemporaine (10 leçons).

L'atmosphère spirituelle française au début du siècle. — L'influence de de Maurras et de Barrès. — L'évolution spirituelle et la religion de Péguy — Parmi les poètes : La religion de Claudel; Valéry et le débat de la poésie pure. — André Gide et ses disciples. — L'inconscient dans la littérature : Marcel Proust et le problème de la personnalité. — La grande guerre : *a*) Préparation spirituelle, l'enquête d'Agathon, *b*) La philosophie de la guerre chez les combattants et les anciens combattants. — Cosmopolitisme et internationalisme. — Le cas de Jacques Rivière.

Méthodologie de l'Enseignement des langues vivantes.
III. Examen et Commentaire des nouvelles directives (Richtlinien) du Ministère des Cultes et de l'Instruction publique de Prusse, concernant l'enseignement des langues vivantes. (4 leçons et discussion).

Histoire de l'Art
Les styles francais, l'habitation et l'ameublement, du Louis XIII au style du temps de la Restauration et de la Monarchie de juillet. (6 leçons).

CONFÉRENCES

Les étudiants prennent une part active à ces conférences.

Phonétique. Cours complet, théorique et pratique. Etude des sons, des inflexions du français. Correction des accents étrangers. (12 séances).

Lecture analytique. Analyse littéraire et commentaire critique de morceaux empruntés aux prosateurs contemporains. (12 séances).

Stylistique. Etude des valeurs expressives de la langue usuelle. (12 séances).

EXERCICES PRATIQUES PAR PETITES CLASSES

10 leçons par semaine.

Phonétique. Exercices d'articulation et de prononciation. Vocabulaire pratique. Conversation. Grammaire. Dictée. Composition. Traduction en français. — **Cours spécial** d'articulation et de prononciation pour la correction des accents étrangers, une demi-heure par jour.

Pour les exercices pratiques, les étudiants sont répartis en *groupes* de 20 à 25 participants, ayant même langue maternelle et réunis selon le degré de leur connaissance du français.

II. Cours pratique de français

(cours élémentaire, cours moyen)

Deux séries de quatre semaines chacune, du 4 juillet au 27 août.

Ce cours est destiné aux commençants et aux personnes qui n'ont qu'une connaissance élémentaire du français.

Classes de 8 à 10 personnes au maximum. 10 heures de leçons par semaine comprenant les mêmes exercices que ceux qui sont indiqués ci-dessus.

DROITS D'INSCRIPTION

	Au cours I	*Au cours II*
Les 2 séries (8 semaines)	Fr. 150	Fr. 170
Une série (4 semaines)	« 90	« 100
Une semaine en plus d'une série .	« 25	« 30

Les inscriptions sont reçues à l'Université à partir du 3 juillet de 9 h. à 11 h. 15.

Certificats.

1° Certificat d'assiduité. 2° Certificat d'études françaises (examen).

Distractions et excursions

Réunions familières des professeurs, des maîtres, des participants aux Cours de Vacances et de familles genevoises, chaque vendredi soir.

Conférences avec projections sur Genève à travers les âges, la Suisse pittoresque, les Alpes, les Sports d'hiver, etc.

Théâtre. Chaque quinzaine, représentation d'une ou deux comédies (classiques ou modernes).

Excursions. Les mercredis sont réservés, chaque semaine, à des promenades dans Genève et dans les environs (villas Byron, de Saussure, châteaux de Voltaire et de Mme de Staël), et à des excursions sur le lac, les montagnes voisines, à Chamonix (Mt-Blanc). Ces excursions se font en compagnie de MM. les professeurs.

Sports. Bains du lac. — Canotage. — Tennis. — Golf. — Cyclisme.

Prof. honoraire Bernard BOUVIER,
Administrateur du Séminaire de français moderne et des Cours de Vacances.

Prof. William E. RAPPARD
Recteur de l'Université.

PENSIONS ET LOGEMENTS

La Direction des Cours de Vacances se charge de procurer des logements à des conditions raisonnables (de 6 à 12 francs par jour selon les prétentions). Les membres des cours sont logés dans des familles où l'on ne parle que le français. — Au Foyer des Etudiants : pension complète à partir de frs. 4.— par jour, au Foyer des Etudiantes : pension à partir de frs. 5.50.

Le Directeur des Cours de Vacances :
G. THUDICHUM, privat-docent.

Programme détaillé au Secrétariat de l'Université, Genève (Suisse).

— Daran dachte soeben auch ich. Ich will ihr in dieser Angelegenheit schreiben.

Und der Brief, den sie schrieb, lautete:

— Prinzessin: wie schlecht entlohnst du mir
Die Zeit, da ich dir diente,
Den Fisch, den ich ins Wasser warf,
Den Baum, den ich dir pflanzte,
Und die Blum', die ich dir lieh!
Das dacht ich von dir nie!

Der Brief fiel dem Prinzen in die Hände, und er fragte die Prinzessin, was dieses Schreiben zu bedeuten habe.

Und die Prinzessin sagte:

— Es ist von einer Zofe, die ich entließ; es hat nichts zu bedeuten.

Der Prinz ließ die Zofe rufen und forderte von ihr Aufklärung über den Inhalt des Briefes. Und sie sagte:

— Die Prinzessin soll Sie aufklären.

Aber die Prinzessin weigerte sich zu sprechen. Und der Prinz bedrohte die Zofe mit dem Tode, wenn sie ihm nicht jenes Geheimnis enthüllte. Da gestand die Zofe die ganze Wahrheit. Und der Prinz ließ die Prinzessin in den Brunnen werfen, wo ihr Geliebter lag, und nach geraumer Zeit heiratete er die Zofe, und sie waren glücklich.

* * *

Dieses „cuento" fällt derart aus dem Rahmen eines Durchschnittsmärchens heraus, daß es eine besondere Betrachtung verlangt. Erzählt wurde es dem Sammler von einer fünfundachtzigjährigen Bettlerin, was für seinen volkstümlichen Charakter bürgt. Nicht so sehr fällt das grausige Motiv auf: Mordtaten sind im Märchen nicht unerhört. Es sei hier nur erinnert an die bekannten Märchen der Grimmschen Sammlung: „Der singende Knochen" (Nr. 28), „Der Räuberbräutigam" (Nr. 40), „Fitchers Vogel" (Nr. 46), „Von dem Machandelboom" (Nr. 47) usw. Was einen ganz unmärchenhaften Eindruck macht, ist vielmehr der zynisch-erotische Charakter der Heldin. Die meisten Volksmärchen sind sonst in ethischer Hinsicht derart harmlos, daß man sie getrost Kindern in die Hand geben kann. Das Volk besitzt eben vielfach selbst eine kindlich-reine Lebensauffassung. Hier jedoch zeigt die Heldin eine von jeder Moral losgelöste Unbedenklichkeit. Wollust und Grausamkeit sind die hervorstechenden Charakterzüge dieses weiblichen Blaubarts. Ihre Drohung der Kammerzofe gegenüber, sie der von ihr selbst begangenen Missetaten zu bezichtigen, würde sie im Ernstfalle gewiß ausführen. Unbedenklich würde sie, um sich selbst zu retten, eine Unschuldige opfern. Diese Prinzessin, die durch einen ungezügelten Geschlechtstrieb zur abgefeimten, kaltherzigen Verbrecherin wird, wirkt nicht wie eine Märchenfigur, sondern erinnert uns vielmehr an gewisse Gestalten vielgelesener Kriminalromane.

Was jedoch diesem Märchen eine ganz besondere Bedeutung gibt, ist der Brief der Kammerzofe an die Prinzessin, der dem Prinzen in die Hände fällt, wodurch die Schändlichkeit der Prinzessin aufgedeckt und die Zofe an deren Stelle zur Gemahlin des Prinzen erhoben wird. Dieser Brief enthält nur einen kurzen Vers, der die Prinzessin unter dem Deckmantel des Symbols an die ihr bei ihren Verbrechen geleistete Hilfe erinnert. Diese Symbolisierung ist es, die uns hier besonders interessiert. Während wir es sonst in den

Märchen mit fertigen Sinnbildern zu tun haben, sehen wir hier die dichterische Symbolik gewissermaßen im Entstehen[1]). Der in den Brunnen gestürzte Leichnam des Bräutigams erscheint unter dem Bilde eines (wieder) ins Wasser geworfenen Fisches, das unter dem Baum begrabene Kind wird durch diesen Baum selbst symbolisiert, wobei stillschweigend angenommen wird, die Seele des Kindes sei in den Baum eingegangen[2]). Die geliehene Blume — eine ebenso keusche wie poetische Verhüllung — versinnbildet die stellvertretende Hingabe in der Brautnacht. Dieses Motiv, daß sich die Herrin bei ihrem Ehemann oder Liebsten durch ihre Zofe vertreten läßt, ist aus der mittelalterlichen Schwankliteratur bekannt und findet hier ausnahmsweise eine ernste Anwendung. Es könnte auch als Umkehrung des Motivs von der unterschobenen Braut gedeutet werden, wie es aus Grimmschen Märchen bekannt ist. Vgl. z. B. Nr. 88: Das singende, springende Löweneckerchen Nr. 89: Die Gänsemagd, Nr. 135: Die weiße und die schwarze Braut.

Unwiderleglich zeigt unser Volksmärchen, daß Märchendeutung keine Beschäftigung müßiger Phantasten ist, wie erdgebundene Nüchternheit so gern mit skeptischem Lächeln zu behaupten pflegt. Allerdings soll nicht geleugnet werden, daß man häufig in das entgegengesetzte Extrem verfiel und mit schrankenloser Willkür Symbole in Märchen hineindeutete.

Klagenfurt. R. Riegler.

EINIGES ZU H. WENGLERS „BEMERKUNGEN ZUR AUSSPRACHE DES HEUTIGEN PORTUGIESISCHEN".

Wenn ich hier unternehme, einige Bemerkungen zu Heinrich Wenglers Aufsatz „Bemerkungen zur Aussprache des heutigen Portugiesischen" in dieser Zeitschrift, Bd. 34, S. 456ff. zu machen, so „bemerke" ich zuerst, daß diese Ausführungen keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, auf Theorie der Lautbildung erheben wollen, sondern nur das praktische Ergebnis von jahrzehntelanger Beobachtung der portugiesischen Aussprache im Lande sind. Das wenige, was ich von Phonetik weiß (NB. *nur* von *portugiesischer*), obgleich ich meinen phonetischen Passionsweg[3]) zwangsläufig mit

---

[1]) Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß abgesehen von der in dem Verse enthaltenen Märchensymbolik die Erzählung keinen eigentlich märchenhaften Zug enthält, da sich nichts Übernatürliches ereignet.

[2]) Die Vorstellung von der Baumseele findet sich in folgenden Märchen der Grimmschen Sammlung: „Aschenputtel" (Nr. 20), „Von dem Machandelboom" (Nr. 47), „Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein" (Nr. 130).

[3]) „Passion" hier als „Leiden", nicht als „Begeisterung" zu verstehen, da ich damals vor aller phonetischen Umschreibung einer Sprache ein Gefühl der Abwehr hatte, ähnlich dem, mit welchem ich die lateinische Benennung deutschnamiger Pflanzen ablehne, die mir von diesen den Duft und die Farben abzustreifen scheinen. Dem Wunsch aber und der Einladung meiner Freundinnen, Frau Carolina Michaëlis de Vasconcellos und Frau Anna Rodrigues de Freitas, nach Portugal zu kommen, um die fehlerhafte und veraltete Gramática alemã von Prévot umzuarbeiten, einem Wunsch, dem sich der des Verlegers (Jul. Groos) hinzugesellte, darin auch die deutsche

Umschreibung der *deutschen* Aussprache antrat, verdanke ich dem «Portugais» G. Vianas und der mündlichen Belehrung dieses Phonetikers, den ich in Lissabon aufgesucht hatte, um sein auf mein portugiesisch-deutsches Wörterbuch (Langenscheidt) anzuwendendes Aussprachesystem an der Quelle zu studieren[2]).

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie der greise Prof. Vasconcellos Abreu, der „Sanskritmann", den Herr Viana zur Konferenz herzugezogen, und der außer zur Begrüßung noch kein Wort geredet hatte, so daß er mir als „steinerner Gast" Beklemmung verursachte, plötzlich einen Laut, nur *einen* Laut von sich gab. Ich schrak zusammen, erkannte aber gleich, daß er meine Aussprache eines Wortes korrigiert hatte, eines Buchstabens nur, des e in *vejo, tenho* oder *espelho.* Wie erlöst schüttelte ich dem stummen Beisitzer über den Tisch hinüber gleich kräftig die Hand, dankte und erbat weitere Belehrung. Und nun wetteiferten die beiden Sprachgelehrten in dem Bemühen, mich den Unterschied zwischen der Aussprache im Süden und der im Norden des Landes kennen zu lehren[3]).

Wenn man von der im Norden vorkommenden (falschen!) Aussprache des ch mit vorangehendem t-Laut absieht, z. B. in fechar (richtig: fəˈʃar, falsch: fətˈʃar), so handelt es sich nur um Aussprache der Vokale, und unter diesen wesentlich um das e.

Umschrift nach dem Maître phonétique anzuwenden, konnte ich nicht wohl anders als Folge leisten. Und ich darf hier vielleicht bemerken, daß ich eine an Verblüffung grenzende Überraschung erlebte, da bei der ersten Probe aufs Exempel meine derzeitige Gastfreundin in Setúbal, Frau Anna de Castro Osório, eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen und allerdings eine Intelligenz ersten Ranges, aber ohne jede Kenntnis des Deutschen, mir nach der im Lautlehrkapitel gelehrten Aussprache ganze Lesestücke in tadelloser deutscher Aussprache und Betonung vorlas, ohne indes ein Wort davon zu verstehen.

[2]) Ich hatte allerdings weder Verpflichtung noch Absicht, die Aussprache in dieses Buch selbst einzutragen, hatte vielmehr auf das Drängen des Verlages schließlich wie Shylock geantwortet: "'t is not in my bond!" Doch wollte ich die von anderer Seite einzutragende Aussprache kontrollieren können. Und als ich dennoch, auf Drängen Vianas, der sich erbot, mit mir die Korrektur zu lesen (!!), mich zögernd zur Eintragung bereit erklärte, damit die Arbeit fertig würde, war es mir doch eine Erleichterung zu hören, daß „*einen* Postzug früher" die Aufforderung dazu an Herrn Prof. Rolin (Prag) ergangen war.

[3]) Diese kleine Episode bildete den Anfang einer bis zum Tode des greisen Gelehrten dauernden herzlichen Freundschaft. Nicht nur hatte ich als ständiger Gast auf dem allwöchentlichen soir fixe in seinem Hause zu erscheinen (das erstemal holte er mich persönlich und beinahe feierlich ein), wo ich die Elite der portugiesischen und gelegentlich brasilianischen Gelehrten- und Künstlerwelt kennen lernte — u. a. auch den mit Recht so bewunderten und so bescheidenen Orientalisten Rodolfo Dalgado, dessen tragischer Tod später die ganze Gelehrtenwelt erschütterte — auf Bitten seiner Gattin mußte ich „so oft wie möglich" kommen, weil der misanthropisch Veranlagte sich durch meine Allotria erheitert fühlte. Meinerseits war alle Beklemmung mit der erlösenden Korrektur für immer abgeschüttelt.

Auf S. 458, 3 sagt Wengler: „Viana, Ptg. § 25, gibt für den E-Laut einfach die Umschrift [e]“ und bemerkt hierzu: «C'est l'*e* italien de *dovere*.» Das stimmt auch. Das e, welches Wengler vor Zischlauten und vor velarem [*l*] gehört hat, ist vielleicht nicht als „Abart“ anzusprechen, sondern als *eine besondere Art* des e, vielmehr als *zwei* besondere Arten, denn das e vor einigen Zisch- und anderen Lauten ist ein ganz anderes als das vor [*l*]. Die Beispiele aber, falls sie das „e vor Zischlauten“ illustrieren sollen (vez, mês, mêsa, português), sind falsch gewählt, da gerade ʒ und s *nicht* zu den Zischlauten gehören, vor denen e anders als e, bzw. ɛ, also geschlossen wie in dovere oder offen wie in *Fähre* lautet. Das (NB. betonte) ê wird indes — in Lissabonner, nicht in Portuenser Aussprache — zu [ɐ], d. h. zu getrübtem a (ä) 1. vor ch, j, lh, nh, x [= ʃ]; also z. B. fecho, vejo, telha, venha, mexa. (Vgl. meine Portug. Konv. Grammatik. 4. Aufl., S. 34 unten.) 2. vor i, z. B. leite [lɐɪtə] (S. m. P. Konv. Gramm. Lautlehre § 8, A, 1 und § 9,3.)

Ganz anders als dieses e (= ɐ), das betont auch in langen Nasalsilben vor m vorkommt, z. B. bem, ist das e vor [*l*]. (Beiläufig: das Beispiel êle ist wohl ein Versehen; hier ist das l nicht silbenauslautend, also nicht [*l*]; e lautet hier wie in dovere). Dieses e vor silbenauslautendem l [*l*] ist — betont oder unbetont — immer [ɛ], also: [pɐ'pɛ*l*, pu'sivɛ*l*].

Der Hinweis auf Viana am Schluß dieses Abschnittes ließ mich mein Exemplar des «Portugais» hervornehmen, wo ich in § 26 bei dem Beispiel [fe*l*tɹu] ein von mir gesetztes Fragezeichen finde mit einer Verweisung auf § 73, in dem der Verfasser die Beispiele ['rɛ*l*vɐ] und [rɛ*l*vozu] beide mit ɛ notiert, wie man das auch in § 26 bei feltro erwarten sollte, nach der gegebenen Regel: «d'i, l'ɛ et l'ɔ deviennent ... plus ouverts.» Cândido de Figueiredo notiert allerdings fêltro, doch mag diese Aussprache in der Beira, aus der er stammt, gebräuchlich sein. Wie ich in meinem Wörterbuch sehe, hat Prof. Rolin *beide* Aussprachen gebracht, die mit ê an erster Stelle; ob im Einvernehmen mit Viana, den er dauernd um Rat fragte? Dieser selbst äußerte übrigens mal mir gegenüber, daß er sehnlich wünschte, die erste Ausgabe des „Portugais“ wäre erschöpft, damit er eine fehlerlose herstellen könne. In gleicher Weise schrieb er an Rolin, wie dieser dem Verlag L. mitteilte: «L'édition est pleine de fautes! Plût à Dieu qu'il y en eût une nouvelle, pour que je pusse les corriger!» Dies erwähne ich, nicht um die trotz aller Fehler bewundernswerte Arbeit Vianas herabzusetzen[1]), vielmehr zu unterstreichen, daß dem Verfasser diese Fehler, wie sie in einer Erstauflage solcher Arbeiten gar nicht zu vermeiden sind, sehr wohl bekannt waren. Trotzdem war er bescheiden genug, alle Berichtigungen, selbst von Laienseite, dankbar hinzunehmen.

Die Kontraktion, die Wengler u. a. in «preferivel» [pɹfɹiːvɛ*l* und pfɹiːvɛ*l*] gehört haben will (s. S. 457 untere Mitte), kann meines Erachtens nur auf schlechter Aussprache beruhen. Selbst unsere schnellebige und schnellsprechende Zeit, die kilometerlange Benennungen auf drei Buchstaben reduziert, dürfte eine solche Reduktion ablehnen[2]). Ebenso kann der gänzliche Wegfall auch des r

---

[1]) Passy, den ich einmal auf einige Fehler aufmerksam machte, schrieb mir zurück, daß Vianas Beitrag zur Sammlung „Skizzen lebender Sprachen“ als die wertvollste gelte.

[2]) Einleuchtender wäre vielleicht ein Beispiel wie desagrado [dzɐ'*g*ɹaðu] gewesen, wo tatsächlich das e der Vorsilbe verschluckt wird.

«é preciso» (weiter unten), der nur das Ergebnis von „Sprechfaulheit» sein kann, wie sie ja überall vorkommt, aber doch individuell ist und nicht die Regel bildet, darum auch nicht als Beispiel für solche herangezogen werden kann. Andererseits halte ich das (unter den Beispielen für vortonige Silben) in «sim, senhor» [sisnhoɹɪe][1]) und «pode ser» [pọdseɪɹe] der Aussprache *angehängte* ẹ gleichfalls für ein Ergebnis der Sprechträgheit des Betreffenden, der sich nicht von dem letzten Wort trennen kann. Im Redefluß und bei gepflegter Aussprache wird man dergleichen nicht hören. *Keinesfalls* ein auslautendes e von gleichem Klang wie das e in «ser» (ê); es könnte — selbst (mißbräuchlich!) gebraucht — nur immer ein klangloser Hauch sein[2]).

Dies gehauchte e (= ə) dürfte hingegen in der Umschrift zu *pode ser* (s. oben) nicht fehlen; denn das *d* in *pode* ist weich (ð) und darf nicht, wie das durch die unmittelbare Folge des scharfen *s* geschehen würde, stimmlos werden.

Richtig ist, daß der Unterschied zwischen dem „r mit *einem* Zungenschlag" und dem wirklich gerollten [r] — (bei Viana [ɹ] und [rr]; bei Wengler [ɹ] und [r]; in meiner Grammatik [r] und [rr]) — mit *mehreren* Zungenschlägen sehr genau beachtet wird" (S. 459). Nicht beachtet aber ist er auf S. 458, Z. 1, wo período, murmúrio als mit [r] gesprochen bezeichnet wurden.

Weniger zutreffend ist, daß „vor anlautendem [r] das «s» oft (?) vollkommen assimiliert wird, so daß für «os rios» statt [už riuš] gesagt wird [urriuš]". Hier sollte konsequenterweise [uriuš] stehen, da Wengler nicht das Doppel-r Vianas adoptiert hat. An der angeführten Stelle in V.s «Portugais» steht übrigens nichts von „oft", sondern: «. . . qu'on *peut* aussi prononcer u rriuš».

Noch weniger „häufig" ist ohne Zweifel die Assimilierung des [ž] vor [n-], z. B. «mais nada [maịnaðɐ]», das man kaum anders als in salopper oder scherzhafter Aussprache hören dürfte.

Im allgemeinen ist es bedenklich, auf einer gelegentlichen Aussprache der Provinzler, ja selbst der „stoddeerde Härre", deren Herbert Seelke in seinem „Nohberschlied" Erwähnung tut, Regeln aufzubauen. Dialekte gibt es auch in Portugal, und dort wie hier dürfte der Danziger Dichter empfehlen: „Väjeet aber nich, dat tom Bispeel ‚dorveer' op hoog ‚dafür' heet on ‚fär' — op hoog ‚für' — eenmol mät ‚ee' on eenmol mät ‚ä' schreewt, doch ganz akkroot no de Woorheed äs. *Manchtmol seie se op Platt so on manchtmool annersch.*"

Hamburg. Luise Ey.

---

[1]) Das Fehlen des h in der Umschrift (warum nicht nh = [ɲ], wie es Viana bezeichnet?) ist wohl Druckfehler. Wenigstens ist auf S. 459, Z. 8 [sisnhoɪɹẹ] notiert. — Daß, wie in der Fußnote S. 457 bemerkt ist, das [ĩ] von «sim» bei schnellem Sprechen gewöhnlich entnasaliert wird, trifft nur zu, wenn «sim» vor «senhor» oder «(minha) senhora» steht; es klingt dann wie das italienische «sissignor»

[2]) Vielleicht so wie in dem Beispiel «pode andar» [poðɐ̃ndaɪɹệ] S. 459, Z. 9 bezeichnet?



BESPRECHUNGEN.

FRIEDRICH KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 10. Aufl. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1924. XVI u. 558 S.

Diese letzte von dem inzwischen von uns gegangenen Gelehrten selbst besorgte Auflage ist kein bloßer Neuabdruck der vorhergehenden neunten mit gelegentlichen kleinen Verbesserungen, sie unterscheidet sich vielmehr von dieser durch die Anfügung einer ganzen Reihe neuer Artikel, durch Änderungen und Zusätze sprachgeschichtlicher Art und bedeutende Vermehrung der Literaturangaben, was schon in dem um 39 Seiten vermehrten Umfang des Buches zum Ausdruck kommt. Von neuen Worterklärungen seien beispielsweise erwähnt die von ablang, Akazie, Almrausch, alsbald, Angebinde, Babuschen, Ballade, Bandage, Bankier, Blindekuh, Blödsinn, Deckmantel, Defekt, Degenknopf, Dudeldei, Ebenbild, Edelstein, Ehrenmann und ehrenrührig, Ehrfurcht und Ehrgeiz, fachsimpeln, Fahrgast und Fahrkarte, Falschspieler, Feldglocke, Lachzähne, Lamperie, Langohr, Lanzette, Larifari, pfui, plätschern, Schildbürger und Schildwache, Schiller, Schindenhengst, Schindluder, Schlachtenbummler, Schlafittich, taubstumm, Taugenichts, Tunichtgut, Zagel, Zankapfel, zwitzern, Zylinder. Es sind, wie die Beispiele zeigen, zum größten Teil Fremdwörter und jüngere Ausdrücke, besonders Zusammensetzungen. Man sieht ganz deutlich, daß sich das Interesse des Verfassers in der letzten Zeit hauptsächlich den seit dem 16. Jahrhundert aufgekommenen Wörtern zugewendet hatte. Dies geht auch aus der Art der zahlreichen Ergänzungen hervor, so wenn z. B. unter „Alkoven" angemerkt wird, daß G. Liebe 1686 Teutsches Wörterbüchlein und G. Henisch 1616 Teutsche Sprach und Weißheit den Ausdruck noch nicht verzeichnen, oder wenn als erster Beleg für „Falbel" die Erwähnung bei Kirsch 1739 Cornu copiae I, 122 zitiert wird. Von den umgearbeiteten Artikeln sei vor allem auf den über „Pistole" aufmerksam gemacht, da hier die bisherige Ableitung aus dem Romanischen (Waffe aus der Stadt Pistoja) durch die sicher richtige Deutung aus čech. pišt'al, einer Weiterbildung von piskati „pfeifen", ersetzt ist, vgl. klruss. piščal' „Flinte". Auch über die Herkunft des Wortes „Tulpe" sagt uns die neue Auflage bedeutend mehr (14 statt 3 Zeilen).

Wien. Walter Steinhauser.

Jahresbericht über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. Herausgegeben von der Literatur-Archiv-Gesellschaft in Berlin. Bd. 4. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1926.

Wir haben in Band 33, S. 61 dieser Zeitschrift Auferstehung und Verjüngung, Angliederung und Angleichung unserer Jahresberichte an die altbewährten der germanischen Philologie, die Personalunion der Schriftleitungen (Fritz Behrend) freudig begrüßt. Der erste Band erstattete 1924 über das Jahr 1921 Bericht, seither sind schon ein zweiter, ein dritter und nunmehr (Dezember 1926) der vorliegende Band erschienen, und die Frist zwischen den Gegenständen des Berichts und diesem selbst ist bereits auf zwei Jahre, beinahe auf das Mindestmaß herabgedrückt. Verändert hat sich seit jenem ersten Jahrgang nichts Wesentliches — nur, daß die

zeitliche Grenzlinie zwischen dem „alten“ und dem „neuen“ Jahresbericht seit dem zweiten Jahrgang zugunsten des „neuen“ von 1700 auf 1624 verschoben ist, bis wohin ja der „alte“ sich von jeher erstreckt hat. Auch der Stab der Mitarbeiter ist so ziemlich derselbe geblieben und wird durch Namen (wir greifen nur einige heraus) wie *Bolte, Korff, Naumann, Viëtor* zur Genüge gekennzeichnet. — Über Einzelheiten der Anordnung, Gruppierung, Zuweisung, Unterbringung eines buntscheckigen, ungleichwertigen, dem ersten Blick fast unübersehbaren Materials kann man natürlich anderer Meiung sein als Redakteur oder Berichterstatter; aber welcher Fachmann ist nicht von Herzen dankbar dafür, daß das bibliographische Interregnum vorüber und in den *Behrend*schen Jahresberichten nun ein Behelf vorhanden ist, mit dem sich sogar viel besser arbeiten läßt, als mit den weiland *Elias*schen, die allmählich in ihrem eigenen Fett zu ersticken drohten? Ich zum Beispiel wüßte wirklich nicht, wie ich ohne die handlichen Bände meinen dienstlichen und schriftstellerischen Verpflichtungen nachkommen sollte; das oft mißbrauchte Wort „unentbehrlich“, hier ist es wirklich keine Redensart.

Wien. R. F. Arnold.

Oskar Händel, *Führer durch die Muttersprache.* 4. Aufl. Dresden. Ehlermann 1926. 183 S. Pr. 3,60 M.

Was ich vor sechs Jahren beim ersten Erscheinen dieses vortrefflichen Buches an gleicher Stelle schrieb — daß es jedem Deutschlehrer beim Unterricht zur Hand sein sollte — kann ich jetzt, wo die „Richtlinien“ endlich die in Händels Einleitung ausgesprochenen Forderungen sich zu eigen gemacht haben, guten Gewissens wiederholen, besonders da die äußerst geschickten und reichlichen Zusammenstellungen aus Wort- und Sprachlehre, Bedeutungswandel, Mundart, Namenkunde, Sprachgeschichte usw. erneut durchgeprüft und ergänzt sind, auch das Quellenverzeichnis auf den neuesten Stand gebracht ist. Bei flüchtiger Durchsicht hab ich nur der Sammlung von Wörtern, die das Englische dem Deutschen entlehnt hat, einiges zuzufügen gefunden, nämlich: zeitgeist, zollverein, taube, wanderlust.

Aus der Unterrichtserfahrung erwachsen, tut das übersichtliche Büchlein beim Unterricht ausgezeichnete Dienste, wie ich oft erprobt habe.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben, herausg. v. Harry Maync

1. Bd. 33: Otto von Greyerz, *Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz.* 117 S.

2. Bd. 23/24: *Albrecht v. Hallers Gedichte.* Kritisch durchgesehene Ausgabe nebst einer Abhandlung „Haller als Dichter“ von Harry Maync. 235 S. Leipzig. H. Haessel 1. 1924, 2. 1923.

1. Mit dem vorliegenden 33. Bändchen in Maync-Haessels verdienstvoller Sammlung hat O. v. Greyerz, dessen mancherlei wertvolle Veröffentlichungen wir auch an dieser Stelle schon häufiger gewürdigt haben, eine oft empfundene Lücke ausgefüllt. Denn seine Arbeit ist tatsächlich der erste umfassende Versuch, das ganze Gebiet der deutsch-schweizerischen Mundartdichtung abzuschreiten. Der deutsche Leser kennt wohl Usteri und Meinrad Lienert, vielleicht auch R. v. Tavel und S. Gfeller, aber solch reiche Fülle an Lyrik, Epik und Dramatik in mundartlicher Formung seit etwa 1650 hat er wohl kaum geahnt. Sie mag sich aus der Tatsache erklären, das auch der gebildete Deutschschweizer seiner Mundart

noch viel näher steht als der Reichsdeutsche. Und aus diesem Zusammenhang ist auch G.s Bemerkung S. 53 zu verstehen: „In unserer schweizerischen Dialektdichtung spielt die Anekdotenerzählung, und insbesondere die anderwärts beliebte Verulkung des Bauers und Kleinbürgers keine bedeutende Rolle. Unseren alten Bauernrepubliken fehlte von jeher die seelische Grundverfassung, die in Ländern mit streng geschiedenen Klassen und Ständen den Spott des kultivierten Städters auf das niedere Volk so billig und beliebt machte.“ So hören wir denn — neben Idylle und Kinderpoesie — von manch ernsthafter historischer und Problemdichtung. und daß Schweizer Mundart auch feinster Gefühls- und Geistessprache fähig ist, beweisen Dichtungen von Jakob Burkhardt(!) und — aus neuester Zeit — Dominik Müller.

2. „Ich bin Schweizer; die deutsche Sprache ist mir fremd“, bekennt der Berndeutsche Albrecht v. Haller in der Vorrede zu seinem „Versuch schweizerischer Gedichten“. (So!) Gewiß, man merkt es diesen schwerwandelnden Perioden und undeutschen Wendungen an, daß ihr Verfasser Mundart oder Französisch sprach, aber um so beachtenswerter bleibt der Gedanken- und Gefühlsgehalt, den der unermüdlich bessernde, berühmte Gelehrte diesen Kindern seiner frühen Muße mitgegeben hat (denn als 20 jähriger schrieb er 1728 „Die Alpen“; und „Hallers Doris“, die Klopstock nennt, ist 1730 verfaßt). H. Mayne, der Herausgeber der ganzen Sammlung wie dieser kritischen Ausgabe von Hallers 31 Gedichten hat in einem umfassenden und verständnisvollen Vorwort „Haller als Dichter“ gezeichnet und seine Bedeutung, die Stellung in seiner Zeit wie die Problematik seines Wesens uns nahegebracht.

G. Süpfle, *Richtig Deutsch durch Selbstunterricht* (Methode Gaspey-Otto-Sauer). Heidelberg, J. Groos 1927. 176 S.

Diese deutsche Sprachlehre alten Stils bietet nach einer allgemeinen und deutschen Sprachgeschichte Laut- und Wortlehre des Deutschen in systematischer Ausführlichkeit mit besonderer Beachtung von Unsicherheiten und Schwankungen im Sprachgebrauch. Gut ist der Abschnitt über das Geschlecht der Hauptwörter. Beispiele und vor allem Übungen dürften reichlicher sein. Was § 10 über g-Aussprache, § 15 über Runen gesagt wird, ist angreifbar; § 58 enthält nicht nur starke Verben.

Karl Berner, *Potz Dunder!* Heitere Erzählungen in alemannischer Mundart. 91 S. Ernst Guenther. Freiburg i. B. 1921.

Anspruchslose Schnurren und Verse von allerlei Sonderlingen in Stadt und Land, in sauberer Markgräfler Mundart.

Deutschkundliche Bücherei.
Leipzig. Quelle u. Meyer. 1925.

1. *Geschichte der deutschen Dichtung.* Von Studiendirektor Prof. W. Oppermann. 90 Seiten. Preis geb. 1,20 M.
2. *Deutsche Philosophie von* 1500—1800. Von Studienrat Dr. R. Scherwatzky. 48 Seiten. Preis geh. —,60 M.
3. *Kleine deutsche Stilkunde.* Von Studienrat Wilhelm Schneider. 48 S. Preis geh. —.60 M,

1. Im Flug durch ein Jahrtausend! Längerer Aufenthalt nur bei Goethe, Schiller, Hebbel. Manche Seiten nur Namenanhäufung. Bei der Entwicklung des „Volksepos“ könnten Heuslers Anschauungen berücksichtigt werden.

2. Zu schneller Belehrung ganz geeignet. Die großen Linien des Empirismus und Rationalismus sind klar herausgearbeitet; die ihnen entwachsende Leistung von Leibniz und Kant wird auf 8, bzw. 16 Seiten ausreichend deutlich gewürdigt.

3. Die reichen Anregungen dieses Bändchens (ebenso wie des gleichen Verfassers „Meister des Stils über Sprache und Stillehre") sollte jeder Deutschlehrer sich baldigst zu eigen machen! Wirklich: es ist gedrängt voll von dem, was unseren Oberklassenunterricht — und nicht nur ihn! — wahrhaft lebendig machen kann. Gewiß: Schneider hat Vorläufer: er selbst nennt Mauthner, Erdmann, Th. A. Meyer, Brodersen, Walzel: aber sein feines Stilgefühl tastet sich selbständig weiter, und wir können ihm für die Fülle seiner schönen Beobachtungen nur dankbar sein. Was er bietet? Nun, er beschäftigt sich in dieser Stilkunde (die den sprachlichen Ausdruck bes. deutscher Kunstprosa nach Form und Wirkung erforschen will) mit dem Wesen des Wortes, mit Wortleib und Wortseele; so untersucht er an Beispielen aus Rilke, Mann, Kleist, Mörike u. a. Klangmittel, Bedeutungsgehalt, Gefühlswert, Pausen, Satzmelodie, Rhythmus, Ausdruck, Wortwahl, Vergleich u. a. Manchmal gestattet ihm der knappe Raum nur Andeutungen (so über den Ausdruckswert der Wort- und Satzarten). Möchte ihm doch bald eine ausführlichere Darstellung möglich sein! Man darf sich viel davon versprechen.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

MICHAEL HOCHGESANG, *Wandlungen des Dichtstils.* Dargestellt unter Zugrundelegung deutscher Macbethübertragungen. 183 S. Verlag Max Huber, München, 1926.

Gundolf und Strich sehen jetzt ihre Schüler und können an deren Äußerungen ablesen, wo und inwieweit sie auf diese von Einfluß gewesen sind, eine für beide Teile interessante Situation. Die gepflegte Studie des Verf. bewegt sich durchaus in den Bahnen der Lehrer und gibt zu einem gewissen Teil allerdings nicht viel mehr denn eine erweiterte Spezialausführung von Partien aus Gundolfs „Shakespeare und der deutsche Geist". Das gilt aber nur für einen Teil, für die unselbständigen Abschnitte des Buches. Überall da jedoch, wo Verf. seine eigene, sehr fein empfindende, stilkritische Begabung frei wirken lassen kann, bringt er eine Fülle verstehender Anschauung in einer großen Anzahl von durchaus überzeugenden Beispielen. An dem Wandel der Art und Weise, wie Eschenburg, Bürger, Schiller und Dorothea Tieck den Macbeth übersetzt haben, will Verf. die Wandlungen des Dichtstils vom Rationalismus zum Sturm und Drang, zur Klassik und zur Romantik aufzeigen, wobei er allerdings im Vertrauen auf seine Vorbilder als gegeben unterstellt, daß es möglich sei, den „Dichtstil" als solchen überhaupt und mit dieser Methode zu erfassen. Natürlich werden Wölfflins Grundbegriffe methodisch unterstellt, obwohl anerkennend ausgesprochen werden muß, daß ein Schüler Strichs selbst die Unterschiede betont, die zwischen Lehrer und Modell bestehen. Alle Einzelheiten nun in diesem vierfachen Vergleich sind ganz ausgezeichnet, hier zeigt der Verf., wo seine Domäne ist, nämlich in der besonnen und wahrhaft gefühlvoll anschauenden Formenvergleichung, worin ihm hübsche Einzelheiten gelingen. Und diese, aber auch nur diese, sind literarhistorisch von Belang, indessen alle Konstruktionen sonstiger Art, die dies natürlich auch sein

wollen, es keineswegs sind. Bürger z. B. als Exponent des Sturms und Dranges zu nehmen, ist trotz der nicht unterlassenen Herderzitate doch nur eine konstruktive Spielerei, durch die Konzentration auf eben den Macbeth veranlaßt. Ganz allgemein ist ferner die Frage, ob der Macbeth samt seinen deutschen Übertragungen gerade ein so bestimmendes und infolgedessen repräsentatives Werk für den deutschen Dichtstil ist. Verf. hat diese Frage bejaht, seine wirklich wertvollen Einzelbeobachtungen berechtigen ihn dazu, sind aber doch vielleicht nicht allgemein verpflichtend. Wie die meisten modernen Erstlingsarbeiten mutet sich der Verf. viel zu viel auf einmal und gar für den Anfang zu, was Schuld der Lehrer ist, die es nicht verstehen, den Studenten zur Selbstkritik anzuleiten. So kommt es auch hier, daß man wirklich Feines aus einem Gestrüpp von Allgemeinem heraussuchen muß, was eine harte und klare Schulung hätte verhindern können und müssen. Verf. wird wohl Gelegenheit nehmen, in einem späteren und selbständigeren Meisterstück die Forschung mit Ergebnissen seiner großen, künstlerischen Fähigkeiten zu erfreuen, ohne allzu sehr im Fahrwasser seiner Lehrer zu bleiben.

Julius Frankenberger, *Walpurgis, zur Kunstgestalt von Goethes Faust.* Bd. 2 von Staat und Geist, Arbeiten im Dienst der Besinnung und des Aufbaus. 118 S. Verlag Ernst Wiegand, Leipzig 1926.

Es sind 22 Jahre her, als Ref. — fast ein Knabe noch — bei der ersten Lektüre des Faust in musikalischer Erkenntnis an dem geheimnisvollen Reiz eben des Symphonischen vom Zwischenspiel „Oberon und Titanias goldene Hochzeit" hängen blieb. Er setzte es mit dem Musikalischen in der nordischen Walpurgisnacht überhaupt sowie mit dem der klassischen in bezug. Immer blieb der unsägliche Reiz dieser Sinfonietta von Oberon und Titanias goldener Hochzeit ihm erhalten, und unverständlich waren ihm je und je die scharfen Worte, die die Literatur gegen dieses Intermezzo fand.

Frankenberger hat in der schön ausgestatteten Abhandlung nun die „Rettung" dieses Intermezzos zu schreiben unternommen. Dabei geht er mit einem schönen Aufwand positiven Wissens und ästhetischer Einfühlungskraft zu Werke, er flunkert nicht bei seinen Untersuchungen und ist auch nicht gewalttätig, wie man es leider so oft bei solchen Arbeiten, die sich ihre Methode selbst schaffen müssen, mit Schreck findet. Die Arbeit ist überwiegend literarhistorisch und hätte, um vollständig zu sein, das Musikalische beträchtlich mehr heranziehen können. Doch ist dies kein Mangel, denn Hauptsache ist, daß Verf. mit einer literaturgeschichtlichen fable convenue bricht, nämlich der, daß das Intermezzo von Oberon und Titanias goldener Hochzeit ein deplacierter Rest aus dem Xenienstreit allein sei. Darin ist dem Verf. völlig beizupflichten, und in dieser Hinsicht ist sein Buch eine Bereicherung in der ebenso ufer- wie wegelosen Goetheschreiberei unserer Zeit. Ferner ist wertvoll an dem Buch, daß Verf. ein literarisches Gebilde anschauen kann; er sieht es selbst, und die Folgerungen, die an diese Schau geknüpft werden, hängen nicht spintisierend und unsinnlich im Raum, sondern der künstlerische Innenwert des Intermezzos wird herausgestellt und zu den beiden eigentlichen Walpurgisnächten mit Glück in bezug gesetzt. In Einzelheiten könnte die Kritik gegen manchen Schluß Bedenken erheben. Es ist Temperaments-

und Gestaltungssache, inwieweit einer den Deutungen eines anderen nachgehen kann, wenn sie sich aus der Ebene der reinen Anschauung des Kunstwerkes in die der Abstraktion entfernen. Dies ist eine andere Frage.

Unbestritten bleibt des Verfassers Verdienst, daß er nachgewiesen hat, daß der tiefere Gehalt des Intermezzos in einer unterirdischen Verbindung mit der Tragödie steht. Vielleicht dehnt der Verf., wenn er genügend Musiker ist, seine Untersuchungen auf dieses Gebiet aus, das durch den Namen Cimarosa von ihm bereits angedeutet ist und wobei sich zur melodramatischen Neigung Goethes und zur inneren Genesis seiner Liebe zum jungen Felix Mendelssohn und dessen Bachauffassung allerlei sagen ließe.

Festschrift für August Sauers 70. Geburtstag. 402 S. mit 1 Portrait. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. Stuttgart o. J.

Trotz aller Verehrung für die damit zu Ehrenden — die Festschriften häufen sich, sie kommen in Scharen dicker Bände, luxuriös ausgestattet, man beginnt schon mit dem 50. Geburtstag, und immer steht der wohlmeinende Anlaß mit dem Wert oder Unwert der in den Festschriften niedergelegten Arbeiten in keinem rechten Verhältnis. Ref. steht nicht an, zu bekennen, daß er die neumodische Festschriftenüberproduktion sehr bedenklich findet und sie für einen wissenschaftlichen Schaden hält.

Davon abgesehen ist die Festschrift für August Sauer ein schönes und würdiges Denkmal von Verehrung und Sympathie. Durch die 19 Beiträge ist sie auch vielseitig genug, ohne buntscheckig zu sein. Sie entspricht darin der Vielseitigkeit des verehrten Toten, genau so, wie die Überschriften der drei Teile seinen verschiedenen Arbeitsgebieten Rechnung tragen: 1. Stoff und Form, 2. Persönlichkeit und Werk, 3. Stamm und Landschaft. Diese sechs Zweige haben Sauer beschäftigt, sie sind zum Teil überhaupt durch ihn erst Themata der neuesten Literaturwissenschaft geworden.

Wir sehen an dieser Stelle von einer Aufzählung der Titel und von einer kritischen Einzelbesprechung der sehr verschiedenartigen und verschiedenwertigen Gelegenheitsarbeiten völlig ab, sondern gehen nur auf die literarhistorische Gesamttendenz ein. Dabei zeigen sich als Sauer besonders nahestehend drei Arbeiten über Grillparzer, eine über Stifter, eine über Anzengruber, zwei zum Problem Stamm und Landschaft. Auch an Fischart, Hamann, Wieland und mancherlei zur Literarästhetik und Sprachgeschichte hat man gedacht.

Der stattliche Band macht in der allzu groß gewordenen Reihe literarhistorischer Festschriften sehr gute Figur.

Karlsruhe i. B. Adolf v. Grolman.

Kurt Borries, *Die Romantik und die Geschichte.* Studien zur romantischen Lebensform. Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 235 S. 8°. 5 M.

Gegenüber den heftigen Angriffen, die ein von Georges vermeintlich klassischem, in Wahrheit doch nur barockem Geiste beherrschtes Zeitalter wider alles Romantische zu schleudern liebt, berührt es höchst angenehm, daß am Schlusse dieser geistreichen und gutfundierten Schrift gerechterweise anerkannt wird: „Unser geistiges Leben in Kunst, Wissenschaft und Politik bis auf den

heutigen Tag ist ohne Romantik nicht zu denken". Freilich hindert solche Geschichtserkenntnis den Autor nicht, die Lebensform und Leistung der deutschen Romantiker in vielem fragwürdig zu finden. Er vermißt bei dieser ganzen Generation, die für das Mit- und Nacherleben (und also für die Geschichte) so außerordentlich begabt war, das elementare Urerlebnis, er findet sie lebensschwach, weshalb sie denn auch aus Ohnmacht vor der Realität in die Ironie flüchte und zuletzt, wenn auch dieses Mittel der Reservierung entgleitet, gar in den Schoß der Kirche, das Opfer des Intellekts nicht scheuend, um nur jeglicher Verantwortung überhoben zu sein. Dergleichen Formeln enthalten, so tiefsinnig sie sein mögen, immer nur halbe Wahrheiten, weil Leben und Geschichte sich nicht in starre Formeln pressen lassen, und mag die Formel für Friedrich Schlegel passen, von dem, als dem Hauptgegenstand der Betrachtung, sie abgezogen wurde, schon bei Novalis versagt sie. Immerhin ergibt die scharfsinnige Erfassung der Ironie als inneren Lebensform der Romantik einen brauchbaren Gesichtspunkt, auch für die Erkenntnis der romantischen Geschichts- und Staatsauffassung. Zugleich bietet die Schrift, die energisch Fr. Schlegel in den Mittelpunkt nicht nur der eigenen Erörterung, sondern auch des romantischen Ideengespinstes rückt, eine erwünschte Berichtigung und Ergänzung zu der ausgezeichneten Arbeit von R. Samuel über des Novalis Staats- und Geschichtsauffassung (Frankfurt a. M. 1925), indem sie deren Abhängigkeit von F. Schlegels Historik, und überhaupt F. Schlegels Bedeutung für die Entwicklung der Geschichtsphilosophie ins rechte Licht stellt. So gründlich und zugleich klar, mit so einwandfreier wissenschaftlicher Methode und schlichter Darstellung wie Samuel hat Borries allerdings nicht gearbeitet; er bleibt bald in bloßer Aneinanderreihung von Lesefrüchten stecken, bald entfernt er sich zu weit von den Objekten seiner historischen Forschung in verschwebende Geistreichelei und in ein dunkles Philosophieren, dahin der Leser nicht folgen kann, weil für theoretische Debatten die Form des Buches zu knapp, zu essayistisch ist.

Prag. Jos. Körner.

Mack-Walker, *Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur.* Ein Lesebuch für Oberklassen. Teubner, 1926. VIII u. 272 S.

In einem in Aussicht gestellten zweiten Teil dieses Werkes sollen „die tiefer liegenden Wesenszüge" (S. IV) des Angelsachsentums dargestellt werden. Der vorliegende erste Teil behandelt „die mehr nach außen in Erscheinung tretenden Triebkräfte englischer Kultur" (S. IV). Voran steht, wie billig, "The Call of the Sea", die übrigen vier Kapitel behandeln Nationalstolz und Weltherrschaftsstreben, die innerpolitischen Ideale, das Nebeneinander von Geschäftsgeist und christlichem Sozialismus und die Begabung für Humor und Satire. Zeitlich führen die Proben jedes Kapitels von *Chaucer, Shakespeare, Milton* oder *Byron* zu Dichtern und Schriftstellern unserer Tage.

Mit Recht bieten die Verfasser nicht Stücke, in denen *über* jene Triebkräfte angelsächsischer Kultur geredet wird, sondern solche, *in* denen sich dieselben verkörpern — mag es sich nun um Dichter wie die obengenannten oder *Whitman, Swinburne, Masefield* u. a. handeln oder um Schriftsteller wie *Washington, Carlyle, Kingsley, Seeley, Lord Curzon, H. G. Wells* u. a., in denen bei ver-

schiedener äußerer Form der gleiche leidenschaftliche Wille dem eigenen Volk und der übrigen Menschheit Wege in eine bessere Zukunft zu weisen unternimmt. Nur an solchen Texten können die Schüler erarbeiten und erleben, welches die Botschaft ist, die die Angelsachsen der Welt zu künden haben.

Die fünf Kapitel werden durch eine gleichfalls in fünf Abschnitte gegliederte „Einleitung“ von elf Seiten geistvoll und kenntnisreich eingeführt. Der Hauptschwierigkeit aller Oberklassen-Lesebücher, daß nämlich Stücke, die aus einem größeren Zusammenhang herausgenommen sind, unter allen Umständen etwas Unfertiges und darum Unbefriedigendes behalten, suchen Mack-Walker dadurch zu begegnen, daß sie in den englisch geschriebenen kurzen Bemerkungen, die den einzelnen Stücken vorangehen, den Zusammenhang mit dem ganzen Werk, aus dem die Probe stammt, herstellen.

Den Texten folgen 19 Seiten „Anmerkungen und Wörterverzeichnisse“. Die Anmerkungen räumen manche äußerlichen Schwierigkeiten des Verständnisses aus dem Wege und sind zu billigen, die Wörterverzeichnisse aber sollten fortfallen; denn es ist gerade ein *Vorzug* der Oberklassen-Lesebücher gegenüber den fast ausnahmslos mit einem Sonderwörterbuch versehenen Schulausgaben, daß die Schüler bei den Lesebüchern auf die Benutzung eines großen zweisprachigen Schulwörterbuchs und eines einsprachigen Wörterbuchs angewiesen sind, sofern sie nicht die Bedeutung neu auftretender Wörter aus dem Zusammenhang oder aus der Verwandtschaft mit anderen englischen oder mit deutschen, lateinischen oder französischen Wörtern oder aus Fremdwörtern erschließen können. Diese Erziehung zum kombinierenden Erschließen der Wortbedeutungen und zur Benutzung von größeren und einsprachigen Wörterbüchern ist für einen lebendigen neusprachlichen Unterricht, der auch an die Zeit *nach* der Schule denkt, von allergrößter Wichtigkeit, wird aber durch Sonderwörterbücher und Wörterverzeichnisse nahezu unmöglich gemacht, da die Schüler hier jederzeit die „passende Übersetzung“ ohne eigenes Nachdenken finden. Mindestens sollten die Lesestoffe der Oberklassen von solchen schädlichen „Hilfen“ frei sein.

Die „Wörterverzeichnisse“ sollten also in späteren Auflagen von Mack-Walkers sonst so vortrefflichem Lesebuch und in dem angekündigten zweiten Teil des Werkes fehlen.

Karl Breul. *Land und Leute in England.* 4. Aufl. Vollständig neubearbeitet. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 650 S.

Dies bekannte Buch erfüllt auch in der neuen, auf den Stand von 1926 gebrachten Auflage seinen Zweck, deutsche Englandreisende mit Einschluß der zu Studienzwecken hinfahrenden in lexikalischer Form darüber zu unterrichten, wie sich Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen in England und besonders in London von denen anderer Länder unterscheiden. Auch wenn man das Buch vom Standpunkt der anglistischen Wissenschaft aus betrachtet, findet man nur wenig auszusetzen. „Selbstverwaltung“ (S. 516) sollte z. B. nicht mit “self-government” gleichgesetzt werden. Der Engländer versteht unter “self-government” (ohne Zusatz) die Betätigung der vom Volke ausgehenden *souveränen* Staatsgewalt, also „Selbstregierung“; in *Pollard's* “History of England” z. B. ist in dem 33 Seiten umfassenden Kapitel “The Struggle for Self-

Government" *nicht mit einer Silbe* von dem die Rede, was wir im Deutschen „Selbstverwaltung" nennen. „Selbstverwaltung" im engeren „*nicht-souveräne* körperschaftliche Tätigkeit bezeichnenden Sinne des Wortes heißt "provincial" (bzw. "local" usw.) "(self-) government"". "self" fehlt hier oft, auch wenn es sich durchaus um *Selbst*verwaltung handelt, während die Bezeichnung des Selbstverwaltungskörpers (Provinz, Gemeinde usw.) *nicht* fehlen darf, um eben die Selbst*verwaltung* von der Selbst*regierung* zu unterscheiden. — Auch die Bemerkungen zu "Rotten Borough" (S. 480) sind mindestens unklar. Es sollte deutlich gesagt werden, daß man mit "rotten boroughs" die im Jahre 1832 sämtlich beseitigten Wahlkreise bezeichnet, die trotz einer fast ganz verschwundenen Wählerschaft immer noch Abgeordnete ins Parlament sandten. — Sonst aber findet auch der Lehrer des Englischen in diesem Buch rasche und zuverlässige Auskunft (auch Literaturangaben) über viele Einzelheiten englischen Lebens, die den Wissenschaftler und Schulmann interessieren.

MANIG und KNIGHT, *Elements of English Literature*, Dresden 1926. 80 S.

Dieses Buch ist, von einigen deutschen Worten auf der Titelseite abgesehen, ganz in englischer Sprache geschrieben. Es behandelt auf 61 Seiten, von denen sechs auf die alt- und mittelenglische Zeit entfallen, die ganze englische Literatur vom Beowulf bis zu "Saint Joan". Einige Seiten über die Geschichte der englischen Sprache gehen voran, einige über amerikanische und koloniale Literatur und die englische Metrik folgen. Naturgemäß kann ein solcher Abriß der englischen Literaturgeschichte nur aus Namen, Titeln, Daten und einzelnen kurzen Inhaltsangaben und summarischen Würdigungen bestehen. Auch bei einer weitgespannten Kapiteleinteilung sollte "The Victorian Era; or, the Age of Tennyson" (S. 52) nicht, wie es hier geschieht, über Burenkrieg und Weltkrieg hinaus bis 1925 ausgedehnt werden.

Als Hauptaufgabe des Buches bezeichnet das Vorwort "to facilitate for the boys of our secondary schools the preparation of their final examinations in English". Ich will doch hoffen, daß es solche Schulen, an denen das Buch diese seine „Hauptaufgabe" erfüllen kann, in Deutschland *nicht* mehr gibt; denn ein bloßes Wissen um Namen, Titel und Daten von Dingen, die die Schüler nicht irgendwie gelesen haben, ist *völlig* wertlos. Selbst mit Einschluß der Lektüre von Lesebüchern und deutschen Übersetzungen können unsere Schüler nur einen ganz geringen Bruchteil der in diesem Buch erwähnten Literatur gelesen haben. Das Buch müßte mindestens einen Index haben; H. G. *Wells* z. B., der auf S. 60 in vier Zeilen „behandelt" wird, sucht man im Inhaltsverzeichnis vergeblich.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

F. W. STOKOE, *German Influence in the English Romantic Period* 1788—1818. With Special Reference to Scott, Coleridge, Shelley and Byron. Cambridge, University Press, 1926. X u. 202 S.

Diese wertvolle Studie zur vergleichenden Literaturgeschichte strebt einen zweifachen Nachweis an: a) Wodurch und in welchem Ausmaß entstand Ende des 18. Jhs. das Interesse für deutsche Literatur? b) wo zeigen sich in der englischen Dichtung zwischen

1790—1820 Spuren deutschen Einflusses? Der praktische Nutzen einer solchen Arbeit liegt ebenso sehr in der fleißigen Materialsammlung als in der eigenen Forschung. Darum ist die sorgfältige Liste der von 1789—1805 in England erschienenen Bücher, die sich mit deutscher Literatur beschäftigen (Übersetzungen, Nachahmungen, Einrichtungen, Parodien, Grammatiken usw., *Appendix* V) ebenso wichtig wie der interessante selbständige Fund des Verfassers: daß Tiecks *Herbstlied* das Original von *Glycines Song* in Coleridges Drama *Zapolya* ist. Zwei den Tenor des Buches bestimmende Grundeigenschaften berühren angenehm: die verständnisvolle Einfühlung in deutsches Wesen und die Exaktheit und Ruhe der Forschung, die sich alles übertriebenen Eifers, allen künstlichen Aufspürens und erzwungenen Aufbauschens von Einflüssen enthält.

Stokoe beginnt mit einem Überblick der deutschen Dichtung. In Lessing und Klopstock verkörpern sich noch einmal die beiden maßgebenden Eigenschaften des Klassizismus: Verstandesaufklärung und emphatische Empfindung. Aber der französisch beeinflußte Formalismus wächst in ihnen gewissermaßen über sich selbst hinaus und biegt in eine neue Richtung des Bodenständigen und Individuellen um (S. 3). Der Verfasser unterläßt aber die Andeutung, daß der von hier ausgehende deutsche Einfluß, der die englische Romantik befruchtet, seinerseits einer englischen Keimzelle entspringt. Tatsächlich liegen die Anfänge der romantischen Bewegung in England, und zwar um etliche Dezennien weiter zurück, als Stokoes Datierung vom letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts festlegt. Defoes gefühlsselige, kulturfeindliche Naturschwärmerei, seine kosmopolitische Menschenverbrüderung sind der Quell, aus dem Rousseau seine Ideale schöpfte. Sie schlagen bereits Breschen in die klassische Kunst und bereiten neben dem zerfahrenen, überreizbaren Wesen Swifts dem Weltschmerz und Sturm und Drang den Weg[1]).

Die für die Romantik kennzeichnende Verquickung von Kunst und Philosophie gibt sich zuerst in der Kritik kund als der Verbindung von Wissenschaft und Phantasie (S. 9). Aber Stokoe verschweigt, daß auch in diesem Punkte England den Grund zum System einer romantischen Aesthetik legt, indem lange vor Alexander Gottlieb Baumgarten und seinem Famulus Georg Friedrich Meyer Addison, auf Shaftesbury fußend, die Phantasie als selbständige Geistesmacht dem Intellekt gegenüberstellt, das Naturgenie dem Kunstgenie (*Spectator*, 3. September 1711). In England werden die maßgebenden Begriffe der romantischen Aesthetik geprägt: Originalgenie (Edward Young, *Conjectures of Original Composition*, 1759); *gothic* wird aus einem tadelnden Beiwort für barbarisch Abgeschmacktes, roh Phantastisches als das heimisch Bodenständige, mittelalterlich Germanische zum Gegensatz des Klassischen (Richard Hurd, *Letters in Chivalry and Romance* 1762); pittoresk wird das Kennwort der romantischen Landschaftsschönheit (John Gilpin, *Observations on the Western Parts of England, relative chiefly to Picturesque Beauty*, 1798). In England wird die Lehre des Geschmacks ausgebildet (Hogarth, *The Analysis of Beauty, with a View of Fixing the Fluctuating Ideas of Taste*, 1753, im Jahr darauf

---

[1]) Vgl. hier und im folgenden: H. Richter, *Geschichte der englischen Romantik*, Bd. 1—3, Niemeyer, Halle, 1911—1916.

von Lessings Freund Mylius ins Deutsche übersetzt, später von Lessing selbst durchgesehen und neu herausgegeben.

Bei etwa gleichzeitiger Entstehung der englischen und der deutschen Romantik findet Stokoe in der englischen — infolge der stärkeren literarischen Tradition (Chaucer—Shakespeare—Milton—Pope) — ein langsameres Durchdringen zur Herrschaft. Da sich aber alle maßgebenden Eigenschaften der Romantik bereits in Goldsmiths *Vicar of Wakefield* (1762—66) vereint finden, ist man wohl berechtigt, schon dieses Werk recht eigentlich als einen Markstein in der Literatur zu betrachten. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt die Wiederbelebung der Volkspoesie durch Percy (*Reliques of Ancient Poetry,* 1765), die bereits länger vorbereitete Wiederbelebung Shakespeares durch Garrick, Johnson, Ritson. Für diese Erneuerer des heimischen Altertums nimmt Stokoe den Platz Herders in Anspruch, läßt aber dabei ihren Einfluß auf Herder außer acht. Die Nachdichter einer primitiven bodenständigen Poesie, Macpherson (*Ossian,* 1765) und Chatterton (*Rowley,* 1777) stehen bereits in voller Romantik. Es scheint daher nicht zutreffend, wenn Stokoe 1797 als Geburtsjahr der Romantik festlegt, das Jahr, in dem Wordsworth und Coleridge sich am See von Windermere zur gemeinsamen Vorbereitung der *Lyrical Ballads* zusammenfanden. Tatsächlich bezeichnen die *Lyrical Ballads* nicht den Ausgangspunkt, sondern einen Höhepunkt der Romantik.

Von Henry Mackenzies Vorlesung über das deutsche Drama, gehalten in der *Royal Society* zu Edinburgh am 21. April 1788, datiert Stokoe das Erwachen des englischen Interesses an der deutsch-literarischen Produktion. Es beruht zuerst weniger auf der künstlerischen Qualität als auf dem Sensationellen, Exotischen und Revolutionären, bis Madame de Staëls *De l'Allemagne* (1813) einen Wandel herbeiführt, indem es die Wege zu ernster Würdigung anbahnt (S. 51).

Die Reihe der angegebenen Fälle unmittelbarer Beeinflussung aus dem Deutschen ist keineswegs abgeschlossen. Auf gut Glück hier einige Beiträge: Aus der Ueberschwemmung der englischen Literatur mit deutscher Schauerromantik wären die Quellen zu Lewis' *Monk* (1795) und zu *Feudal Tyrants* (1807) hervorzuheben. Für den *Monk* der Roman *Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe,* Wien und Prag bei Franz Haas — dem auch Grillparzer den Stoff seiner *Ahnfrau* entnahm — für *Feudal Tyrants* Benedikte Nauberts Roman *Elisabeth, Erbin von Toggenburg oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz,* beides endgültig dargelegt durch Georg Herzfeld (*Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen* Bd. CXI, 1903). *The Bravo of Venice* (1804) ist im wesentlichen Zschockes *Abbälino* mit Einschlägen aus der *Blutenden Gestalt.* Über die Quelle zu Walpoles *Mysterious Mother* (1768) schreibt Southey (23. Oktober 1795) an Grosvenor Bedford: „Ich habe eine Entdeckung in bezug auf *The Mysterious Mother* gemacht. Lord O. erzählt sie von Tillotson. Die Geschichte ist in einem Werk des Bischofs Hall, 1692, gedruckt . . . Hall fügt hinzu, er habe sie in zwei deutschen Autoren entdeckt und sie hätte sich in Deutschland wirklich zugetragen." Lewis Übersetzung von *Kabale und Liebe* unter dem Titel *The Minister,* aufgeführt 1803 als *The Harper's Daughter,* ist zu einem ganz anderen Stück geworden, das 1580 zu Braunschweig spielt.

John Moore, Verfasser des *Zeluco,* bereiste und beschrieb Deutschland (*A View of Society and Manners in France, Switzer-*

land, Germany, with Anecdotes relating to some Eminent Characters, 1799). Maturins *Bertram* (1816) übermoort den Karl Moor.

Ferner: Mary Wollstonecraft übersetzte Salzmanns *Elemente der Moral* (*Elements of Morality, for the Use of Children, with an Introductory Address for Parents*)[1]) und William Blake illustrierte sie 1791[2]).

Zu den Belegen aus Schiller wäre nachzutragen: *Don Carlos,* Schlußworte: Ich habe das Meinige getan. Tun Sie das Ihre. Und Byron, *Werner* I 1: *And as for Duty ... I did mine. then now do yours. Fiesco* II 19: Monolog des Fiesco: Ein Diadem erkämpfen, ist groß. Es wegwerfen, ist göttlich. Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua.

Und Byron, *Marino Faliero* IV, 2, 157, Monolog Falieros: *Doge Dandolo survived to ninety summers, To vanquish empires, and refuse their crown; I will resign a crown, and make the state Renew its freedom.* — *Räuber* (III 2): Es war eine Zeit ... Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte ... Es war eine Zeit wo sie (die Tränen) mir so gern flossen ... und W. H. Irelands *Vortigern,* (I. Akt): *There was a time, when even the thought of murder Would have congeal'd my very mass of blood.*

Zu den Goethestellen: *Egmont,* Clärchens Vision als Urbild einer Geistererscheinung in Lewis, *Adelmorn* (1807).

Seine Erzählung *The Golden Ring* (*Tales of Wonder,* 1801) stimmt inhaltlich mit der *Braut von Korinth* überein. Lewis nennt als Quelle *Περῖ θαυμασιων* des Phlegon, *whom some assign to the age of Augustus, others, more correctly, to that of Hadrian.* Goethe schöpfte aus einer späteren Quelle, Johannes Praetorius, *Anthropodemus Plutonicus.* Aber als guter Goethekenner ist Lewis bei Stoffwahl durch die „Braut“ sicherlich beeinflußt. — *Faust* I: Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben — und Byron, *The Two Foscari,* II: *And when we think we lead, we are most led.* Für die vielbesprochene Parallele, Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen, und *Bride of Abydos, Know ye the land, where the citron and myrtle* — ist befriedigend von Manfred Eimer, (*Byrons persönliche Beziehungen zu den Gebieten deutscher Kultur, Anglia* Bd. XXXVI, 1912) dahin entschieden, daß als Goetheentlehnung überhaupt nur Kennst du das Land — in Betracht kommt, was Byron[3]) aus *Corinne* bekannt ist, während Cypresse und Myrthe — im Mignonlied kommt gar keine Cypresse vor — von Byron als symbolische Pflanzen bereits in einem Gedicht der *Poems on Various Occasions, Love's Last Adieu,* 1807, miteinander genannt und ausgedeutet werden. Hinsichtlich der wiederholt zusammengestellten Faustanklänge im *Manfred* ist nachdrücklich zu betonen, daß die Übereinstimmungen äußerliche sind, teils in der Situation, teils in Worten, während sowohl in der inneren Stimmung als der Lebenslage des Helden absolute Gegensätzlichkeit besteht. Der tiefe Eindruck der Faustlektüre auf Byron wird zum Ausgangspunkt einer in entgegengesetzter Richtung laufenden Arbeitslinie.[4]).

---

[1]) Vgl. H. Richter, *Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der Rechte der Frau.* Wien 1897.

[2]) Vgl. H. Richter, *William Blake,* Straßburg, Heitz 1906.

[3]) Erich Schmidt, Goethe-Jahrbuch IX, 230.

[4]) Vgl. H. Richter, *Zum hundertsten Jahrestag der Veröffentlichung des Manfred* (Englische Studien 51/53, 1917).

Bedauerlicherweise schaltet Stokoe die maßgebenden Einflüsse deutscher Philosophie auf die englische Dichtung vollkommen aus. Was wäre Blakes Kosmogonie ohne Böhme, was Coleridge ohne seine Beziehungen zur deutschen Philosophie der Romantik. Und daß sich eingehender Betrachtung hier das merkwürdige Schauspiel eines innersten Gegensatzes zum deutschen Intellektualismus enthüllt, als dessen Träger Coleridge in England so gern hingestellt wird, macht die Untersuchung um so interessanter[1]).

Wien. Helene Richter.

The Golden Treasury of Modern Lyrics, Book I, selected and arranged by Laurence Binyon, with notes by J. H. Fomler. Macmillan and Co., Ltd., London 1926, 236 Seiten, 2 shillings.

Diese Sammlung von 116 Gedichten des Victorian-Zeitalters und der jüngsten Vergangenheit ist eine Auswahl aus den Arbeiten von William Morris, E. Bronte, Matthew Arnold, Rosetti, Geo. Meredith, den Brownings, Swinburne, Dobson u. a.

Wenn man diese Sammlung durchliest, wird man zwei auffallende Tatsachen konstatieren können: erstens, die überwiegende Mehrheit der vierhebigen Verszeilen; zweitens, die Freiheit in der Zahl und der Verteilung der schwachen Vokale. Diese sind aber die zwei Grundprinzipien des alten angelsächsischen Verses. Man muß immer an diesen Tatsachen festhalten, sonst versteht man nicht den Wesensunterschied zwischen der streng gebundenen Rede des deutschen Verses und dem viel freieren englischen Vers. Als ersten Teil einer allgemeineren Theorie möchte ich den folgenden Satz aufstellen: das Grundprinzip des englischen Verses liegt in einer vierhebigen Zeile mit ungeregelter Zahl der schwachen Vokale; alle anderen Eigenschaften sind Verzierungen, gegen welche das Grundprinzip immer arbeitet.

Derjenige, welcher von der griechischen Verskunst etwas weiß, soll die Vokalen in den Zeilen der Gedichte mit — und ⏑ (stark und schwach) bezeichnen. Er wird darüber erstaunt sein, wie viele Zeilen mit den griechischen Typen identisch sind.

> What is gold-worth, say,
> Worth for work or play,
> Worth to keep or pay,
> Hide or throw away,
> Hope about or fear?
> What is love worth, pray?
> Worth a tear?
>
> Swinburne, *Child's Song.*

Sechs Zeilen sind identisch mit dem Hyodochmius — ⏑ — ⏑ —
Die letzte Zeile ist ein Amphimacer — ⏑ —. Die zugrunde liegende rhythmische Bewegung ist die kretische —⏑—, welche in den ersten sechs Zeilen ausgedehnt wird. Die Zeilen sind weder iambisch noch trochäisch.

> Welcome, red and roundy sun,
> Dropping lowly in the west;
> Now my hard day's work is done,
> I'm as happy as the best.
>
> Clare, *The Woodcutter's Night-Song.*

---

[1]) Vgl. H. Richter, *Die philosophische Weltanschauung von S. T. Coleridge und ihr Verhältnis zur deutschen Philosophie* (Anglia N. F. XXXII).

Jede Zeile ist ein Lekytheion — ◡ — ◡ — ◡ — eine uralte griechische Form.

Im folgenden Gedicht

> Whó would bé
> A mérman bóld
> Sítting alóne
> Sínging alóne
> Under the séa
> With a crówn of góld
> On a thróne?
>
> Tennyson, *The Merman*

sind die dritte, vierte und fünfte Zeile Choriamben — ◡ ◡ —. Diesen Fuß darf man einen choriambischen Zweiheber nennen. Den Begriff möchte ich ausdehnen und den Typus — ◡ ◡ — ◡ ◡ — als einen choriambischen Dreiheber bezeichnen. Ein Beispiel des Dreihebers ist

> A'sk nothing móre from me, sweét;
> A'll I can gíve you I gíve.
>
> Swinburne, *The Oblation.*

Der Form nach stimmt dieser choriambische Dreiheber mit dem Hemiepes überein.

Als zweiten Teil einer Theorie des englischen Verses möchte ich folgenden Satz aufstellen: auf Grundlage der ungeregelten vierhebigen Zeile des englischen Urverses haben sich die verschiedensten geregelten vierhebigen oder abgekürzten oder verlängerten Zeilen entwickelt. Diese entwickelten Formen stimmen oft genau mit den bekannten griechischen Formen überein.

Wien. E. W. Scripture.

Hugh Walpole, *The Old Ladies,* Tauchnitz Edition, vol. 4662, 1924.

Die drei alten Damen, die gottesfürchtige Mrs. Amorset, die von der Hoffnung auf die Rückkehr ihres Sohnes aus Amerika und auf eine halb versprochene Erbschaft lebt, die schreckhafte, herzleidende Mrs. May Beringer, Agatha Payne schließlich, sie sind sehr alt, sehr müde, sehr schwach, sehr arm. Die drei Siebzigerinnen wohnen bescheiden und kümmerlich im billigsten Teil von Polchester, der von Walpole beliebten cathedral-town. Still und tot wie das Haus, das mit ihnen schläft, ist ihr Leben. Agatha wird zu einer übernatürlichen Figur, als sie mit unfraulicher Überlegenheit Mays einzigen Schatz, den Red Amber, an sich bringen will. May empfindet die Gefahr und will fliehen. Ein alter Fahrplan wird aufgetrieben, unter unsäglicher Mühe gelangt sie mit ihrem Foxterrier Pip zur Bahn, wo sie einschläft — sie schläft so viel — um nach Abfahrt des letzten Zuges zu erwachen. Agatha hat ihr schon aus den Karten ihr baldiges Ende vorhergesagt und überfällt sie, ungerufen wie immer, aufs neue in ihrem Gefängnis. Ja, mit teuflisch-wollüstiger Übermacht quält sie sie in derselben Nacht zu Tode. So wird sie um des amber willen zur Mörderin, aber der Wahn, von ihrem Opfer verfolgt zu werden, läßt sie nicht mehr los. Mrs. Amorsets Sohn befreit die Mutter aus ihrer verbitterten traurigen Lage.

Wie ein Schrei Verlaines aus dem Gefängnis ist das alles. Hardys kaum gezwungen lächelnde Landschaft bildet die Umgebung, ein Leben ohne Höhen und Tiefen den Inhalt. Der Grundgedanke ist der: So viele hören von Armut und Einsamkeit reden und ver-

stehen in vielen Fällen gar nicht, was diese Begriffe wirklich bedeuten. Man redet auch viel von dem Elend der Arbeiterklassen. Aber selten hört man etwas über die "poor gentlewomen classes" und *ihr* Elend. Die verschämten Armen bilden in jedem Kulturlande durch ihr selbstloses, heldenhaftes Leben eine große Zahl der Bewohner des himmlischen Reiches. Sie brauchen das Paradieses-Versprechen, das ist ihre einzige Hilfe. Es ist ein edles, hohes Ziel, die Menschheit auf diese februarschwere Welt hinzuweisen, auf das unsagbar nichtige, kümmerliche Leben der Old Ladies. Deshalb verdient das Werk Beachtung.

Der Franzose kommt schlecht dabei weg: „Er ist sehr überflüssig."

HUGH WALPOLE, *Portrait of a Man with Red Hair*, Tauchnitz Edition, vol. 4708, 1925.

Dieses Werk von Walpole ist dadurch wieder eine "study in place", daß Mr. Harkness, ein einsamer, idealistisch gesinnter Amerikaner, der vom Leben nichts erwartet, auf Anraten von James Maradick (aus "Maradick at Forty" bekannt!) auf seiner Touristenreise Treliss in Cornwall besucht, die Stadt seiner Vision. Bei Meeresrauschen und Rosenduft und Spätsommerlicht wird Harkness für seine Aufgabe vorbereitet. Durch seltsame Zufälle erfährt er, daß Hesther, aus der Nähe von Polchester gebürtig, unglücklich verheiratet ist, lernt den Schwiegervater der kindlichen Frauengestalt kennen, den Mann mit dem roten Haar, der weichen Stimme, der Sammelleidenschaft, Crispin. Dieser wird fast zur Hauptfigur. Nie ist das Leben so gewaltig, als wenn man leidet, so lautet seine Philosophie. Durch Überwinden des Leidens wird man mächtig, größer als Gott. Der grausame Gott — einen guten gibt es nicht — quält uns nur zu unserem Nutzen. Mit dieser Philosophie überschreiten wir die Brücke zwischen Gesundheit und Wahnsinn (In 'The Old Ladies' brauchten wir sie nur aus der Nähe zu sehen). Harkness ist unwirklich, selbstisch, ein Feigling gegenüber körperlichem Schmerz. Von diesen drei Fehlern soll er geheilt werden: Der Freudentanz der Seelen, der den Trelisser Jahrmarktstrubel beschließt, bringt ihn wie in einem Taumel ins glutende, liebende Leben, und seine Liebe zu Hesther, mit einem wilden Herzschlag entstanden, kämpft er zugunsten ihres unglücklichen Jugendgeliebten Dunbar nieder. Wundervoll ist das nächtliche Nebelgespräch im Verlauf der Entführung Hesthers aus der Gewalt Crispins und seines häßlichen Sohnes. Der auf alle Eventualitäten, nur nicht auf den Seenebel, eingerichtete Fluchtplan mißlingt. Nun verliert Harkness auch den dritten Fehler: Ein angstvoller Traum in dem dunklen Loch, in das Crispin ihn sperrt, erlöst ihn von der Furcht vor Schmerzen. Crispins kalte, wohlberechnet höfliche, wollüstige Worte können ihm nichts anhaben, ja selbst die praktische Philosophie des Mannes mit dem roten Haar — Harkness wird mit Dunbar und dem Fischer Jabez, dem Helfer bei der Flucht, im Licht der Morgensonne nackt an die Säulen hoch oben im Weißen Turm gebunden und von dem rasenden Crispin durch Messerstiche gepeinigt — läßt ihn ruhig. Jabez schleudert Crispin in grundlose, zerschmetternde Tiefen, dessen Sohn erschießt sich. Frieden und Rosenduft erfüllen von neuem Landschaft und Seelen.

Was ist Walpoles Werk? Ein Totentanz (wie er es selbst nennt), eine Romanze, eine Allegorie? Hat nicht jeder seinen sea-fog, der ihn um sein äußeres Leben narrt, ihn innerlich wachsen

läßt und zu neuer Prüfung führt und zu ganzem Siege? Gelingt es aber jedem, den Mann mit dem roten Haar aus dem Fenster zu werfen? Poesche Grausigkeit, außergewöhnliche Abenteuer, beide durch die Geschehnisse des Weltkrieges wahrscheinlicher gemacht, auf einen Zeitraum von $^3/_4$ Tagen zusammengepreßt, Selbstanalyse, Selbstbemitleidung, lange autobiographische Teile, breite Gefühls- und Erlebniszergliederungen lassen die klare Form vermissen. Man fragt sich am Schluß: Wird die Wesensänderung, so schnell herangereift, von Dauer sein? Das danküberströmende Gebet am tödlichen Hang der Klippen läßt es hoffen.

Lemgo i. L. W. Fr. Schmidt

Marie Hay, *The Evil Vineyard.* Tauchnitz 4626.

Dies Buch einer Schriftstellerin, deren Vorname mindestens nicht englisch aussieht, könnte — seiner Wesensart nach — in diesen Tagen ebensogut in unserem Lande, in unserer Sprache entstanden sein: es ist ein Erzeugnis der Nachkriegszeit mit ihrer Neigung zum erkenntnismäßig Unfaßlichen. — Sein Dasein, sein Hineinwirken ins Geschick von Menschen, die zuvor in der Welt der erklärbaren Entwicklungen zu leben scheinen, will die Fabel glauben machen durch die Darstellung des Erlebnisses der jungen Mrs. L. in ihrer Ehe mit dem — weit älteren — berühmten Archäologen. Aus bewegtem Kreise — dem Bern der Kriegszeit, das parteilich gruppiert Vertreter aller kämpfenden Völker faßt —, aus dieser Art Leben, in dem sie sich seit dem Abschied von der Heimat und nach dem Verrauschen seiner Leidenschaft längst innerlich einsam geworden war, führt er sie in ein um seiner düsteren Lage willen verlassenes Besitztum am Lago Maggiore, das sein Forschersinn aufgespürt und mit allen Geheimnissen, genau wie einst, hergerichtet hat. Sie soll glücklich sein in "The Evil Vineyard", aber unselig wirkt in ihrem Gatten der Geist des einstigen Eigners, der die Dame dieser "Casa di Ferro" zu Tode gebracht hat, mit ihrem jungen Geliebten. Ein Verhängnis vollzieht sich; zu seiner Vollendung ist schließlich der Besuch eines jungen Verwandten nur letzter Anlaß. — Aber auch in der Bedrohten lebt eine Stimme von einst, die der vor Jahrhunderten erblaßten Schicksalsgenossin, der Warnerin. Und so geschieht: dasselbe, und doch in völliger Umbiegung. Der zur Untat Getriebene tötet sich, statt der im Wahn vergeblich Gesuchten, ein Bann ist zerbrochen, ein Blick in klare Zukunft wieder frei. — Man muß einen Sinn für düster Rätselhaftes haben, um dies Buch zu lieben; oder es muß einen locken, es als Sinnbild zu nehmen für seelisches Erleben und dessen Entwicklung, die kaum gegeben ist, herauszudeuten aus der des geisterhaften Geschehens. — Die Sprache ist dem Stoff und seiner Gestaltung angepaßt.

Frankfurt a. M. E. Huber.

H. W. Fowler, *A Dictionary of Modern English Usage.* 742 pp. Oxford, at the Clarendon Press 1926. Price 7/6.

Diese Mischung von Grammatik, Stilistik und Wörterbuch ist ein ganz ausgezeichnetes Werk, das, wie die anderen Wörterbücher der Brüder Fowler, jedem Anglisten wärmstens zu empfehlen ist. Denn bei allen Anzeichen sprachlicher Verwilderung auch in England, über die Spies' Kultur und Sprache zusammenfassend

unterrichtet, ist doch das Gefühl für einen sprachlichen "standard" drüben noch äußerst stark, und es ist bezeichnend, daß einem eben aus England zurückgekehrten Bekannten dieses Buch während seines Aufenthaltes sehr häufig, auch von Nichtphilologen, empfohlen wurde. Im ganzen sehr fein gearbeitet, ist das Buch eine wertvolle Quelle für das lebende Englisch; Akzent, Aktionsart ("do you have coffee?" gegenüber "Have you coffee?"), "Compound prepositions", Geschlechtsgebung, Berichtigung von meist falsch gebrauchten Zitaten, Kampf gegen den Zopf ("*epopee's* only function is to enable learned writers to puzzle unlearned readers!"), Fused Participle und viele Artikel der Art geben reichste Belehrung; hier und da geht allerdings der Eifer zu weit. — Denn "*one* of the greatest which *has*" ist eine seit jeher im Englischen vorkommende Fügung, bei "him and me" ist zu sagen, daß es so in sehr vielen Dialekten heißt, und hier und da fehlt auch die *Verbesserung* der Belege für irgendeine sprachliche Unsitte. Auch in den Einzelartikeln ist eine reiche Fülle von Belegen zuverlässig verarbeitet, so bei "data" sg. ("so much valuable data"), dem aus Thackeray bekannten "devilish adj. — dev'lish adv.; auch sehr treffende Beobachtungen zur Kultur von heute ("we talk erotics more than we did") sind nicht vergessen. Der Lehrer, der gegen die Verwendung modernster Literatur und besonders der Zeitungen in der Schule aus stilistischen Gründen Bedenken hat, findet in diesem Buche ein dankenswertes Hilfsmittel zur Verhütung von Schäden, und für sich eine Quelle, die ihm zwischen den nötigen Auslandsaufenthalten sein Englisch einwandfrei lebendig hält.

Graz. Fritz Karpf.

WALTHER FISCHER. *Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart* (1863—1922). Leipzig, Teubner (Teubners philologische Studienbücher), 1926. 256 S. Geh. M. 6,40, geb. M. 8.

Anthologien verfassen ist nie eine dankbare Aufgabe. In der Auswahl kann man es nie allen Leuten recht machen. Bei einer Anthologie von Prosa erst recht nicht. Kurze Erzählungen lassen sich vollständig geben, aber aus längeren Werken nur Bruchstücke. Und Prosaliteratur umfaßt leider sehr viel lange Werke. Besonders Romane in Anthologien erscheinen zu lassen, bleibt am allermißlichsten. F. hat seine Aufgabe, die neuere amerikanische Prosaliteratur in einem mittelstarken Bande in ihrer Verschiedenartigkeit und in ihrer Entwicklung innerhalb der letzten 60 Jahre darzustellen, sicher so gut gelöst, als sie überhaupt lösbar war. Er hat anscheinend sehr viel gelesen und wählt mit Geschick aus. Eine andere Frage ist, ob er sich seine Aufgabe nicht zu umfassend gestellt hat. Er will nämlich eine ganze große Reihe von Gebieten beleuchten, auf denen ihm für Amerika Bezeichnendes, von England Verschiedenes, geleistet worden zu sein scheint, nnd ordnet seine Auswahlstücke in folgende Kapitel ein: 1. Demokratie und Politik. 2. Demokratie und Philosophie. 3. Die amerikanische Sprache. 4. Die schöne Literatur, mit den Unterabteilungen: Kurzgeschichte, Roman, Essay. Die ausführliche „Einführung" gibt die Begründung der Auslese, ordnet die einzelnen abgedruckten Stücke historisch ein und erklärt sie kritisch. Hier gibt F. Gedanken Ausdruck, die er z. T. bereits früher in einzelnen Aufsätzen dargelegt hat. Hat er sich doch fast allein unter den deutschen Anglisten

eingehend und selbständig mit amerikanischer Literatur und Geistesgeschichte beschäftigt, so daß ihm die Darstellung der englischen Literatur in den Vereinigten Staaten für das „Handbuch der Literaturwissenschaft" übertragen worden ist. Diese Einleitung gibt daher auch am meisten Anlaß zu kritischer Besprechung.

Mit Recht sagt F. schon im Vorwort: „Die amerikanische Literatur wird sich nur dem völlig erschließen, der sie in ihrer gesamten kulturellen Bedingtheit zu würdigen versteht." Er begründet dies damit, daß die Kultur der angelsächsischen Völker ganz wesentlich politisch orientiert und die amerikanische, „abgesehen von ihrem ursprünglichen und verwickelten Zusammenhang mit der englischen", von den zwei Hauptfaktoren der Demokratie und dem Puritanismus bedingt sei. Der Darlegung dieser beiden Faktoren und ihrer immer wieder durchdringenden Wirksamkeit auf Staatsleben, Lebensauffassung und damit auf die Literatur ist daher die Hauptsache der Einführung gewidmet, ihre Wirksamkeit sollen auch die gebotenen Literaturproben beweisen. Auf die Zusammenhänge mit der englischen Literatur ist meines Erachtens leider etwas zu wenig eingegangen worden.

F. beginnt demgemäß seine Einführung mit einer Übersicht über die politische und wirtschaftliche Entwicklung seit dem Bürgerkrieg. Die Unterwerfung der Südstaaten besiegelt das Übergewicht des Nordens und seiner eigenartigen, auf puritanisch-demokratischer Grundlage erwachsenen Kultur und Lebensanschauung. F. glaubt weiter, daß auch die Eingliederung des Westens dadurch beschleunigt wurde, die sonst „auf ein paar Jahrzehnte hätte aufgehalten werden können". Ist diese nicht in erster Linie durch die Entwicklung des Eisenbahnwesens bedingt? Es mag fraglich erscheinen, ob letztere durch die politischen Gegensätze bis nach dem Bürgerkrieg aufgehalten worden war. Viel früher, als sie tatsächlich erfolgte, war es wohl durch die Entwicklung der Technik nicht gut möglich. Jedenfalls aber machte der Sieg des Nordens Amerika reif für den individualistischen Kapitalismus, der trotz aller von F. hübsch herausgearbeiteten Gegenströmungen heute noch in den Vereinigten Staaten vorherrscht. Man braucht nur an den verzweifelten Kampf gegen die Gewerkvereine denken, der allenthalben geführt wird und sich selbst Mittel wie bezahlter Spione unter den Arbeitern bedient (*labour spy*). Fast scheint es, als ob Demokratien für ihn der rechte Boden wären. Eine Gesellschaft, die feudale Vorrechte nicht anerkennt, kennt auch keine feudalen Pflichten. Geldbesitz allein entscheidet über Macht und Einfluß, und er ist nicht notwendigerweise mit Bildung oder Einsicht in Staatsnotwendigkeiten verbunden, sondern weit eher mit Rücksichtslosigkeit. Die Doktrin des Manchestertums hat sich noch lange nicht zu Tode gelaufen, wie F. S. 4 meint, ganz im Gegenteil hat sie durch die sozialen Umschichtungen infolge des Krieges neuerdings eher an Anhängern gewonnen.

Richtig ist, daß die Plutokratie konsequenterweise im Imperialismus landete. Amerikanische und englische Entwicklung lassen sich da wegen der verschiedenartigen wirtschaftlichen Struktur der beiden Länder nicht ohne weiteres vergleichen, die Vereinigten Staaten laufen als „geschlossener Handelsstaat" weit eher mit dem Deutschen Reich parallel, der politische Imperialismus ist, das wird bei uns gerne übersehen, ein dem englischen Wirtschaftspolitiker ursprünglich fremder Gedanke, der ihm nur durch die Entwicklung auf dem Kontinent und in Amerika aufgedrängt wurde. Darin,

daß in Amerika von manchen Seiten immer wieder die Agitation gegen die Hochschutzzölle aufgenommen wird, sieht man nur den starken Einfluß englischen Denkens und Fühlens auf die Amerikaner. Was für einen Handelsstaat wie England praktische Wirtschaftspolitik ist, ist für den Amerikaner (und Deutschen) auf fremden Grundlagen erwachsene, theoretisierende Ideologie. Sehr gut dargestellt ist der Zusammenhang des amerikanischen Imperialismus mit dem amerikanischen, puritanischen Glauben an die Mission des eigenen Volkes, der übrigens bekanntlich auch in England stark verbreitet ist.

Der zweite Teil der Einführung verfolgt die Äußerungen des demokratischen Gedankens in der Literatur, hauptsächlich an der Hand der später gegebenen Proben. Wir sehen die Theoretiker der Demokratie an uns vorbeiziehen, freilich verändert sich der von vornherein nicht eindeutige Begriff, den dieses Schlagwort vermitteln soll, gar sehr im Munde der verschiedenen Vertreter. Im Gegensatz zu F. glaube ich, daß Carnegie bei seiner Verteidigung des wirtschaftlichen Individualismus von der Richtigkeit seiner Ansicht, auch der Arbeiter fahre unter diesem System am besten, überzeugt war. Hingegen erscheinen mir Roosevelt und Wilson mehr geschickte Nachsprecher europäischer Gedanken, mit denen sie Wählerfang treiben. Roosevelts Kriegsbereitschaft, die das sicherste Mittel für friedliche Entwicklung sei, klingt gar sehr an das von europäischen Staatsmännern und Generalen so gern zitierte „Si vis pacem, para bellum" an, Wilsons Gedanken über sozialpolitische Aufgaben des Staates wiederholen eigentlich nur, was Prof. L. T. Hobhouse in seinem bekannten Büchlein „Liberalism" (Home University Library 21) ungefähr um die gleiche Zeit als Programm der englischen liberalen Partei verkündete.

Der dritte Teil der Einführung handelt dann von den philosophischen Strömungen in Amerika. Hier geht F. auf den Puritanismus als treibende Kraft ein und seine allmähliche Umgestaltung in den philosophischen Systemen der neueren Zeit. Es ist ein von großer Sachkenntnis getragenes und in seiner klaren Darstellung treffliches Kapitel. Sind Heinrichs VIII. Gründe für die Trennung der englischen Kirche von Rom tatsächlich *politisch* gewesen (S. 17 oben)? Religiös waren sie sicherlich gar nicht, im Gegenteil, gegen Ende seines Lebens war er jedem Kompromiß mit protestantischen Lehren abgeneigt und forderte sogar streng das Zölibat der Geistlichkeit. Mir erscheinen sie fast rein persönlich. Haben sich die irischen Einwanderer (stark wird die irische Einwanderung erst nach der Hungersnot von 1846) tatsächlich dem puritanisch-angelsächsischen Kulturideal so durchgehend angepaßt (S. 17 unten)? Die New Yorker Polizeiskandale, die Gegnerschaft gegen das Alkoholverbot gerade in den stark irischen Gegenden scheinen fast dagegen zu sprechen. Freilich, eine kleine irische Schicht scheint sich ihm angepaßt zu haben. Waren das aber katholische, keltische Iren? Bis jetzt war noch kein Katholik Präsident der Vereinigten Staaten. John Stuart Mill als Utilitarier zu bezeichnen (S. 20 unten) ist doch nicht ganz richtig.

Hierauf folgt ein Kapitel über die amerikanische Sprache. Warum es gerade hier, zwischen den Kapiteln über Philosophie und schöne Literatur eingeordnet wurde, ist mir nicht ganz klar. Meines Erachtens hätte es an den Anfang oder Schluß der ganzen Einführung gehört. Die Probleme sind: Die englische Sprache hat sich in Amerika von der Englands teils verschieden

weiter entwickelt, teils ist sie auf einem älteren Stand stehen geblieben. Da F. eine Einleitung zu Texten schreibt, interessieren ihn die Unterschiede in Wortschatz und Syntax mehr als die der Aussprache, die er mit ein paar Bemerkungen abtut. Sicherlich erscheint uns Syntax und Wortschatz der amerikanischen Umgangssprache einheitlich, doch ist man bisher noch allzusehr auf Literaturwerke als Quellen dafür angewiesen, und bei solchen ist schon der Verständlichkeit wegen eine gewisse Uniformierung anzunehmen, selbst wenn die Autoren noch so sehr realistisch darstellen wollen. Genauere Forschungen werden gewiß auch auf diesen Gebieten ziemlich bedeutende Unterschiede zutage fördern. Die ganze Erforschung des amerikanischen Englisch leidet ja nur allzusehr daran, daß die englische so gut wie die amerikanische Schriftstellerei darüber fast ganz unwissenschaftlich ist und immer wieder die Frage der Sprach*richtig*keit herauskehrt. Der abgedruckte Aufsatz von Brander Matthews ist ein typisches Beispiel dafür. Das einzige wissenschaftliche Buch über die Frage ist bisher G. P. Krapp, *The English Language in America* (New York und London 1925), das in der Bibliographie F.s leider nur ganz kurz erwähnt wird, es bietet dem Philologen sicherlich weit mehr als Menckens amüsante aber doch sehr einseitige und journalistische "*American Language*", die ich mir nie und nimmer gewagt hätte, als „ausgezeichnet" (S. 34) zu bezeichnen. Nachzutragen ist in der Bibliographie die seit Oktober 1925 erscheinende, dem Gegenstand gewidmete Zeitschrift "*American Speech*" (Baltimore, Herausgeber drei amerikanische Universitätsanglisten).

In dem Kapitel über die Kurzgeschichte wird außer einer Skizze über die Entwicklung dieser Gattung auch noch ausgreifender über Mark Twain und G. W. Cable überhaupt gehandelt, obwohl diese beiden ihren literarischen Ruhm sicherlich nicht den kurzen Erzählungen allein verdanken. Es ist ja ganz richtig, daß *Huckleberry Finn* und *Adventures of Tom Sawyer* in Einzelepisoden zerfallen, die durch die Person des Helden zusammengehalten werden. F. bezeichnet sie aber als „Kinderromane" und bemüht sich weiter nicht, zu zeigen, daß sie weit eher mit der Kurzerzählung als mit dem Roman zusammenhängen. Die Kritik über Ambrose Bierce S. 44, von dem behauptet wird, die amerikanischen Beurteiler hätten mit ihrer Beanstandung des Nur-technischen in seinen Erzählungen nicht recht, wird durch das abgedruckte Stück *The Occurence at Owl Creek Bridge* nicht sonderlich gestützt. Diese Erzählung ist allerdings frei von dem in den meisten amerikanischen kurzen Erzählungen anzutreffenden „Kompromiß zwischen realistischer Milieuschilderung und seichter Sentimentalität", zeigt aber doch nur, auf welche Abwege die krampfhafte Anwendung der Poeschen Technik führen kann. Der Schluß, durch den wir auf einmal sehen, daß die ganze breite Schilderung nur Gedanken im Todesdelirium darstellt, ist überraschend, aber nicht der von Poe für die kurze Erzählung mit Recht verlangten einheitlichen Wirkung entsprechend.

Der schweren Aufgabe, die Entwicklung einer so reichen Gattung wie der des Romans auf wenigen Seiten zu schildern, ist F. recht gut nachgekommen. Man erhält von dem Kapitel einen hübschen Einblick in die Grundzüge der Entwicklung. Ob freilich tatsächlich die „wertvollsten und dauerhaftesten Leistungen der modernen amerikanischen Literatur" im Roman zu finden sind, ist wohl nicht so kurzerhand zu entscheiden. Es scheint fast eher,

daß Amerika da nichts weiter geleistet hat, als eine auch in Europa in dieser Zeit vorherrschende Gattung auch gepflegt zu haben, ohne zu ihr Nennenswertes beigesteuert zu haben als neue Themen. Und selbst diese erschöpfen sich in der in naturalistischer und realistischer Dichtung begreiflicherweise andersartigen Umweltsschilderung. S. Lewis' *Babbitt* ein männliches Gegenstück zu Carol Kennicott in *Main Street* zu bezeichnen, geht eigentlich doch nicht gut an. Carol leidet tatsächlich in von jedem in Kulturzentren lebenden Leser mitzufühlender Weise unter der Kulturlosigkeit von Gopher Prairie, sie versöhnt sich mit der westlichen Kleinstadt, weil sie in Washington auch nicht das fand, was sie suchte. Sie begreift, daß in dieser Umgebung die Menschen nicht anders sein können, ja daß sie sogar viel wertvoller sind als die in den Großstädten des Ostens, die so viele Gelegenheit zu wahrer Geistesbildung haben und sie ungenützt lassen. Babbitt ist im Grunde mit Zenith und seiner eigenen Stellung in der Gesellschaft völlig zufrieden. Seine Erlebnisse scheinen mir überhaupt erfunden worden zu sein, um dem Hauptzweck des Romans, die Schilderung des Lebens und der Menschen in der aufstrebenden Stadt des mittleren Westens, besser erreichen zu können. Lewis' weitere Entwicklung im *Arrowsmith* (den F. leider nicht mehr heranzieht, da er seine Darstellung mit 1922 beschließt) zeigt dies deutlich: Hier sind alle Erlebnisse und die eingeführten Personen nur dazu da, um amerikanisches Universitäts- und Ärzteleben, dann den Betrieb in den wissenschaftlichen Forschungsinstituten zu schildern.

Den Abschluß des Teiles über die schöne Literatur bildet eine kurze Einführung in die unter Essays zusammengefaßten Prosaschriften, von denen einzelne in den Textproben allerdings unter anderen Sammelüberschriften erscheinen (Demokratie und Philosophie, amerikanische Sprache). Man könnte auch einzelne der politischen Artikel hierher rechnen. Das Einteilungsprinzip wurde leider durchbrochen, indem einmal der Inhalt der Stücke, ein andermal ihre Form Grundlage der Einteilung wurde.

Den Texten selbst ist jeweils eine kurze Biographie des Autors mit reichlichen Literaturangaben vorausgeschickt. Zum Verständnis des Präsidenten Wilson hätten auch die Memoiren des Obersten House und die Briefe des Londoner Gesandten Page angeführt werden können (oder sind diese beim Abschluß des Buches noch nicht im Druck erschienen gewesen?). Zu den Texten sind Anmerkungen über nicht ohne weiteres bekannte Wörter, besonders Amerikanismen beigegeben, wenn nötig auch Lesarten verschiedener Ausgaben. Zu bemerken wäre: Nicht ganz klar ist Anmerkung zu Z. 14, 16, 33, S. 71: Lincoln zitiert Z. 14 Matth. 7, 1 und gebraucht *judge* richtig im Sinne des Evangeliums. Z. 33 zitiert er Psalm 19, 9 und läßt sich durch den Gebrauch des verwandten Wortes in der englischen Übersetzung (*judgement*) verleiten, den Psalmisten in einem anderen Sinn zu zitieren, als der der Bibel ist. Wenn S. 79 „Staatssekretär“ als „Minister“ zu erklären nötig befunden wird, sollten die einem deutschen Leser sicher nicht ohne weiteres klaren Bezeichnungen „Nationalkonvent“ und „Wahlmänner“ S. 68 erklärt werden. S. 99, Z. 16 *corporation* (amerikanisch Aktiengesellschaft) wäre wohl zu erklären. Das Wort hat zwar auch in England in der Rechtssprache diese Bedeutung, in gewöhnlicher Umgangssprache versteht man aber darunter „Stadtrat“ (als Körperschaft). Zu Whitman S. 108 ist nunmehr nachzutragen die Biographie von J. Bailey (Engl. Men of Letters). Wichtig zur

genetischen Entstehung von Wh.s Stil ist auch die Sammlung: *Uncollected Poetry and Prose of W. W.* hg. v. Emory Holloway, New York 1921. Ist *Voudou-Magnan* (S. 163, Anm. zu Z. 23) nicht eher ein Oberzauberer als der oberste Negergott? S. 179, Anm. zu Z. 2 *Committee of Ways and Means* ist als die Bezeichnung des amerikanischen Repräsentantenhauses Finanzausschuß so gut wie die des englischen Unterhauses. *Cop* in der Titelüberschrift S. 178 hätte schon hier erklärt gehört, nicht erst S. 181, Anm. zu Z. 17. Der Zusammenhang mit dem nordenglischen Dialektwort *cop* vb. hätte beigefügt werden können (siehe N. E. D.). S. 179, Anm. zu Z. 17: Die Verwendung einer Sonntagszeitung zum Warmhalten empfiehlt sich wohl weniger durch ihre Größe als durch die Anzahl der Seiten. So weit mir bekannt, ist ihr Format nicht größer als das gewöhnlicher Wochentagszeitungen. S. 183, Anm. zu Z. 2: *lave* für *leave* ist eine herkömmliche Kennzeichnung irischer Aussprache, vgl. Krap, *Engl. Lang. in Am.* II, S. 125.

F.s Buch ist jedenfalls ein wertvoller Beitrag zur „Amerikakunde". Für uns deutsche Anglisten wird ja allerdings englische Literatur, englische Sprache und Kultur weiterhin wichtiger und wertvoller bleiben als amerikanische, weil wir schon räumlich mit England unmittelbarere Zusammenhänge haben. Es ist aber völlig richtig, daß wir an der großen Nation jenseits des Ozeans nicht vorbeigehen können. Wenn wir „Kulturkunde" treiben wollen, so ist der Weg durch die Literatur sicherlich der einzig richtige und für einen Philologen gangbare. F. eröffnet uns eine Menge neuer Probleme, die zu erforschen sein werden. Eine Lösung solcher darf man von einer Anthologie billigerweise nicht erwarten. Sie soll anregen, und das tut F. in reichem Maße.

Innsbruck. Karl Brunner.

M. Portier et F. Ruchon. — *Prose parlée et Prose écrite.* Genève, 1926.

Le recueil de MM. Portier et Ruchon mérite d'être signalé à l'attention de tous ceux qu'intéresse l'état actuel du français, envisagé sous toutes ses formes. Il s'agit en effet d'une chrestomathie conçue dans un esprit assez nouveau, et établie sur un plan original. Jusqu'à présent, sauf dans les manuels scolaires, c'était le point de vue littéraire qui déterminait le choix des morceaux: ici au contraire c'est la langue commune qui a servi de point de départ et de norme. MM. Portier et Ruchon ont voulu montrer quel est l'aspect général et impersonnel de la langue d'aujourd'hui; puis, sur ce fond neutre, ils ont pu d'autant mieux faire saillir les caractères de la langue parlée dans la société moyenne, en donnant une grande place aux textes dialogués et à des articles de journaux. Ensuite les types d'expression propres aux langues spéciales (critique, philosophie, science, technique, etc.) ressortent avec le relief qui convient: depuis le jargon de la finance jusqu' à l'argot des faubourgs, toutes les nuances linguistiques importantes sont représentées.

Sans doute le livre ne prétend pas — chose impossible — séparer par des cloisons étanches des types qui, ne l'oublions pas, sont en somme des abstractions, d'autant plus que les diverses formes d'expression tendent à s'interpénétrer de plus en plus dans les grandes langues de culture. Pour fournir des spécimens tout à fait purs, il aurait fallu découper des fragments beaucoup plus courts,

et l'aspect du manuel en aurait été transformé, sans doute à son désavantage. Peut-être les auteurs voudront-ils cependant, dans une prochaine édition, modifier certains détails de leur classement: ainsi on est un peu étonné de trouver en tête du recueil un chapitre du code Napoléon. Mais ce sont là purs détails; l'essentiel est que les principales formes linguistiques puissent être étudiées.

Quant à la prose d'art, elle a sa place à la fin du volume, et cette place est respectable; personne ne s'en plaindra, puisqu'on peut ainsi se faire une idée concrète du mouvement — assez cahotique — de la littérature française contemporaine. D'ailleurs, venant après tout le reste, ces morceaux présentent un contraste d'autant plus frappant avec la prose ordinaire: lire une page de Huysmans, de Carco ou de Ramuz après une scène de Courteline ou de Sacha Guitry, rien ne fait mieux éclater la diversité des ressources d'une grande langue qui cherche à épouser les formes protéiques de la vie.

Ce volume de 292 pages dresse donc un tableau animé du français d'aujourd'hui, pris en pleine vie (la plupart des extraits sont empruntés à des auteurs vivants). Si l'on ajoute que presque toutes les pièces présentent en elles-mêmes de l'intérêt par l'originalité de la pensée et les qualités de la forme, on verra que ce livre est un instrument de travail utile à plusieurs points de vue. Il rendra notamment des services signalés aux séminaires universitaires: comment en serait-il autrement, puisqu'il a été composé à l'usage du *Séminaire de français moderne* et des *Cours de vacances* de l'Université de Genève?

Genève. Ch. Bally.

Eugen Lerch, *Historische Französische Syntax.* 1. Band. Leipzig, Reisland 1925.

Der Verfasser entwickelt nach einem stark polemisch gefärbten Vorwort, in welchem er sich bitter über das, was er für „Positivismus" in der Sprachwissenschaft hält, und dessen angebliche Ergebnislosigkeit beklagt, umständlich die verschiedenen Methoden der syntaktischen Forschung, — er unterscheidet eine deskriptive, logische, vergleichende, genetische, psychologische, ästhetische und historische. Diese 46 Seiten langen Ausführungen sind mehr auf Popularisierung Vosslerscher Ideen als auf deren Vertiefung eingestellt und können auf Zustimmung in den Kreisen der romanischen Syntaktiker kaum rechnen. Die sachlichen Ausführungen über die einzelnen romanischen Konjunktionen sind fleißig kompiliert und enthalten reiches Material, das allerdings fast durchaus aus zweiter Hand stammt. Es ist schade, daß der Verfasser, der so viele Mühe auf dieses groß angelegte Werk verwendet hat, sich immer wieder damit begnügt, bereits Bekanntes anders zu gruppieren, ihm eine andere Deutung zu geben, es anders darzustellen, statt Neues aus der ungeheuren Materialfülle zutage zu fördern. Die Lehre von den Konjunktionen liegt ja noch sehr im argen, und wer an der Quelle des so reichlich sprudelnden Bornes der französischen Sprache sitzt, weiß, wie fragmentarisch unser Wissen gerade in diesem Kapitel der französischen Syntax trotz allem noch immer ist. Auch Lerch weiß es, und es war kein übler Gedanke, gerade von diesem Punkte aus seinen weit ausladenden Plan zu einer neuen, histor. franz. Syntax zu entwickeln. Aber die Methode seines Aufbauens verdient Tadel. Er kommt mir nicht

wie ein Bramante vor, der einen stolzen Neubau der französischen Syntax an Stelle der baufällig gewordenen alten errichtet, sondern wie jene mittelalterliche Bauherren, welche Säulen und Kapitäle aus dem Kolosseum brachen, um damit ihre gothisch gedachten Paläste zu schmücken, da sie Zeit und Mühe scheuten, sich selbst die Bausteine zu schaffen. Man kann eben nicht Vossler predigen und die Anschauungen Toblers gleichzeitig lehren.

Wien. Karl von Ettmayer.

HANS SPANKE, *Eine altfranzösische Liedersammlung.* Der anonyme Teil der Liederhandschriften K N P X. — Romanische Bibliothek Nr. 22. Halle, Niemeyer, 1925. XII, 458 S. 8°. 12 RM.

Der Herausgeber beschränkte sich in der Auswahl aus den anonymen Liedern der Hss. KNPX (Ende des 13. Jahrhunderts) auf die bisher noch nicht kritisch edierten Texte. Von den so gewonnenen 142 Liedern gibt er (S. 285) eine übersichtliche Zusammenstellung, aus der man ohne Mühe sich schnell orientieren kann, in welchen Hss. die einzelnen Gedichte vorliegen und welchen Verfassern sie zugeschrieben werden. Ausführlich beschäftigt sich dann Spanke mit dem Verhältnis der einzelnen Hss. zueinander, wobei er Schwan in mehreren Punkten berichtigen kann. Besonders gründlich behandelt der Herausgeber metrische Fragen und kommt auf Grund eingehender Untersuchungen zu recht beachtenswerten Ergebnissen, die im Zusammenhang mit den dem Verfasser noch unbekannt gebliebenen Gennrichschen Arbeiten zu mancher Diskussion Anlaß geben werden. Die Anmerkungen sind manchmal zu weitschweifig, was sich aus der sehr merkwürdigen Auffassung Spankes erklärt, daß er „deutsche Leser im Auge hatte". Glaubt er, daß die deutschen Romanisten weniger altfranzösisch können als die französischen? Aber der sorgfältige kritische Textabdruck rechtfertigt zur Genüge die Ausgabe, die nunmehr für Arbeiten literarhistorischer Art die Grundlage bilden kann.

Würzburg. Adalbert Hämel.

NIKOS A. BEES (Βέης), *Der französisch-mittelgriechische Ritterroman „Imberios und Margarona" und die Gründungssage des Daphniklosters bei Athen.* Berlin-Wilmersdorf, Verlag der „Byzantinisch-Neugriechischen Jahrbücher", Weimarische Straße 19, 1924. 108 S. (Texte und Forschungen zur byzantinisch-neugriechischen Philologie, zwanglose Beihefte zu den „Byzantinisch-neugriechischen Jahrbüchern", herausgegeben von Dr. phil. Nikos A. Bees.)

Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts sind in Griechenland handschriftlich und durch zahlreiche (Venezianer) Drucke verschiedene Versionen eines Versromans von Imberios und Margarona verbreitet, dessen Motivik auch in einer am Ende des 19. Jahrhunderts aufgezeichneten Gründungssage des Klosters Daphni (zwischen Athen und Eleusis gelegen) weiterlebt. Daß der griechische Roman mit dem französischen Volksbuche von Peter von der Provence und der schönen Magelone zusammenhängt, hat man seit langem erkannt. Bees ergänzt das Material, häuft aber vor allem in der Art älterer motivgeschichtlicher Untersuchungen,

leider ohne jegliche Ordnung, „Parallelen“ über „Parallelen“. Das Neue über den griechischen Roman wie über die Klostergründungssage von Daphni verschwindet in diesem Kunterbunter fast. Tiefere historische oder literarische Probleme sieht Bees selten; sieht er sie, so läßt er sich sie, „ohne auf Einzelheiten eingehen zu können“ (S. 16), gleich wieder entgleiten. Seitenlange Fußnoten, Schlußbemerkungen, Berichtigungen, Nachträge und eine übertriebene Gepflogenheit, jede noch so unbedeutende Einzelheit gewissenhaftest mit wahren Schiffsladungen von Büchertiteln zu belegen, machen das Buch noch unübersichtlicher. Werden auf S. 6 die Promessi sposi genannt, so gibt die Fußnote dazu gleich die Lebensdaten Manzonis, die Zahl der Ausgaben und Übersetzungen seines Romans und Bibliographie. S. 92 wiederholt sich das Spiel, nur erweitert, mit Longfellow. Daß der Name Margarona nach Maguelonne durch volkstümliche Anlehnung an gr. *μάργαρον* gebildet ist, glaubt Bees durch fünf Seiten (S. 19—24) Ableitungen und Komposita des griechischen Wortes samt 65 (schreibe fünfundsechzig) Fußnoten erhärten zu müssen. Auf S. 105 aber lehrt der Nachtrag weiterhin, daß „nach G. Körting . . . margarine aus gr. *μάργαρον* hergeleitet sei; sollte diese Erklärung richtig sein, so ist das bei uns in der letzten Zeit gebräuchliche *μαργαρίνη* = Margarine als Rückentlehnung anzusehen“. Die schöne Maguelone und Kunstbutter! — Imberios überwindet im griechischen Roman einen „starken Alemannen“: S. 105ff. Bibliographie „zu den germanischen Volksstämmen *Ἀλεμάνοι, Ἀλαμαννοί* usw. und deren Wohnstätten (eigentlich am Oberrhein und an der Oberdonau) . . .“. — Druckfehler habe ich nicht gesammelt: daß aber Menéndez y Pelayos Orígenes de la Novela als Menínder (!) y Pelayos Origines (!) de la Novela erscheinen, tut den Augen doch weh. — Trotz allen aufgewendeten Fleißes wird die Schrift wohl nur als stoffgeschichtliches Parallelenarsenal zur Erzählung von der schönen Maguelone (also als Ergänzung zum Aufsatze von Landau, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, 1892) Wert behalten.

Riceard Hönigswald, *Vom Problem des Rhythmus*. Eine analytische Betrachtung über den Begriff der Psychologie. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1926. VIII, 90 S. (Wissenschaftliche Grundfragen. Philosophische Abhandlungen, in Gemeinschaft mit . . . herausgegeben von R. Hönigswald, V.)

Worauf es dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung ankommt, zeigt ihr Untertitel, vor allem aber ihr Schlußsatz: „Philosophie ist, das Wort im weitesten und strengst definierten Sinn verstanden, Theorie des Gegenstandes, Psychologie ein Moment dieser Theorie, die Analyse des Rhythmuserlebnisses aber ein besonders ausgezeichneter Anlaß, sich des Begriffes der Psychologie zu versichern“ (S. 89). Die Schrift verfolgt also begriffs- und wissenschaftstheoretische Ziele. Ihre Wege liegen einigermaßen abseits von den Wegen des praktischen Sprach- und Literaturwissenschaftlers. In dem Maße aber, als die Probleme des Rhythmus ihre ganze Wichtigkeit für Sprach- und Literaturwissenschaft enthüllen (auch ihre Kompliziertheit enthüllen), gewinnt alles, was zu ihrer Klärung beiträgt, auch für die Fragen der Sprach- und Literaturwissenschaft Bedeutung. Ich glaube aus der Durcharbeitung des Buches manche Erkenntnis geschöpft zu haben. Besonders das, was der Verfasser über die Begriffe der Produktion

und des Erlebens, über Zeit und Zeiterlebnis ausführt, verdient in seinen vielfältigen Zusammenhängen, auch über das Rhythmusproblem hinaus, Beachtung und Aufmerksamkeit.

Innsbruck. E. Winkler.

JULES VODOZ, «*La Fée aux Miettes*», *Essai sur le rôle du subconscient dans l'œuvre de Charles Nodier*. Paris, Honoré Champion 1925, XVI u. 321 S.

La Fée aux Miettes, die Nodier im Jahre 1831 schrieb, ist eine seiner phantastischsten Erzählungen, übervoll von lebendigen Einzelszenen und tiefsinniger Symbolik, klar in der Grundabsicht, den Weg einer irrenden Seele zum Frieden darzustellen, aber als Ganzes gewollt dunkel, verschwommen und in Traumfetzen zerrissen. Der Insasse eines Irrenhauses, Michel der Zimmermann, erzählt seine Freundschaft und Ehe mit der *Fée aux Miettes*, einer feinen, weisen und gütigen Zwergin, deren Schönheit aber entstellt ist durch zwei bedrohlich hervortretende Seitenzähne, durch die dünnen weißen Haare ihres märchenhaften Alters und durch den hexenhaften Krückengebrauch. Und Michel erzählt seine Abenteuer, und wie er an den Galgen kommt, und wie seine Neigung zwischen der uralten Fee und dem Bildnis der überirdisch jugendlichen Belkiss schwankt, und wie Belkiss und die *Fée aux Miettes* zur Einheit werden. Älteste Märchenmotive, Anlehnungen an E. T. A. Hoffmann, mittelalterliche Allegorik und eigene Erinnerungen Nodiers mischen sich in jedem Augenblick. Völlige Klarheit wird nirgends erreicht, teils weil Nodier doch wohl eine völlige Gestaltungskraft nicht besaß, teils weil er gänzliche Klarheit gar nicht anstrebte, vielmehr auf romantische Art mit sich selber Versteck zu spielen und das rationale Bedürfnis des Bourgeois zu ärgern liebte.

Diese fehlende Klarheit nun sucht Jules Vodoz' Studie zu gewinnen und manchmal zu erzwingen. Ihn leitet gewissermaßen die Dantesche Meinung, daß jeder Dichtung ein vierfacher Sinn innewohne, neben dem wörtlichen der allegorische, moralische nnd anagogische. Nur freilich: Dante geht davon aus, daß jeder ernsthafte Autor bewußt seine Dichtung so vierfach zu gestalten habe; und Vodoz glaubt, daß die Bewußtheit Nodiers wesentlich weniger am Werk gewesen sei als sein Unterbewußtsein: «*Tout cela, l'auteur de* «*la Fée aux Miettes*» *ne se le dit pas, sa raison ne se livre pas à ces réflexions, mais son subconscient, qui enregistre la moindre émotion, lui inspire* . . . (S. 185): solche Wendungen sind in dieser Untersuchung sehr häufig. So wird denn aus der gütigen mütterlichen Zwergin Nodiers unbewußte Natur mit ihrer Sehnsucht nach mütterlicher Liebe, nach Reinheit, doch auch mit ihrem gefährlichen Trieben. «*Mais le subconscient est, parfois, terrible, sa force réside dans son ancienneté, ses racines remontent jusqu'à l'origine de l'humanité; il ne fait exception de personne, il est impitoyable, féroce dans son manque d'égards. Michel ajoute donc, en connaissance de cause: C'est seulement grand dommage qu'elle soit si vieille et qu'elle ait de si grandes dents* (S. 262)».

Mit diesen schicksalhaften Zähnen, oder, unbildlich gesprochen, mit seinen ererbten Urtrieben kommt der alternde Dichter in blutige Berührung, wenn er sich von seiner leidenschaftlich und egoistisch geliebten Tochter trennen muß. Er schrieb sein Märchen, als sie heiratete; *il eut le sentiment — conscient? — de la tournure*

criminelle que prenait son amour pour sa fille (S. 265), und die Dichtung war ihm ein Akt der Selbstbefreiung.

Mit den Mitteln der Psychoanalyse, insbesondere auf den häufig zitierten Jung gestützt, Punkt um Punkt der Erzählung mit den tatsächlichen Ereignissen in Nodiers Leben confrontierend, gibt Vodoz die scharfsinnigsten Deutungen aller Vorgänge und Symbole. Das Märchen wird zum enträtselten Schlüsselroman. Man erhält manchen wertvollen Aufschluß über den Menschen Nodier, auch über die seelische Verfassung des Romantikers schlechthin. Psychologen und Psychiater dürften den Essai mit ganzer Zustimmung lesen, sofern sie nicht fachmännische Einwendungen zu machen haben. Darin bin ich nicht zuständig. Als Literarhistoriker nehme ich die Studie mit gemischter Empfindung auf, gewissermaßen als eine halbe und gefährliche Bereicherung. Die Bereicherung besteht darin, daß ich über psychophysische Vorgänge beim Zustandekommen einer Dichtung belehrt werde. Die Gefahr aber liegt darin, daß ich diese Belehrung mit der Erklärung eines dichterischen Kunstwerkes verwechseln könnte.

Dresden. V. Klemperer.

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei. La Cathédrale, herausgeg. von Aloys Dieckmann. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung. Münster in Westf. 1926.

Die sehr dankenswerte Aufgabe einer Einführung in den mittelalterlichen Kirchenbau Frankreichs wurde vom Herausgeber mit feinem Verständnis gelöst. Auszugsweise kommen zu Wort Ch. Morice, J. K. Huysmans, Aug. Rodin, M. Barrès, und so wird Entwicklungsgeschichte, Symbolik und Wertung der mittelalterlichen kirchlichen Architektur vom Standpunkt des Kunstgelehrten, Dichters, Künstlers und Kulturpolitikers beleuchtet.

An Sprach- und Denkvermögen des Schülers stellt der Text hohe Anforderungen, vermag aber unter Leitung eines verständnisvoll interpretierenden Lehrers eine vortreffliche und überaus anregende Grundlage für eine Betrachtung der Gesamtkultur des Mittelalters und gewisser innerpolitischer Fragen im modernen Frankreich zu sein.

Um Vergleiche mit der deutschen mittelalterlichen Architektur zu erleichtern, bringt ein Anhang sehr knapp eAuszüge aus vier deutschen Werken: Adalbert Matthaei: Deutsche Baukunst im Mittelalter, Leipzig 1904; Paul Brand: Sehen und Erkennen, Leipzig 1925; P. Clemen: 1000 Jahre Deutscher Geschichte und Deutscher Kultur am Rhein, Düsseldorf 1925; Paul Wilhelm v. Keppler: Aus Kunst und Leben, Freiburg i. B. 1905. Einige Reproduktionen vermitteln eine lebendigere Anschauung. Störende Druckfehler sind, namentlich im ersten Abschnitt, leider stehen geblieben. Für den Titel würde ich folgende, dem französischen Sprachgebrauch besser entsprechende Formulierung, vorschlagen: La Cathédrale. Extraits de Ch. Morice, Aug. Rodin, J. K. Huysmans, M. Barrès. Réunis par Aloys Dieckmann.

Heinrich Herm, *Dome im Feuer.* Werdegang eines Europäers, Roman. Geh. 5,50 M, Glanzleinen 7,50 M. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Berlin 1926.

Um diesem zeit- und menschengeschichtlich sehr bedeutsamen Werk im knappen Rahmen einer Besprechung näher zu kommen,

ist es notwendig, diesen gewiß außergewöhnlichen Werdegang eines Franzosen, in den Hauptpunkten seiner Entwicklung wenigstens, kurz anzudeuten.

Der junge, künstlerisch begabte Sohn einer konservativen, chauvinistischen Reederfamilie aus Rouen kommt durch Zufall in Köln mit deutschen Menschen und deutscher Kultur in Berührung. Die Rheinromantik löst in ihm solche Begeisterung aus, entspricht so sehr seinen künstlerischen Neigungen, daß er, zum Bruch mit Tradition und Familie geführt, in trotziger Auflehnung gegen den Willen des Vaters, seinen Weg als Künstler inmitten des fremden Volkes zu gehen beschließt. Die Liebe zu einem deutschen Mädchen bestärkt nur seinen Entschluß. Einzig der Großvater, ein alter, einsamer Bretone, in schroffer Gesinnungsopposition gegen die Familie, ermutigt ihn auf seinem Weg, seine starke Persönlichkeit greift schicksalsbestimmend, in schweren Stunden führend und helfend in das Leben des Enkels ein. Jahre ernsten Kunststudiums in Deutschland machen den Jüngling innerlich fast zum Deutschen, doch ernste Worte des sterbenden Großvaters mahnen ihn an sein Franzosentum und führen ihn nach Paris, ohne daß er dadurch seine Liebe zu Deutschland verliert. Und nun glaubt er, als Politiker für eine Überwindung der Gegensätze zwischen beiden Völkern wirken zu können, und kandidiert vergeblich als sozialistisch-internationalistischer Abgeordneter; bis sich sein gerader Sinn von all den parteilichen Machenschaften angeekelt abwendet. Nach schweren äußeren und inneren Kämpfen heiratet er seine deutsche Braut, gerade als ihn der Ausbruch des Krieges vor den schwersten seelischen Konflikt stellt. Er fühlt sich so sehr zu Deutschland gehörig, daß er sich, einem ersten Impuls folgend, als Freiwilliger im deutschen Heere gemeldet hätte, wenn nicht seine deutsche Frau ihn an seine Pflicht als Franzose gemahnt hätte. So tut er diese seine Pflicht und wird Soldat, zerrissen von Schmerz über den vernichtenden Kampf zwischen dem eigenen und dem wahlverwandten Volk; denn: „Was ist der Mensch Cäsar dem Kriegsherrn schuldig? Das physische Leben, zu dessen Schutz und Förderung der Staat da ist.“ Mitten im Ringen wird er vor die schwerste Wahl gestellt: Er soll seiner Kunst entsagen und die Leitung der alten Firma übernehmen. In diesem schweren inneren Kampf blickt er auf alle, die täglich mit einfacher Selbstverständlichkeit ihr Leben hingeben, auf sein Weib, die bis zur Erschöpfung tätig ist, um die Not zu lindern. So gelangt er zum Verzicht und tritt an die Spitze der Reederei als an einen Posten, von dem aus er seine ganze Kraft für ein friedliches Neben- und Ineinanderwirken der Völker einsetzen kann und wird. „Was ist der Mensch einem Werk des Friedens und der Liebe schuldig? Sein alles, Körper und Seele, seinen Verstand und seine Kunst, denn Gott, von dem er alles empfangen, darf er nichts verweigern.“

Das Problem also: Ein Franzose, in schweren Kampf zwischen heimatlicher und deutscher Geistigkeit und Kultur verstrickt, in Gefahr völlig entwurzelt, seine hochgespannten Kräfte in diesem Zwiespalt zu verbrauchen. Und Überwindung dieses Zwiespalts durch die harte Schule fremden und eigenen Leidens, vor allem in der furchtbaren Erfahrung des Krieges. Auf beiden Seiten stehen sich in diesem Buch gegenüber fanatisch-beschränkter Chauvinismus und zielbewußter, tätiger, keineswegs sentimentaler, Pazifismus. Mit überzeugender Eindringlichkeit ist dies Problem erfaßt und dem Leser nahe gerückt in Gestalten, die als Typen all-

gemeiner Geltung erschaut sind und zugleich, in ihrer individuellen Verfassung, durch ihre rein menschliche Bedeutsamkeit ergreifen. Neben dem kämpfenden, begeistert-stürmischen jungen Varangue der Vater, von fanatischem Haß beseelt gegen alles, was Deutschland ist, und der diesen Haß überträgt auf den einzigen, geliebten aber abtrünnigen Sohn und von ihm nicht lassen kann bis zu seinem einsamen, liebelosen Tod. Die markig geprägte, scharf umrissene Gestalt des alten Bretonen, die zarte Mutter, die an der Härte des Mannes seelisch und körperlich zugrunde geht, und endlich das junge deutsche Mädchen, das in selbstloser Tapferkeit und Aufopferung dem Geliebten den Weg zeigt, den er zu gehen hat.

Erwachsen sind Problem und Gestalten aus persönlichstem Schicksal des Verfassers, eines Franzosen von Geburt, der einen in den Grundzügen ähnlichen Werdegang durchgemacht hat. In diesem Buch hat er, nach seinen eigenen Worten, sich alle Schmerzen und allen Zorn, die ihm in seinem Kampf erwachsen sind, von der Seele geschrieben; in einer Sprache, die in ihrer Vollendung das beste Zeugnis dafür ablegt, wie sich dieser Mann in deutsche Art eingefühlt hat und in ihr lebt und dichtet. Es sei hier nur auf die Meeresschilderungen hingewiesen, die in ihrer Kraft und Farbigkeit tief empfunden und meisterhaft gestaltet sind. Oder auf Visionen der Dome zu Köln und Rouen, die symbolhaft für das ganze Volk, als dessen erhabenster Ausdruck, sich durch das ganze Werk hindurchziehen.

Heinrich Herm steht nicht allein in der Behandlung ähnlicher Probleme. Geistig besonders nahe verwandt z. B. ist ihm André Lamandé mit seinem Buch «Ton pays sera le mien» und Jean Mistler in «Châteaux de Bavière». (Vgl. dazu Otto Grautoff: Das gegenwärtige Frankreich, Halberstadt 1926, S. 72ff.) Verwandt im weiteren Sinne überhaupt sind ihm alle, die, wie er, ihre Persönlichkeit für das so unendlich mühevolle Werk der Völkerversöhnung eingesetzt haben.

Wien. Elisabeth Küchler.

Arturo Farinelli, *Discorsi bresciani.* Padova 1926. Pag. 101 (estratto da L'Europa nel secolo XIX, Vol. 2°, La Letteratura.)

Son sei discorsi che il Farinelli tenne a Brescia in quell' Istituto Superiore di perfezionamento per gli studi Polito-Sociali e Commerciali. E sia fatta la debita lode all'Istituto che non restringe il campo della propria iniziativa, ma ne suscita e protegge altre non strettamente attinenti ai compiti impostisi.

Anche qui il Farinelli rivela le qualitá fondamentali del suo spirito: originalità, sicurezza di giudizio, capacità di sintesi, intuizione profonda, chiarezza di visione. Il primo discorso è dedicato ad Almeida Garrett. Ci dà del poeta portoghese una fine caratteristica attraverso la quale ci si rivelano le forme del Romanticismo portoghese dal Garrett inspirato e cosi diverso da quello tedesco e per certi lati, l'identità di romanticismo e patriottismo, più vicino al nostro.

Seguono due discorsi dedicati alla letteratura portoghese di cui il primo si occupa di Mariano José de Larra uccisosi a 28 anni, uno spirito sagace e chiaro, un poeta in cui vita, forma mentale e concetto dell' arte contrastano alla sua improvvisa e violenta morte. La mano del critico ricerca con leggera finezza entro le più lontane e secrete pieghe dell' animo il destino singolare di questo poeta

ricco d'impeti, di sentimento, di volontà d'azione e preso a volte entro turbini d'amarezza e di pessimismo che non riescono ad abbatterlo. «Duole a me non approfondire questa breve caratteristica», c'è nel critico un desiderio che l'intimo ed accorato colloquio con suo poeta continui; sono due nature non dissimili.

Il secondo discorso è dedicato a Benito Pérez Galdós, un uomo ed un poeta più lineare del Larra, più limitato nei suoi intendimenti artistici ed umani, d'una maravigliosa fertilità quale studioso, focoso araldo e cantore delle glorie della sua nazione, aspro nemico delle convenzioni e delle tradizioni che, supinamente rispettate e subite, impedivano la libera vita al suo popolo.

Allo Hölderlin, al Nietzsche, allo Hauptmann, sono dedicati i tre discorsi germanici.

Come rivive lo Hölderlin innanzi ai nostri occhi. Pare che egli stesso si confessi. Le sfumature, la tenuità, la delicatezza di quel poeta non sono distrutte con mano pesante. Il mondo dello Hölderlin è chiarito, racchiuso nel giro di poche pagine e pure non un momento in cui il cuore ceda alla freddezza del raziocinio. Il poeta vive attraverso le parole del critico il suo ultimo sogno, il tono spirituale in cui ci si deve accostare all' infelice cantore è espresso qui con chiaro e sicuro snodarsi di pensiero.

E come è psicologicamente originale, scevro d'ogni discussione su sistemi filosofici e su concezioni del mondo, ma e rivolto al cuore dell' artista, il saggio sul Nietzsche.

Quanto ha detto sullo Hölderlin e sul Nietzsche giova al critico per lumeggiare per contrasto la figura dello Hauptmann così diverso dagli altri due, attento alle voci del mondo, rivolto verso la vita e chiuso entro il presente mentre gli altri sono, in diverso modo, similmente ebbri di vette e d'infinito.

Cè una unità in questo volume, malgrado i disparati soggetti, unità che zampilla direttamente dallo spirito del critico il quale, accostandosi ai suoi poeti, sa rivelarli, farli suoi eppur tuttavia delinearli chiaramente e nettamente. Un' atmosfera unica li fascia; il Farinelli vive, come uomo e come studioso, ogni sua pagina critica, ogni sua esperienza di letterato. Ed anche in questo volume, come negli altri suoi molti, il «vissuto» è l'elemento dominante, quello che dà il ritmo al tutto. Spagna e Germania, i due poli dell'anima romantica del Farinelli entro i quali si agitò la sua irrequieta ed impetuosa giovinezza, ed ai quali ritorna, dopo le peregrinazioni sotto altri cieli, con più desiderio e con più accorata nostalgia.

NATALINO SAPEGNO *Frate Iacopone.* Edizioni del Baretti. Torino 1926. 194 pag. L. 10.

L'accurata bibliografia in fondo a questo volume del Sapegno basta a convincerci dell' esistenza di un rinnovato interesse per Iacopone da Todi anche se vi si fanno manifeste lacune come quella della mancanza di un edizione critica. Per Iacopone (e non per lui soltanto) le nuove generazioni stanno compiendo un lavoro che potremmo dire duplice: uscire dalle vie segnate dai critici precedenti più preoccupati di fatti e di resultati esterni, liberarsi insomma dalla tradizione, e tornare a rivivere l'opera d'arte secondo le proprie esperienze di uomini moderni e di studiosi per i quali e l'insegnamento universitario (come in questo caso non privo, credo, d'influssi del Farinelli) e quello del Croce hanno portato un notevolissimo contributo alla formazione del loro spirito e della loro mentalità.

Così il Casella[1]), mosso a ciò da quanto su Iacopone da Todi aveva scritto il Gentile[2]), giunse ad uno studio sul poeta Tudertino condotto da un punto di vista psicologico, segnando già una nuova tappa di fronte ai risultati storici-filologici ottenuti da altri. Ma il Sapegno, più decisamente moderno, non si accontenta della meta prefissasi dal Casella e vuole, in questo suo libro, misurare e valutare nel suo effettivo valore poetico la poesia di Iacopone da Todi. Ci troviamo pertanto di fronte ad un tentativo di ricostruzione e rivalorizzazione artistica di una poesia così lontana da noi, creata da uno spirito assorto in una visione del mondo che, pure essendo personale, è chiusa e per volontà sua e per necessità storiche nel quadro e nello spirito della sua età. Si aggiunge ancora che, oggi, ci riesce difficile spogliarci, di fronte a così lontana forma d'individuo, di tutto ciò che costituisce più prettamente il nostro bagaglio intellettuale di uomini moderni e quindi anche dei nostri canoni critici e del nostro gusto.

L'opera del Sapegno si presentava pertanto difficile per l'Autore, dato l'assunto prefissosi, ed è doppiamente interessante per il lettore, sia per i notevoli ed originali risultati cui essa giunge, sia per quel tentativo che ho sopra accennato.

Il libro si può dividere in due parti, l'una abbraccia il primo ed il secondo capitolo e la potremmo definire d'indole biografico-psicologica ed è la meglio riuscita, la più equilibrata e la più chiara, quella dove il critico non ha interiori impedimenti, dove arriva a darci, con fine sicurezza, una buona caratteristica del Poeta. La seconda (III° Capitolo) incomincia là dove il Sapegno ci viene a parlare dell' opera poetica di Iacopone da Todi. Ci chiederemmo spontaneamente: perchè non ha parlato di ciò parlandoci del Poeta e non arriva al poeta parlandoci dell' opera di lui? Ma egli vuol vedere la creazione staccata ed a sè. Io credo che il Sapegno abbia sentito e vissuto il dramma che si deve essere svolto in lui scrivendo questa ultima parte del suo libro. Una rigida volontà di riuscire nel tentativo impostosi e suggerito da una convinzione dimostrata, da tante altre prove, esatta. E fece bene a scrivere il libro così. Perchè anche questo elemento ce lo rende più vivo, più personale, e ci rivela, nel critico, l'uomo attento ai problemi dello spirito, pronto a vivere, nel proprio io, quanto egli studia e diventa frutto della sua indagine di studioso.

Pisa. Giovanni Vittorio Amoretti.

Sammlung spanischer Schulausgaben herausgegeben von G. Haack-Hamburg. Velhagen & Klasing. — Bd. 1: Don Diego *Hurtado de Mendoza's Guerra de Granada* contra los moriscos (ed. A. Hämel) 1923. VII u. 100 S. 1,10 M. — Bd. 2: *Vieja España* (Impresión de Castilla) por J. M. *Salaverría* (ed. W. Schulz) 1923. VI u. 112 S. 1,20 M. — Bd. 3: *Diario de un testigo de la guerra de Africa* por D. *Pedro Ant. de Alarcón* (ed. F. Dieckow) 1924. VI u. 105 S. 1,20 M. — Bd. 4: *Primeras*

---

[1]) Mario Casella, *Iacopone da Todi.* Archivium Romanicum IV—V 1920—21.

[2]) Giovanni Gentile, *La filosofia.* Storia dei generi litterari. Milano.

lecturas castellanas (ed. J. Brauns). 1924. VIII u. 71 S. 1,40 M. — Bd. 5: *M. J. Quintana*: *Francisco Pizarro* (ed. L. Meyn) 1924. VII u. 178 S. 2,20 M. — Bd. 6: *B. Pérez Galdós*: (Episodios Nacionales) *Trafalgar* (ed. H. Chmeliček) 1925. XIV u. 115 S. 1,40 M. — Bd. 7: *La Estrella de Sevilla*, «comedia famosa» atribuida a *Lope de Vega Carpio* (ed. J. Brauns). 1925. XXX u. 130 S. 1,80 M. — Bd. 8: *Historia de Gil Blas* de Santillana por Lesage. Traducida al castellano por el *P. Isla* (ed. C. Winderlich). 1926. VIII u. 164 S. 2 M.

Sämtlichen Bändchen ist ein Spezialwörterbuch beigegeben; außerdem finden sich in jedem Band Anmerkungen zum besseren Verständnis des Textes. Druck und Ausstattung sind sorgfältig.

Bd. 1 bringt den mehr für Fortgeschrittene bestimmten stark gekürzten Bericht des hochgebildeten Humanisten *Hurt. de Mendoza* über die Endkämpfe der Spanier und Mauren. Die Einleitung gibt einen guten Einblick in das Leben des Autors und die Bedeutung seines Geschichtswerkes. Die Anmerkungen sind etwas spärlich ausgefallen; die vielen Ortsnamen, die leicht auf dem beigegebenen Kärtchen gefunden werden können, hätten nicht eigens angeführt werden müssen. Im Wörterverzeichnis ist S. 14 fälschlich «partir a una habla» statt «partir u. h.» stehen geblieben. S. 54, 17 barato sowie 54, 28 alzar la ropa hätten im Wörterbuch angeführt werden müssen. Der oft an Tacitus und Sallust erinnernde Text wird zweifellos ein wertvolles Mittel sein, unseren Schülern ein treffliches Bild spanischer Humanistengelehrsamkeit im Rahmen derartig bedeutender Ereignisse zu bieten.

Bd. 2 ist zweifellos einer der wertvollsten der Sammlung, der freilich wegen der stellenweise nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten nur wirklich reifen Schülern in die Hand gegeben werden kann. *Salaverría*, einer der besten zeitgenössischen Tagesschriftsteller, vermittelt uns in einer von poetischem Geist und philosophischer Tiefe erfüllten Sprache eine klare Anschauung von der herben, oft wüstenartigen weiten kastilischen Ebene mit der alten Cidstadt Burgos und entrollt vor unseren Augen die Entwicklung der spanischen Kultur; die Abschnitte über Romanzenpoesie, Mystik, den «refranero», die «pícaros», Don Quijote, die Stierkämpfe u. a. gehören zu dem Fesselndsten, das in neuerer Zeit geschrieben wurde; das Bändchen wird seinen Zweck, unseren Schülern eine auf Liebe und Achtung gegründete Kenntnis spanischen Wesens zu vermitteln, voll und ganz erfüllen. Die Anmerkungen, die auch syntaktische Fragen behandeln, sind erschöpfend und anregend. Nur die kurze Charakteristik der spanischen Maler (z. B. Greco als „großer Expressionist)" könnte etwas ausführlicher gehalten sein. An Druckfehlern fielen mir auf: S. 14, 12 «la toques» statt los t., S. 45, 30 «oe» statt o, S. 53, 24 «tn» statt tu, S. 80, 2 «do» statt de, S. 80, 15 «volvó» statt volvió; S. 118, Z. 9 v. u. muß «Valladolid» stehen.

Bd. 3 ist *Alarcóns* Tagebuch, der 1859/60 den marokkanischen Feldzug als Kriegsfreiwilliger mitmachte und diese fesselnde Schilderung schrieb. Die Aktualität des Stoffes wird die Lektüre des Bändchens, das ja auch Land und Leute neben den kriegerischen Ereignissen schildert, genußreich machen, zumal der flotte Stil Alarcóns, der zwar nicht immer ganz korrekt ist, den Leser fesselt. Die Anmerkungen sind oft zu elementar gehalten. Die Einleitung unterrichtet kurz über Leben und Werke des Autors, sowie über die historischen Voraussetzungen. Ein Kärtchen ist beigegeben.

Bd. 4 ist eine für Anfänger bestimmte Sammlung leichterer Texte, die durch eine (gesondert beigegebene) fortlaufende Präparation jeder Schwierigkeit behoben sind. Ob nicht durch allzu freigebige Anmerkungen jede selbständige Arbeit des Schülers hintangehalten wird, bleibe dahingestellt. Die Auswahl der Erzählungen ist gut: zunächst einige kleinere Geschichten von *Alarcón* (La buenaventura), *M. Fernández Juncos, Oct. Picón* und *Nic. Campillo*, die inhaltlich die Spannung des Lesers aufrecht erhalten; dann einige historische Skizzen, wie die Belagerungen von Sagunt und Numancia (nach dem *P. Isla*) sowie die Verteidigung von Zaragoza (nach *Pérez Galdós*); die Stellen über den Cid (nach *Altamira* und *Salcedo Ruiz*) sind wohl sehr lehrreich, doch kaum als Lektüre geeignet; gut hingegen ist das Stück über Cortés aus der Feder der Gräfin *Pardo Bazán*; den Schluß bilden zwei lustige Geschichten von *Ayguals de Izco*. Die kurze Einleitung berichtet über Leben und Werke der Verfasser, die alle der modernen Zeit angehören. Einige polemisierende Anmerkungen (wie S. 55, 21) wären besser unterblieben.

Bd. 5 bringt eines der spannendsten Kapitel aus der Geschichte der blutigen Eroberungszüge der Spanier in der Neuen Welt: die Züge des kühnen *Fr. Pizarro*, seinen Tatendrang und seine Grausamkeit gegen den edlen Inca Atahualpa, das Zerwürfnis mit Almagro und seinen tragischen Tod. Spaniens großer Patriot *Quintana* hat dieses seltsame Schicksal in ergreifender Sprache und mit wohltuender Unparteilichkeit geschildert, so daß die Lektüre dieses Bändchens unseren Schülern ein Genuß und eine Freude sein wird. Das sehr ausführliche Wörterbuch bringt auch die syntaktische Verwendung der einzelnen Wörter (Verba mit ihrer Rektion u. ä.); das Sachverzeichnis ist überaus genau. Ein Kärtchen ist beigegeben. Die Einleitung unterrichtet hinreichend über Leben und Bedeutung des Autors.

Bd. 6 ist dem ersten Band der «Episodios Nacionales» des *Pérez Galdos* entnommen und schildert in gekürzter Form die große Seeschlacht, die unseren Schülern meist nur in englischer Beurteilung bekannt ist. Eine längere geschichtliche Einleitung macht vollkommen mit den Voraussetzungen vertraut, das Verzeichnis der Eigennamen ergänzt alle etwa noch vorhandenen Lücken aufs beste; die beigegebenen Skizzen über die Lage der Schiffe, sowie der Plan eines Kriegsschiffes aus dem 18. Jahrhundert mit genauer Angabe der einzelnen Teile und zwei Kärtchen beheben alle Schwierigkeiten des nicht immer leicht zu lesenden Textes.

In Bd. 7 ist die schwierige Aufgabe gewagt, eine brauchbare Schulausgabe des umstrittenen Stückes zu geben. Die überaus gründliche Einleitung bringt wertvolle bibliographische Notizen sowie Bemerkungen über die Verfasserschaft, die Brauns wohl dem *Pedro de Cárdenas* zuweisen möchte, letzten Endes aber doch als noch nicht geklärt hinstellt. Ausführlich wird der historische Hintergrund sowie der Ort der Handlung geschildert. Ein überaus wertvoller Abschnitt über spanische Metrik wird Lehrern und Schülern höchst willkommen sein. Die künstlerische Gliederung des Stoffes wird noch eigens besprochen; außerdem finden sich in den reichhaltigen Anmerkungen, die meist spanisch gegeben sind, zahlreiche Hinweise auf ästhetische und literarische Streitfragen. Als Text wurde der von Foulché-Delbosc (Rev.-hisp. 48, 1920) erarbeitete gegeben. Bedauerlich ist die Kürzung von über 600 Versen, die wegen allzugroßer Länge oder Ungeeignetheit

(einige weniger gute Späße des «gracioso») nicht aufgenommen wurden. Das Bändchen, das auch bei Universitätsübungen mit Erfolg benutzt werden kann, ist infolge seiner reichhaltigen Anmerkungen sehr geeignet, reiferen Schülern ein prächtiges Bild eines der besten spanischen Dramen zu geben. Hoffentlich entschließt sich der Verlag dazu, recht bald noch weitere derartige Bändchen folgen zu lassen.

Bd. 8 ist im großen ganzen die spanische Parallelausgabe der Nr. 59 der Prosateurs Français des gleichen Verlags, bringt also nur den stark gekürzten Text der ersten sechs Bücher. Der Herausgeber wollte nur den pikaresken Teil bringen, was ihm zweifellos auch gelungen ist. Die Einleitung bringt eine kurze Entwicklungsgeschichte des Schelmenromans in Spanien nebst einem Abriß des Lebens unseres Autors. Die verhältnismäßig geringen Schwierigkeiten des Textes machen das Bändchen für Anfänger geeignet.

Ähnlich den französischen und englischen *Lesebogen* gibt der Verlag nun auch spanische heraus, deren erster (20 S., 1926, 0,25 M.) «*Toledo*» (ed. L. Meyn) ein Auszug aus *Cejador y Frauca*: «Tierra y alma española» (1925) einen Überblick über die Geschichte dieser alten Gotenresidenz im Mittelalter gibt. Die Anmerkungen erläutern historische Anspielungen. Die Lesebogen eignen sich ausgezeichnet für kursorische Lektüre.

München. Ernst Werner.

M. de Montolíu, *Breviari Crític.* 1923—24. Barcelona, Llibrería Catalònia, 1926. 329 S. 8°.

Der katalanische Literarhistoriker und Kritiker M. de Montolíu, der, abgesehen von anderen Arbeiten, besonders in dem ersten bisher erschienenen Band seines *Manual d'història crítica de la literatura catalana moderna* (Barcelona 1922) glänzende kritische Begabung und ein scharfes Erfassen der großen entwicklungsgeschichtlichen Linien in der modernen katalanischen Literatur an den Tag gelegt hat, schreibt seit dem Jahre 1923 in der in Barcelona in katalanischer Sprache erscheinenden Tageszeitung *La Veu de Catalunya* unter dem Titel *Breviari Crític* Artikel über die zeitgenössische literarische Produktion der Katalanen. Die fortlaufende Herausgabe dieser Beiträge in Buchform, von der hier der erste Band vorliegt, ist sehr zu begrüßen, besonders im Ausland, wo eine schnelle und sichere Orientierung über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der katalanischen Literatur nicht gerade sehr einfach ist. Die literarische Produktion der Katalanen andererseits ist heute ungemein reich und vielseitig, so daß auch das Ausland nicht an ihr vorübergehen kann.

Einen hervorragenden Platz nimmt in den katalanischen Gebieten von jeher die Lyrik ein, sie ist auch hier reich vertreten. In geistreicher Weise bespricht M. folgende, z. T. recht beachtlichen Werke: T. Garcés, *Vint cançons* und *L'ombra del lledoner*; A. Closas, *La joia del camí*; Millàs-Raurell, *Tercer llibre de poemes*; J. Carner, *La inútil ofrena*; J. López-Picó, *Cinc poemes* und *Elegía* (Op. XVII); C. Riba, *Primer llibre d'estances*; J. M. de Sagarra, *Cançons de rem i de vela* und *Cançons de totes les hores*; M. Janés i Duran, *Poesies*; Rosend Llatas, *Poemes lírics*; F. Sitjà, *L'ànima oberta*; F. Agulló i Vidal, *Corrandes*; G. Fages de Climent, *Les bruixes de Llers*; J. Mínguez, *Moments*; A. M. de Saavedra, *Poesies*; ferner die Samm-

lung *Els poetes d'ara* und die *Katalanische Lyrik der Gegenwart* von R. Großmann (ausführliche einleitende Studie nebst Anthologie in deutscher Nachdichtung).

Das Drama ist vertreten durch F. Soldevilas Tragödie *Matilde d'Anglaterra*. — Roman und Novelle treten gegenüber der Lyrik zurück, doch begegnen wir auch hier neuen Werken von Schriftstellern, die schon längst einen klangvollen Namen besitzen: C. Riba, *Les aventures d'en Perot Marrasquí*; J. Roig i Raventós, *L'ermità Maurici*; A. Plana, *A l'ombra de Santa Maria del Mar*; E. M. Ferrando, *Històries i Fantasies*; J. Badia, *El pecat de la novícia i altres contes*; J. Puig Pujades, *Besllums*; F. Cambó, *Visions d'Orient*.

Dann folgen Anzeigen von Neuausgaben von Werken älterer Autoren: Bernat Metge, J. Verdaguer, A. Guimerà, M. Costa i Llobera u. a. Die Folklore behandeln eine Besprechung von J. Fornells *L'emotivitat popular en el Cançoner de Catalunya* und ein Vortrag über das Volkslied.

Es würde zu weit führen, alle die sonst noch behandelten Publikationen (zahlreiche Übersetzungen lateinischer und griechischer, ferner englischer und italienischer Schriftsteller), Vorträge und sonstigen Artikel aufzuführen, die in dem vorliegenden Bande vereinigt sind. Nur sei noch erwähnt, daß auch die sprachwissenschaftlichen Werke eine sachkundige Würdigung erfahren haben, so A. Pars *Sintaxi catalana*, A. Grieras *Atlas lingüístic de Catalunya*, P. Fabras *Converses filològiques* (Primera sèrie) u. a. m.

Hamburg. Wilhelm Giese.

ZUR BEACHTUNG!

Der Vertrieb des hier S. 147ff. angezeigten kulturkundlichen Lesebuchs von P. Gonneau und Chr. Sénéchal, *La France et les Français* erfolgt nunmehr nur durch die Buchhandlung von Didier, rue de la Sorbonne, Paris.

STUDIENAUFENTHALT IN CANNES.

Für längeren Aufenthalt in Cannes ist Neusprachlern das von dem Abbé J. Delabays geleitete Heim in der Villa de Lorière, wo auch Gelegenheit zu sprachlicher Vervollkommnung geboten wird, zu empfehlen. Der Pensionspreis beträgt 975—1475 Francs im Monat.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *Juni 1927.* *Heft 4*

DER ROMANIST AN DER DEUTSCHEN HOCHSCHULE.

Einem Wegbereiter neuen Romanistentums Hanns Heiß zum 50. Geburtstag (29. Mai 1927) gewidmet.

Im Jahre 1914 nannte Heinrich Morf die Romania ein Trümmerfeld. Der Romanist von heute kann leider noch nicht erklären: „Das Trümmerfeld ist wieder aufgebaut.“ Ich meine nicht etwa die noch nicht ganz wiederhergestellten Beziehungen zum romanischen Ausland, auch nicht einmal die rein materiell geringer gewordene Berührung mit Romanischem, Dinge, die sich geben werden — ich meine jene heutige *innere* Beziehungslosigkeit der deutschen Seele etwa zur französischen und italienischen (zu Spanien haben wir eine fast zu reibungslose, zu pauschale Beziehung durch ein vorzeitig angenommenes: ¡somos hermanos! gewonnen, aus einer Art seelischen Rückversicherungsstrebens im Krieg und Nachkrieg heraus). Während vor dem Kriege die deutsche Seele die romanische Welt irgendwie für sich selbst zu brauchen schien, als Ergänzung, als Realisierung eines anderen Lebens- und Kunstideals, nicht gerade als Muster, — während der Deutsche etwa mit einem leise ressentimentalen Schmerz auf die ihm nicht erreichbare geordnete Leichtgeistigkeit, die leicht überschaubare Formalität und faßbare Rationalität des Franzosen sah — haben wir uns in den Kriegs- und Nachkriegsjahren an Autarkie gewöhnt. Wir kommen ohne das Romanentum innerlich aus. Wir sehen keinen Monsalvatj einer westlichen Kultur — der Wunderberg hat sich merkwürdig gesenkt, eingeebnet. Wir haben uns so lange ohne unsere unglückliche Liebe zum Westen fristen müssen, nun sind wir über den Trennungsschmerz hinweg und denken, daß es so kommen mußte und „daß es auch so geht“. Wir meinen vielleicht, wir hätten keine fremde Lektion mehr aufzusagen und unsere eigene

Aufgabe uns so zu suchen: Erkenntnis deutschen Wesens, also „Deutschkunde“, der alle Fremdkunde unterzuordnen sei (so sieht auch Wechßler *hier* 1922 in seinem Aufsatz „Der Bildungswert des Französischen“ Deutschkunde als Zentrum der Fremdkulturkunde). Daß wir den (res)sentimentalen Augenaufschlag zu Frankreich hin mannhaft überwunden haben, ist gewiß nicht zu bedauern. Aber zu bedauern scheint mir, daß wir mit dem Trennungsschmerz auch das Spannungsgefühl verloren haben gegenüber dem Anderssein der Romanen. Die Romanen existieren fast nicht mehr in unserer Lebenssphäre, wir brauchen uns nicht mehr mit ihnen auseinanderzusetzen: eine unglückliche Liebe befeuert zu Leistungen, vielleicht zu überhitzten und maßlosen, aber sie fördert unsere geistige Bewegtheit — eine tote Liebe läßt uns stumpf, kalt und regungslos. Daß aber das Fehlen dieser inneren Spannungen Frankreich gegenüber (ich meine nicht die ja reichlich vorhandenen politischen Spannungen, die sogar den inneren Spannungen das Kraftfeld abgraben) eine Atrophie unserer Geistigkeit bedeutet, wer wollte es leugnen? Ohne Spannung kann der energiegeladene Funke nicht sprühen. Ohne Auseinandersetzung können wir selbst nicht *sein*. Wie der einzelne Mensch seinen Charakter im Strom der Welt bildet, so muß ein Volk sich mit den übrigen Kulturnationen (innerlich, ich betone es immer wieder!) ins Gespräch begeben. Taubheit oder Stummheit einem Partner gegenüber zeugt gewiß nicht von erhöhter Vitalität. Fast habe ich den Eindruck, als ob viele besinnliche und keineswegs verbohrte deutsche Intellektuelle langsam in eine ungewollte Selbstgerechtigkeit verfallen, die sie nur kontinental, mitteleuropäisch, deutsch fühlen und die verschiedenen Lösungen, die andere Völker für dieselben Probleme gefunden haben, ignorieren läßt. Fast scheint mir Hans Castorp, der zwischen Settembrini und Naphtha gestellte Durchschnittsdeutsche, dieser deutsche Candide, schon eine altmodische, aus der Vorkriegsgeneration heraus gedichtete Figur. Dieser Verbinnländerung und Versackung sich zu entziehen scheint mir um so notwendiger, als ein auch nur kurzer Aufenthalt in einem der großen westlichen Kulturstaaten einem zeigen kann, wie wenig das geistige Deutschland aufs Ausland noch *faktisch wirkt*, wie wenig Deutschland noch zur Welt *spricht*. Es wird also notwendig sein, uns mit unseren alten Auseinandersetzungspartnern, vor allem Frankreich, wieder in ein Gespräch einzulassen, das noch um anderes geht als die längst fällige Aufhebung von Besetzung

deutschen Gebietes. Denn daß Rußland die Rolle Frankreichs übernehmen könnte, glaubt wohl niemand.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß der Hochschullehrer, dem die Ausbildung der Lehrer der Fremdsprachen und mittelbar ein Ausschnitt der allgemeinen Volksbildung anvertraut ist, die *Belebung jener Spannungen* sich angelegen sein lassen muß. Er soll französisches (italienisches usw.) Wesen wieder heranbringen an den Horizont seiner Schüler, jene Friedhofsabgeschiedenheit, in der Französisches (Italienisches usw.) zu ruhen droht, stören, das eingeschlafene „Gespräch" zwischen romanischem und deutschem Wesen wieder entfachen. Die Voraussetzung zu jeder Philologie ist *Liebe* zu der bestimmten Kultur, die man philologisch verstehen und erwecken will. Aber auf einer gemeingültigen „Liebesstimmung" seiner Schüler zu Romanischem wie z. T. vor dem Kriege kann der Hochschullehrer nicht mehr bauen, er muß schon froh sein, wenn das romanistische Studium „sine ira et studio" betrieben wird. Denn natürlich, das seelische Hinterland seiner Schüler ist das Kriegs-Trümmerfeld, das manche Kreise ganz gern künstlich zu Propagandazwecken erhalten möchten (wie manches „zerstörte Gebiet" in Belgien und Frankreich künstlich erhalten wird). Die materiellen Schwierigkeiten des Lebens von heute treiben ja auch manchen seelisch unbeteiligten Routinier zum Studium des Französischen. Für den Vorkriegs-Hochschulromanisten ergaben sich diese Schwierigkeiten nicht: die gebildete Öffentlichkeit brachte günstige Bildungserlebnisse, vielleicht sogar manchmal eine heuchlerische Vergötzung romanischer Dinge in den Hörsaal mit. Außerdem arbeitete die deutsche Romanistik zusammen mit der romanischen an der Aufhellung der Vergangenheit der romanischen Sprachen und Literaturen, ohne daß bei der gemeinsamen Ausgrabetätigkeit die Besinnung auf nationale Unterschiede eingetreten wäre: man sah gleichsam nur auf den Spaten und was er ausgrub, nicht auf die Person des Gräbers. Als wissenschaftlich galt die historische Klarstellung von Sachverhalten der Vergangenheit: dabei war jede Detailkenntnis ein Steinchen zu einem künftigen Bau, den künftige Baumeister aufrichten mochten: Altvicentinisch, Neuchiletnisch, Französisch des 17. Jhs. standen fast auf *einem* Plan, da durch die Vergleichung wichtige Beziehungen innerhalb der ungeheuren Wissensmaterie sich ergeben konnten. Karl Vossler hat der vielgeschäftigen und doch ein wenig ziellosen Gelehr-

und Betriebsamkeit des Positivismus ein ironisches Grabmal gesetzt. Er hat zwar seinen Idealismus nicht allen Anfechtungen entziehen können, aber dank ihm ist Positivist etwas, was heute niemand unter uns mehr sein will. In jener Zeit des Historismus flüchtete man gern in die älteren Perioden der französischen Kultur, man trieb Altfranzösisch und war dadurch der Auseinandersetzung mit dem lebenden Frankreich überhoben: bei der Betrachtung des Mittelalters verschwanden ja jene Spannungen, die man zwischen deutscher und französischer Geistesart *von heute* spürte (obwohl schon bei Chrétien, gegen Wolfram gehalten, die Spannungen deutlich genug werden).

Die neueren kulturkundlichen Bestrebungen wollen nun das heilsame Spannungsverhältnis zwischen Frankreich und uns wiederherstellen.

Levin L. Schücking hat hier (35, 1 ff.) schon manches Kluge und Kritische über diese neuere Bewegung gesagt, dem ich vollkommen zustimme. Es bleibt mir nur übrig, die Kulturkunde der Romanisten Wechßler und Klemperer (von denen ja E. Schön sichtlich beeinflußt ist) in Beziehung zu setzen mit meinem Begriff der „Spannung": nun, schon der Titel einer Wechßler'schen Schrift „Die Franzosen und wir", die die Psychomachie französischer und deutscher Kulturwerte über dem Kriegskampf der französischen und deutschen Soldaten aufbaut, läßt „Spannung", „Auseinandersetzung" ahnen. Und doch ist das nicht ganz die Art Spannung und Auseinandersetzung, die ich anregen möchte. Wechßler und Klemperer versuchen eine differentiale Betrachtung der französischen und der deutschen Kultur, bei der diese relativ fest umgrenzte Gegebenheiten oder Einheiten bilden. Die Überzeugung von der durchgängigen Verschiedenheit der beiden Kulturen ist dabei Axiom, wie Schücking gezeigt hat. Es werden gewisse Konstanten in den Volkscharakteren angenommen und deren Auswirkungen in den einzelnen Teilgebieten der Kulturen verfolgt. So wird der Volkscharakter ein künstlich gestautes, gleichsam ruhendes Phänomen, das in seiner „Vollständigkeit" erkannt werden soll. E. Lerch hat geistreich gegen solche Konzeptionen Klemperers das Wort „der Dauerfranzose" geprägt (er, der selbst in seinem „Futurum" durch solche Vorstellungen zum Bilde des stets, vom Rolandsdichter bis zum Versailler „Friedens"schmied Clémenceau, imperialistisch „heischenden"

Franzosen gelangt war, durch Schaden aber klug geworden ist). Welch entzückende Entdeckung, daß die Franzosen — Franzosen sind! Man kann dann etwa alle zehn Jahre nachsehen, ob sie es noch geblieben sind — und wir wissen schon im voraus, daß eine die Franzosen französischer als sie sind malende Kulturforschung uns auch immer wieder berichten wird: „Français pas mort; livre suit"[1]). Bisher war Werden germanisch, Sein romanisch — nun kommt Bergson mit seinem „Werden". Also: Bergson = nicht eigentlich Franzose, Franzose zweiter Klasse, Germanofranzose. Frankreich muß sein „Wesen" erhalten werden. Ich aber frage, wenn die These des Dauerfranzosen richtig ist, wozu müssen auch die Studenten Dauer-Französler werden und die ganze Geschichte des Franzosentums an sich vorüberziehen lassen, wo doch ein Kostpröbchen der ewig-sich-gleich-bleibenden französischen Essenz genügte. Toujours perdrix?... Gefährlicher noch als die argen Schematisierungen und Verzeichnungen par esprit de système, die schließlich bei allen geisteswissenschaftlichen Konstruktionen vorkommen, scheint mir bei einer Vergleichung der französischen und deutschen „Heiligtümer", wie sie Wechßler will, bei der todsicher die Überlegenheit der deutschen Heiligtümer über die französischen herauskommt, wenn der Vergleich vom einem Deutschen angestellt wird, die Überlegenheit der französischen über die deutschen, wenn von einem Franzosen (ein anderes Resultat müßte die betreffenden Kulturvergleicher ja um ihre Stellung bringen!), — daß diese Forscher die radikale und initiale Verschiedenheit des Dauerfranzosen von dem Dauerdeutschen als gegeben voraussetzen und einen s p a n n u n g s l o s e n Differenz-D a u e r zustand erzeugen, der kein „Gespräch" des deutschen mit dem französischen Geiste, sondern höchstens zwei parallele und von vornherein festgelegte Monologe ermöglicht. Der französische Geist wird gleichsam zwangsgestaut, erstarrt, vertotet zu einer Sphinx, so geheimnisvoll wandellos wie uns die ägyptische Kultur erscheint. Vor dem deutschen Geist stehen wie vor Mignon Marmorbilder und sehn ihn an, ewig fern, stumm, unerreichbar. Woher die Spannungslosigkeit? Nun eben daher,

[1]) So ungefähr geschehen, als Klemperer nach dem Kriege nach Frankreich zog, um das von Curtius sogenannte „neue Frankreich" zu suchen — und nicht zu finden ... (Klemperer, Die moderne frz. Literatur u. die deutsche Schule [1925] S. 67).

daß nicht lebende Organismen, sondern tote Etiketten oder Definitionen einander symmetrisch gegenübergestellt werden[1]). Solche Definitionen ermöglichen zwar die Einteilung der Erscheinung in Kapitel („der pathetische Stil", „der rednerische Zug" usw.)[2]), nicht aber ihre vollständige Darstellung: denn sie sind Abstraktionen, die vom konkreten Leben der Erscheinung wegführen. Wo bleibt die Vollständigkeit des „esprit français", wenn in einem so betitelten Lesebuch „zur Wesenskunde Frankreichs" (von Wechßler-Grabert-Schild) Pascal nicht vertreten ist, der das Feinste über den französischen „esprit de finesse" gesagt hat — warum fehlt Pascal? Nun, weil er eben die „grands ressorts de l'âme française", als da sind „culte de la raison", „nationalisme", „patriotisme", nicht in dem Maße aufweist wie der „offizielle" Frankreichvertreter Descartes, weil Gide in einem S. 112 aufgenommenen Stück sagt: „quoi de moins classique souvent que Pascal . . .?" und „der Franzose" eben nun einmal „klassisch" ist. So kommt es dann zu Abstufungen wie die in Wechßlers Aufsatz (*hier* 1922 S. 10):

---

[1]) Merkwürdig: in diesem Glauben an die Konstanz des französischen Volkscharakters stimmt Wechßler, der dessen Studium bis in die neuesten Entwicklungen empfiehlt, mit Schultz-Gora überein, der davor warnt (*Arch. f. neuere Spr.* 141, 217) und auch eigentlich am aufrichtigsten die innere Fremdheit dem Franzosen gegenüber bekennt. Nie hat sich die primäre Abneigung gegen französisches Wesen unverhohlener ausgesprochen als in letzterem Artikel. Es fehlt auch nicht die Berufung auf die „naive Gefühlsmäßigkeit" der mittelalterlichen französischen Literatur (die Troubadours, Chrétien „naiv gefühlsmäßig"!), gegenüber dem „sexuell Raffinierten", „auf die augenblickliche Wirkung Berechneten", „dem Selbstbewußten", „dem Theatralischen", „der Pose", „der Attitude" der neueren — ich frage, ob Molière, Pascal, Vigny, A. Gide mit obigen Ausdrücken zu belegen sind.

[2]) Am kläglichsten versagen diese Epitheta bei den (an und für sich charakteristisch ausgewählten) Bilderbeilagen: über einem Bild von Philipp de Champaigne steht „le style pathétique", über einem anderen desselben Künstlers „le style élégant et agréable" — meiner Ansicht nach könnte man die Überschriften ebensogut vertauschen; Jean Raoux' „Telemach bei Kalypso" ist ebensogut „élégant et agréable" wie „sociable et didactique". Es scheint mir wichtiger, eine Einzelerscheinung der Geschichte mit diesen Epitheta so zu beschreiben, daß deren Einzigartigkeit klar wird, als Einzigartigkeit durch diese charakterlosen Allerweltswörter zu verwischen.

„Man . . . lese unverzagt die echtesten Franzosen . . . [z. B. Corneille, Racine, Molière, Voltaire usw.] . . . Man lese in zweiter Reihe solche Franzosen, die innerlich dem germanischen Denken nahe stehen: . . . [z. B. Rousseau] . . . Man lese selten oder nie die Literatur zweiten und dritten Ranges . . .“ — Pascal ist in der langen Namenreihe nicht genannt, ebensowenig Bossuet (vgl. den angeblich nicht ins englische Kulturbild passenden Byron, Schücking a. a. O.). Man hat gesehen, Rousseau rangiert als Germanofranzose an zweiter Stelle (wie bei Action française-Leuten!), weil Voltaire und andere Aufklärer zu offiziellen Vertretern des 18. Jahrhunderts ernannt sind — in Wechßlers Aufsatz „Die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit der französischen Aufklärung“ (Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. Bd. I) erscheint Rousseau mit seiner Renaissance des Gefühls überhaupt nicht mehr (nur ganz beiläufig an zwei Stellen fällt dieser Name), sondern der französische Geist war „der ältere und gewandtere Bruder, nach dessen Vorgang der jüngere lernend und überwindend der eigenen ‚Innigkeit und Tiefe‘, mit Hegel zu reden, sicher wurde“ — also deutsche Innigkeit und Tiefe überwindet französische Gewandtheit und Rationalität, die deutsche Entwicklung im 19. Jahrhundert ist dann ein Abfall von deutschen „Heiligtümern“ und ein Opfer vor anglofranzösischem Positivismus (wo Taine Schüler Hegels ist!). Die aufeinander folgenden europäischen Geistesströmungen werden zu einer nationalen „Überwindung“ von französischem durch deutschen Geist: die Verflechtung und wechselseitige Verschuldung Europas, diese internationalen Verbindungslinien im 18. Jahrhundert, die Forscher wie van Tieghem und Mornet mit dem Worte „Präromantik“ meinen, werden zu einem peinlichen Gegenüber eines allein „schöpferischen“ jüngeren Bruders, der einen abgelebten älteren „überwindet“ — die französische Präromantik ist verschwiegen. Man muß Meillet Recht geben, wenn er Wechßler (aus Anlaß eines anderen Aufsatzes) „nationalisme scientifique, le plus déplaisant des nationalismes“ vorwirft (Bull. d. l. soc. d. lingu. 1927, S. 85). Ich finde, in dieser nicht vom Vergleich loskommenden Kulturkunde, die immerfort die fremde Kultur auf die eigene bezieht, statt daß sie sie in sich selbst erfaßte, gerade das Gegenteil von Wesensforschung, ja überhaupt etwas Unproduktives: es gilt hier, an die goldenen Worte zu erinnern, die Vossler in seinem Aufsatz der Schlosser-Festschrift

„Über Vergleichung und Unvergleichlichkeit der Künste“ geschrieben hat: „Wer produziert, kann nicht vergleichen, und wer vergleicht, nicht zugleich schaffen. Der schöpferische Akt unseres Geistes ist dem vergleichenden notwendig abgewandt, ihm ebenso fremd wie der Künstler dem Händler, der Entdecker dem Schullehrer, der Bahnbrecher dem Nachzähler. Daher unterliegen nur Gegenstände, die fertig sind oder mit denen man fertig ist oder die man als abgeschlossen setzt oder annimmt[1]), dem Vergleich.“ Zwar meint Vossler vor allem die Vergleichung von polaren Gegensätzen der Malweise — aber es gilt auch von der Miteinander-Vergleichung der nationalen Artungen, die an die Stelle des Sich-Versenkens in eine derselben tritt: wer ein Kunstwerk (etwa ein Bild) nicht richtig genießen kann, flüchtet zum Vergleich mit anderen Kunstwerken, zu einer anderen Kunst, oder zu Beziehungen zu Weltanschauung, Moral usw.; wer französische Kunst nur immer im Hinblick auf deutsche sieht, dem fehlt offenbar der Sinn für jene spezifische Kunst. Jeder große Eindruck ist erhaben über all diese Scheidungen „deutsch—französisch“, „modern—antik“ usw. Wechßler's Kulturvergleichung ist ein letzter Abkömmling der biologisch vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, der die Irrationalität der Geschichte noch nicht aufgegangen war und die einzelne Erscheinung als solche noch nicht genügend verstehen konnte. Was soll man dazu sagen, daß Wechßler seine kulturkundliche Französischlektüre (*hier* 30, 11) erteilen lassen will „in einem Schulraum, wo Bildnisse deutscher Männer von Kranach, Dürer und Holbein, Runge und Lenbach, Thoma und Leibl, von den Wänden herabschauen“ (nebenbei, warum ist der „Niederdeutsche“ Rembrandt ausgeschaltet?) — werden die Augen der Schüler nicht von den französischen Büchern zu den deutschen Bildern, von den deutschen Bildern zu den französischen Büchern unruhvoll hin- und her-irrelichtelieren und nichts Rechtes sehen? (Ich nehme übrigens mit Befriedigung zur Kenntnis, daß Wechßler seinem Lesebuch (sehr schöne) französische Kunstwerke in Reproduktion beigegeben hat.) Wozu diese Angst, französisches Wesen unreflektiert und ungebrochen in deutsche Gemüter hereinzulassen? Die jungen Menschen lesen doch nicht Montaigne oder Racine

[1]) Von mir gesperrt.

oder Voltaire oder Gide als angehende Politiker darauf hin, daß das französische Schriftsteller sind, die man von sich distanzieren müßte, sondern sie suchen Lebensberater, geistige Begleiter und Freunde, die sie je nach Stimmung später wieder hervorholen wollen. Wechßler ersetzt das Pantheon der Geister, die uns bilden, durch ein *panthéon*, das wir besichtigen. Irgendwie scheint bei ihm die Angst mitzusprechen, seine Pfleglinge könnten durch allzuviel Berührung mit dem französischen Geist entdeutscht werden, es müßten Hemmungen und Bremsvorrichtungen eingeschaltet werden, die den deutschen Jüngling bei der Stange hielten. Memento Germanus esse — das sollen wohl die deutschen Bilder an der Wand des Französisch-Lehrsaales künden. Daher wohl auch die Scheidung in französische Götter und Götzen, in ein französisches Pantheon mit anstoßendem Pandaimonion — auf daß die deutschen Jünglinge nicht dieser Sirene, Pandora, Phryne Frankreich verfallen: ich frage, wie will Wechßler Göttliches und Götzisches so säuberlich sondern? Ist er sicher, daß es nur in Frankreich neben dem Gott Gemeinschaftswille den Götzen Gesellschaftszwang, nur in Frankreich neben der Göttin Vaterland den Götzen Chauvinismus gibt? Geht es nicht zu weit, zu behaupten, daß der französische Gesellschaftszwang „jeden Bürger noch heute in die Schablone des königlichen Höflings zwingt"? — ich habe vielmehr beobachtet, daß der Franzose trotz formaler Geselligkeit im Alltag eher das Alleinsein erträgt und sucht als der Deutsche: wer die Gesellschaft so kennt wie die Franzosen, kennt ihren Wert und ihre Grenzen — das bezeugen ja gerade die französischen Kritiker, die ihrem Volk zu viel Gesellschaftlichkeit vorwerfen und die man nicht allzu „deutsch-gründlich" buchstäblich verstehen darf. Sind nicht gerade allergrößte französische Dichter einsam gewesen, Pascal, La Fontaine, Flaubert, Rousseau — und letztlich auch Voltaire und Molière? Wie will Wechßler das Göttliche aus dem Götzischen herausfiltrieren? Haben nur die Franzosen die Fehler ihrer Vorzüge? Oft braucht man auch nur die Überschrift jenes Lesebuches zur Wesenskunde ein wenig sprachlich umzufrisieren — und es kommt unter dem Götzen der Gott zum Vorschein. Ich persönlich habe immer in dem Charme französischen Wesens einen „Gott" gesehen – in dem Lesebuch finde ich unter dem Kapitel „Les forces dynamiques du caractère français" als Unterabteilung C. „le style [ein Stil als Äußerung einer Kraft?)

élégant et agréable" — mais ce n'est pas ça! ... Immer war mir die Hilfsbereitschaft der Franzosen im Alltag aufgefallen — ich finde in dem Kapitel „Les forces ..." unter D. „le style sociable et didactique" (ist das übrigens Französisch??) — aber die Zusammenkoppelung mit der Lehrhaftigkeit verekelt einem den Gemeinschaftswillen, ce n'est pas ça! Es gibt vier „Stile" des französischen Wesens: pathétique, élégant et agréable, doute et ironie, sociable et didactique — und was ist mit dem style naturel? Das müßte ein sonderbar unäquilibriertes Volk sein, das nur solch extreme Töne zur Verfügung hätte! Mir ist gerade in Frankreich die gar nicht geschraubte Natürlichkeit im Alltag, aber auch auf der Bühne (außer der tragischen natürlich) aufgefallen, die Fähigkeit, das richtige Wort in jeder Situation zu sagen, das Wort, das nichts verbirgt und nicht zu deutlich wird, die Fähigkeit, auch die niederen Regionen des Seelenlebens mit einer nicht unkeuschen Natürlichkeit zu benennen, während wir oft entweder etwas bärenhaft-deutlich werden oder wie die Katze um den Brei gehen. Wo finde ich den arbeitsamen Zug dieses Volkes angedeutet — ist das keine force dynamique französischen Wesens? Wo den Zug zur Kindlichkeit, der — neben dem Raffinement, ja wohl! — in der französischen Seele und auch in seiner Literatur vertreten ist (man muß die Lachsalven des Publikums der Comédie bei Rostands „Les Romanesques" gesehen haben!)? Ferner, warum fehlt in dem Buche einer der großen Revolutionsredner, wo doch nicht nur die Abstempelung jedes Gebäudes in Frankreich mit „liberté, égalité, fraternité" noch die lebendige Nachwirkung dieser Männer bis auf den heutigen Tag zeigt? Warum fehlt etwa das *J'accuse* Zolas, das doch auch französisch ist (vgl. Voltaires Eintreten für Calas und Sirven)? Warum fehlt unter den Bildbeigaben eines der revolutionären Bilder Davids? Warum ist, wie schon Rieder *hier* 1927 S. 154 hervorhob, Taine nicht Aulard gegenübergestellt? Warum ist einer Kampfrede Brunetières gegen die Internationalisten das letzte, gleichsam in die Zukunft weisende Wort gelassen, Fabre-Luce dagegen an eine Stelle gerückt, wo vom Cartesianismus die Rede ist? Will man uns einreden, daß die Republik in Frankreich Façade, Hokuspokus ist, will man es als das Land des Konservatismus und Monarchismus erscheinen lassen? Kann man leugnen, daß in Frankreich humanitäre Gedanken ihre Stätte haben? Wo bleibt die Vollständigkeit des Phänomens? Die Wirklichkeit ist, wie ja auch

L'esprit français S. 225 zugestanden wird, komplizierter als jene tendenziösen und irgendwie politisierenden Stichworte. Ich fürchte, der Wechßler-Schüler, der, mit ihnen als Präservativen versehen, in Paris landet, wird, sofern er an sie glaubt, nichts sehen, und sofern er an sie nicht glaubt, beim Sehen doch behindert werden: er wird nicht die holde Unbefangenheit des Beobachtens finden, weil er, zum Diplomaten erzogen, aufpassen wird, um auf dem glatten fremden Parkett nicht auszurutschen und seiner Marschroute treu zu bleiben.

Wechßlers Nationalpädagogik scheint mir zu zaghaft: er blickt immerfort ängstlich von den Franzosen zu den Deutschen: wenn die fremde Sirene so leicht die Liebe zum Deutschtum entwurzeln könnte, würde ich mit Halm sprechen: „Die war's nicht, der's geschah.“ Glücklicherweise ist der Belegraum des Seelischen nicht rationiert und das Gesetz, daß zwei Körper gleichzeitig nicht am selben Orte sein können, gilt nur für die Materie. Neigung zu fremdem Volkstum kann die viel tiefer sitzende Liebe zum heimischen nicht entwurzeln. Man vergißt nicht seine Eltern, wenn man neue Freunde im Leben erwirbt. Das Verständnis der Antike hat nie den nationalen Sinn unserer Jugend gebrochen — warum sollte es das Verständnis der modernen Parallelkulturen? Oder fürchtet man den Einfluß der toten Römer weniger als den der lebenden Franzosen? Sucht man gar nach geistigen Entzweiungsgründen mit diesen? Will man die Kriegsverstimmungen zu dauernden Ideologien umschmieden? Dann kämen wir wahrhaftig, mit Grillparzer zu reden, „von Humanität durch Nationalität zu Bestialität“. Wahrhaftig, wenn die ganze Nachkriegs-Erneuerungsstimmung der Jugend, die ein Lechzen nach Menschlichem, ein Kennenlernenwollen „des Menschen“ in allen seinen Spielarten, eine „neue Humanität“ schien, in eine pseudowissenschaftliche Fundierung und universitätsmäßige Sanktionierung von ohnehin schon vorhandenen Vorurteilen oder Parteimeinungen, kurz in ein anspruchsvoll wissenschaftlich sich geberdendes Kannegießertum auslaufen, wenn man aus der „Anmerkungswissenschaft“ in die „Schlagwörterwissenschaft“, also wieder in eine Wissenschaft des Nicht-Wissenswerten verfallen sollte, dann hätten alle die Leiden unserer Jugend in und nach dem Kriege keinen Sinn gehabt! Besser selbst der „hochverräterische Kitzel“, den ein Thomas Mann in Paris empfunden hat, der keinem Vermittler fremder Kultur erspart bleibt. der aber auch geboren

ist aus dem Wissen um die Problematik des eigenen Volkes, als jene massive und pauschale Vaterländischkeit, die doch nicht wahre, d. h. ringende, manchmal leidende, immer um ihren Gegenstand besorgte Liebe ist!

Die eingangs erwähnte Aufgabe: Wiederherstellung der Dialektik zwischen Deutschtum und Romanentum ist, wie wir gesehen haben, weder durch dauerndes Einanderfernbleiben dieser beiden Komplexe noch auch durch dauerndes Unterstreichen der „ewigen" Unterschiede zu lösen. Es bleibt, wie mir scheint, nur *ein* Weg: der junge Mensch muß diese Dialektik in einer zeitgenössischen Seele am Werke, lebendig sehen: wer könnte dieser Zeitgenosse, der ihm die Auseinandersetzung deutschen und französischen Geistes gleichsam *vorlebte*, anders sein als *sein Lehrer*? Ich glaube tatsächlich, der Romanist von heute muß seinen Hörern nicht bloß Romanisches *vorzutragen*, sondern auch *vorzuleben* wissen. Ich will nicht sagen, daß er ein romanischer Mensch sein müsse, aber durch ihn und in ihm müssen die Schüler romanisches Wesen schätzen und lieben, mindestens verstehen lernen. Der Universitätslehrer von heute hat nicht mehr bloß die Befugnis, Wissen darzureichen (die Bereitschaft, Wissen zu empfangen, auch der Fleiß, es zu „memorieren", hat auf der Hörerseite seit dem Kriege merklich abgenommen) — sondern das *profiteri*, das sonst nur dem Priester auferlegt war, gehört heute mehr denn je zum Beruf des Professors. Er muß mit seinem Fach ganz anders verwachsen sein als früher, er muß sich zu seinem Fach *bekennen*. In den Zeiten, da die Romanistik im wesentlichen in Anwendung von allgemeingültigen Normen der Sprach- und Textvergleichung auf ein neues Gebiet bestand, konnten entsprechend einer schweigenden Arbeitsteilung Gelehrte, die sich ebensogut auf germanistischem oder slawistischem Gebiet hätten betätigen können, Romanisten werden. Heute geht es nicht mehr an, daß Lehrer der Romanistik auf irgendeinem Spezialgebiet gründlichst Bescheid wissen, aber im Grunde dem Geiste des Fremdvolkes, mit dessen Dokumenten sie täglich arbeiten, gleichgültig, ja feindlich gegenüberstehen. Der Typus des, grob gesprochen, franzosenfresserischen deutschen Romanisten ist veraltet, wie der des deutschenfresserischen französischen Germanisten. Vom Romanisten gilt, wie ich glaube, daß er nicht Romanisches mitzuhassen, sondern mitzulieben geschaffen sei. Ein bißchen Überschätzung der Leistungen des Fremdvolkes scheint mir weniger gefährlich als jene hochmütig-medisante,

ewig kritische Abwehrhaltung, die das Fremde von vornherein mißtrauisch betrachtet. Besser „unkritisch schwärmen“ und sein Fach lieben, als vor lauter Nörgelsucht mit seinem Fach zerfallen sein. Das bißchen Aufschönung, das man E. R. Curtius' Arbeiten über französische Literatur gern nachsagt, wird der aufmerksame Leser und Hörer leicht wegwischen — während die Gefühlskälte eines Lehrers seinem Forschungsobjekt gegenüber wie Mehltau manches zarte Neigungspflänzlein im Herzen der Schüler auf immer ertöten wird. Die Studenten, die unter Nachwirkung von Kriegseindrücken mir offen gestanden, sie hätten sich zuerst nicht entschließen können, Französisch zu studieren, sind konsequenter als jene von einer ungeliebten Materie profitierenden, aber sie nicht „professierenden“ Professoren. Wie wäre es anders zu erklären, als durch Mangel an innerer Beziehung zu ihrem Fach, wenn manche unserer Romanisten den Weltkrieg so relativ ruhig seelisch überstanden haben (wie übrigens manche Germanisten auf der Ententeseite) — wenige, die an der Verwüstung ihres Forschungsgebietes innerlich zerbrachen wie der edle Morf, wenige, die wie Schuchardt das Bedürfnis fühlten, „*aus dem Herzen* eines Romanisten“ heraus zu schreiben! Einige zogen es vor, das Wissensmaterial, das sie jahrelang zur Erkenntnis fremden Wesens gesammelt hatten, zur geistigen Mobilisierung heranzutragen, zu verbrennen, was sie verehrt hatten.

Es gilt hier an die wahrhaft sokratischen Worte zu erinnern, die Croce (*La Critica* 1925) geschrieben hat: „Ich muß gestehen, daß ich zwar den guten Willen hege, die mildernden Umstände des bösen Beispiels und sonstiger Versuchungen gelten zu lassen, daß ich aber für meinen Teil innerlich doch nicht vermocht habe, mich je wieder mit den vielen Gelehrten und Forschern auszusöhnen, die ich im Kriege so bereitwillig die Wissenschaft in den Dienst der praktischen Kämpfe habe beugen sehen. Ich betrachte diese Leute noch immer mit Mißtrauen. Da sie einmal die Wahrheit verraten haben, warum sollten sie es nicht wieder tun? Vielleicht weil sie es damals aus Vaterlandsliebe taten? Aus keiner Liebe zu keiner Sache noch Person darf die Wahrheit verraten werden.“

Was war es anderes als nicht genügende Verbundenheit mit dem Fach, nicht genügende Standfestigkeit in ihrem Beruf, wenn jene Romanisten ihn von politischen Tagesströmungen abhängig werden ließen, eine Abhängigkeit, von

der sich die Romanistik noch heute nicht erholt hat? Was soll man dazu sagen, wenn ein älterer Oberlehrer, der sein ganzes (auch wissenschaftliches) Leben dem Französischen und Englischen gewidmet hat, mir am 7. Dezember 1914 schrieb: „Unsere vier Angreifer sind nur Banditen und Wegelagerer (so nenne ich sie auch stets meinen Schülern gegenüber), und so lange ich leben werde, werden sie (auch ihre weiteren Literaturerzeugnisse) für mich nicht mehr existieren." Wie wenig muß dieser Mann, dessen Ehrlichkeit und dessen patriotische Begeisterung ich an und für sich hoch ehre, die französische und englische Literatur geliebt haben, wenn er deren „Erzeugnisse" als Fabrikate von „Banditen und Wegelagerern" preisgibt und sich nicht scheut, seinen Verrat an dem Fach den wehrlosen Kindern weiter zu „tradieren". Ich hole solcherlei Kriegspsychotisches — wie Schücking — nicht hervor, um nutzlose nachträgliche Vorwürfe auszusprechen, die übrigens manchem ausländischen Lehrer mit demselben Recht gemacht werden müßten, sondern weil ich gerade heute die Gemüter allenthalben schon genug befriedet glaube, um in aller Ruhe Vorkehrungen gegen eine neuerliche Unterwaschung unseres Berufsethos zu treffen, vor allem, das Gefühl für die Verantwortung in den Lehrern zu wecken, die, ohne es zu wissen, oft noch heute Kriegsmentalität ihren Schülern einflößen. *Zum Fachwissen muß die Fachgesinnung treten.* Ich will nicht sagen, daß die Aufgabe des Romanisten einfach ist, daß es jedem Romanisten gelingen kann, berufliche und patriotische Pflicht zum richtigen Ausgleich zu bringen; selbstverständlich, wenn das Vaterland ihm vor allem geht — aber daß die beruflich erkannte Wahrheit *widerstands-, ja kampflos* vor Kriegsideologien einschwenken müsse, will mir nicht zu Sinn.

Alle Reform unseres Fremdsprach-Hochschulunterrichts (und damit überhaupt des Unterrichts), scheint mir, muß hier einsetzen: die *Liebe zu den Fremdkulturen* muß bei Lehrern wie Schülern, zuerst aber bei jenen, vorhanden sein, dann wird das Verständnis der Kulturen leicht nachfolgen. Ob etwas mehr oder weniger Realienkunde, ob etwas mehr oder weniger Kulturkunde (die ja leider nun auch die geistigen Dinge verfestigt zu mitteil- und wißbaren „Realien") getrieben wird, scheint mir dagegen nebensächlich. Unamuno hat es gewagt, den um irgendwelcher Teilforschungen willen nach Spanien kommenden Hispanisten mit dem Handlungsreisenden auf eine Stufe zu stellen,

und Curtius hat daran die Forderung gereiht: „Wir brauchen nicht nur Hispanisten, wir brauchen vor allem Hispanophilen" (*Hochland* 23, 678). Nun, wir können diesen Satz verallgemeinern: wir haben Romanisten, wir brauchen Romanophilen. Denn das *φιλεῖν* ist die Voraussetzung für jede Philologie. Eine Philologie des Hasses, der Rachsucht oder auch nur der Indifferenz ist in sich ein Widerspruch. Ich fürchte, daß man bei unseren Universitätsberufungen nach den positiven Forschungsergebnissen, weniger nach dem Erlebnisgrunde, aus dem sie fließen, fragt. Gerade heute, wo die Anknüpfungsfäden zu Romanischem hin so dünn und verwirrt geworden sind, scheint mir die Kritik des Hochschullehrers nach dem Gesichtspunkt: „Hat er zu der Kultur, die er lehren soll, selbst ein inneres Verhältnis?" mindestens von ebenso großer Wichtigkeit wie die übliche Erkundigung über seinen „Charakter". Der Romanist[1]) von heute muß — eigentlich sollte das eine Binsenwahrheit sein — die Fähigkeit zu nuanciertem Erleben besitzen und — ein Erlebnis an Romanischem gehabt haben. Er muß wie der Schauspieler in die romanische Rolle hineinschlüpfen können, ohne daß dies Schauspielertum als komödiantische Theatralik getadelt werden dürfte: denn er „interpretiert" ja seinen Schülern Athalie oder Misanthrop. Und er wird ein umso größerer Lehrer sein, in je *mehr* romanische Häute er hineinschlüpfen kann, d. h. je mehr verschiedene Erlebnisse romanischer Gegenden, Sprachen, Dichter er vermitteln kann (jene Schlagwortphilologie flüchtet von den Einzelerlebnissen weg, d. h. weg von dem Verstehen des Komplexen, das die erste Pflicht des Philologen sein sollte, und beruht im Grunde auf einer *literarischen* Tradition, die verewigt wird, statt

---

[1]) Es gibt tatsächlich etwas wie einen „Romanistentypus", der ganz verschieden ist vom „Germanistentypus" und zu ihm im selben Verhältnis steht wie Romanentum zu Germanentum (etwa dort Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, hier Geruhigkeit und Ausgeglichenheit): es herrscht eben eine geheimnisvolle wechselseitige Anziehung zwischen Forscher und Fach: Romanist wird (oder sollte werden) nur wer ein Organ für romanisches Wesen mitbringt — und umgekehrt formt romanisches Wesen den Forscher nach seinem Bilde. In diesem Sinne ist eben doch der richtige Romanist irgendwie Romane, jedenfalls eine Art Surrogat-Romane für seine Schüler, zugleich aber auch Deutscher wie sie selbst. Und diese „Spannung" kann pädagogisch ausgenutzt werden.

daß die Auseinandersetzung immer neu erarbeitet würde). Das Frankreicherlebnis eines Forschers wird sich pädagogisch mehr auswirken als noch so viel „Kulturquerschnitte“ durch Frankreich. Dies Frankreicherlebnis des deutschen Forschers, das nicht immer in scharfumrissenen Formeln rednerisch ausgedeutet werden, das aber am Seelengrunde des Forschers schlummern und unbewußt alle seine Worte färben wird, es ist ja selbst das Resultat einer inneren *Auseinandersetzung* einer deutschen mit der romanischen Seele, es ist selbst Frucht einer Vermählung zweier Weltbilder. Es ist nicht gleich dem normalen Frankreicherlebnis eines Nationalfranzosen und hat noch etwas von Spannung und Auseinandersetzung an sich — und es wird sich den Schülern mitteilen, wie die allgemeine Einstellung zum Fach über die positiven Lehrsätze hinaus mitteilbar ist. Jene im Innern der erlebnisvollen Forscherpersönlichkeit sich abspielende Dialektik, die bei den Kulturkundlern sich nur zu sehr auf die Lippen drängt, ist wissenschaftlich wertvoll, weil sie etwas Persönliches und doch durch die Sache, das Fach Bedingtes ist. Dieses Ungesprochen-Gesprochene, Seelische (*spricht* die Seele, so spricht, ach! die *Seele* nicht mehr) ist ja doch das Wertvollste, was ein Lehrer seinem Schüler mitteilen kann, und verständnisvoll war jener sich von seinem Professor verabschiedende Doktorand, der da sagte: „Ich danke Ihnen für das, was Sie uns gesagt, und noch mehr für das, was Sie *nicht* gesagt haben.“

Das innere Verhältnis des Romanisten zur Romania wird natürlich auch ein solches zu deren *Sprache* und *Literatur* beinhalten: man beachte, ein *inneres* Verhältnis auch zur Sprache! Unsere lingustische Vatergeneration hat nämlich ein fein schattiertes Sprachgefühl in der Fremdsprache nicht genügend geschätzt: die Sprachfertigkeit, das Parlierenkönnen war quantité négligeable (Schultz-Gora „Die deutsche Romanistik in den zwei letzten Jahrzehnten“ S. 219: „es ist ja sehr hübsch, wenn ein Ordinarius es kann, aber es zu fordern, ist unbillig, da es sich auch hier um Anlage und Talent handelt, die da sind oder nicht“), daher auch Nyrops fabelhafte Beherrschung des Französischen bis in die letzten Winkel hinein in Deutschland eher als eine Art accomplishment denn als wissenschaftliches Plus betrachtet wurde. Ich meine aber im Gegenteil, daß erst beim Sprechenkönnen einer Fremdsprache jene wirkliche Einfühlung in die Seelenhaltung des Fremdvolkes, die Erfassung der seelischen

Artikulationsbasis, von dessen „Sprechrasse", wie Spengler sagt, möglich ist: jenes Axiom, daß der Romanist nur in der wissenschaftlichen Beherrschung der Fremdsprache fest sein muß, entstammt einer mechanistischen Auffassung vom Wesen der Sprache, die doch nicht nur aus Lauten, Worten, Formen besteht, deren Irrationales und Imponderables wir aber doch heute klarer sehen: im 19. Jahrh., im Zeitalter der Grundlegung der historischen Grammatik, wurde vor allem Laut- und Formenlehre der verschiedensten Sprachen, Dialekte, Epochen festgestellt — also das Dinglichste an der Sprache, erst langsam erzwangen sich die geistdurchlässigeren Sprachelemente, Syntax und Stilistik, Beachtung. Die Sprach*vergleichung* ließ kein Sprach*gefühl* für irgendeine Sprache (eher noch für die alte als die neue) richtig aufkommen — heute, wo wir auch die deskriptive Grammatik, die Erforschung von Sprachzuständen für wissenschaftswürdig ansehen (Bally — Deutschbein usw.), kann es m. E. gar keine Sprachforschung geben ohne ein alle Elemente einer Sprachperiode gleich umspannendes Gesamtgefühl des Forschers. Ist es nicht ein unmöglicher Zustand (schon rein aus Prestigegründen), daß ein ganz großer Gelehrter bei Empfang eines Ausländers oder bei einer Staatsprüfung sich mit einem elenden Schulfranzösisch fortfristet? Stammt nicht auch aus diesem geringen Sprachkönnen die schleuderhafte Behandlung des fremden Sprachmaterials in wissenschaftlichen Arbeiten? Dürfte es vorkommen, daß anerkannte deutsche Romanisten *carrosse* für Feminin, *je n'ai pas du pain* für die normale Ausdrucksweise halten, *ministre du culte* mit „Kultusminister" übersetzen (lauter Fakta!) — lapsus calami gewiß, aber ein Ausgleiten der Feder, das doch nur aus der Labilität des Sprachempfindens sich erklärt. Auch hier erkennt man, wie die betr. Sprache jener Sprachvergleichergeneration sozusagen nur zufälliges „Material", eine Ausdrucksmöglichkeit unter vielen gewesen ist, die dem Forscher ebensogut in die Hand geraten ist, wie er chinesisches oder athapaskisches Sprachmaterial hätte handhaben können — auch hier fehlt es an liebevoller Verknüpfung der Forscherpersönlichkeit mit der bestimmten Sprache, die er treibt. Die romanischen Romanisten können nie verstehen, wie ein so großes Sprachkennen deutscher Romanisten oft mit so geringem Sprachkönnen verbunden sein könne, sie finden die Praxis der holländischen oder finnischen Neusprachler natürlicher, die *in* den Sprachen vortragen und schreiben, *über* die sie vortragen und

schreiben[1]). Es liegt in dieser Gewohnheit doch die Anerkennung des organischen Verbundenseins von romanischem Sprachgewand mit romanischem Kulturinhalt, die Bestätigung des alten Satzes, daß ein neuer Mensch mit einem neuen Sprachgewand angezogen werde.

Mehr als Realienkunde und Kulturkunde eröffnet die *Literatur* den bequemsten Zugang zur Seele des Fremdvolkes. Keine Kenntnis von französischem Parteiwesen und keine Überschau eines Kulturquerschnitts, auch nicht die Verbindung von Realien und Idealien wie in manchen auslandkundlichen Veröffentlichungen („vorn Cervantes hinten Weizenpreise", pflegt Vossler zu spotten!) kann mit dem Bildungswert fremden Kunstschaffens wetteifern. Aber hier treffen wir wieder auf den Widerstand der enragierten Grammatiker und Fanatiker der altfranzösischen Textinterpretation: Ein Schaffen auf dem Gebiet der neufranzösischen Literatur, so argumentiert ungefähr Schultz-Gora (a. a. O.), bedarf „außer Kenntnissen und Verstand ästhetischer Begabung und nachfühlenden Kunstsinnes, die angeboren sind und nicht erworben werden können", *daher* kann man „Obiges" „kaum" vom deutschen Romanisten verlangen! Warum kann man das nicht? Wir brauchen doch keine Handwerker als Lehrer unserer Jugend! In der *Ztschr. f. rom. Phil.* finde ich öfter einen pejorativen Gebrauch des Wortes „ästhetisierend", wenn es sich um Bemühung um die Sprachgestalt neuerer Dichter handelt — als ob die Erfassung der Kunst eines Chrétien nicht ebenso der Feinfühligkeit und der vielgefürchteten „Subjektivität" bedürfte wie die eines Gide, als ob nicht gerade deshalb die mittelalterliche Literaturgeschichte so sehr hinter der neueren nachhinkte, weil die eigentlichen Kunstformen des Mittelalters, etwa von Dante ab-

---

[1]) Ich kann allerdings nicht Tallgrens Vorschlag (*Neuph. Mitt.* 1927 S. 60 Anm.), behufs Vermeidung von Mißverständnissen mögen alle Romanisten *französisch* schreiben, für uns Deutsche empfehlen: unsere Sprache ist so eigenwüchsig, daß viel Feines und Schwebendes zwischen den Zeilen einer französischen Version hindurchfiele: wer wollte Diezens, Schuchardts oder Vosslers deutsche Sprachbehandlung romanischer Themen und die gerade dadurch entstehende „Spannung" missen? Aus der Tatsache, daß ein deutscher Romanist mißverständlich schrieb und ein romanischer Romanist ihn mißverstand, folgt nichts weiter — als daß deutsche Romanisten unmißverständlich schreiben sollen.

gesehen, eigentlich so gut wie unerforscht sind und die geistesgeschichtliche Forschung noch gar nicht recht hier eingesetzt hat (daher der „Zurückgang“ afrz. Studien), als ob die Aufgabe des Philologen damit erschöpft wäre, daß er einen lesbaren Text hergestellt und den Wortsinn geklärt hat und die eigentliche Deutung, das eigentliche Verständnis nicht eigentlich dann erst zu leisten wäre! Man sollte logischerweise annehmen, daß, da die Erschließbarkeit des Volksgeistes aus der Sprache mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist, wie die Umstrittenheit der Vosslerschen Sprachbetrachtung zeigt, gerade die Gegner Vosslers für einen intensiven Literaturbetrieb einträten, weil eben romanische Literatur den Einblick in Spezifisch-Romanisches und dessen Abhebung vom Allgemein-Menschlichen eher gestattet. Dem ist aber nicht so: manche naturwissenschaftlich-positivistisch Gerichteten unter den Romanisten betrachten Literaturvorlesungen noch immer unter ihrer Würde. Gewiß kann man von einem Gelehrten, der seine Erfolge auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft geerntet hat, nicht über Nacht neue Siege auf dem Felde der Literaturwissenschaft verlangen, aber man wird bei Ausbildung und Berufung künftiger Romanisten wohl auf das In-beiden-Sätteln-Gerechtsein mehr achten müssen. Sollen wirklich die Tücken des parasitischen *i*, wie Klemperer mit Recht spottet, Racine und Renan vollkommen verdrängen? Gewiß hat sich in letzter Zeit, durch Eingreifen der Fakultäten wie Ministerien, manches geändert, aber es gilt, die noch immer latente Hierarchie: „oben“ Sprach-, „unten“ Literaturwissenschaft ganz zu beseitigen. Es stände mir als Sprachwissenschaftler schlecht an, wollte ich meinerseits die umgekehrte Rangordnung proklamieren: aber ich glaube, daß auch für einen König der Sprachwissenschaft die Salbung mit etwas literarischem Öl sehr notwendig wäre, im Interesse seiner Sprachwissenschaft, ja daß für den Studenten die Verbindung beider Forschungszweige eine conditio sine qua non seiner Ausbildung ist: lernt er bei der Sprachwissenschaft Geduld, Fleiß, Entsagung, will er das kleinste Resultat erzielen, so bei der Literaturwissenschaft Elastizität, Großzügigkeit, Gefühl für Schwebendes, Geistiges und Künstlerisches, Blick für den Menschen, Ausdruck von Imponderablem. Gewiß kann jeder Lehrer nicht alles machen, Arbeitsteilung frommt, der Schüler soll an die starken Wurzeln der Kraft seines Lehrers herangeführt werden, statt daß er eine unindividuell gebotene Enzyklopädie des Wissens vorgesetzt erhalte — aber

der „trockene", von Literaturwissenschaft unberührte sprachwissenschaftliche Betrieb führt zu einer Zerschlagung unseres eigentlichen Gegenstandes, der *Philologie*. In einer Zeit, da die Indogermanisten wieder zur Philologie, von der sie sich abgespaltet hatten, zurückfinden, sollten die Neusprachler in einem anachronistischem Schisma verharren? Ich muß gestehen, ich begrüße es, daß nicht an allen Universitäten zwei getrennte Lehrkanzeln (für roman. Sprach- und roman. Literaturwissenschaft) eingerichtet sind, weil die Gefahren der allzu weitgetriebenen Spezialisierung in der einen der beiden Disziplinen und des Auseinanderklaffens der beiden so verhindert wird: wo zwei solche „Gegenkönige" thronen, sollten sie sich nicht mehr voneinander unterscheiden als Käse mit Brot von Brot mit Käse. Der Sprachforscher hat leicht die Neigung, von einer Sprache zur anderen zu springen, weil die Biologie der Sprachen überall dieselbe ist; der Literaturforscher betrachtet wieder leicht sein Gebiet als den einzigen Tummelplatz von Ideen, Kunstformen, großen Persönlichkeiten. Vertrautheit mit beiden Disziplinen kettet den Linguisten an *seine* Philologie, läßt den Literator über sie hinausblicken, bewahrt vor Vereinseitigung und Selbstgerechtigkeit. Dadurch, daß der Forscher sein Gebiet von den verschiedensten Richtungen aus zu umkreisen sich gewöhnt, entsteht aber eine womöglich noch engere Beziehung zu seinem Forschungsobjekt, *noch mehr Liebe*. Und die tut uns not: nicht *mehr Licht*, sondern *mehr Liebe*, weniger fertige Kultur*kunde* als Kultur*gefühl*, weniger Konstruktion, die die Geschichte fremder Völker zum geometrischen Ort für die Sprünge des eigenen Geistes macht, als l'humilité féconde, Demut und Respekt vor der Gegebenheit der Geschichte — kurz, um es mit Thomas Mann zu sagen, dessen sich bemühendes Kulturerkennen in seiner „Pariser Rechenschaft" (1926) praktisch mehr leistet als die fertig gelieferten Systeme der Kulturkundler, mehr *Sympathie mit den Fremdvölkern*, Sympathie, „das Kind des Eros und der Vernunft", was der Franzose Boucher noch unterstreicht (bei Mann S. 44): „Für jede Sache gibt es einen streitbaren Ausdruck und einen der Sympathie. Ich glaube, daß derjenige der Sympathie stets das größere Wahrheitsgewicht hat."

Marburg-Lahn. Leo Spitzer.

GÓNGORA UND DARÍO.

Zu Góngoras 300. Todestag am 23. Mai.

A don Miguel Artigas.

Es ist ein oft vernommener Satz, daß ein zeitgenössischer Dichter Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung nicht sein könne, da die Ansichten über ihn noch nicht hinreichend geklärt, das Urteil über ihn noch nicht feststehend sei . . . Als ob es irgendeinmal ein feststehendes Urteil gäbe, als ob die Dichter ferner Vergangenheit nicht ebenso dem Wechsel von Anerkennung und Ablehnung unterlägen! Die Voraussetzung ehrlicher Bewunderung für einen Autor wird immer die Übereinstimmung oder Ähnlichkeit seiner künstlerischen Anschauungen mit denen seiner Leser bleiben, und jede grundsätzliche Wandlung des allgemeinen poetischen Geschmacks hat zwangsläufig eine allmähliche Revision der Urteile über die gesamte Literatur zur Folge. Die heutige strahlende Rehabilitation eines Dichters, der der Abgott seines Jahrhunderts war, deshalb in den beiden folgenden schärfste Verurteilung erfuhr und für den sich noch an seinem 300. Geburtstag vor 66 Jahren keine Hand gerührt hat, ist ausschließlich und nachweislich ein Werk des europäischen, insbesondere des spanischen Symbolismus und vor allem Rubén Daríos. Es liegt nahe, bei dieser Gelegenheit nach den Beziehungen zwischen beiden Lyrikern zu fragen, und noch die vorige Generation hätte diese Frage wohl in die Form einer Untersuchung über den Einfluß Góngoras auf Darío gekleidet, um daraus auf die Abhängigkeit des einen vom anderen zu schließen. Heutiger Auffassung, die in einem Kunstwerk das Ergebnis nicht sowohl ursächlicher Zusammenhänge als eigengesetzlicher Entwicklung erblickt, erscheint eine solche Untersuchung reizlos, ihre Schlußfolgerung höchst anfechtbar. Sie geht vielmehr davon aus, daß ein großer und echter Künstler nichts übernehmen könne, was nicht von vornherein sein ureigenstes Gut sei, und bedient sich des Vergleiches nur, um auf diese Weise das Wesen jedes einzelnen, sei es als Persönlichkeit, sei es in repräsentativer Geltung, womöglich besser zu verstehen. Aber wie man auch die Tatsachen auslegen mag, ihrer vorläufigen Feststellung kann weder die eine noch die andere Betrachtungsweise entraten — versuchen wir also, soweit es uns

bei den verfügbaren Mitteln möglich ist, die tatsächlichen Beziehungen Daríos zu Góngora aufzuzeigen!

Es ist wohl so gut wie sicher, daß Darío Góngora zuerst kennen gelernt hat, als er im Jahre 1880 als Bibliothekar in den dicken Rivadeneyra-Bänden „die bedeutendsten Werke fast aller Klassiker unserer Sprache"[1]) las; er wird auch von vornherein schon auf Grund der Einführung Adolfo de Castros keine geringe Meinung von dem Dichter bekommen haben. Ob allerdings gerade die sog. gongoristischen Gedichte — und nur um die handelt es sich hier — damals besonderen Eindruck auf ihn gemacht haben, bleibt zu bezweifeln. Nicht nur daß dem Vierzehnjährigen kein so selbständiges Urteil zuzutrauen ist, der Gongorismus mußte auch seinen eigenen poetischen Ansichten widersprechen, die „klassisch" waren und noch über ein Jahrzehnt „parnassisch" blieben; es wäre genug, daß er Castros Vorurteilslosigkeit geteilt hätte. So wird er sich wie jedermann vor allem an den traditionellen Romanzen und Letrillas erfreut und gebildet haben, und wenn man etwa eine Einwirkung Góngoras auf seine Frühwerke in Betracht ziehen wollte, so dürfte das zunächst von diesen nicht-gongoristischen Dichtungen gelten. Darío sagt rückblickend von seiner älteren Lyrik (die er eben selbst „parnassisch" nennt): „In ‚Primaveral' (aus der Sammlung ‚Azul' von 1888) glaube ich eine neue Note in der Orchestrierung der Romanze gegeben zu haben, trotz allem und obwohl ich in dieser Hinsicht so berühmte Vorgänger zählte wie Góngora und den Cubaner Zenea."[2]) Das klingt, als sei ihm während des Schreibens die Möglichkeit solcher Verbindungen zum Bewußtsein gekommen, bezieht sich aber, wie man sieht, nur auf Góngoras Romanzen. Wie es sich auch damit verhalten mag, Daríos bewußte Entwicklung zum Symbolisten beginnt jedenfalls mit seinem ersten Aufenthalt in Paris, wo er im Jahre 1893 die französischen Dichter teils persönlich, teils aus ihren Werken kennen lernte und zugleich und sicherlich nicht ohne Erstaunen wahrnahm, daß sich der Dichter des „Polifemo" und der „Soledades" bei ihnen einer ganz neuartigen Schätzung erfreute. Verlaine hatte einem Gedicht seiner „Poèmes Saturniens" von 1866 den Schlußvers der ersten „Soledad" als Motto voran-

[1]) Rubén Darío, Autobiografía, cap. X, pag. 33 (Volumen XV de las Obras Completas, Editorial „Mundo Latino", Madrid).

[2]) Rubén Darío, Historia de mis libros, pag. 177 (Volumen XVII etc.).

gestellt — der erste Beleg dieser erneuten Schätzung — und liebte es, jenen Vers »con marcadísimo acento« zu wiederholen, und so oft Moréas seines Freundes Darío ansichtig wurde, begrüßte er ihn mit dem lauten Ruf: »Viva don Luis de Góngora y Argote!.«[1]) Wie sich versteht, konnte der eine so wenig Spanisch wie der andere. Wie etwa Verlaine überhaupt auf Góngora gekommen ist, ist vorläufig nicht recht ersichtlich: „Vielleicht," schreibt M. Artigas, „war es Hérédia" — heute unter die Parnassier, damals unter die Symbolisten gerechnet — „der in jenen Zusammenkünften der Arsenalbibliothek die ihm befreundeten jungen Dichter mit den Werken Don Luis' bekannt machte." [2])

Die Frage ist nun, ob dieser unerwartete Hinweis auf den „Symbolisten" Góngora Darío etwa zu einer erneuten Lektüre oder Bewunderung des Dichters veranlaßt hat. Das wäre wenig wahrscheinlich, da sich Darío ja über die Grundlagen jener absonderlichen Verehrung keinen Illusionen hingab, und in der Tat bietet sein nächster Gedichtband »Prosas profanas« von 1896 dafür keinen Anhalt. Es sind ja diese Gedichte vor allem, die Darío den Ruf eines Französlings und vaterlandslosen Gesellen eingetragen haben, und wenn es mit diesem Internationalismus auch nicht so weit her ist, ja, wenn Erwin K. Mapes[3]) erwiesen hat, daß sich die wichtigsten metrischen Neuerungen auf französische Anregung erst in der nächsten Sammlung von ausgesprochen nationalem Gehalt finden, so ist doch offensichtlich und menschlich begreiflich, daß der Dichter aus dem halbbarbarischen Buenos Aires den sehnsüchtigen Blick nach einem verklärten Paris zurückwendet. Will man einen Namen nennen, so läßt sich sagen, die „Prosas" stehen im Zeichen Verlaines: seine »Fêtes Galantes« spiegelt das Eingangsgedicht, ihm gilt das feierlich schöne „Totengebet", und auch daran, daß Darío mehrfach in der Art spanischer „Primitiver" dichtet, dürfte das französische Beispiel seinen Anteil haben — sich auf einen Klassiker des »siglo de oro« zu berufen, wäre wahrhaftig wenig apart gewesen! Im Gegensatz zur folgenden finden sich also

[1]) Rubén Darío, Autobiografía, cap. XXXIII, pag. 117.

[2]) M. Artigas, Don Luis de Góngora y Argote (Madrid 1925), pag. 252.

[3]) Vgl. unsere Besprechung seines Werkes »L'influence française dans l'Œuvre de Rubén Darío« (Paris 1925) in dieser Zeitschrift Bd. XXXV, S. 70f.

in dieser Sammlung keine Anspielungen auf Góngora und sein Werk, vielmehr es findet sich eine, die ihrer Bedeutungslosigkeit wegen angeführt werden kann. In einem der „Dezires" heißt es:

»... donde sabrás la lección
que dió a Angélica Medoro
y a Belkiss dió Salomón;«

— und es ist klar, daß der in den beiden ersten Namen liegende mögliche Hinweis auf Góngoras Romanze durch die Erwähnung des zweiten Paares aufgehoben wird, der Dichter führt einfach zwei legendäre Liebespaare an. Und selbst wenn man auf jener Anspielung bestehen wollte — es handelt sich immer noch um eine Romanze, deren „schöne Einfachheit" und „reizvolle Phantastik"[1]) das allgemeine Urteil den gongoristischen Dichtungen gegenüberstellte. Wir wissen sehr wohl, daß heutige Forscher wie M. Artigas und J. M. Cossío diese traditionelle Halbierung Góngoras ablehnen — mit Recht, was seine Persönlichkeit betrifft — aber darauf kommt es hier nicht an, die ästhetische Kritik hat jedenfalls von jeher diese Unterscheidung getroffen, auch nicht ganz mit Unrecht, und nur um seine kulteranen Dichtungen ging und geht der Streit, um ihretwillen wird der Dichter gepriesen, verdammt und wieder gepriesen. Wie wenig gegenwärtig Darío nun damals etwa das bekannteste Gedicht dieser Art, die ungelesen als unverständlich verschrieene »Fábula de Polifemo y Galatea«, gewesen sein mag, ließe sich wohl aus folgendem schließen: In den „Prosas profanas" werden überreichlich Bilder und insbesondere weibliche Gestalten aus der antiken Mythologie herangezogen, außer Diana und Venus, die unter verschiedenen Bezeichnungen wiederkehren, Omphale, Leda, Penthesilea, Helena, Iphigenie, Elektra, Hippodamia, Minerva, Pasiphae, Pyrra, Philomele, Flora, Kalisto, Atalante, Juno, Hebe, Aurora, Daphne, von den Musen, Grazien und Nymphen zu schweigen — aber nicht einmal wird der Name Galatea genannt! Obschon es natürlich manches Mal herzlich gleichgültig wäre, welche von diesen dekorativen Figuren an der betreffenden Stelle verwandt wird. Mit Anklängen an den Ausdruck Góngoras — wir kommen darauf zurück – ist es ebenfalls nichts; um den Schwan als Bild und Symbol der

[1]) J. Fitzmaurice-Kelly, Geschichte der spanischen Literatur, ed. Adalb. Hämel (Heidelberg 1925), pag. 323.



Weiße zu wählen, dazu brauchte sich Darío nicht zu erinnern, daß es etwa von Galatea heißt: »Blanca más que las plumas de aquel ave Que dulce muere y en las aguas mora«, und wenn uns selber bei den Worten »raptor de Europa«[1]) der »mentido robador de Europa« aus der ersten »Soledad« einfällt, so liegt das eben nur an unserer vorgefaßten Absicht, womöglich irgendeine Ähnlichkeit zu entdecken. In der Reihe seiner spanischen Ahnen endlich, die Darío im Vorwort zu den »Prosas« aufzählt, muß Góngora unter den acht Angeführten hinter seinem unerbittlichen Gegner Quevedo, »el más fuerte de todos«, zurückstehen, an der betreffenden Stelle der »Historia de mis libros«[2]) werden die Namen Quevedos, der heiligen Therese, Gracians wiederholt, Góngora nicht einmal genannt — mit Recht.

Wir kommen zu Daríos Hauptwerk, auch für unsere Betrachtung, zu den 1905 veröffentlichten »Cantos de vida y esperanza«. Hier wird gleich im Eingangsgedicht die »Galatea gongorina« neben die »marquesa verleniana« gestellt, hier findet sich vor allem das berühmte »Trébol«, jenes Sonetten-Dreiblatt, deren eines der Dichter Góngora in den Mund legt, deren anderes er Velázquez an ihn richten läßt, um im dritten dem Dichter und dem Maler gemeinsam die Palme zu reichen. Damit ist sozusagen Góngoras Schicksal entschieden, sein Ruhm unter den jungen Dichtern der Jahrhundertwende neu begründet. Sicherlich hat nicht jeder von ihnen Góngora gelesen, Daríos »Trébol« aber kennt jeder, und es ist gleichsam Ehrensache, mit den übrigen auch diese Ansicht des Meisters der Allgemeinheit gegenüber zu vertreten. „Diese Begeisterung der Dichter für Góngora findet, wie es natürlich ist, ein Echo in der gelehrten und ästhetischen Kritik (Thomas, Foulché, Remy de Gourmont, Alfonso Reyes, Zidlas Milner); seine Bibliographie wird sorgfältig zusammengestellt (Foulché, Reyes, Guzmán, Díez Canedo); er wird auf spanisch herausgegeben und ins Französische übersetzt (Miomandre, Marius André), und man besingt ihn auf französisch mit der Verehrung und Hingabe jener Polemiker und Bewunderer des XVII. Jahrhunderts.“[3]) Wir stellen wiederum die Frage: wie kam Darío dazu, Góngora auf den

---

[1]) In dem Gedicht »Palimpsesto«; Prosas profanas (Vol. II . . .), pag. 163.

[2]) Pag. 188.

[3]) M. Artigas, Don Luis de Góngora y Argote, pag. 253.

Schild zu erheben? Zu ihrer Beantwortung gilt es zunächst, den Gesamtcharakter der Sammlung seiner »Cantos« in Betracht zu ziehen, die, obwohl oder weil großenteils in Paris gedichtet und obwohl seine Metrik sich darin am weitesten von der Überlieferung entfernt, wie gesagt, von ausgesprochen nationalem Gehalt ist. Außer Góngora und Velázquez werden auch Cervantes und Goya in besonderen Gedichten gefeiert, und schon in »Al rey Oscar« und »Cyrano en España«, dem dritten und fünften Gedicht, werden Calderón, Cervantes, Bécquer, Velázquez, Murillo, Quevedo, das Lied vom Cid, der Romanzero und Tirso erwähnt. Aus der bloßen Wahl des Themas Góngora-Velázquez läßt sich also noch nicht auf ein besonders inniges Verhältnis zu dem Dichter, so wenig wie auf ein solches zu dem Maler, schließen, beide waren »glorias españolas«, und nur mit diesen Worten gedenkt Darío ihrer, dort wo er selber über das Dreiblatt dieser Sonette spricht[1]).

Und die Gedichte selbst? Findet sich darin irgendeine Anspielung, eine Wendung, ein Ausdruck, der als solcher auf Góngora wiese? So viel scheint gewiß: wenn irgendwo, so hatte Darío hier Gelegenheit, sich auch in der Tat als seinen Schüler und Anhänger zu bekennen! Wir setzen zur Bequemlichkeit des Lesers das erste Sonett des Dreiblattes und zugleich ein „echtes“ Sonett Góngoras, das den gleichen Vorwurf hat, hierher:

De Don Luis de Góngora y Argote
A Don Diego de Silva y Velázquez

Mientras el brillo de tu gloria augura
Ser en la eternidad sol sin poniente,
Fénix de viva luz, fénix ardiente,
Diamante parangón de la pintura,

De España está sobre la veste obscura
Tu nombre, como joya reluciente;
Rompe la Envidia el fatigado diente,
Y el Olvido lamenta su amargura.

Yo en equívoco altar, tú en sacro fuego,
Miro a través de mi penumbra el día
En que al calor de tu amistad, Don Diego,

Jugando de la luz con la armonía,
Con la alma luz, de tu pincel el juego
El alma duplicó de la faz mía.

A un excelente pintor extranjero,
Que la estaba retratando.

Hurtas mi vulto, y cuanto más le deb
A tu pincel, dos veces peregrino.
De espíritu vivaz el breve lino
En los colores que sediento bebe,

Vanas cenizas temo al lino breve.
Que émulo del barro le imagino.
A quien (ya etéreo fuese, ya divino)
Vida le fió muda, esplendor leve.

Belga gentil, prosigue el hurto noble
Que a su materia perdonará el fueg
Y el tiempo ignorará su contextura.

Los siglos que en sus hojas cuenta el roble
Arbol, los cuenta sordo, tronco ciego
Quien más ve, quien más oye, menos dura

[1]) Rubén Darío, Historia de mis libros, pag. 211.

Zunächst, dies Sonett an den belgischen Maler hat Darío jedenfalls nicht vor Augen und im Kopf gehabt, was übrigens kein Wunder wäre, da es weder auffällt noch überhaupt bekannt ist. Es wäre sonst sicher verlockend für ihn gewesen, und sei es durch ein Wort — das seltene »lino« etwa — dem Kenner die eigene Kennerschaft anzudeuten und gleichzeitig die fingierte Echtheit zu verstärken. Im ganzen und allgemeinen freilich scheint sein Sonett denn doch etwas Gongoristisches zu haben, besonders für den, der selber vom Gongorismus nur eine allgemeine und unbestimmte Vorstellung hat, woraus man umgekehrt bereits schließen könnte, daß es Darío auch nicht viel anders ergangen sei. Versucht man indessen, sich über diese vom Dichter offenbar beabsichtigte und erreichte Wirkung Rechenschaft zu geben, so muß man entdecken, daß nicht nur zu Góngoras eigenem Dichten keine Beziehungen vorhanden sind, sondern daß auch jener Eindruck des allgemein Gongoristischen oder Barocken entweder durch ganz einfache Mittel oder aber auf trügerische Weise hervorgerufen wird. Da sind erstens die personifizierten, groß geschriebenen Abstrakta »Envidia« und »Olvido«, die vielleicht noch mehr auffallen als der »Fénix« — nun, jedermann kennt die Vorliebe des Barock für die Allegorie, so gut Darío sie kannte! In gleichem Sinne wirken, wenn auch vielleicht erst auf Grund der Einstellung, die der Leser durch die Überschrift erhält, die gehäuften substantivischen Ausdrücke der dritten und vierten Zeile: »Fénix de viva luz, fénix ardiente« usw., und so viel ist gewiß, dergleichen ist barock oder gongoristisch — aber doch nicht ausgesprochen, zumal es sich bei Darío schlechthin um drei nebengeordnete Apostrophen handelt, während im Gongorismus das unvermittelte Nebeneinander der Begriffe insbesondere dadurch zustande kommt, daß bei mehreren Sätzen mit demselben Prädikat das Zeitwort nach dem ersten Satz ausgelassen wird. (Schon das vorstehende Sonett bietet dafür ein schwaches Beispiel: »Arbol, los cuenta sordo, tronco ciego.«) Ein weiteres Merkmal gongoristischen Stils, und zwar das bezeichnendste neben der unbedingten Metapher, die aber Darío ebensogut eignet, ist das Hyperbaton, die Umstellung und Trennung zusammengehöriger Worte und Satzteile, und es ist nicht zu leugnen, daß Darío auch davon, zumal in den Terzinen, wohl mehr als sonst Gebrauch gemacht hat, aber wiederum auf sehr unverfängliche Art, wie sich bereits daraus ergibt, daß sein Sonett bei einmaliger Lektüre ohne

weiteres zu verstehen ist, was von dem Góngoras niemand wird behaupten wollen. Endlich gibt es wohl, allerdings nicht im ersten, sondern im dritten Sonett des »Trébol«, eine konkrete Anspielung, ein als solches bezeichnetes Zitat, und doch wird man eben durch die Wahl dieses Zitats in der Ansicht bestärkt, Darío habe Góngora nicht eigentlich gekannt. Es ist die kühne und schöne Metapher von dem himmlischen Stier, der auf Saphirgefilden „Sterne weidet", die er auf den Pegasus überträgt, nur daß just diese Stelle, der Anfang der ersten »Soledad«, in jeder spanischen Poetik und Literaturgeschichte abgedruckt ist, als abschreckendes Beispiel, wie sich versteht, und Darío diesen Makel einfach in einen Ehrentitel verwandelt. Das möge genügen — natürlich ließe sich noch der Gegenbeweis führen und das Ungongorinische an dem Gedicht aufzeigen, z. B. der Gebrauch des Wortes »brillo« in der ersten Zeile anstatt »esplendor« — aber wir glauben, man wird, alles zusammengenommen, der Meinung beipflichten, daß Darío Góngora vermutlich einmal, aber nicht wieder gelesen habe, daß er also eine zwar richtige, aber nur allgemeine Vorstellung von ihm gehabt, daß er als Symbolist jedenfalls keine Anregung von ihm empfangen und er überhaupt kein persönliches Verhältnis zu seinem Werk gehabt habe.

Ein solches Ergebnis muß befremden. Wie, fragt man, das also ist der Ursprung unserer heutigen Verehrung für Góngora? Ein Franzose, der aus Snobismus einen Vers als Motto wählt, ohne weder den Dichter noch dessen Sprache zu kennen — ein Spanier, der eben diesen Dichter feiert und der auch nicht viel mehr von ihm weiß — ein bloßer Zufall, rund heraus gesagt? Doch wohl nicht. Es hieße zunächst sich eine immerhin etwas sonderbare Vorstellung von einem lyrischen Dichter machen, wollte man annehmen, Darío habe sich nach einem sorgfältigen Studium aller spanischen Lyriker und nach bedächtigem Abwägen ihrer jeweiligen Vorzüge hingesetzt, um einen Hymnus auf den mit der Note 1 Ausgezeichneten anzustimmen. So würde oder sollte wenigstens der Literarhistoriker verfahren, dem Dichter dagegen wird man schon seine für den Gelehrten freilich ärgerliche, weil unerklärliche Intuiton zugutehalten müssen, und der Zufall wäre bestenfalls der, daß seine halbbewußte Wahl auf jemanden gefallen ist, der heute überhaupt berühmt werden konnte, der unserer Zeit so gemäß ist, daß sich gerade die jüngste Dichtung mit Fug und Recht auf

ihn berufen darf. Und das bringt uns darauf, ob zwischen den beiden, dem Symbolisten und dem Barockdichter, nicht doch irgendwelche Beziehungen bestehen, keine persönlichen, wie gesagt, weder ursprüngliche noch gewordene, sondern andere, „historische", die vielleicht weniger an der Oberfläche liegen, aber darum nicht weniger real sein könnten und zu deren Darlegung wir freilich ein wenig ausholen müßten ... Man hat wohl schon darauf hingewiesen, und wenn nicht, wollen wir es hiermit nachholen, daß sich in der neueren Literatur seit der Romantik die gesamte voraufgegangene literarische Entwicklung in kürzerer Frist zu wiederholen scheint, eine Annahme, die sich übrigens bereits aus Nietzsches Psychologie der Romantik zwanglos erschließen ließe. Es würde also dem neueren Schema „Romantik — Realismus — Moderne" (um die Sache auf die einfachste Formel zu bringen) das ältere „Gotik — Renaissance — Barock" entsprechen, und zwar weisen alsdann die erste und dritte Periode jeweils größere Ähnlichkeit miteinander auf und stehen somit zu der mittleren in einem gemeinsamen Gegensatz. Renaissance und Realismus bedeuten in jedem Fall einen Einschnitt, eine Unterbrechung des bisherigen Verlaufs durch ein wirklichkeitsfreudiges, positivistisches Zeitalter, das dann nicht nur in der Moderne, sondern auch in der Gegenreformation erneut von einer wirklichkeitsfremden, spiritualistischen Weltanschauung abgelöst wird, was man nur darum weniger beachtet, weil sich der Umschwung zuerst natürlich in der damals dominierenden spanischen Literatur vollzieht, die eben weniger bekannt ist. Wenn sich nun auch die Übereinstimmung der beiden Entwicklungslinien eher als in den vieldeutigen Ausdrucksformen in den ihnen zugrundeliegenden Anschauungen ausspricht, so braucht man sich deshalb doch nicht in Allgemeinheiten zu verlieren, so decken sich z. B., um in Spanien zu bleiben, die humorvollen Ausfälle, die ein Realist wie Pereda in »La Primavera« gegen die Romantik richtet, durchaus mit denen der Renaissancedichter Cervantes und Alemán gegen die verspäteten Ritter- und Schäferromane, ja, sie passen sonderbarerweise besser auf solche Werke als auf die romantischen selber. Und da wir gerade bei den Romanciers sind: auch in der jeweiligen Vorherrschaft der einen oder anderen literarischen Gattung wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Natürlich wäre es übertrieben zu sagen, die „Gotik" (ein weiter Begriff!) oder das Barock seien in dem Maße „lyrisch" wie Romantik

und Moderne, aber so viel ist sicher: die eigentliche Blüte des großen Romans fällt jedesmal in die mittlere, „realistische“ Periode — es ist geradezu überraschend, wie bald die Gattung, die eben auf ihrer schönsten Höhe zu stehen schien, sich im 17. Jahrhundert auflöst oder in die niedere Unterhaltungsliteratur hinabsinkt, um erst wieder in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine so bevorzugte Stellung einzunehmen[1]). Am auffälligsten freilich tritt dieser Parallelismus der Entwicklung in der Sympathie, dem Verständnis und der Wertschätzung zutage, die jede Periode der Neuzeit der „entsprechenden“ älteren entgegenbringt. Über die Vorliebe der Romantik für ein mehr intuitiv als gelehrt erfaßtes Mittelalter ist wohl kein Wort zu verlieren, ebenso ist bekannt, daß der Kultus und das Studium der Renaissance zugleich mit dem Realismus seinen Höhepunkt erreicht — es genügt, da dies Verhältnis sich selbstverständlich nicht nur auf die Literatur, sondern ebensogut auf die übrigen Künste erstreckt, einmal durch die Straßen zu gehen, um sich zu überzeugen, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausschließlich im Stil der italienischen Renaissance gebaut wurde. Die neue Liebe zu dem bis dahin mißachteten Barock aber beginnt pünktlich mit dem Aufkommen des sog. „Jugendstils“, und dieser „Jugendstil“ (unter dem wir nicht nur die Geschmacklosigkeiten eines mechanisierten Kunstgewerbes verstanden wissen möchten) ist eben das, was man im Bereiche der Literatur „Symbolismus“ nennt, wie ein Blick auf die zeitgenössischen Illustrationen zu symbolistischen Dichtungen — etwa die Beardsleys zur „Salome“ — lehrt. Und damit sind wir nach unserem andeutenden Spazier-

---

[1]) Für die, denen ein so großzügiges Verfahren mißfällt oder gar als bloße Phantasterei erscheint, bemerken wir, daß dasselbe Schema „Gotik — Renaissance — Barock“ (bzw. „lyrisch — episch — lyrisch“) auch für die wenigen großen Einzelpersönlichkeiten gilt, bei denen man nicht nur von einem Älterwerden, sondern wirklich von einer Entwicklung reden kann. Wir geben der Kürze halber nur die Stichworte an: Cervantes (Galatea — Quijote — Persiles), Goethe (Straßburg, Götz, Werther — Italien, Tasso, Lehrjahre — Divan, Faust II), Heine (Buch der Lieder — Prosaschriften — Romancero) usw. Übrigens kennzeichnet Th. Mann selbst einmal in den „Betrachtungen“ seine „Buddenbrocks“ als „Gotik“, „Königliche Hoheit“ als „Renaissance“ — hätte er die Äußerung heute getan, er hätte in diesem Sinne den „Zauberberg“ „barock“ nennen dürfen.

gang durch die Jahrhunderte auch bereits bei Darío und Góngora angelangt; was wir sagen wollten, ist folgendes: die Stellung Daríos in der spanischen Literatur des 19. Jahrhunderts entspricht genau der Góngoras im 17. Jahrhundert. Nochmals, persönliche Beziehungen, eine Ähnlichkeit ihrer dichterischen Persönlichkeit besteht nicht. Darío ist um vieles weicher als der unbeirrbare »rechercheur de l'absolu«, mehr Verlaine als Mallarmé, den man denn auch nicht treffender charakterisieren könnte denn als „französischen Góngora des 19. Jahrhunderts" und der zu Recht heute mit dem Spanier in einem Atem genannt wird[1]). Dennoch, beide sind eben nicht nur Einzelpersönlichkeiten, sie sind zugleich die Häupter der großen lyrisch-spiritualistischen Reaktion gegen Renaissance und Realismus und als solche von vornherein einander auf geheimnisvolle Art verbunden. In dieser ihrer Eigenschaft betrachtet und vom Persönlichen abgesehen, bieten sie nun freilich der Gemeinsamkeiten und Berührungspunkte die Fülle: ihre exklusive Unbedingtheit etwa gegenüber der Volkstümlichkeit der Realisten damals wie gestern, ihr Bestreben vor allem der Sprache durch Aufnahme fremder Elemente neue Ausdrucksmöglichkeiten abzugewinnen, wobei für Darío das Französische dieselbe Rolle spielt wie für Góngora das Lateinische, ihre Art, die Dinge nie beim rechten Namen zu nennen und sich des Vergleichs allenfalls zur Verdeutlichung zu bedienen, sondern vielmehr von einer Methapher in die andere zu gleiten, kurz, das ganze wirklichkeitsferne, künstliche, raffinierte und übersinnliche Wesen ihrer Dichtung, die eben nicht nur *ihre* Dichtung ist. So sind natürlich auch die Vorwürfe, die sich gegen Gongorismus und Symbolismus erhoben, vollkommen dieselben, und man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, daß Darío und den Seinen ihre erlesenen Ausdrücke, ihr »glauco« und »lilial«, mit demselben Hohn entgegengehalten wurde, mit dem vor dreihundert Jahren der große Quevedo die Liste gongorinischer Neologismen präsentierte. Es ist so: die glorreiche Auferstehung, die der Dichter Góngora in diesen Tagen erlebt, ist weder eine Einzelerscheinung noch ein Ergebnis kritisch-

[1]) Vgl. Zidlas Milner, Góngora et Mallarmé, la connaissance de l'absolu par les mots, in der Zeitschrift «Esprit Nouveau» (angeführt bei Artigas, Don Luis de Góngora, pag. 253); Guillermo de Torre, Literaturas europeas de vanguardia, Madrid 1925 («Precursores: Góngora y Mallarmé», pag. 307); Jean Cassou, Le tricentenaire de Góngora, in «Les Nouvelles Littéraires», VI, N° 227.

ästhetischen „Fortschrittes“, noch bloßer Zufall, sie ist wie der gesamte Kultus des Barock die natürliche Folge, vielmehr der mittelbare Ausdruck der künstlerischen „Moderne“, in der sich die Kunst des 17. Jahrhunderts wiederholt. Und weil dem so ist, darum erscheint in dem ersten Werk symbolistischer Dichtung sofort auch der Name Góngora, darum feiert Darío in ihm den Schutzherrn und das Sinnbild des eigenen Ruhms, und darum erhebt sich heute hinter der Gestalt des modernen der Schatten des größten europäischen Lyrikers des Barock.

Frankfurt a. M. H. Petriconi.

VOM ANGEBORENEN UND VOM ERWERBBAREN SPRACHGEFÜHL[1]).

Das Wort Sprachgefühl gebrauchen wir in zwei Bedeutungen. Wir sagen: dieser Mensch hat kein Sprachgefühl — oder: er hat ein gutes, feines Sprachgefühl; und wir sagen auch: wir streben die Bildung des Sprachgefühls für eine fremde Sprache an. Im ersteren Falle meinen wir offenkundig eine Anlage, im zweiten aber reden wir von etwas Erwerbbarem. Aus dem wahllosen Doppelgebrauch haben sich zahlreiche Irrtümer entwickelt, so daß es nötig erscheint, beide Bedeutungen zunächst gegeneinander abzugrenzen, damit wir dann untersuchen können, wie der Erwerb des erwerbbaren Sprachgefühls vor sich geht.

Was ist Sprachgefühl als Anlage? Jeder Mensch bringt eine besondere Disposition in bezug auf die sprachliche Ausdrucksfähigkeit mit auf die Welt, so gut er eine besondere Begabung oder Nichtbegabung zeigt für die Musik, die Mathematik, das Turnen. Da die Sprache im Leben die wichtigste und allgemeinste Ausdrucksform ist, da in ihr viele Dinge — wie Ohr, Logik, Temperament — zusammenwirken, und da endlich keine Fähigkeit unter so vielgestaltigen Einwirkungen steht, so ist es besonders schwierig, hier Unterscheidungen der Anlage von Natur aus klarzulegen.

Die sprachliche Begabung meinen wir, wenn wir von Sprachgefühl im ersten Sinne reden; und es stellt sich uns die Frage: worauf beruht diese spezifisch sprachliche Begabung? Als Angeln dafür erscheinen mir die Fähigkeit des bildlichen Schauens, des bildlichen Erfassens und die sprachmusikalische Begabung.

Die Fähigkeit des bildlichen Erfassens muß sich zweifach erweisen. Die Sprache ist an und für sich eine symbolische Form — um den Ausdruck Cassirers zu gebrauchen —, und schon der Gebrauch der durch Übereinkunft festgelegten Sprachformen kann einen höheren oder geringeren Grad von angeborener Gewandtheit feststellen lassen. Jeder Einzelne aber erweitert für sich selbst die Sprache durch weiteres Bildschaffen je nach seiner Anlage

---

[1]) Wir bringen diese Ausführungen, wenn wir auch nicht in allen Teilen dem Verfasser beizupflichten vermögen. D. Hrsg.

(hier quantitativ zu verstehen!). Natürlich wird der, der diese Anlage in reichem Maße hat, auch dem Ausdruck fremder Sprachen mit größerem Verständnis und schnellerer Auffassung gegenüberstehen.

Die Wichtigkeit des Ohres ist hier nicht etwa so zu verstehen, daß das Ohr als Gedächtnishilfe wertvolle Dienste leistet; das würde noch kein besonderes Sprachgefühl begründen. Vielmehr wird das sprachbegabte Ohr sich kundtun durch die sichere Orientierung in den lautlichen und rhythmischen Eigenarten einer Sprache. Bei fremden Sprachen wird es zur Erlangung eines „reinen Akzents" führen. — Man bemerke wohl, daß sprachmusikalische und musikalische Begabung keineswegs identisch sind. Beide Dinge fallen zwar bei vielen Menschen zusammen, aber es gibt genügend Beispiele, die erkennen lassen, daß das nicht notwendig sein muß. (Ich habe fünf Jahre lang den Musikunterricht neben dem Sprachunterricht gehabt und habe sogar zahlreiche Fälle von Verschiedenheit festgestellt.) Das sprachmusikalische Ohr wird Wortklang, Wortstellung, Satzökonomie leicht und sicher erfassen (der Tonsinn steht für den Musiker im Vordergrund!). Aussprache und Verskunst sind seine eigensten Bereiche.

Vielleicht sollte man Sprachgefühl als Anlage noch mit der Fähigkeit des Schauspielers zusammenbringen, die die moderne Forschung als die wichtigste erkannt hat: das Hineinversetzungsvermögen in andere Menschen, hier also in andere Sprachen sprechende Menschen. Aber hier entsteht nur ein lebendiger Antrieb; das selbst-schaffende sprachliche Arbeiten wird nicht getroffen.

Dies möge genügen über das Sprachgefühl im ersten Sinne, für das eingehende Untersuchungen einmal gemacht werden sollten.

Ich betone, daß es sich bisher immer um die Anlage handelte; sie ist von Natur aus gegeben und stellt verschiedene Grade von Erfolgsmöglichkeiten dar. Da für unsere Schulen das omnes eodem cogimur gilt, das heißt: da allen das gleiche Futter vorgesetzt wird, so werden wir auf diese Unterschiede keine große Rücksicht nehmen können. Wir haben uns auf die Entwicklung der sprachlichen Fähigkeiten überhaupt einzustellen. Damit kommen wir zu jener Bedeutung des Wortes Sprachgefühl, die uns viel häufiger vorschwebt, vor allem im Unterricht, nämlich zum Sprachgefühl als entwickelbarer Fähigkeit.

Ohne Rücksicht auf eine besondere sprachliche Begabung dürfte wohl jeder gebildete Mensch fähig sein, an einem Gespräch in seiner Muttersprache teilzunehmen, ohne daß er dabei über die Grundtechnik seiner Sprache nachzudenken brauchte. Wir haben es im „Gefühl", daß wir die Verben richtig brauchen, daß wir die Possessivpronomina nach der Beziehung richten, daß wir die Satzglieder richtig stellen. Mit Begabung hat das nichts zu tun; denn jeder geistig „gebildete" Mensch beherrscht in dieser Weise seine Muttersprache, während mancher recht begabte Handarbeiter grobe Fehler macht. Das Sprachgefühl ist also erlernt, erlernt auf die umfassendste und gründlichste Weise, so daß die Sprache uns zur Natur geworden ist, eingegangen ist in das Reich der sicheren Schätze des Unbewußten. All unsere Tätigkeit in Haus und Schule und Öffentlichkeit, unser Denken und Fühlen, unser Dichten und Trachten — alles hat sich vereinigt zur Bildung

des Sprachgefühls, das nun in uns fest steht ohne Regeln, ja das allen Regeln ein fast unfehlbarer Gesetzgeber ist. Seinen klarsten Ausdruck findet das Sprachgefühl vielleicht in der Geschlechtszuerteilung, wie sie unsere deutsche Sprache noch aufweist: sie ist uns nicht Form, sie ist uns Wirklichkeit. Die tiefste Mythologie wirkt hier im Stillen. „Der" Wald ist für uns der bärtige Rübezahl mit mannhafter Keule; „die" Wiese ist uns die nahrungspendende Frau, lieblich im Blumenschmuck; „das" Wasser steht vor uns als Stoff, helfend oder zerstörend, unstet und fühllos. Unsere Sprache wird der Spiegel unseres bewußten und — vor allem sogar — unbewußten Weltbildes; jede neue Lebensstunde verankert es fester.

Was geschieht nun, wenn wir eine fremde Sprache lernen? Können wir in ihr überhaupt Sprachgefühl bekommen? Und wenn ja, auf welchem Wege erwerben wir es?

Wir rühren hier an eines der wichtigsten Probleme des Sprachunterrichts. Aus dem bewußten Beleben, das sprachpädagogische Talente in den Unterricht, vor allem den neusprachlichen Unterricht hineinbrachten, haben Uebereifrige ein blindes Wüten gemacht gegen die „grammatische Methode" oder gegen „Grammatik als Selbstzweck". Das fand in den allem strengen Denken abgeneigten Kriegs- und Nachkriegsjahren günstigsten Boden.

Prüfen wir in aller Ruhe, was denn Grammatik als Selbstzweck ist und wo wir dagegen anzukämpfen haben. Man kann davon dort reden, wo eine Grammatik gedrillt wird oder besser: als Drillgerät verwandt wird, die ein von der eigentlichen Sprache losgelöstes Sonderdasein führt, so wie es die lateinische Schulgrammatik tatsächlich lange Zeit tat; sie abstrahierte ein ideales Gebäude, das der logischen Schulung dienen sollte, das aber der Bewegung der lateinischen Sprache — und vor allem auch ihrer Literatur! — keineswegs gerecht wurde. Diese Zweckverirrung wirkte auch auf den neusprachlichen Unterricht zunächst ein: die grammatische Methode im anrüchigen Sinne zeigte sich dort, wo der Unterricht an Stoffen ohne Leben und an Texten in schlechtem, ad id zurechtgemachtem Stile haftete. So wurde man bei den Ploetzschen Übungssätzen den bitteren Nachgeschmack des lateinischen Ostermannbuches nicht los. — Aber für den vorurteilsfreien Betrachter ist Grammatik die Gliederung der lebendigen Spracherscheinungen, jene Gliederung, die uns den Weg eröffnet in das weite Reich einer fremden Sprache. In diesem Sinne ist Grammatik für uns der Weg. Der Lernprozeß der eigenen Sprache ist unwiederholbar; zum Auswendiglernen ist der Komplex einer Sprache zu groß. Die Teilziele eines Lexikonabrisses oder einiger „praktischer" Sprachbrocken oder endlich von Bausteinchen, die zu harmlosen Unterrichtsspielereien dienen könnten, — das alles ist des neunjährigen Unterrichts an höheren Schulen unwürdig. Sie zerfließen in einer Ueberfülle von Regeln, scheiden nicht das für den unterrichtlichen Aufbau Wesentliche vom Unwesentlichen und ordnen nach Gesichtspunkten, die dem Schüler keinen Halt geben können. Es ist bizarr, daß man gerade in dem Augenblick zu grob empirischen Methoden zurückirrte im eigentlichen Sprachunterricht, als man die Phonetik wissenschaftlich fundierte und das akustische Gut streng analysierte!

Die Lehrbücher spiegeln diesen Zustand wieder. Auf der einen Seite lebendigere Lesebücher — das war natürlich. Auf

der anderen Seite mehr oder weniger unbrauchbare Grammatiken – warum? Sie sind pseudowissenschaftlich! Der Pädagoge braucht eine praktische, auf die Auffassung des Schülers eingestellte, unter großen Gesichtspunkten scharf geordnete Analyse des Sprachgutes; Zweckmäßigkeit ist hier der Hauptgesichtspunkt, und der Erfolg schreibt das Gesetz. Lassen wir uns auch nicht durch die Vokabeln der induktiven oder deduktiven Methode be-nebeln! Der lebendige Sprachunterricht prendra son bien où il le trouve! Im Unterbau ist die deduktive Methode oft sehr nützlich angewandt; die sprachliche Eigenproduktion sieht sich kein Schüler vom fremden Text ab; dort können wir nur prinzipiell Verstandenes üben, sichern, beleben. Eine Prüfung der Methoden in bezug auf die Psychologie des Schülers steht überhaupt noch aus.

Von Anfang an hat man sich vor Überschätzung des Gedächtnisses zu hüten. Es ist unzuverlässig, hat enge Grenzen und darf in gutem Sprachunterricht keine größere Rolle spielen als in gutem Mathematikunterricht. Ich beobachte, daß 90 % der Kollegen die Texte des Buches als Hauptangelpunkt ihres Unterrichts benutzen; die Stücke werden tatsächlich auswendig gelernt. Das geht eine Weile ganz gut, vielleicht bis Quarta, dann kommt der große Zusammenbruch: nichts hat sich wirklich im Kopf des Schülers oder besser in seinem „Gefühl“ verankert, und das Gedächtnis ist überfüllt. Ich mache das Gegenteil, wenn ich einen Text erarbeite, ehe ich das Buch öffnen lasse; z. B. fange ich ein Gespräch über Jungen auf dem Jahrmarkt an und flechte da das niedliche Stückchen von France über die flûte de Pan (Strohmeyer, Lekt. 15) fast restlos ein, und dann wird das Stück flott gelesen. Vor den Augen steht mir als höchstes Ziel dieses: wir wollen die fremde Sprache denkend durchdringen; wir wollen begreifen die fremde Art, die Dinge auszudrücken und die Gedanken zu verbinden; wir wollen uns ein „Gefühl“ für die fremde Sprache erarbeiten; „anfühlen“ kann man sich das nicht! Zu diesem Wege ist uns die vielberufene Grammatik ein Leitfaden. Sie ordnet uns die ungeheure Fülle der Formen in übersichtliche Schemen; sie lehrt uns die Satzteile richtig zu verbinden; sie unterweist uns über die fremden Pronomina, ihre Beziehungen und ihre Stellung, usw. Das muß der Schüler zuerst einmal in klarer Formulierung begreifen (man muß es also zunächst selbst einmal klar durchdacht haben und nicht Regeln geben, die keine sind!), dann kommt die Übung in hundertfacher stets vertiefter Denkarbeit (das Gedächtnis ist der Teufel!), bis die Geläufigkeit mir das Überspringen einzelner Denkphasen gestattet und schließlich das sicher arbeitende Unbewußte in Funktion tritt. Aus einzelnen festen Positionen bildet sich ein allgemeines Überschauen der Sprache. – Wie sich die einzelnen Fähigkeiten untereinander verbinden, das ist so individuell und geht so sehr ohne Bewußtsein beim Lernenden selbst vor sich, daß man es nicht im Einzelnen sagen kann. Gegenüber denen, die den Sprachunterricht immer mehr aufs passive Geleise schieben möchten, müssen wir nur dieses einmal betonen: eine fremde Textstelle, die wir schon einmal selbst “produziert“ haben, gewinnt einen völlig neuen Inhalt für uns und trägt zu einem viel kräftigeren Gesamtbild bei, als wir es aus rein rezeptiver Aufnahme des Textes bekämen. Es ist so, wie in der Musik: der selbst Ausübende bekommt andere Ohren für das, was er hört.

Das Ohr nimmt lebhaften Anteil an dem Erwerb des Sprachgefühls, man muß es nur vorsichtig erziehen. D. h. man muß ihm oft gedanklich genau geprüfte Verbindungen vorsetzen, dann hält es sie fest und bekommt sogar eine neuschaffende Orientierung. Bei einer Klasse, die auf recht musikalische Erfassung der französischen erstarrten Verben eingestellt war, wurden die entsprechenden Schwierigkeiten im Spanischen spielend überwunden. Die Schüler versicherten wieder und wieder, daß sie gewisse Formen plötzlich richtig wußten, die sie nie gehört hatten; sie hätten sie nach dem Gefühl gebildet (unbewußte Analogien!), z. B. pongo nach tengo oder auch singe — es ist ja gerade das Bezeichnende, daß man den Gang der Verbindung nicht so ohne weiteres aufzeigen kann. — Bei der Stellung der Pronomina wird man das Gefühl für Akzentverteilung ausnutzen. — Immerhin bleibt es wichtig, daß man die Sicherheit des Ohres ja nicht überschätzt und sich feste Nachprüfungsmöglichkeiten bewahrt, bis ganz unbewußte Sicherheit erreicht ist.

Wo kein Gesetz möglich ist (oder nur in verschwindendem Maße), wie beim Wortgebrauch und beim Ausdruck (Idiomatik, Rektion der Verben), da kommen wir am schwersten zu Sprachgefühl. Mancher mag wohl diese Seite des Sprachgefühls in der fremden Zunge überhaupt für unmöglich halten; das ist aber nicht richtig: wir gewinnen es in dem Maße, wie wir in die fremde Welt, in Anlage, Geschichte, Kunst, Mythos usw. eindringen. Und hier stehen wir nun an einem neuen Einblick, der dem Grammatikpauker alten Stiles alle Hoffnung nehmen dürfte, als hätte er in mir einen Apologeten seiner Kunst gefunden. So verfehlt es ist, in der Unterstufe die Verbindung der Sprachglieder, für die uns die Grammatik willkommene Führung gibt, hintanzusetzen, um mit Wörtern scheinbare Lebendigkeit zu schaffen, so verhängnisvoll wäre es nun etwa in der Mittelstufe — wie es heute meist geschieht — Syntax in Reinkultur zu treiben. Auf dieser Stufe verlangt der Schüler unbedingt Stoff, Sachen, an die sich sein Sprachgut anklammert, die ihm Inhalt geben. Man verdopple oder verdreifache den Lesestoff und bedenke immer, daß repetitio auch mater stultorum werden kann! Die fremden Wörter und Formen müssen Ausdruck sein für eine neu erschlossene oder zu erschließende Welt. Immer stärker muß dieses Eindringen zum vornehmsten Gegenstand des Sprachunterrichts werden. Sehr sachlich und gründlich muß man zu Werke gehen, damit ein reiner Bau entsteht. Für die Ausdruckskraft ist deutlich wiederum zu beobachten, wie einzelne schwierige Konstruktionen, die recht klar geworden sind, eine Art Ausdrucksbasis schaffen, wie wir eine Artikulationsbasis haben[1]). (Mir steht hier immer die „Übertragung" vor Augen, die in der Psychoanalyse eine so bedeutende Rolle spielt.) — Und besonders heiß umkämpfen muß man die allerschwerste Position: den Sinn für die fremden Wörter. Die gegenständliche Bindung ist der einzige Weg; und welche Schwierigkeiten stehen ihr im Wege bei unseren paar Stunden, die in andere von anderen Interessen erfüllte eingekeilt sind! Da heißt es mit größtem Geschick

[1]) Wir sind an der Grenze des „Arbeitsunterrichts" angelangt, wenn wir den Schüler eine idiomatische Wendung lernen lassen, ohne eine Beziehung zu den Grundbegriffen der Sprache herzustellen.

und lebendiger Phantasie eine günstige Atmosphäre schaffen, die ein Einwurzeln der Wörter gestattet. Wie oft hört man nicht gerade die Klage, daß der Schüler nicht vorwärtskommt, weil er nie seine „Vokabeln" lernt; dann könne man natürlich nichts mit ihm anfangen. Ja, das ist nur eine Bankrotterklärung des Lehrers; denn es ist gerade die höchste Kunst des Sprachlehrers, daß er seine Schüler in den fremden Wortschatz hineinführt, auch ohne daß er Vokabeln aufgibt und abfragt! Hier wird „öder grammatischer Drill" wirklich überwunden!

Man könnte noch Zweifel hegen, ob die neue Sprachposition in bewußtem Gegensatz zur Muttersprache erobert wird oder nicht, mit anderen Worten: ob man die „Übersetzung" aus der eigenen in die fremde Sprache bewußt üben soll oder nicht. Hier hat man geradezu Spiegelfechterei getrieben. Die mächtige Potenz des Muttersprachgefühls läßt sich wirklich nicht wegeskamotieren! Mit der Sprache wollen wir Gedanken ausdrücken; es gibt aber für uns keine andere Möglichkeit, dem Schüler einen bestimmten Gedankengang (wo man also nicht dauernd den zunächst gefaßten Gedanken umbiegt, um der sprachlichen Unfähigkeit entgegenzukommen!) vorzusetzen, als durch unsere Muttersprache, wenigstens nicht solange wir nicht auf Grund einer schon gefestigten Sprachbeherrschung in der Lage sind, uns fremdsprachlich in eine zwingende Gedankenreihe hineinzuarbeiten. Aber auch im letzteren Falle wirkt das muttersprachliche Gefühl mächtig nach und wird die ganze fremde Sprachkunst über den Haufen werfen, wenn wir nicht gegen diese Gefahr gesichert sind. Ich will hier gar nicht reden von dem tiefen Eindringen in die fremde Psyche, das uns Übersetzungen guter deutscher Texte auf einer höheren Stufe gestatten an Hand des verschiedenen Satzbaues, der anderen Ausdrucksform, der verschiedenen das Volksleben wiederspiegelnden Wörter (man denke an das deutsche Wort „Sinn" im Gegensatz zum Französischen, oder dgl.!), usw. Nein; aber von allem Anfang an muß man auf eine b e w u ß t e E m a n z i p a t i o n vom Deutschen hinarbeiten, so wie man phonetisch die andere Artikulationsbasis im Gegensatz zur eigenen zu erreichen sucht. Der Sextaner muß dahin kommen, daß, wenn er hört: es ist schlechtes Wetter — in ihm sofort die Umschaltung vor sich geht auf il *fait* mauvais temps; oder „Welche Zeit ist es?" — Quelle *heure* est-il? Wir müssen doch stets unsere Gedanken auf die andere Sprache umstellen, auch wenn wir sie weitgehend beherrschen; und die sichere Umschaltvorrichtung — wenn ich mich einmal so ausdrücken darf — ist vielleicht das wichtigste Ziel eines guten Sprachunterrichts (besonders auf Schulen mit zwei Fremdsprachen!), die Grundlage der Orientierung im fremden Idiom.

Man darf nichts übertreiben. Die Übersetzungsübungen sind nur eines von vielen Unterrichtsmitteln. Aber man sehe doch von solchen papierenen Übungen ab, wie etwa: Mettez les verbes au conditionnel! Ja, im Leben tritt diese Forderung nie an uns heran, aber Gedanken wie „Ich würde mir einen Käse kaufen, wenn ich Geld dazu hätte" um so häufiger! Für die „Umwandlung" gibt es nur die Alternative: sprachtote Mechanik — oder Erfassen des Sinnes unter Zurückgreifen auf die Muttersprache, sei es formuliert oder nur gefühlt! — Solchen Übungen fehlt das Leben; sie bleibt an der Oberfläche, fern vom „Sprachgefühl".

Und noch ein Wort. Wenn nicht so unklare Vorstellungen herrschten über die Macht des muttersprachlichen Gefühls, dann

würde man viel sparsamer umgehen mit dem Begriff „in der fremden Sprache denken". In der fremden Sprache denken heißt: im Geiste die Gedanken in der betreffenden Sprache formulieren, als ob man sich mit Menschen auseinandersetzen müßte, die nur diese verstehen. Das hat mit dem Erwerb des Sprachgefühls noch nichts zu tun; ich formuliere nämlich so, wie ich es eben kann auf Grund des von mir erworbenen Sprachgefühls! Das Denken in der fremden Sprache ist natürlich eine blendende Übung; und der Unterricht wird um so besser sein, je mehr er durch hochwertige Gedankendisziplin die Schüler in diesen Zustand hineinversetzt, als ob sie jetzt unter Menschen der anderen Zunge verbannt wären. — Wir können an uns selbst beobachten, wie immer stärker der Hineinversetzungsprozeß in den Vordergrund des Sprachkönnens tritt. Wer je eine zweite Fremdsprache gesprochen hat und dann in das Land der Sprache wieder hineinkommt, die er völlig zu beherrschen glaubte, der wird die Vergiftung seines „Sprachgefühls" sehr deutlich fühlen. Ja, wir können sogar beobachten, wie das tiefe Eindringen in eine andere Sprache das muttersprachliche Gefühl zu erschüttern droht, besonders bei denen, die nicht mit beiden Füßen in ihrer Muttersprache zu Hause sind. Fremde Ausdrücke erscheinen in unserem Zeitungsdeutsch: Mit von der Partie sein — das ist eine solche Blüte. Das Altphilologendeutsch — auch Ostermanndeutsch genannt — ist berüchtigt. Auch unsere Bilder werden verfälscht: Sonne und Mond adoptieren das lateinische Geschlecht usw.

Ich komme zum Schluß. Sprachgefühl in der fremden Sprache ist möglich, wenngleich in beschränktem Maße. Wir erwerben es in einer bewußten Stellungnahme von der eigenen Sprache weg, indem wir in klaren Denkprozessen Position um Position erobern, die sich dann in lebendiger Spracharbeit zu neuer Einheit verbinden. Diesen Vorgang zu studieren und im Unterricht zu pflegen ist die Aufgabe des modernen Sprachlehrers.

Jena. Julius Schmidt.

NEUE ENGLISCHE LYRISCHE ANTHOLOGIEN.

Von den zahlreichen modernen englischen lyrischen Anthologien sind wohl die bekanntesten und verbreitetsten "An Anthology of Modern Verse", chosen by A. M. With an Introduction by Robert Lynd. (Methuen & Co., London 1921, XLV u. 240 S.) und Selections from Modern Poets, made by J. C. Squire (Martin Secker, London 1921, VIII u. 479 S.)[1]). In der von A. M. für Methuen besorgten Sammlung kommen nur lebende Dichter zu Worte oder nur solche, die innerhalb der letzten fünfzehn Jahre gestorben sind. Squire beschränkt sich auf die Lebenden, die 1919 alle noch nicht 50 Jahre alt waren. Der Zahl nach berücksichtigt A. M. nahezu 100 Lyriker, Squire nahezu die Hälfte. Gewiß kommt bei Squire der Einzelpoet mehr zur Geltung, aber auch bei ihm besitzt das Bild, das man aus den Proben gewinnt, mehr breites, flächenhaftes Nebeneinander als Tiefe und Perspektive. Damit soll nicht etwa der Wunsch ausgesprochen sein nach einer Sammlung, die nur in weltanschauliche Gruppen gegliedert ist. Der

---

[1]) Von Bernhard Fehr ausführlich besprochen in Engl. St. 1922, S. 141f.

Wunsch ist kaum erfüllbar, schon aus dem Grunde, weil die Lyriker zumeist individuelle Stimmungen widerspiegeln, denen die breite Wirkung des Romans und des Dramas fehlt. Gewiß vernehmen wir auch in der modernen Lyrik das Sichaussprechen einer neuen Geistigkeit, den Anbruch einer geistigen Revolution, die wir jedoch nicht so scharf und deutlich wie beim Roman und beim Drama in verschiedenen Bewegungen gesondert verfolgen können „als Renaissance des Glaubens, des Gefühls, als Okkultismus, ferner als Psychoanalyse und letztes Pochen an die Grenzen menschlichen Fühlens und Erkennens, als soziale Umwälzung und nihilistische Negierung und endlich als Wirklichkeitsflucht, als Fabulistik" (Schirmer). Ein Versuch, moderne Lyrik zwar nicht durchweg weltanschaulich, so doch wenigstens nach motivischen Gesichtspunkten zu gliedern, hat J. C. Smith in "A Book of Modern Verse" (at the Clarendon Press, Oxford 1925, VIII u. 63 S.) gemacht. Rein äußerlich ist die Absicht schon in der nicht alphabetischen Anordnung, wenn auch nicht durch eine äußerlich kennbare Einteilung bemerkbar. Wenn wir von dem Amerikaner Robert Frost absehen, der hier fehl am Orte ist, so finden wir nur 30 Dichter mit etwa 40 Gedichten vertreten. Mit wenigen Ausnahmen, wie R. D. Blackmore (1825—1900) und Gerard Hopkins (1844—1889) ragen sie alle in unser Jahrhundert hinein. Neben noch lebenden Altmeistern wie Thomas Hardy, Robert Bridges, Rudyard Kipling treffen wir hier Frühvollendete wie James Elroy Flecker, Rupert Brooke, Charles Hamilton Sorley. Neben Epigonen, wie Laurence Binyon, stehen Moderne, wie Siegfried Sassoon. Daß längst anerkannte noch lebende Ältere wie Walter de la Mare, W. H. Davies, A. E. Housman nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich. Wir sehen, der Begriff „modern" ist nicht zu eng gefaßt, aber auch nicht zu weit. Die ersten acht Gedichte umfassen oder streifen wenigstens ein Gebiet, welches man vage mit den Begriffen Romantik, Wirklichkeitsflucht, Fabulistik umschreiben kann. Wir hören als Proben eines fein gepflegten Exotismus des Neo-Parnassiers Flecker rhythmisch vollendeten, machtvoll dahinbrausenden „Kriegsgesang der Sarazenen" und sein stimmungsträchtiges, in bildkräftiger Schönheit leuchtendes Lied von den „alten Schiffen". Wir atmen mit dem Neu-Realisten John Masefield die herbe Salzluft der Meere (Sea-Fever, Cargoes). Wir berauschen uns an den stürmischen Rhythmen des „schönsten Jagdliedes der englischen Literatur" (John Davidson: A Runnable Stag). Sanftere Klänge dringen zu uns aus Binyon: The Little Dancers, Davies: Leisure, Hardy: When I set out for Lyonnese; aber auch hier ist Romantik eine verhaltene, von weher Sehnsucht und gestaltloser Trauer erfüllte Romantik. Dann folgen als drei Totenlieder de la Mare: An Epitaph, Bridges: Since Maurice died, Wilfrid Wilson Gibson: The Stone. Das letzte und längste Gedicht, charakteristisch in seinem rauhen, wahrheitsenthüllenden und gleichzeitig atmosphärisch verklärten, künstlerisch gesteigerten Realismus. Daran schließen sich zehn prachtvolle Heimatgedichte, von denen sich mehrere als solche schon in der Titelgebung kennzeichnen (Hopkins: Inversnaid, Edward Thomas: Adlestrop, Hilaire Belloc: The South Country, Kipling: Sussex). Robert Graves besingt in "Rocky Acres" seine unwirtliche Heimat (This is a wild land, country of my choice, With harsh craggy mountain, moor ample and bare). Auch die Liebe Edmund Blundens, des modernen Wordsworth, gilt der heimat-

lichen Flur, der alten Sitte (The Poor Man's Pig). Im Hintergrunde von Hardys Gedichten steht fast immer die Wessex-Landschaft (Friends Beyond, Weathers). Die Glanzstücke unter den Heimatgedichten sind Bridges reizende Idyllen "There is a Hill" und "London Snow". Unter den Kriegsgedichten, die dann geboten werden, findet sich bezeichnenderweise (und leider!) kein einziges, welches das fieberhafte englische Kriegserlebnis wirklichkeitsgetreu widerspiegelt. Binyons etwas geschwollene Ode auf die „Gefallenen" (Fallen in the Cause of the Free) hätte ruhig fehlen dürfen. Dankbar sind wir für Sorleys kraftvolles Marschlied "The Song of the Ungirt Runners", für Robert Nichols' wehmütige Klage "At the Wars", besonders für Brookes in den Volksmund übergegangenes Todeslied "The Soldier" und für Sassoons "Everyone Sang" als das schönste Gedicht auf den Waffenstillstand. Statt A. E. Housmans etwas chauvinistisch angehauchtem "Epitaph on an Army of Mercenaries" hätten wir lieber eines seiner frischen absichtslosen Soldatenlieder gesehen, etwa "The Grenadier" oder "The Lancer". Den Schluß bilden zwölf mystische bzw. religiöse Gedichte; dem Titel nach verraten sich schon als solche "Exspecto Resurrectionem" von Charlotte Mew, "Dominus Illuminatio Mea" von Blackmore und "The New Ghost" (And he casting away his garment rose and came to Jesus) von Fredegond Shove. Zu den Mystikern stellen wir mit Fehr auch Träumer wie de la Mare, der hier mit zwei seiner bekanntesten, von zartem phantastischen Glanze umschimmerten Gedichte vertreten ist (Music, The Listeners). Der oft so rauhnüchterne Gibson bewährt sich als moderner Gespensterkünstler (Flannan Isle). Auch Maurice Hewlett weiß uns den seelischen Horror zu suggerieren (Night-Errantry). Ralph Hodgson läßt seine große Weltallshymne erschallen (The Song of Honour). In religiöse Bezirke geleitet uns Rachael Annand Taylor (The Quietist), ohne überdeutlich dogmatisch zu wirken. Alice Meynell, die erste im katholischen Sinne literarisch tätige englische Autorin, sieht das Weltall in religiösem Glanze (Christ in the Universe) wie ihr Meister, der größte katholische Dichter des 19. Jahrhunderts, Francis Thompson (In no Strange Land). Schlicht und mystisch zugleich kommt uns W. B. Yeats in der bekannten Ballade von "Father Gilligan". Die hier mitgeteilten Gedichte von Yeats, A. Meynell, Bridges, Sassoon, de la Mare, Flecker, Brooke sind nachgerade Gemeingut des englischen Volkes und eine Zierde jeder bedeutenden lyrischen Anthologie geworden. Mit Recht sind sie auch in diese Anthologie aufgenommen, die sonst natürlich manche Wünsche offen läßt. Ich persönlich vermisse von de la Mare ein Gedicht seiner neueren Sammlung "The Veil and Other Poems", wo wir bei dem sonst so unproblematischen Dichter eine lauter klingende weltanschauliche Note, einen stärker werdenden mystischen Zug bemerken, neben Yeats andere jüngere Iren wie etwa Joseph Mary Plunkett, der gleich dem Meister Francis Thompson die allbeseelte Materie verkörpert (I See His Blood upon the Rose), neben den älteren katholischen Dichtern wie Thompson und A. Meynell auch jüngere katholische Lyriker wie etwa den Neupräraffaeliten Wilfred Rowland Childe. Aber jede Anthologie hat noch mehr als jedes Wörterbuch das Recht auf Unvollständigkeit. Die Smithsche Anthologie möchte ich nur als quantitativ unvollständig bezeichnen. Qualitativ ist sie in ihrer Art ausgezeichnet, obwohl die Liebeslyrik und die soziale und revolutionäre Poesie fehlen.

Mit den englischen Mystikern macht uns in umfassendem Maße das "Oxford Book of English Mystical Verse" von D. H. S. Nicholson und A. H. E. Lee (At the Clarendon Press, Oxford 1924, XV u. 644 S.) bekannt. Die Herausgeber greifen weit zurück in die vergangenen Jahrhunderte. Sie führen uns von Richard Rolle of Hampole über John Donne, George Herbert, Richard Crashaw, Henry Vaughan, Thomas Traherne, William Blake zu den Viktorianern; sie berücksichtigen außer den bekannten und anerkannten Dichtern des 19. Jahrhunderts wie Wordsworth, Coleridge, Shelley, E. B. Browning, R. Browning, Matthew Arnold, Meredith, Swinburne u. a. auch die großen katholischen Dichter des 19. Jahrhunderts wie John Henry Newman, Robert Stephen Hawker, Frederik William Faber, Coventry Patmore, Gerard Manley Hopkins, John Bannister Tabb, Francis Thompson u. a. Sie geleiten uns von den Mystikern der älteren noch lebenden oder jüngst gestorbenen Generation wie A. Meynell, Laurence Housman, W. B. Yeats und den Sängern der keltischen Renaissance zu den Modernen, zu Harold Monro, Lascelles Abercrombie, Alfred Noyes; sie lassen auch noch lebende oder jüngst gestorbene katholische Lyriker wie W. R. Childe, Eleanor Hamilton King, Robert Hugh Benson zu Worte kommen, ferner moderne Iren wie Joseph Mary Plunkett, Susan Mitchell, James Stephens. Und doch bleiben manche Wünsche unerfüllt. Namen wie Rupert Brooke, Robert Graves, Padraic Gregory, Evan Morgan, Maurice Baring, Siegfried Sassoon, J. E. Flecker, Shane Leslie, Hilaire Belloc, W. M. Letts, Francis Ledwidge, Ralph Hodgson, Charlotte Mew, Robert Bridges, W. de la Mare, Russell Green, H. C. Harwood, Thomas Hardy, Claude Houghton, Wilfrid Scawen Blunt u. a. sucht man hier vergebens. Daß auch sie zur mystischen bzw. religiösen Lyrik beigesteuert haben, wird man ersehen aus meinen Sammlungen "Modern Religious English Poetry" (Aschendorff) und „Moderne englische mystische Lyrik" (Velhagen & Klasing). Die Herausgeber des Oxford Book bringen mithin nicht genügendes Material zum Beweise der Behauptung, die sie in der "Introduction" aufstellen: ". . . the fortunes of mysticism are mending. It has emerged from the morass of apathy which characterized the eighteenth and the greater part of the nineteenth century; it is reawakening to the value of its own peculiar treasure of thought and word: on all sides there are signs that it is on the verge of entering into a kingdom of such breadth and fertility as it has perhaps never known. It is as though the world were undergoing a spiritual revitalization, spurring it on to experience — even through destruction and death — a further measure of Reality and Truth." Trotzdem müssen wir dankbar sein für das Gebotene, von dem wir, was die neuere Zeit angeht, nur einiges hervorheben: Mit dem Grübler Lascelles Abercrombie horchen wir in dem metaphysischen Dialog "Emblems of Love" hinüber in eine jenseits unserer Erkenntnis liegende Sphäre; mit G. K. Chesterton, dem literarischen Herold des Katholizismus im gegenwärtigen England, stimmen wir in alttestamentlich feierlichem Tone eine Hymne an auf "The Holy of Holies"; der moderne Präraffaelit und Mediävalist W. R. Childe geleitet uns in dem von mystischer Inbrunst getragenen "Turris Eburnea" in ein christliches Wunderreich; mit Alice Meynell knien wir in ekstatischer Verzückung vor dem "Unknown God"; wir freuen uns der „warmen Frömmigkeit" und des „hellen Optimismus" eines

Alfred Noyes; wir lassen uns durch Laurence Housmans präraffaelitische „Gefühlsverkörperungen“ in weltentrückte Stimmungen tragen; wir berauschen uns an den mystischen Harmonien des Theosophen A. E. Wir lassen uns willig gefangen nehmen von den sanft dahingleitenden Rhythmen der kindlich gläubigen Katherine Tynan; wir erlauschen mit Harold Monro „der Erde ihr Geistiges, dem Dasein seinen Sinn“ (God); mit Richard Le Galienne spüren wir die immerwährende Gegenwart Christi (The Second Crucifixion); wir singen mit John Masefield das Lied von der ewigen Gnade (The Everlasting Mercy), den „Gesang vom hehren Abenteuer der Seele in der Welt der Sinne“; wir schwingen uns mit Thompsons gotischem Geiste in die höchsten Himmelshöhen, schwelgen mit ihm im blühendsten Kolorit; mit Evelyn Underhill verklären wir das Irdische in einer alles Nachsinnen versengenden Ekstase; mit W. B. Yeats erkennen wir in jeder Äußerung des irdischen Daseins das ewige dingliche Urbild (The Rose of Battle, To the Secret Rose).

Eine willkommene Ergänzung zum Oxford Book wäre Shane Leslies “An Anthology of Catholic Poets” (Burns Oates & Washbourne Ltd., London 1925, XV u. 371 S.), wenn der Herausgeber, das eigenwillige enfant terrible unter den modernen katholischen englischen Poeten, sich auf rein religiöse oder zum mindestens mystische Gedichte beschränkt hätte. Auch er erntet in vielen Jahrhunderten. Er bringt aus der angelsächsichen Zeit Proben aus Caedmon und Cynewulf, berücksichtigt u. a. dann sehr stark das Mittelalter, ferner die elisabethanische, karolinische und klassische Epoche. U. a. sind Gower, Langland, Chaucer, Dunbar, Thomas More, Massinger, Shirley, Davenant, Crashaw, Dryden, Pope vertreten. Dann folgen die Dichter der sog. “Catholic Revival”, die großen katholischen Dichter des 19. Jahrhunderts: Wir lernen den großen religiösen Denker Newman auch als Dichter schätzen, besonders durch Proben aus seinem längeren Gedichte “The Dream of Gerontius”, dem eine so gewaltige dramatische Konzeption zugrunde liegt. Ihm schließen sich an Robert Stephen Hawker, der, an Crashaw erinnernd, so leidenschaftlich glühend das Geheimnis der Transsubstantiation verherrlicht; Frederick William Faber, dessen Hymnen in einer kindlich freudigen Frömmigkeit wurzeln; Coventry Patmore, der als Mystiker das Geheimnis der Natur in der menschlichen Ehe versinnbildlicht sieht; Gerard Hopkins, der einsame Dichter des Schmerzes, dessen Leben selbst ein Kreuzweg war und dessen Sonette der Aufschrei einer in mystisches Dunkel gehüllten, gepeinigten und blutenden Seele sind; John Bannister Tabb, der leichtbeschwingte, liebenswürdige, zarte Lyriker, dem ein franziskanisches Mitgefühl mit allen Dingen und Wesen eignet; Francis Thompson, der die Dogmen der Kirche mit gläubiger Inbrunst und in farbenleuchtenden Bildern preist; Robert Hugh Benson, dessen Lyrik gleich seiner Romankunst nicht auf der Höhe der Gesinnung steht, die uns aber rührt in ihrer gläubigen Innigkeit. Die Namen aller dieser Dichter findet man im Oxford Book wieder, auch diejenigen der darauffolgenden “Holy Women” mit Ausnahme von Adelaide Anne Procter, der Dichterin der armen und kleinen Leute. May Probyn, Alice Meynell, Eleanor Hamilton King sind alle mit Gedichten religiösen Charakters vertreten; von Dora Sigerson Shorter hätte ich statt des patriotischen Gedichtes “Sixteen Dead Men” lieber gesehen die pantheistisch gefärbte Hymne “I Am the World”

oder den religiös angehauchten Lobgesang auf 'Ireland". Das Kapitel über die „Iren" beginnt mit Thomas Moore und führt uns von wenigen bekannten älteren Namen (Gerald Griffin, James Clarence Mangan, Edward Walsh, Francis Mahony, Denis Florence McCarthy, John Boyle O'Reilly) zu Aubrey de Vere, dem Schüler Wordsworths und dem Verehrer des Mittelalters, der in seiner wohltemperierten, idyllenhaften Poesie stets einen religiösen Unterton spüren läßt. Von den weit in unser Jahrhundert hineinragenden modernen Iren berücksichtigt Shane Leslie nur die Frühvollendeten: Joseph Mary Plunkett, Thomas Macdonagh, Tom Kettle, Francis Ledwidge; die Proben, die er von ihnen bietet, entbehren des eigentlich religiösen Charakters. Von Plunkett insbesondere wäre wohl eher das alles Irdische eingeistigende Gedicht "I See His Blood upon the Rose" oder die erschütternde selbstanklagende Vision "I Saw the Sun at Midnight, Rising Red" am Platze gewesen, statt Ledvidges in seiner Naturstimmung freilich unverkennbar echt irischen Gedichtchens "The Herons" wohl eher das Natur, Gott und Ich verschmelzende Gedicht "God's Remembrance". Der Kreis müßte noch weiter gezogen werden, und um die noch Lebenden noch mehr zur Geltung zu bringen und um die religiöse Note der irischen Lyrik stärker zu betonen, wären etwa vorzuschlagen: Padraic Gregory (The Sign of the Cross), Padraic Colum (A Cradle Song), Shane Leslie (Fleet Street), Joseph Campbell (I Am the Gilly of Christ), W. M. Letts (In the Street), Katherine Tynan (Sponsa Dei), Susan Mitchell (The Living Chalice), A. E. (Unity), James Stephens (The Fullness of Time), W. B. Yeats (Dream of a Blessed Spirit). In die sog. "Literary Movement" bezieht Leslie ein die Konvertiten Oscar Wilde, Ernest Dowson, Aubrey Beardsley, Lionel Johnson, ferner W. H. Mallock, und den Dichter männlich kraftvoller, ganz unkonventioneller Sonette Wilfrid Scawen Blunt. Sie alle läßt er zumeist in Versen sühnebereiter Reue zu uns sprechen. Wo aber bleibt, um nur von den Modernen oder noch Lebenden zu reden, G. K. Chesterton, dessen blutvolle Lyrik selbst von den Gegnern seiner Prosa nicht angetastet wird, wo Hilaire Belloc, gleich Chesterton, ein führender Sprecher des englischen Katholizismus, zwar bedeutender als Historiker, Journalist und Literat denn als Lyriker, aber auch als Lyriker durchaus beachtenswert? Wo bleibt Helen Parry Eden, die so gesunde, tief innerliche katholische Kinderdichterin, wo Louise Jmogen Guiney, die weiblich zarte geschmacksichere Lyrikerin amerikanischer Herkunft? Wo bleiben die vielleicht hoffnungsvollsten „Jüngsten": Wilfred Rowland Childe und Evan Morgan? In Childes letzten Gedichten "Ivory Palaces" ist zwar der Mediävalismus ein wenig im Verblassen, aber auch hier gestaltet er die wundervolle Anschaulichkeit seiner Visionen mit dem gestaltenden Blick des Malers. Morgan ist ohne Childes artistische Überfeinerung und schwierige Symbolik eher ein religiöser als ein mystischer Dichter, und doch kann er über das dichterische Sehen hinaus emporsteigen zur rein mystischen Schau[1]). Leslie macht zu selbstherrlich Gebrauch von dem Vorrecht des "anthologist", der nach seiner Auffassung nur sich selbst zu gefallen braucht. Die Anthologie katholischer englischer Lyrik wäre demnach noch zu schreiben. Für die Bekräftigungen, die George

[1]) Aufsätze über Morgan und Childe erscheinen in der Z. f. frz. u. engl. Unter.

N. Shuster (The Catholic Spirit in Modern English Literature, Macmillan, New York 1922) aufstellt: "No other constructive force that has come into English literature during the nineteenth century is nearly so important as the Catholic spirit" und "The Catholic spirit has been, and is, hard at work in modern English literature", bietet Leslie jedenfalls nicht Material genug.

Ebenso laut wie die mystische bzw. religiöse Note klingt die soziale und demokratische Note in der neuen Lyrik. Diesen Eindruck gewinnt man freilich nicht aus der von Dorothy Wooldridge herausgegebenen Sammlung "The Poetry of Toil" (Faber and Gwyer, London 1926, XVI u. 202 S.). Das heißt, wenn man den Begriff „sozial" eng faßt, indem man z. B. alle „Industriepoesie" ausschaltet und andererseits weiter faßt, indem man unter sozialer Dichtung überhaupt eine Dichtung des Revolts und des Mitleids versteht. Die Herausgeberin will aber eingestandenermaßen nur solche Gedichte bringen, "which, whether explicitly or by implication, bear witness to the dignity, the pains, the joys, and the infinite diversity of labour"; daher schließt sie alle "propagandist hymns and political squibs" aus, wie wir sie etwa in "Labour's Song Book" (I. L. P. Publication Department, London 1924, 75 S.) finden. Englische „soziale" Gedichte (von den amerikanischen sehen wir ab) trifft man in der "Poetry of Toil" verhältnismäßig nur wenig. Aus dem 19. Jahrhundert kämen etwa in Betracht Charles Lambs temperamentvolle Anklage gegen den Sabbathless Satan ... who first invented work and bound the free (Work), Thomas Hoods berühmtes „Lied vom Hemd", Charles Kingsleys Gesang von den „drei Fischern" mit dem in jeder der drei Strophen wiederkehrenden eindrucksvollen Verse "For men must work, and women must weep", aus der neueren Zeit de la Mares melancholisches Poem von dem bis in die Nacht hinein schaffenden „Schneider" (And so beneath the starry grey He will mutter half a seam away), Edmund Blundens bekanntes stimmungsvolles Gedicht "The Waggoner" (The old waggoner trudges through the miry lane ...), Hardys pessimistische Strophen "The old Workman" (And those who live there, walled from wind and rain By freestone that I lifted, do not know That my life's ache came so), Binyons wuchtige freie Verse "The Builders" (And hands that grapple and strain upsurges, thrusting desperate to repel The pressure and the force of this which neither feels, nor hears, nor sees?). Gibsons düstere Vision "The Disaster" (Quiet, with close-shawled head, Each woman 'waits her dead), vor allem Joseph Skipseys prägnante scharf umrissene Impressionen "Lyrics of the Coal-Fields".

Proben aus der sozialen Literatur aller Völker und Zeiten, Poesie und Prosa gemischt, gibt Upton Sinclair in "The Cry for Justice. An Anthology of the Literature of Social Protest" With an Introduction by Jack London (Published by Upton Sinclair 1925, 891 S.), einer auf einer umfassenden Belesenheit beruhenden, ohne vielseitige fremde gar nicht möglichen Sammlung. Uns interessieren hier nur die englischen Lyriker, die im 19. Jahrhundert lebten oder doch weit in das 19. Jahrhundert hineinragen, sowie die Modernen. Daß von den ersten bekannte freiheitlich gesinnte oder ausgesprochen sozial eingestellte Dichter wie Hood, Southey, Ebenezer Elliot, Crabbe, E.B. Browning, Kingsley, Robert Buchanan, Charles Mackay, Ernest Jones, Arthur Hugh Clough, Morris, Blake, Byron, Tennyson, Wilde hier ihren Platz finden, ist eine Selbstverständlichkeit. Mehr überrascht es schon, daß auch Keats

(Isabella, or the Pot of Basil), Wordsworth (Written in London, September 1802), Matthew Arnold (The Last Word), Robert Browning (The Lost Leader) zur „Freiheitsdichtung," des 19. Jahrhunderts beigesteuert haben. Neue Namen aber sind T. Noel, ein Dichter aus der charlistischen Zeit, der in "The Pauper's Drive" erschütternd die Beerdigung eines Armen schildert (der Kehrreim Rattle his bones over the stones; He's only a pauper, whom nobody owns wird aber zum Schluß umgewandelt in Though a Pauper, he's one whom his Maker yet owns) und Francis Adams, der Dichter und Rebell, der nach kurzem Kampfe mit Armut und Krankheit seinem Leben selbst ein Ende bereitete, der England verflucht als "the hatefullest land on earth" (A South-Sea Islander), welcher zum Barrikadenkampf auffordert "with the old Red Flag aflutter" (In Trafalgar Square), welcher den armen und armenfreundlichen Zimmermannssohn dem „Bastard-Gott" der „Christen" vorzieht (To the Christians). Unter den Neueren trifft man natürlich den Kraftrealisten John Davidson und die Neurealisten Masefield, Gibson, Hodgson. Den reichen phantasievollen und zugleich sich kraftvoll gegen die Wirklichkeiten aufbäumenden „welthaltigen" Davidson lernen wir erneut schätzen in drei Proben: The Man Forbid, Man as God, Fleet Street Eclogues. Masefields berühmte "Consecration", die dichterische Weise der verachteten Menschheit, ist mit Recht der ganzen Sammlung vorangestellt; mit Recht ist auch eine prachtvolle Seeszene aus "The Dauber" aufgenommen. Von Gibson lernen wir ein phantasiesprühendes, in der harten Wirklichkeit endendes Genrebildchen (Fires) kennen. Einen besonderen Klang erhält das Mitleid mit dem dumpfen Leid der Armen in Hodgsons "Stupidity Street". Der Pater-Schüler Arthur Symons wartet auf mit einem seiner dekadenten Stimmungsbildchen (In the Strand), der Neuklassizist William Watson mit einem seiner kaltblütigen antiimperialistischen Gedichte (The True Imperialism), der Naturdichter W. H. Davies mit einem seiner schlichten "Songs of Joy" (Slum Children), der Träumer Harold Monro mit bitter satirischen "Impressions", der phantasiestarke Grübler Lascelles Abercrombie mit einem ahnungsvollen, stimmungsträchtigen Neujahrsgruß (December 31st), Kipling mit einigen Strophen aus seinem die sozialen Unterschiede geißelnden Gedicht "The Sons of Martha", Belloc mit einem abenteuerlich-romantischen Angriff auf die sanktionierte Ungerechtigkeit, Chesterton mit einer feierlichen Erlösung heischenden „Hymne". Auch zwei von der zünftigen Literaturgeschichte meistens totgeschwiegene Arbeiterdichter melden sich: Joseph Skipsey mit einen seiner schlichten rührenden Momentbildchen aus dem Bergmannsleben (Mother Wept) Patrick Mac Gill, der irische "navvy poet", mit zwei seiner brutal realistischen ungelenken "Songs of the Dead End". Alle diese Gedichte von den verschiedensten Temperamenten und aus den verschiedensten Lagern sind verstreut in die einzelnen motivisch geordneten Kapitel (Toil, The Chasm, The Outcast, Out of the Depths, Revolt, Martyrdom usw.). Aber das Kapitel "War"[1]) scheint mir, wenigstens was die neue englische Lyrik angeht, ziemlich unzugänglich; die „Kriegsgedichte"

[1]) Dieses Thema schaltet Dorothy Wooldridge aus mit der naiven Begründung: they (soldiering poems) are concerned with intense and unnatural work which remove them from the sphere of "honest labour".

bekannter Autoren Richard Le Galienne (The Illusion of War), Austin Dobson (Before Sedan), Gilbert K. Chesterton (The Wife of Flanders), Alfred Noyes (The Wine Press), William H. Davies (War) sind doch recht zahm, zu naiv und zu forciert in der Entrüstung und in der Satire. Nicht ein einziges Gedicht eines Mitkämpfers! Kennt Upton Sinclair denn nicht Siegfried Sassoons ätzend ironische und doch von so tiefem menschlichen Mitgefühl getragene Kriegsgedichte? Neben Sassoon hätten u. a. noch berücksichtigt werden müssen John Drinkwater: Of Greatham, Gibson: The Messages, Nichols: The Assault, Hardy: A New Year's Eve in Time of War, de la Mare: The Fool rings his Bells, Sherard Vines: The Poor Always, Margaret Leigh: Two Epitaphs, The Journalist, A. E. Tomlinson: Soldiers. Für die anderen Kapitel wären insbesondere auch Sassoons neue "Satirical Poems"[1]) auszubeuten. So könnte man sich noch manches anders und besser denken. Ich persönlich vermisse z. B. Edith Sitwell: Duckie, und Padraic Colum: An Old Woman of the Roads. Von Gibson hätte einer seiner Vertreter des modernen Sklaventums, etwa ein Schäfer, ein Steinbrucharbeiter, ein Fabrikmädchen, ein Bauer, ein Fischer oder ein Landstreicher aus "Stonefolds", "Daily Bread", "Fires" vorgeführt werden können. Derartige Ausstellungen mindern aber nicht den Wert des in seiner Art einzig dastehenden imposanten Sammelwerkes.

Bochum. Karl Arns.

BERNARD SHAW'S TRANSLATIONS AND TOMFOOLERIES.

B. Shaw hat den 12. Band seiner gesamten dramatischen Werke vor kurzem herausgegeben. Er enthält nebst einer Übersetzung von Siegfried Trebitschs Schauspiel *Frau Gittas Sühne* sechs kleinere Dramen, von denen *The Admirable Bashville; or Constancy Unrewarded*, bereits im Roman 1882 erschienen, und *Press Cuttings* (1909) bekannt waren. Die vier anderen betiteln sich *The Glimpse of Reality*; *Passion, Poison and Petrification or The Fatal Gazogene*; *The Fascinating Foundling*; *The Music-Cure*. Sollen wir dem Nobelpreisträger dafür dankbar sein? Wir würden diese Frage nicht aufwerfen, wenn wir den 12. Band früher erhalten hätten und wenn Shaw uns jetzt mit der *Saint Joan* beschenkt hätte. Dieser neue Band enthält keine der üblichen Vorreden, besser Abhandlungen, und aus gutem Grunde, denn von einer Moral — und Shaw betont ja mehr als einmal, daß er mit seinen Stücken einen didaktischen Zweck verfolgt "it is ridiculous to say that art has nothing to do with morality" (Preface to *Overruled* S. 62) — ist hier wirklich nicht die Rede. Freilich, ein Shaw ist immer geistreich und witzig, so wenn Barbazon in *The Fascinating Foundling* zum Lord Chancellor sagt: "One of the orders was that I was to go into the Church", und auf dessen Bemerkung "At your own desire" erwidert: "Exactly. But I should not have been indulged. I was too young. How did I know what was good for me? I put it to you as one man to another: do I look like an archbishop?" (S. 217). Oder wenn Mercer der schon etwas angejahrten Anastasia erklärt, daß es drei Arten von gen-

---

[1]) Ein Aufsatz darüber erscheint in der Zs. f. frz. und engl. Unt.

tlemen gibt, und auf ihre Frage "How do you tell one from the other?" die Antwort erteilt: "You tell by the railway porters, Miss. The real upper class gives them a shilling; the upper middle class sixpence; and the lower middle, tuppence. I give tuppence myself" (S. 219); oder wenn die Klaviervirtuosin Strega Thundridge in *The Music Cure*, die sich soeben Reginald vorgestellt hat, diesem, der erstaunt ausruft: "What! The female Paderewski!" stolz entgegenhält: "Pardon me. I believe Mr. Paderewski has been called the male Thundridge" (S. 240). Aber von einem wirklichen Gehalt kann doch keine Rede sein. Auszunehmen wäre etwa *The Glimpse of Reality*. Hier hat man es mit etwas Ernsterem zu tun, und der Gefangene Ferruccio, der voller Angst gewesen ist, findet im Augenblicke, wo er dem sicheren Tode durch Ertränken entgegensieht, stolze und schöne Worte: "If you had pitied me: if you had been less inexorable than death itself, I should have broken down and cried and begged for mercy. But now I have come up against something hard: something real: something that does not care for me. I see the truth of my excellent uncle's opinion that I was a spoiled cub. When I wanted anything I threatened men or ran crying to women; and they gave it to me. I dreamed and romanced: imagining things as I wanted them, not as they really are. There is nothing like a good look into the face of death: close up: right on you: for showing you how little you really believe and how little you really are. A priest said to me once, 'In your last hour everything will fall away from you except your religion'. But I have lived through my last hour: and my religion was the first thing that fell away from me. When I was forced at last to believe in grim death I knew at last what belief was, and that I had never believed in anything before: I had only flattered myself with pretty stories, and sheltered myself behind Mumbo Jumbo, as a soldier will shelter himself from arrows behind a clump of thistles that only hide the shooters from him. When I believe in everything that is real as I believed for that moment in death, then I shall be a man at last. I have tasted the water of life from the cup of death; and it may be now that my real life began with this (he holds up the rosary) and will end with the triple crown or the heretic's fire: I care not which. Come out, then, dog of a bandit, and fight a man who has found his soul" (S. 191).

Was Shaws neuestem Werke Bedeutung verleiht, ist etwas Anderes. Mit der Übersetzung von *Frau Gittas Sühne* hat er eine Dankesschuld abgestattet, und Trebitsch, der Shaw übersetzt und in Deutschland und Österreich eingeführt hat, darf sich über die Wertschätzung, die ihm der berühmte Ire zuteil werden läßt, freuen. Wir erfahren aus der kurzen Einleitung, wie Shaw Trebitsch kennen lernte und ihm die Übertragung seiner dramatischen Werke anvertraute. Damit wird zugleich einem alten Streit ein Ende gemacht. In den *Englischen Studien* 51, 145ff., wo ich die Trebitschsche Übersetzung der Dramen Shaws zum ersten Male anzeigte, wies ich auf die nicht schöne Polemik hin, die sich darüber erhob. Viele persönliche Momente spielten mit. Es ist nicht zu leugnen, daß Trebitsch nicht immer eine glückliche Hand hatte, daß seine Übersetzung Fehler enthielt; er sah es aber selbst ein und suchte sich zu vervollkommnen. Shaw hielt immer zu ihm und vergilt nunmehr Trebitsch den Dienst, den dieser ihm geleistet hat — "My personal debt to him is incalculable" — seiner-

seits durch seine *Translation*, aber, und hier gewinnt für uns die Sache an Wert, ist es eine Übersetzung oder Übertragung? Wir verstehen darunter doch etwas ganz anderes als Shaw. Dieser ist sich der Schwierigkeit wohl bewußt, die eine Übersetzung bietet, besonders jemandem, der die fremde Sprache nicht beherrscht: "I can neither claim knowledge of the German language nor plead ignorance of it. I am like most literary persons: I have spent several holidays in Germany (mostly in Bayreuth), and have just managed to ask my way, and get what I wanted in the shops and railway stations, without the aid of an interpreter. The proverbial bits of Goethe and Wagner and Nietzsche are familiar to me; and when a German writes to me I can generally make out what he wants provided he uses the Latin and not the Gothic script. And that is all. When I opened the pages of Frau Gittas Sühne, I was driven to the dictionary, only to discover that Trebitsch apparently does not use words that are in the dictionary. It was not by any process known to men of learning, but rather by some telepathic method of absorption, that I managed at last to divine, infer, guess, and co-invent the story of Gitta (S. 5)." Man soll einen Shaw nie zu wörtlich nehmen, nur cum grano salis. Das deutsche Schauspiel ist in gotischen Buchstaben gedruckt, und doch hat es Shaw sehr wohl verstanden, und sehr oft ist die Übersetzung tatsächlich ganz wörtlich, soweit es mit dem Englischen sich verträgt, und ich zähle hierzu etwa folgende Stelle: "You are right. Our love looks well only by candlelight. It won't stand daylight" = *Du hast recht, unsere Liebe ist zum Dunkel bestimmt. Der helle Tag wäre ihr Verhängnis.* Auch die folgende zeigt sein Verständnis des Deutschen, wenn er auch ein anderes Bild wählt, um dem Engländer und Amerikaner klar zu werden, und kann als wörtlich angesehen werden: "But grey as I am, I am still a hobbledehoy: just a student waiting for his girl at the corner of the street where her shop is" = *„Ja, lach nur, trotz meiner grauen Schläfen, zum Studenten, der auf der Bude sein Mädchen erwartet“.* Aber von einer Übersetzung kann man nicht mehr sprechen, wenn hier gekürzt, dort erweitert wird, wenn sehr oft Shaw seine eigenen Gedanken ausdrückt, die freilich nicht schlecht sind und sogar den Urtext klarer hervorheben — the telepathic method of absorption —. Dann ist eben ein eigenes Werk entstanden, eine Nachdichtung. Dahin gehört auch, daß Shaw die szenischen Vorbemerkungen zu den Akten, die bei Trebitsch knapp sind, in der Fülle und Breite gibt, wie wir es aus seinen Dramen gewohnt sind. Die Änderung im letzten Auftritt, durch die das Schauspiel einen etwas versöhnlicheren Schluß erhält, wollen wir nur erwähnen, aber nicht bemängeln, da Shaw selbst sie anmerkt und mit der Rücksicht auf das englische Publikum rechtfertigt. — Alles in allem, Shaw hat eine andere Auffassung von Übersetzungen als wir. Doch Trebitsch ist mit Shaws Arbeit zufrieden: "He is amiable enough to say that I have succeeded wonderfully", freilich fügt Shaw bescheiden hinzu: "but even a very bad translation may be a wonderful feat for a translator who does not know the language (S. 5)." Der Dichter Trebitsch pflichtet also dem Übersetzer Shaw in gleicher Weise bei, wie der Dichter Shaw seinem Übersetzer Trebitsch. Wenn die Dichter einig sind, hat der Philologe zu schweigen.

Frankfurt a. M. J. Caro.

PIERRE LOTIS IMPRESSIONISMUS.

(Ein Beispiel für ästhetische Auswertung der Lektüre.)

Die kulturkundliche Auswertung der Lektüre ist ihrem Wesen nach extensiv: sie führt zur Heranziehung möglichst vieler bezeichnender Texte, nicht aus der schönen Literatur allein, sondern aus dem ganzen Gebiet des Schrifttums, ja weist über dessen Grenzen hinaus auf die Erscheinungen der bildenden Künste, des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens. Denn Kulturkunde ist, wie einer ihrer Begründer und Meister, der Genfer *Amiel*, dessen Leistungen auf diesem Gebiet noch lange nicht genügend bekannt und gewürdigt sind, ausführt:

une synthèse opérée par l'instinct, à laquelle tout, rues, maisons, paysages, accent, dialecte, physionomies, histoire, habitudes etc. apportent leur atome ... l'intégration idéale d'un peuple. (Journal intime, éd. Bouvier I, 122.)

Darin liegt ihre Größe, aber auch ihre Schwierigkeit, namentlich für die Schule. Die Lektüre soll, auch nach der neuen Auffassung des fremdsprachlichen Unterrichts, im Mittelpunkt stehen — eine solche Behandlung aber führt notwendigerweise von ihr weg, ist zunächst zentrifugal, wenn auch das letzte Ziel gerade der wahre Mittelpunkt ist, «ce point générateur», wie Amiel ihn nennt, und von dem er sagt:

ce point explique le reste: arts, religion, histoire, politique, mœurs, et sans lui rien ne s'explique.

Nach diesem geheimen Quell und Keimpunkt hinter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu suchen, Perspektiven in diese Hintergründe zu eröffnen, das ist gewiß eine hohe Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts, aber es ist letzten Endes eine Sache des Schauens und Erlebens, nicht des Erkennens und Erarbeitens. Darum darf, soll anders über der Kulturkunde der Arbeitsunterricht nicht zu kurz kommen, neben der Synthese die Analyse, neben der extensiven Behandlung der Lektüre die intensive nicht fehlen. Sie ist vielleicht früher zu einseitig philologisch betrieben worden und dadurch gleichbedeutend mit Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit geworden. Und doch kann gerade diese Methode, die dem Schüler statt des Fernrohrs die Lupe in die Hand gibt, zur selbständigen Erarbeitung tieferer Einsichten und großer Zusammenhänge führen. Freilich muß sie dann am Kunstwerk und nach ästhetischen Gesichtspunkten ausgeübt werden. Denn das ist eben das Geheimnis der künstlerischen Form, daß sie das Lebensgefühl, das auf allen anderen Kulturgebieten sich extensiv auswirkt, wie in einem Brennglas auf einen Punkt sammelt. Kann ich die Eigenart einer Nation nur durch das Studium aller ihrer Lebensäußerungen zu erkennen hoffen, so muß sich die Eigenart des Künstlers in *einem* Bild, in *einem* Gedicht offenbaren: „das ist die Eigenschaft aller echten Form, daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt" (Kleist, Brief eines Dichters an einen anderen, Werke ed. E. Schmidt, IV, 149).

Diesen Weg von der Form zum lebendigen Geist, der sie gebildet hat, können wir den Schüler führen, ja selbst finden lassen, eben an dem Stoff, der unser eigentliches Arbeitsgebiet ist, dem sprachlichen Kunstwerk. Erweitern wir sein Anschauungsgebiet durch Werke der bildenden Kunst, so kann er — immer mit den Mitteln der eigenen Beobachtung wie im naturwissenschaftlichen Unterricht — aus der Verwandtschaft der formalen Mittel auf die

Einheit des zugrundeliegenden Lebensgefühls einer Zeit schließen, ohne daß — wie bei der Kulturkunde — eine Fälschung des Ergebnisses durch einseitige Auswahl zu befürchten wäre: denn die Auswahl rührt ja nicht vom Lehrer oder vom Verfasser des kulturkundlichen Lesebuches her, sondern vom Künstler, ist also nicht willkürlich, sondern an sich charakteristisch. *Welches* Bild, *welche* Stelle der Lektüre ich nehme, ist dabei eine Frage der didaktischen Zweckmäßigkeit, die das Ergebnis seinem *Wesen* nach nicht berühren kann: in jeder künstlerischen Form ist der Geist gegenwärtig; es gilt für den Lehrer hier nur wie überall *die* Beispiele zu wählen, die auch dem weniger geschulten Blick sich erschließen. Im folgenden soll zu zeigen versucht werden, wie der Schüler durch vergleichende Analyse der sprachlichen und malerischen Form zum Wesen der impressionistischen Kunst vordringen kann, so daß die Lektüre wirklich im Mittelpunkt bleibt, nicht kulturell erweitert, wohl aber ästhetisch vertieft wird. Ich lege zugrunde Loti, Pêcheur d'Islande, Ausg. Velhagen S. 16,9 bis S. 17,21.

La première fois qu'elle l'avait aperçu, lui, ce Yann, c'était le lendemain de son arrivée, au *pardon des Islandais*, qui est le 8 décembre, jour de la Notre-Dame de la Bonne-Nouvelle, patronne des pêcheurs — un peu après la procession, les rues sombres encore tendues de draps blancs sur lesquels étaient piqués du lierre et du houx, des feuillages et des fleurs d'hiver.

A ce pardon, la joie était lourde et un peu sauvage, sous un ciel triste. Joie sans gaîté, qui était faite surtout d'insouciance et de défi; de vigueur physique et d'alcool; sur laquelle pesait, moins déguisée qu'ailleurs, l'universelle menace de mourir.

Grand bruit dans Paimpol; sons de cloches et chants de prêtres. Chansons rudes et monotones dans les cabarets; vieux airs à bercer les matelots; vieilles complaintes venues de la mer, venues de je ne sais d'où, de la profonde nuit des temps. Groupes de marins se donnant le bras; zigzaguant dans les rues, par habitude de rouler et par commencement d'ivresse. Groupes de filles en coiffes blanches de nonnain. Vieilles maisons de granit enfermant ce grouillement de monde; vieux toits racontant leurs luttes de plusieurs siècles contre les vents d'ouest, contre les embruns, les pluies, contre tout ce que lance la mer.

Et un sentiment religieux, une impression de passé, planait sur tout cela, avec un respect du culte antique, des symboles qui protègent, de la Vierge blanche et immaculée. A côté des cabarets, l'église au perron semé de feuillages, tout ouverte en grande baie sombre, avec son odeur d'encens, avec ses cierges dans son obscurité, et ses ex-voto de marins partout accrochés à la sainte voûte. A côté des filles amoureuses, les fiancées de matelots disparus, les veuves de naufragés, sortant des chapelles des morts, avec leurs longs châles de deuil et leurs petites coiffes lisses; les yeux à terre, silencieuses, passant au milieu de ce bruit de vie, comme un avertissement noir. Et là tout près, la mer toujours, la grande nourrice et la grande dévorante de ces générations vigoureuses, s'agitant elle aussi, faisant son bruit, prenant sa part de la fête.

De toutes ces choses ensemble, Gaud recevait l'impression confuse.

Zu Anfang der Stunde lasse ich in der Klasse drei Reproduktionen aus der Sammlung „Meister der Farbe" reihum gehen:
Monet: Die Kirche von Vernon.
Liebermann: Selbstporträt.

Renoir: Pariser Boulevard.

Lehrer: Warum zeige ich Ihnen wohl diese Bilder im Anschluß an unsere Lektüre?

Schüler: Eins stellt eine Stadt am Meer dar.

L. Die andern?

S. Ein Porträt eines Mannes. Eine Großstadtstraße.

L. Es muß also wohl doch etwas sein, was allen drei Bildern gemeinsam ist. Betrachten Sie sie einmal darauf hin!

S. Sie sind alle in ähnlicher Weise gemalt.

L. Drücken Sie das durch ein Substantiv aus!

S. Der Stil, die Technik ist ähnlich.

L. Was ist denn charakteristisch für diese Technik?

S. Man erkennt keine bestimmten Formen oder Umrisse, man sieht nicht einzelne Blätter, Menschen, Häuser, nur Farbenkleckse, -tupfen, nebeneinander, ineinander verfließend.

L. Dann weiß man also gar nicht, was es darstellen soll?

S. Doch, man glaubt eine Straße voll Leben, eine Stadt, die sich im Wasser spiegelt, zu sehen. Man sieht keine Einzelheiten, aber man hat einen lebendigen Eindruck vom Ganzen, einen Gesamteindruck.

L. Finden Sie jetzt vielleicht eine Beziehung zu unserem Text?

S. Loti sagt auch nach der Beschreibung des Festes: De *toutes ces choses ensemble*, Gaud recevait *l'impression confuse.*

L. Was haben also diese Maler mit unserm Dichter gemein?

S. Das Ziel, die Wirkung, die sie anstreben. Es kommt ihnen nicht an auf Treue und Genauigkeit in den Einzelheiten, sondern auf den lebensvollen Eindruck des Ganzen.

L. Dabei können wir „Eindruck" noch bestimmter fassen. Um was für Eindrücke handelt es sich bei diesen Malern sowohl als bei Lotis Schilderungen?

S. Um den Eindruck der äußeren Wirklichkeit auf unsere Sinne.

L. Darin haben in der Tat diese Künstler das Neue und Eigenartige ihrer Kunst gesehen. Claude Monet nannte einen Sonnenuntergang, den er Ende der 60er Jahre als eins der ersten Bilder in dieser Technik gemalt hatte, „Impressions", und von da führt diese ganze Richtung den Namen „Impressionismus". — Sagen Sie noch einmal, wodurch der Maler diesen Gesamteindruck erzielt!

S. Er gibt nicht die festen Umrisse der einzelnen Gegenstände, sondern nur Farbtupfen, die nebeneinander stehen und erst als Ganzes einen Sinn geben.

L. Wir wollen nun überlegen, welche Mittel dem *Dichter* zur Erreichung desselben Zieles zu Gebote stehen. Welches Werkzeug des Dichters entspricht der Farbe des Malers?

S. Die Sprache.

L. Und den einzelnen Farbtupfen?

S. Die einzelnen Worte.

L. Und der Verbindung der Farben zu bestimmten Formen und Umrissen, wie wir sie von der nichtimpressionistischen Malerei gewohnt sind?

S. Die Verbindung der Worte zum Satz.

L. Was wäre also das sprachliche Gegenstück zur *impressionistischen* Maltechnik?

S. Die Worte nebeneinander zu stellen, statt sie zum Satz zu verbinden.

L. Sehen Sie sich daraufhin unsern Text an!

S. Wir haben im ganzen Abschnitt nur drei vollständige Sätze; sonst lauter einzelne Substantiva:

Grand bruit dans Paimpol; sons de cloches et chants de prêtres. Chansons rudes et monotones . . . vieux airs . . . vieilles complaintes . . . groupes de marins . . . groupes de filles . . . vieilles maisons . . . vieux toits . . . etc.

L. Das entspräche also den einzelnen Farbtupfen des Malers. Aber der Impressionismus will ja gerade die Einzelheiten zum Gesamteindruck verbinden. Wie kann die Sprache eine *Verbindung* zwischen Substantiven herstellen?

S. Durch Präpositionen.

L. Beispiele aus unserem Text!

S. Un sentiment religieux, une impression de passé planait sur tout cela, *avec* un respect du culte antique . . . l'église *avec* son odeur d'encens . . . *avec* ses cierges . . . les veuves de naufragés *avec* leurs longs châles de deuil . . . *A côté* des cabarets, l'église . . . *à côté* des filles amoureuses, les fiancées des matelots disparus. Adverbial: et là tout près, la mer.

L. Was ist allen diesen Präpositionen gemeinsam?

S. Sie drücken ein räumliches Nebeneinander aus.

L. Sie finden aber auch Stellen, wo dieses Bindemittel der Präposition fehlt.

S. Der dritte Abschnitt enthält lauter einzelne, unverbundene Substantiva.

L. Was fällt Ihnen sprachlich an diesen Substantiven auf?

S. Sie stehen ohne Artikel.

L. Warum?

S. Bei Aufzählungen fehlt der Artikel.

L. Welche stilistische Wirkung ergibt sich also aus dieser grammatischen Erscheinung?

S. Die einzelnen Substantiva werden aufgefaßt als Glieder einer Reihe.

L. Zusammenfassung: Wie der impressionistische Maler statt fester Umrisse einzelne Farbtupfen zu einem Bild des *Ganzen* verbindet, so verwendet der impressionistische Schriftsteller statt vollständiger Sätze einzelne Substantiva, wobei durch nebenordnende Präpositionen oder artikellosen Gebrauch die Verwachsung der Einzelheiten zu einem Gesamteindruck angestrebt wird.

Sie wissen vom deutschen Aufsatz her, daß eine Aufzählung von Substantiven nie eine gute Beschreibung ergibt. Was fehlt ihr?

S. Die Bewegung, die Lebendigkeit.

L. Also gerade das, was der Impressionismus in der *Malerei* erreicht. Wodurch drückt nun die Sprache Bewegung aus?

S. Durch das Verbum.

L. Welche Aufgabe entsteht daraus für den impressionistischen Schriftsteller?

S. Er muß Substantiva und Verba verbinden, ohne doch *Sätze* zu bilden.

L. Welche Verbformen wird er also gebrauchen müssen?

S. Die infiniten: participe présent, — passé.

L. Beispiele aus unserem Text!

S. Groupes de marins, se donnant le bras, zigzaguant dans les rues . . . vieilles maisons de granit enfermant ce grouillement de monde . . . vieux toits racontant leurs luttes . . . les veuves de naufragés sortant des chapelles . . . passant au milieu de ce bruit . . .

la mer s'agitant elle aussi, faisant son bruit, prenant sa part de la fête.

Vieilles complaintes venues de la mer ... avec ses ex-voto partout accrochés à la sainte voûte ... l'église au perron semé de feuillage ...

L. Übersetzen Sie dies letzte Beispiel einmal in nicht impressionistischen Stil!

S. L'église dont le perron était semé de feuillages ...

L. Welchen Vorteil bietet Lotis Ausdrucksweise?

S. Der Nebensatz wird vermieden. Statt der Unterordnung haben wir Nebenordnung.

L. Die Verwendung des Verbums dient also neben der Verlebendigung der Schilderung demselben Zweck wie die des Substantivums: Ersatz fester Satzfügungen durch lockere Aneinanderreihung gleichberechtigter Satzteile. Suchen Sie noch andere Beispiele für solche Vermeidung von Nebensätzen!

S. Die Verwendung des absoluten Akkusativs: c'était un peu après la procession, *les rues sombres* encore tendues de draps blancs (statt pendant que ...); les veuves passant ... *les yeux à terre* (noch lockerer als les yeux baissés); attributiver Gebrauch des Infinitivs: vieux airs à bercer les matelots.

L. Wir haben gesehen, wie der impressionistische Schriftsteller durch die Sprachbehandlung dieselbe Wirkung anstrebt wie der Maler durch die Farbbehandlung :Verwischung des einzelnen zugunsten des lebendigen Gesamteindrucks. Aber welcher Unterschied besteht zwischen dem Anschauen eines Bildes und dem Lesen einer Schilderung?

S. Das Bild der Stadt, der Straße, des Mannes können wir auf einmal, unmittelbar auffassen, das Bild des Festes bei Loti müssen wir aus dem Nacheinander der Einzelheiten erst in der Phantasie aufbauen.

L. Das wäre also ein Nachteil des literarischen Impressionismus gegenüber dem malerischen. Stehen dem nicht auch Vorteile gegenüber? Denken Sie an die *Art* der Sinneseindrücke.

S. Der Dichter ist nicht auf Gesichtseindrücke beschränkt, sondern er kann auch Gehörseindrücke einbeziehen: das Geläut der Glocken, den Gesang der Priester, die Lieder der Matrosen in der Schenke, der Bänkelsänger auf der Straße, die schweigsamen Witwen inmitten des Festlärms, das Tosen des Meeres.

L. Finden sich nicht auch noch Eindrücke anderer Art?

S. Loti spricht von der Freude, auf der die Todesdrohung lastet, von dem religiösen Gefühl, von dem Eindruck des Vergangenen, der über allem schwebt.

L. Wir hatten anfangs festgestellt, daß es sich bei den Eindrücken des Impressionismus um Sinneswahrnehmungen handelt. Hier spricht Loti doch von etwas anderem.

S. Von Gefühlen und Stimmungen.

L. Es ist dies also eine weitere Freiheit des Dichters gegenüber dem Maler. Aber fällt Ihnen nicht stilistisch an der Wiedergabe dieser Stimmungen etwas auf?

S. Loti spricht davon wie von sinnlichen Gegenständen:
la joie était *lourde* sous un ciel triste,
une joie *faite* de vigueur physique et d'alcool
sur laquelle *pesait* la menace de mourir,
un sentiment religieux *planait* sur tout cela,
un avertissement *noir*.

L. Die Ausnahme bestätigt also in diesem Falle die Regel: auch wo der impressionistische Dichter das Gefühlsmäßige in seine Schilderung einbezieht, sucht er doch durch die Sprache den Eindruck zu erwecken, als handele es sich um Sinnliches, Körperliches. Der Dichter hat aber noch *andere* Mittel, diese Stimmung zu versinnlichen und auf den Leser zu übertragen. Welcher Art ist die Grundstimmung dieser Schilderung?

S. Es ist der Gegensatz zwischen Lebensfreude und Todesdrohung: Joie sur laquelle pesait l'universelle menace de mourir.

L. Wo finden Sie diesen Gegensatz wieder?

S. Les veuves *silencieuses* . . . passant au milieu de *ce bruit de vie* comme un *avertissement noir*,

à côté des cabarets, l'église,

à côté des filles amoureuses, les fiancées des matelots disparus,

sons de cloches et chants de prêtres; chansons rudes et monotones dans les cabarets.

L. Wie drückt also der Dichter diese Grundstimmung aus?

S. Durch die Menschen und Dinge, die er schildert und die durch ihr Wesen den Gegensatz von Freude und Trauer versinnbildlichen.

L. Denken Sie nun noch einmal an die betrachteten Bilder. Kann man bei ihnen auch von einer Grundstimmung sprechen?

S. Ja, sie wirken so voll Leben und Freude.

L. Woher kommt das?

S. Sie sind voll Sonne und Licht.

L. Betrachten Sie unter diesem Gesichtspunkt unsern Text!

S. Wir haben einen beständigen Wechsel von *Hell* und *Dunkel:*

Les rues *sombres* tendues de draps *blancs*,

la *joie* sous un ciel *triste*,

groupes de filles en coiffes *blanches* . . . vieilles maisons *de granit*,

la Vierge *blanche* . . . l'église tout ouverte en grande baie *sombre* avec ses *cierges* dans son *obscurité*.

L. Auch diese Gegensätze dienen also der Versinnlichung der Grundstimmung. Wir haben bisher immer eine paarweise Gegenüberstellung von Freude und Trauer, Lärm und Schweigen, Hell und Dunkel gefunden. Es gibt aber *ein* Element in Lotis Schilderungen, das beides, Leben *und* Tod, in sich verkörpert.

S. Das Meer. Loti sagt am Schluß der Schilderung: la mer, la grande nourrice et la grande dévorante de ces générations vigoureuses.

L. Wo ist noch vom Meer die Rede?

S. Vieilles complaintes venues de la mer . . . vieux toits racontant leurs luttes contre tout ce que lance la mer.

L. Welche Wirkung liegt in dieser Wiederholung?

S. Sie wirkt wie eine Hervorhebung, eine Steigerung der gefährlichen Macht des Meeres. Zuerst erscheint das Meer wie in geheimnisvoller Ferne: venues de la mer, de je ne sais d'où, de la profonde nuit des temps, dann sehen wir die Spuren seines verderblichen Einflusses an den verwitterten Häusern, zuletzt hören wir sein Tosen, das sich drohend in den Festlärm der Menschen mischt.

L. Diese sich steigernde Wiederholung des Ähnlichen ist schon nicht mehr ein malerisches Mittel. An welche Kunst erinnert es Sie?

S. Es ist wie ein musikalisches Leitmotiv, das sich anschwellend durch die ganze Schilderung zieht.

Zusammenfassung: Die Schilderung des Malers wirkt unmittelbar in der Anschauung als etwas Einheitliches, während die Beschreibung des Dichters sich zunächst als ein Nacheinander von Einzelheiten darstellt. Aber der Dichter gleicht diesen Nachteil aus

1. durch freiere *Auswahl* der Eindrücke, da er neben dem Sichtbaren auch das Gehörte und Gefühlte wiedergeben kann,
2. durch freiere *Anordnung* der Eindrücke, indem er Gegensätzliches aneinanderrückt und Ähnliches durch Wiederholung steigert.

So erreicht er als Ersatz für die Einheit der *Anschauung* die Einheit der *Stimmung*.

L. Von hier aus verstehen wir nun auch, warum der Romanschriftsteller eine solche Schilderung unternimmt, obwohl ihm die Anschaulichkeit des Malers versagt ist. An welcher Stelle des Romans hat Loti diese Festschilderung eingefügt?

S. Am Anfang des Kapitels, das die erste Begegnung des Liebespaares Yann und Gaud erzählt.

L. Können Sie von da aus den Sinn, die Bedeutung dieser Schilderung verstehen? Denken Sie einmal, das Kapitel begänne wie das folgende mit der Schilderung einer Hochzeit. Wäre das gleichgültig für die Wirkung?

S. Die Stimmung des Bittfestes, in der die Todesdrohung die Lebensfreude überwiegt, fällt wie ein düsterer Schatten auf den Beginn dieser Liebe.

L. Wie die *einzelnen Teile* dieser Schilderung bedingt sind durch die Rücksicht auf den Gefühlseindruck, den der Dichter erwecken will, so ist also die Schilderung als *Ganzes* bedingt durch die Gesamtstimmung des Werkes, dessen Ausgang sie gleichsam vorahnen läßt.

In dieser Stimmung selbst scheint nun aber ein tiefliegender Gegensatz zwischen Loti und den impressionistischen Malern, deren Bilder Sie gesehen haben, zu bestehen.

S. Die Bilder waren voll Freude und Leben, die Grundstimmung von Lotis Roman ist düster, voll Todesahnung.

L. Wo die Kunstziele und die Kunstmittel so verwandt sind, wie wir bei unserem Vergleich Lotis mit drei typischen Vertretern der impressionistischen Malerei festgestellt haben, muß jedoch auch eine letzte Verwandtschaft in der Stellung zur Welt, im Lebensgefühl, vorliegen. Denn die Technik, der Stil eines Künstlers ist nichts Zufälliges und Willkürliches, sondern der notwendige Ausdruck seiner Weltansicht. Der Impressionismus, sahen wir, will die lebendige, bewegte Wirklichkeit als Ganzes, wie sie unseren Sinnen erscheint, darstellen. Ein solches Kunstwollen hat zur Voraussetzung die Überzeugung, daß diese sinnliche Erscheinung der Welt, die Materie, das eigentlich Wirkliche, „Positive" ist. Man nennt sie deshalb auch Materialismus, Positivismus. Von einer solchen Weltanschauung aus wird es begreiflich, daß ein Maler wie Monet unzähligemal dieselbe Landschaft in immer neuer Beleuchtung malte, um das Spiel der Farben und Lichter, gleichsam die ganze Atmosphäre, einzufangen in seine Bilder, daß ein Loti in seinen Romanen der Natur fast mehr Raum vergönnt als den Menschen und auch diese mehr von ihrer äußeren Erscheinung und Umgebung als von innen her schildert. Von hier aus verstehen wir nun aber auch den auffallenden Unterschied in der Grundstimmung, den Gegensatz von Lebensfreude und Todes-

angst. Der Maler kann in der Freude an der bunten Außenseite des Lebens, wie sie seinen empfänglichen Sinnen sich darstellt, sein Genüge finden, daher wirken so viele impressionistische Bilder lebensbejahend, optimistisch; für den Dichter aber, wie wir sahen, ist die Schilderung der Außenwelt doch nur Hintergrund für die Schicksale seiner Gestalten. Er sieht und schildert das sinnliche Leben nicht als Erscheinung, sondern als Entwicklung. Dadurch aber werden seine Gedanken über die lebendige Gegenwart hinausgeführt auf das zukünftige Schicksal alles irdischen Lebens, den Tod. Gegen dieses Erlebnis nun findet er in seiner positivistisch-materialistischen Weltanschauung keinen Trost. Die Religion könnte ihm inneren Halt geben, aber er sieht nur, daß sie keinen äußeren Schutz gewährt. Sie erinnern sich der bezeichnenden Stelle?

S. S. 9,8: la Vierge, regardant toujours, de génération en génération, avec ses mêmes yeux sans vie, les heureux pour qui la saison allait être bonne . . . et les autres, ceux qui ne devaient pas revenir.

So verkörpert Loti in seinem ganzen Schaffen das zwiespältige Lebensgefühl des Impressionisten: einmal die Freude am Schauen der Wirklichkeit, die ihn, den Marineoffizier, durch alle Meere und Erdteile treibt, die Welt mit seinen empfänglichen Sinnen in sich einzusaugen und mit allen Mitteln seiner impressionistischen Kunst widerzuspiegeln, und dann, untrennbar davon, den Schauer vor der Vergänglichkeit alles Irdischen, vor der Todesdrohung, die, mehr oder weniger verhüllt, auf aller Freude lastet. Wie für Goethes Werther ist auch für ihn die Natur, eben weil er nur sie kennt und anerkennt, „Schauplatz unendlichen Lebens“ und „Abgrund des ewig offenen Grabes“ (Brief vom 18. August) — la grande nourrice et la grande dévorante.

Nachdem die Schüler so unter Leitung des Lehrers die besondere Arbeitstechnik der ästhetisch-stilistischen Analyse an einem praktischen Beispiel kennen gelernt haben, können sie sich selbständig an ähnlichen Aufgaben versuchen. Ich gebe einige Beispiele, vom Leichteren zum Schwereren ansteigend, die dem Umkreis der Klassenlektüre entnommen sind.

Daudet, Le petit Chose: Die Preisverteilung (Kapitel VII). Ganz ähnliche stilistische Mittel.

Tartarin de Tarascon: Der Hafen von Marseille (Schluß von Teil I). Man beachte die Perspektive, die Fernwirkung, die diese Schilderung auszeichnet. Sie bildet die Überleitung von Tarascon nach Algier.

Loti, Pêcheur d'Islande: Die nordische Nacht (Ausg. Velh. & Klas. S. 5,23—6,10). Der Gesamteindruck des Unwirklichen, Phantastischen, erreicht durch Häufung von Negationen, neutrale Pronomina, Plural von Abstrakten.

Maupassant, La ficelle: Der Markttag (Anfang der Novelle). Geeignet als Gegenprobe: Scharf beobachtete Einzelzüge, dementsprechend klar herausgearbeitete Sätze; erst am Schluß der Schilderung impressionistische Gesamtwirkung: Geruchseindrücke.

Impressionistische Schilderung einzelner Gestalten: Pierre Loti, l. c. S. 3,25 (Yann), S. 4,8 (Sylvestre), S. 10,19 (Gaud und die Großmutter).

Auch hier bietet Maupassant in seinen Novellen das Gegenbeispiel: statt der impressionistisch-malerischen Schilderung des Gesamteindrucks die plastische Herausarbeitung einzelner Gesten und Haltungen, ganz entsprechend dem allgemeinen Gegensatz

zwischen der mehr lyrisch-stimmungsmäßigen Kunst Lotis und der mehr dramatisch-anschaulichen Maupassants.

Ist im deutschen Unterricht der „*Laokoon*" behandelt, so wird sich den Schülern von selbst die Frage aufdrängen, wie die Praxis der impressionistischen Schriftsteller sich mit Lessings Theorie verträgt. Es läßt sich hier an einem anschaulichen Beispiel zeigen, daß alle Kunstlehre gebunden ist an die Kunsterfahrung; Lessings scheinbar aus dem Wesen der Malerei und Poesie abgeleitete Sätze sind in Wahrheit das Resultat seiner ganz persönlichen, rationalistischen Stellung zur Kunst. Die berühmte Lehre, die Poesie schildere Körper nur andeutungsweise durch Handlungen (Abschnitt VI), gilt nicht absolut, sondern nur relativ, für eine Kunst, die wie die Homers oder des klassischen Goethe zugleich deutliche Unterscheidung des einzelnen und Anschaulichkeit des Ganzen erstrebt. Der impressionistische Dichter, dessen Ziel Verschmelzen des einzelnen zur Einheit der Stimmung ist, kann, wie das Beispiel Lotis zeigt, auf die von Lessing geforderte Verwandlung des Koexistierenden in ein Sukzessives sehr wohl verzichten. Eine Anwendung dieses „Kunstgriffes", etwa die Beschreibung eines Ganges durch Paimpol am Festtage, würde wohl eine größere Deutlichkeit des Details ergeben, aber den ganzen Stimmungszauber des Neben- und Ineinander zerstören.

Alle diese Betrachtungen führen den Schüler immer wieder vom Beobachten eines gegebenen Kunstwerkes zum Erkennen des notwendigen Zusammenhanges von Form und Geist und dienen damit der Bildung seines Geschmackes, d. h. der Fähigkeit, das künstlerisch Wertvolle vom Wertlosem zu unterscheiden. Denn so relativ alle *inhaltlichen* Kriterien des Schönen sind (wie gerade Lessings Beispiel zeigt), so absolut gilt jenes von Kleist aufgestellte *formale* Gesetz:

„Das ist die Eigenschaft aller echten Form, daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt, während die mangelhafte ihn, wie ein schlechter Spiegel, gebunden hält, und uns an nichts erinnert als an sich selbst." (Brief eines Dichters an einen anderen, Werke, Ausgabe Erich Schmidt, Bd. IV, S. 149.)

Wenn gerade die französische Lektüre zu solchen Analysen der Form auf Schritt und Tritt Anlaß bietet, so weist uns das darauf hin, daß die Pflege der Form auf dem Gebiete der Kunst, und zwar insbesondere der Prosa wie auf dem des geselligen Lebens, eine der Hauptleistungen der französischen Kultur ist, und so führt letzten Endes die recht verstandene ästhetische Auswertung der Lektüre nicht von der Kulturkunde weg, sondern zu ihr hin.

Basel. Ernst Merian-Genast.

DEUTSCH-FRANZÖSISCHE VERSTÄNDIGUNG.

Eine neue französische Zeitschrift «La Revue des vivants» widmet ihr zweites Heft einer ausführlichen, etwa 120 Seiten umfassenden Betrachtung der Fragen eines rapprochement franco-allemand. Unter den Beiträgen ist besonders eine Rundfrage unter den ehemaligen Frontkämpfern und Kriegsverletzten beachtenswert. Die Tendenzen der neuen Zeitschrift, die sich „Organ der Generationen des Krieges" nennt, die über den Parteien zu stehen vorgibt und von der «Association générale des mutilés de la guerre» unterstützt wird, sind auf der ersten Seite abgedruckt. Sie will wissen, welches die Kräfte und die Be-

wegungen der Gegenwart sind, auf Grund dieses Wissens zu Schlüssen gelangen und verantwortungsbewußt handeln.

Um die Leser über das Problem der deutsch-französischen Verständigung zu unterrichten, gibt sie einer Reihe hervorragender Mitarbeiter das Wort, die von verschiedenen Seiten aus an das komplizierte Problem herangehen und in verschiedenem Geiste seine Lösung sehen.

Zu Anfang steht ein Artikel des Dichters Paul Valéry: Notes sur la grandeur et la décadence de l'Europe. Er weicht von allen folgenden stark ab an Gedankenfassung, an der Höhe des Standpunktes, an der Weite des Blickes. — Valéry führt in losen Aphorismen die Betrachtung in eine Tiefe, die keiner seiner mehr auf das unmittelbar Gegenwärtige und sich äußerlich Aufdrängende gerichteten Mitarbeiter erreicht. Ich setze ein paar Proben hierher: Les seuls traités qui compteraient sont ceux qui se concluéraient entre les arrière-pensées. — L'Histoire est le produit le plus dangereux que la chimie de l'intellect ait élaboré . . . L'Histoire justifie ce que l'on veut. — L'histoire *mélodique* n'est plus possible. Tous les thèmes politiques sont enchevêtrés, et chaque événement qui vient à se produire prend aussitôt une pluralité de significations simultanées et inséparables.

Dann nimmt der ehemalige französische Botschafter in Berlin, Jules Cambon, das Wort. Er sagt etwa dies: Beide Länder wollen Frieden. Aber wenn die Deutschen einmal wieder wohlhabend geworden sind, ist der Friedensgeist bedroht. Denn noch immer herrscht in Deutschland Preußen und Bismarcks Geist. Seien wir stark, dann werden wir frei sein, und nur dann wird es den Deutschen an gutem Willen nicht fehlen.

Ein Aufsatz des Generals Weygand «La Frontière de l'Est» ist von dem Kriegsminister Painlevé zur Veröffentlichung nicht zugelassen worden. „Un tel, de l'armée" . . . schreibt an seiner statt über «Organisons notre frontière». Er schließt: Ehe nicht das gewaltige Werk der Befestigung der französischen Ostgrenze vollendet ist, dürfen wir die Besetzung des Rheinlandes nicht aufgeben.

Einen Rückblick auf „Methoden der deutschen Diplomatie" gibt Seydoux. Bismarck, die Minister Wilhelms des Zweiten, Brockdorff-Rantzau, Dr. Simons, Rathenau gleiten rasch an uns vorüber, Ruhrkrieg, Dawesplan folgen. Und dann wird Stresemanns Politik kritisch geprüft. Was erstrebt Deutschland heute? Befreiung des Rheinlandes, Kolonien, polnischen Korridor, Anschluß Österreichs. Die diplomatische Methode hat gewechselt. Aber was Stresemann will, ist „Imperialismus durch Frieden". So drückt sich freilich nicht in diesem Artikel Seydoux aus, aber im Schlußwort prägt der Herausgeber der Zeitschrift, Henry de Jouvenel, diese Formel für Stresemanns Politik.

Tristan Bernards sehr kurzer Beitrag läßt sich zusammenfassen in den Satz: „Ich bin sicher — ich sage nicht mehr: ich glaube — ich bin sicher, daß die große, die sehr große Mehrheit der Deutschen keinen Haß gegen Frankreich hat."

Über „die Zukunft des Dawesplanes" gibt Louis Dausset seine Gedanken zum besten. Sein Aufsatz ist gut dokumentiert, zeigt gediegene Sachkenntnis, enthüllt aber auch deutlich, welche Schwierigkeiten hier noch zu lösen sind.

Über „wirtschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich" schreibt François Poncet. Auch in diesem Artikel

fühlt man festen Boden von Tatsächlichem unter sich. Erwähnt sei, daß die Abmachungen der Wirtschaftsgruppen über Pottasche und Stahl eingehend erörtert und als verheißungsvolles Anzeichen betrachtet werden. Bedenklich stimmt den Verfasser die Tatsache, daß der deutsche Markt sich den französischen Exporteuren allmählich mehr und mehr entzieht.

Max Hermant schreibt einen Artikel „Im Rheinland", der vielleicht gerade im Rheinland interessieren wird, aber vermutlich auch gerade im Rheinland abgelehnt werden wird. Denn daß Frankreich im Rheinland ein Werk großmütig liberalen Geistes, ein Werk des Friedens und der Annäherung beider Völker vollbracht hat, das wird die Geschichte, zu deren Urteil Hermant volles Vertrauen hat, kaum aussagen.

Mit Félix Bertaux: „Von Nietzsche zu H. und Th. Mann" sind wir im Gebiet geistiger Wechselbeziehungen, die ein großdenkender, weit sich öffnender Geist als tatsächlich vorhanden und als notwendige Ergänzung der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen hinstellt.

„Die deutsche Seele und der wissenschaftliche Geist" von Albert Lapoule erinnert in fataler Ähnlichkeit an die groben Verallgemeinerungen, die in der Kriegszeit deutsche Art in Formeln preßten. Ostwalds Energietheorie, Weismanns biologische und Wegeners geologische Hypothesen sollen das Streben der deutschen Seele ins Grenzenlose, Spekulative, Dunkel-Erhabene zeigen. Andererseits wird an der Betrachtung des Wirkens der „Lufthansa" dargetan, wie der gleiche deutsche Geist in straffer Zucht praktische Fragen nüchtern und kühl meistert. Nietzsches „Übermensch" muß wieder herhalten. Ebenso le pangermanisme. Und ein Schulbuch, Einharts „Deutsche Geschichte", wird willkürlich herausgegriffen, um voreilig ungünstige Schlüsse zu ziehen.

„Sport im neuen Deutschland" von Jacques Mortane zeigt Achtung vor unseren neuen Methoden, erwähnt übrigens auch wieder die Bedeutung der Lufthansa.

Der „Meinung der ehemaligen Kriegsteilnehmer" wird breiter Raum zur Verfügung gestellt. Es kommen sehr gewichtige und sehr verschiedene Stimmen zu Wort. Frankreichs Friedensliebe betonen alle, für einen Gedankenaustausch mit den ehemaligen deutschen Kriegsgegnern treten die meisten ein, auf die schon in Genf getanen ersten Schritte weisen einige mit Befriedigung hin. Aber viele Vorbehalte werden gemacht, jeden deutschen Leser kränkende Zweifel an unserer Redlichkeit werden erhoben, deutsche Kriegsverbrechen und Alleinschuld am Kriege werden wieder aufgetischt, Vorsicht, Wachsamkeit wird empfohlen. Das Schlußwort von Henry de Jouvenel: En Résumé ist besonders unerfreulich in seiner argwöhnischen Verdächtigung deutscher Politik von heute. Briand wird scharf gemacht. Das Rheinland darf nicht geräumt werden, solange Deutschlands Politik im Osten als bedrohlich für Polen erscheint. Ein Mißgriff sind die beiden beigegebenen Zeichnungen.

Die besprochenen Aufsätze bilden ein Zeitdokument, das deutsche Neuphilologen gewiß mit Interesse studieren werden. Wer selbst an der deutsch-französischen Verständigung als dem Kernproblem Europas mitarbeiten möchte, wird die Größe und Schwierigkeit dieser Aufgabe an solchen Darlegungen besser erkennen als an den geklärten Gedanken großer Geister oder an den vorsichtigen Äußerungen von Regierenden und Diplomaten.

Der wahre Friede — darin hat Valéry gewiß recht — ist der Friede zwischen den arrière-pensées. Und was hinter den formulierten Gedanken an Erinnerungen, Instinkten, Gefühlen, Strebungen steckt, alles das, was verworren, aber mächtig die französische „Legende“ über den Deutschen und die deutsche „Legende“ über den Franzosen bildet, alles das, was sich zur deutschen „These“ oder zur französischen „These“ verdichtet, alles das müßte als unheimliche, dunkle Macht erkannt werden. Hier haben die letzten Klärungen und Aufklärungen stattzufinden, hier liegen die am schwersten faßbaren Hindernisse einer Verständigung, hier ist der Friede am schwersten, aber am nötigsten. Ein französischer Gelehrter hat während des Krieges den Deutschen den esprit géométrique zuerkannt, den esprit de finesse abgesprochen. Liest man die Aufsätze der Revue des vivants, so erscheint als letztes Hindernis des Verstehens gerade ein französischer esprit géométrique. Frankreich müht sich krampfhaft, den status quo der Friedensverträge zu erhalten. Es hat von Sieger und Besiegten eine notion géométrique. Daß Deutschlands Haltung nach dem Kriege nicht die des Besiegten ist, kann sein geometrischer Sinn für unverrückbare Gegebenheiten nicht fassen.

Hamburg. Eduard Schön.

SPANISCHE UND PORTUGIESISCHE FERIENKURSE IM IN- UND AUSLAND.

Der Fortbildung in der spanischen und portugiesischen Sprache dienen auch in diesem Sommer mehrere Ferienkurse. In Deutschland haben sich in Hamburg die vom Ibero-amerikanischen Institut und dem Seminar für romanische Sprachen und Kultur der dortigen Universität veranstalteten Ferienkurse wachsender Beliebtheit erfreut. In diesem Jahr finden sie vom 21. Juli bis 10. August statt; neben praktischen Sprachübungen sind Vorträge (auch mit Lichtbildern) in deutscher und spanischer Sprache vorgesehen. Besichtigungen bieten die Möglichkeit, die auf die Verkehrs- und Handelsbeziehungen zu Übersee, die Auswanderung, die Pressebeziehungen zum Ausland und den wissenschaftlichen Austausch mit anderen Ländern bezüglichen Hamburger Einrichtungen kennen zu lernen.

In Spanien läßt auch in diesem Jahr die Junta para ampliación de Estudios (Centro de estudios históricos) besonders für Ausländer bestimmte Ferienkurse unter Leitung der bekannten Dozenten Ramon Menéndez Pidal, Manuel B. Cossio, Dámaso Alonso, des früheren Lektors an der Universität Berlin, u. a. vom 11. Juli bis 6. August abhalten. Neben praktischen Übungen werden besondere Kurse über Cervantes, spanische Literatur und Leben, Intonation, volkstümliche Musik und Handelssprache geboten. Daneben sind Führungen durch das Museum des Prado und andere Museen Madrids, Ausflüge nach Toledo, El Escorial, Segovia und Aranjuez vorgesehen. Näheres zu erfahren durch den Centro de Estudios Históricos, Almagro 26, Madrid. Wer die Hitze Kastiliens scheut, kann an Ferienkursen im August in Santander teilnehmen, das wegen des herrlichen Strandes im nahen, durch Straßenbahn verbundenen Sardinero und besonders wegen der bequemen Dampferverbindung jedes Jahr von vielen Deutschen aufgesucht wird. Auskunft erteilt Dr. Miguel Artigas,

Direktor der Biblioteca Menendez Pelayo dortselbst, der vielen Neuphilologen vom letzten Neuphil.-Tag in Düsseldorf bekannt ist.

In Portugal finden in der altberühmten Universität Coimbra, in der vor zwei Jahren das Deutsche Institut eröffnet wurde, vom 20. Juli bis 30. August unter Leitung des Dekans der Faculdade de Letras, Prof. Dr. Mendes dos Remedios, Ferienkurse statt. Außer praktischen, sprachlichen und literarischen portugiesischen Übungen und Vorträgen wird auch Gelegenheit geboten, die brasilianische Literatur zu studieren; daneben finden Abendunterhaltungen, Führungen durch die Museen und Ausflüge in die Umgegend statt. Als Dozenten wirken u. a. der oben genannte Dekan, der die portugiesische Literatur vertritt, Dr. Eugenio de Castro (Kunst und Literatur) und der frühere Lektor der Berliner Universität, der jetzige Leiter des Deutschen Instituts Dr. J. da Providencia Costa mit, der mit seiner reichen Erfahrung Landsleuten gern zur Seite steht. Die mittlere Temperatur beträgt im Juli und August etwa 20 Grad. Die Reisekosten betragen auf den Schiffen der „Hamburg-Süd" und des Nordd. Lloyd etwa 115 M.

Jn Madrid wie in Coimbra werden über den erfolgreichen Besuch der Ferienkurse Zeugnisse ausgestellt.

Berlin. Fr. Tinius.

ABWEHR.

In seiner Besprechung des ersten Bandes meiner „Hist. französischen Syntax" (hier XXXV 228) glaubt von Ettmayer, ein Buch von 350 Seiten, den Niederschlag jahrelanger Arbeit, in etwa 30 Zeilen abtun zu können. Als besonders ungerecht muß ich den Vorwurf empfinden — es ist der schwerste, der einem Forscher überhaupt gemacht werden kann —, meine Ausführungen seien „fleißig kompiliert" und mein Material stamme „fast durchaus aus zweiter Hand". Ich brauche dieser Behauptung nur gegenüberzustellen, was Ernst Gamillscheg am Schluß einer weit eingehenderen, durchaus kritisch gehaltenen Besprechung desselben Buches sagt: „Lerchs Syntax ist nicht eine Kompilation, sondern ist vom Anfang bis zum Ende selbständig durchgedacht. Das aus erster wie aus zweiter Hand geschöpfte Material ist erstaunlich reichhaltig" (Gött. Gel. Anzeigen 1927, S. 34). In der Tat habe ich aus alt-, mittel- und neufranzösischen, provenzalischen, italienischen, lateinischen Texten (besonders aus der Vulgata) sehr viel selbstgefundene Beispiele gegeben, und ich möchte den Herrn Referenten fragen, welche andere Syntax sich auf soviel eigenen (teils gedruckten, teils ungedruckten) Vorarbeiten aufbaut. Selbstverständlich sind auch die Arbeiten *anderer* herangezogen worden (nicht nur Tobler, Brunot, Haase usw., sondern auch zahlreiche Dissertationen), und selbstverständlich habe ich diesen Arbeiten anderer manches Beispiel entnommen (A. Meillet sagt in seiner ebenfalls durchaus kritischen Besprechung, Bull. Soc. Ling. XXVII 102: ... Le sens qu'il a du français, l'art qu'il a de choisir des exemples caractéristiques sont admirables). Aber was hätte der Herr Referent wohl gesagt, wenn ich (wie einer meiner Vorgänger) die sog. „sekundäre Literatur" völlig unberücksichtigt gelassen hätte? Es wäre für mich bei weitem bequemer gewesen — aber den Lehrern, an die das Buch sich wendet, wäre damit nicht gedient gewesen. Übrigens hat schon Tobler mehrfach betont, es komme nicht so sehr darauf an, immer neues Material herbeizuschaffen, sondern

darauf, zur Klarheit über das wahre Wesen der Erscheinungen zu gelangen.

Von den allgemeinen Ausführungen sagt von Ettmayer lediglich, daß sie „auf Zustimmung in den Kreisen der romanischen Syntaktiker kaum rechnen können". Erstens wäre das kein Argument; der Herr Referent ist der letzte, der mit dem *consensus omnium* operieren dürfte, da er seit Jahren nichts veröffentlicht hat, was in den Kreisen der Romanisten Zustimmung gefunden hätte. Damit ist eben an sich noch gar nichts bewiesen. Die betreffenden Ausführungen sollen zeigen, warum andere syntaktische Methoden (vor allem die bewußt oder unbewußt naturwissenschaftlich eingestellte sog. *psychologische* Methode) abzulehnen seien und warum die *historische* Methode die einzig mögliche sei. Ich habe dafür *Gründe* angeführt, und diese Gründe hätte der Herr Referent widerlegen müssen. Zweitens aber ist es nicht richtig, daß niemand dieser meiner Rechtfertigung der historischen Methode zustimmt. Meyer-Lübke sagt von meinem genau das gleiche darlegenden Aufsatz in der Festschrift für Ph. A. Becker: „Dem Versuch, für die Syntax ein System zu geben, das auf Denkgesetzen beruht, und die historische Erklärung ganz beiseite zu schieben, tritt Lerch mit Glück entgegen in einem Aufsatz *Die Aufgaben der romanischen Syntax*, dem man bedingungslos zustimmen kann . ." (Rev. ling. rom. I 19f.).

v. Ettmayer schließt mit einem Bonmot: ich sei wie jene mittelalterlichen Bauherren, welche Säulen und Kapitäle aus dem Kolosseum brachen, um damit ihre gotisch gedachten Paläste zu schmücken. — Dieser Vergleich hinkt denn doch ein bißchen arg. Römische Säulen haben einen bestimmten Stil (und nur deshalb wirken sie in gotischen Kirchen stilwidrig). Syntaktisches Material dagegen ist an sich farblos. Im übrigen wäre ich mehr als zufrieden, unter Zuhilfenahme von fremdem Material etwas geschaffen zu haben, was sich einer gotischen Kirche irgendwie vergleichen ließe.

Pasing vor München. Eugen Lerch.

ERWIDERUNG.

Lerch ist in Kenntnis davon, daß ich eine sehr eingehende Besprechung seines Buches verfaßt habe und daß meine Notiz in den Neueren Sprachen nur eine Zusammenfassung der Endergebnisse dieses mehrere Bogen langen Aufsatzes ist, der bereits im Anzeiger der Wiener Akademie angekündigt ist und seit Herbst der Drucklegung harrt. In diesem, von aller fruchtlosen Polemik befreiten Aufsatze wird dem Leser die Motivierung meiner Stellungnahme zu Lerchs Syntax bekannt werden. Ich werde zeigen, wie ich mir die Ausarbeitung eines Kapitels seiner Syntax gedacht hätte. Ein Vergleich dieses Aufsatzes mit dem Lerchschen Buche wird dann der wissenschaftlichen Öffentlichkeit Einblick geben, ob meine kurze Rezension in den Neueren Sprachen unzutreffend oder ungerecht ausgefallen ist, wie Lerch zu glauben scheint.

Wien. Ettmayer.

BERICHTIGUNG.

In den „Neueren Sprachen" XXXIV, 540 wundert sich *E. Winkler* darüber, daß ich mich mit einem von *L. Spitzer* im „Jahrbuch f. Philologie" 1925, S. 129ff. veröffentlichten Aufsatz

in der gleichzeitig erschienenen «Revue de Linguistique Romane» 1925, S. 162ff. beschäftigen konnte. Ich stelle hiermit fest, daß Sp. mir das Separatum Anfang Februar 1925 nach Paris geschickt hat, und meinen Bericht darüber reichte ich bei den Herausgebern der *RLiR.* erst im Juni (die Korrekturbogen, die ich noch bei mir habe, tragen das Datum 30. Juni 1925!) ein. Darf man eine unter solchen Umständen stattgefundene Berichterstattung als „eine überaus prompte" bezeichnen? Und heißt es polemisieren, indem man auf derartige Kleinigkeiten, die außerdem nicht einmal richtig sind, einen so großen Wert legt?

Iaşi (Rumänien). Iorgu Iordan.

BESPRECHUNGEN.

Elise Richter, *Wie wir sprechen.* 2. Auflage. Teubner. Leipzig und Berlin (ANuG. 354) 1925. 130 S. Preis 2 M.

H. Güntert, *Grundfragen der Sprachwissenschaft.* (Wissenschaft und Bildung Nr. 210.) 149 S. Preis geb. 1,60 M. Quelle & Meyer. Leipzig 1925.

Beide Bändchen behandeln das gleiche Gebiet, beide bezeichnen im Vorwort als ihr Ziel, das Interesse eines breiteren Publikums für sprachwissenschaftliche Fragen zu wecken. Beide erörtern auch annähernd die gleichen Gegenstände (Lautbildung, Sprachentstehung und -entwicklung, Bedeutungswandel, Spracherneuerung und Überlieferung, Schriftsprache), und doch unterscheiden sie sich nach Ausgangspunkt, Stoffgebiet und Einstellung. Während R. ihre physiologisch-psychologische Betrachtungsweise vorwiegend aufs Deutsche anwendet und in kluger, sorgfältiger Systematik durchweg diesen psychophysischen Standpunkt einnimmt, geht G.[1]) — nach Vosslers Vorgang — von Anbeginn darauf aus, auf Grund eines gewaltigen, z. T. neuen Materials aus den verschiedensten Sprachen (unter denen auch Kaukasisch, Indianisch, Feuerländisch u. a. nicht fehlen), „die Sprachwissenschaft aus ihrer seitherigen Isolierung zu befreien und ihr die gebührende Stellung innerhalb der Kulturwissenschaften zu bereiten". Diese Einstellung führt ihn — in den Schlußkapiteln — natürlich über das engere Gebiet, das E. Richter sich gewählt hat, hinaus zu den reizvollen Feststellungen über Sprachverwandtschaft und -mischung. So ergänzen sich — trotz mancher Überschneidungen — die beiden Bändchen vortrefflich. Sie schließen ganz ähnlich mit dem Gefühl stolzer Freude über das wunderbare, wandelbare Werkzeug, das der Mensch sich aus eigener Kraft in der Sprache geschaffen hat, und das ihm als Brücke zu der sinnlichen wie der übersinnlichen Welt dient.

Alfred Schirmer, *Vom Werden der deutschen Kaufmannssprache.* Sprach- und handelsgeschichtliche Betrachtungen. G. A. Gloeckner. Leipzig 1925. 111 S. Preis 1,50 M.

A. Schirmer, der Verf. eines „Wörterbuchs der deutschen Kaufmannssprache auf geschichtlichen Grundlagen" (Straßburg 1911), gibt in den 25 Aufsätzen dieses Bändchens eine sehr

[1]) Zu bessern: S. 50: Lassalle, Lienhard, Goethe-Spielhagen (st. Vischer), S. 61: ahd., S. 77 Zeppelin.

reichhaltige, hübsche und brauchbare Zusammenstellung und Entwicklung des kaufmännischen Wortschatzes von den ältesten Zeiten bis auf neuere Tage (S. 13 könnte ich Tacitus' Märchen von den „dem Trunk an sich zugetanen Germanen" missen; S. 45 würde ich den Schrannen die Flensburger Schrangen und die Frankfurter Schirn zufügen; S. 82: Kodak ist Kunstwort, nicht Name). Alte deutsche Verhältnisse, italienische, französische, niederländische, englische Einflüsse, Makler (ein besonders gut gelungenes Kapitel!), Buchführung, Wechsel, Arbeitsstätten, Börsen- und Telegrammsprache, Nord- und Süddeutsches, Humor, Kaufmännische Wendungen in der Umgangssprache: das sind ein paar Kapitelüberschriften dieser gut gearbeiteten, mit genauen Quellenangaben und wertvollen Zeitnachweisen nicht kargenden Darstellung einer wichtigen Berufssprache.

G. A. BRÜGGEMANN, *Wortschatz und Sprachform.* Sprachliche Plaudereien und Betrachtungen. Quelle & Meyer. Leipzig 1925. 135 S.

Hildebrandscher Geist weht durch diese anziehenden Plaudereien über allerhand sprachliche Fragen (Maße, die wir mit uns tragen; Wortsippen; was sich nicht schreiben läßt; zur Sprachlogik u. a.), mit denen der Verf. unterm Strich der Kölnischen Zeitung bei seinen Lesern viel Anklang gefunden hat. Sehr hübsch ist der recht ausführliche Aufsatz über „allerlei Pflanzennamen". In einigen Einzelheiten kann man anderer Meinung sein: so betone ich „heilfroh", „saugrob" (S. 26) u. ä. *nicht* auf der zweiten Silbe, sondern schwebend; und Wendungen wie „Ich bedauere, nicht haben kommen zu können" (S. 120) scheinen mir durch den Sprachgebrauch schon zu sehr eingebürgert, als daß ich „nicht kommen gekonnt zu haben" für richtiger halten müßte — von Klangwirkung und Satzrhythmus gar nicht zu reden.

E. FEHRLE, *Badische Volkskunde.* I. Teil. 199 S. 72 Abb. auf Tafeln und im Text. Preis geb. 4 M. Quelle & Meyer. Leipzig 1924.

Fehrles Badische Volkskunde schließt sich würdig an Wredes Rheinische und Sartoris Westfälische Volkskunde an, die der gleichen Sammlung (Deutsche Stämme — Deutsche Lande) angehören. In ihrem vorliegenden I. Teil bietet sie Erörterungen über Sprache und Art, Empfinden und Denken des badischen Volkes (mit zwei ausgezeichneten Abschnitten: Volkslieder und Ortsneckereien), über Bauernhaus und -garten, sowie die Volkstracht. Das ungeheure Stoffgebiet (von dessen Umfang die gewissenhaften Anmerkungen zeugen) ist durch reichliche Beispiele belegt und durch geschichtliche Darlegungen, Sach- und Worterklärungen sowie 72 Abbildungen aufgehellt. Mehrfach (S. 72f. und 168) nimmt F. kräftig Stellung gegen die Ansicht, daß alle Volkskunst, -tracht, -sitte „gesunkenes Kulturgut" sei, was er in dieser Verallgemeinerung nicht gelten lassen will.

Shakespeare-Jahrbuch hsg. von WOLFGANG KELLER. Bd. 59/60 u. 61 (N. F. I u. II.) Frommann. Jena 1924. 312 S. Tauchnitz. Leipzig 1925. 192 S.

Aus der Fülle der Anregungen, die in den zwei vorliegenden Bänden steckt, kann nur einiges besonders Vortreffliche hervorgehoben werden. In den drei Festvorträgen zeichnet *Lilienfein*

ein wohlabgerundetes Bild von „Shakespeares dichterischer Phantasie“ (I), *E. Wolff* weist in der „Sog. Shakespeare-Bacon-Frage“ die Anmaßung der Baconianer zurück (I), *Kilian*† bespricht „Sh. und die Mode des Tags“ (II) aus reicher Kenntnis moderner Inszenierungs- und Regiekünste. (Seine gründliche meist ablehnende Kritik der Rotheschen Sh.-Übersetzung (I, 205—217) und seine ebenda besprochene Hamlet-Bühnenausgabe (= Reclam 2444) seien als wertvoll wenigstens erwähnt). *Türcks* (I) und *Bergers* (II) Hamlet-Aufsätze, *Hartmanns* „Bühnengesten in Sh.s Dramen“ (I) und *Eichlers* „Sommernachtstraum als Hofbühnenspiel“ (II) geben manchen guten Fingerzeig. In der sorgfältigen und sehr umfangreichen Bücherschau des Herausgebers *W. Keller* fesselte mich besonders die ausführliche Inhaltsangabe von *Pollards* vier Vorträgen über Sh.s Textüberlieferung (Manuskriptvorlagen, Raubdrucke), sowie die „Rettung“ *Tiecks* durch *Lüdeke* (I, 187f.).

Felix H. Bruns, *Die größte Mystifikation in der Weltliteratur.* Verlagsgesellschaft Braunschweig 1926. VIII u. 143 S. 30 Abb. 4,20 M.

Hier heißt es „umlernen“! Mit Uhr-Chiffre, Schnur-Chiffre, Quersummen-Chiffre, mit Geheimzahlen und Akrostichen wird dir, bis dir der Kopf brummt, diesmal aus dem Widmungsgedicht der Shakespeare-Folio "To the Reader", bewiesen, daß "*Francis Tudor is Francis Bacon, the author Shakespeare*". Aus anderen Werken, deren Titelblätter in sauberer Nachbildung abgedruckt sind, werden ähnliche Geheimschrift-Lösungen herausgelesen, sämtlich mit dem Ziel, Bacons Autorschaft zu erweisen und den „Stratforder Strohmann Sh. zu entlarven“. S. 88 erfährt man übrigens ganz nebenbei aus einer Anmerkung, daß Bacon auch den Don Quijote verfaßt hat! Was will man da machen!?

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Bernhardus Nicaeus Ancumanus, *Rosarium, Dat is Rosen-Garden,* Lateinische Epigramme John Owens in niederdeutscher Übersetzung (1638), herausgeg. von Axel Lindqvist. Norden u. Leipzig. H. Soltaus Verlagsanstalt, 1926.

Der Neudruck dieser Übersetzung von John Owens lateinischen Epigrammen in der Reihe der Drucke des Ver. f. nd. Sprachf. ist in mustergültiger Weise von Axel Lindqvist besorgt worden. Dem Text geht eine Einleitung von 36 Seiten voraus, die in knapper Sprache das Wesen der deutschen Epigrammliteratur des 17. Jahrhunderts streift und eine Darstellung von den deutschen Übersetzungen der Sinngedichte Owens, des englischen Materials, von den Lebensschicksalen und der Arbeit seines ersten Übersetzers, des ostfriesischen Geistlichen B. N. Ancumanus gibt. Die wichtige literarische Verbindung zwischen England und Deutschland auf dem Gebiet des Epigramms wird erörtert und die Entstehung der Ancumanischen Übersetzung genau verfolgt. An Hand der Beschreibung des nd. Exemplars (offenbar ein Unikum) gibt L. seine zwingenden Annahmen für das Verfahren des Ancumanus bei der Auswahl aus dem ihm vorliegenden lateinischen Text des Owens in der 1628 in Leyden erschienenen Ausgabe, Epigrammatum Joannis Owen Cambro-Brittanni, Oxoniensis, Editio postrema. Dann folgt ein kurzer Abriß über die Stil- und Reimkunst des Friesen.

Der Neudruck dieses Rosengärtleins ist um so mehr zu begrüßen, als es sich um eines der letzten größeren Denkmäler in nd. Schriftsprache vor ihrer Wiederbelebung im 19. Jahrhundert handelt.

Wien. Marianne Fröhlich.

DEUTSCHBEIN - MUTSCHMANN - EICKER. *Handbuch der englischen Grammatik.* Quelle & Meyer, 1926. 280 S. Preis geb. 8 M.

Ein Buch, das die recht schwierige Behandlung der Grammatik in der Schule durch theoretische Belehrung und praktische Anleitung fördert, ist seit langem ein Bedürfnis: Nirgends ist, das habe ich bei der Einführung junger Kollegen ins Lehramt immer wieder erfahren, die methodische Bildsamkeit so gering, nirgends wird der Mangel an Behelfen so schwer empfunden wie gerade hier. Man kann es nicht oft genug als Pflicht besonders des jungen Lehrers hinstellen, durch weitere englische Lektüre selbst ein Verhältnis zu den Feinheiten der englischen Satzlehre zu gewinnen und sich auch das erforderliche Übungsmaterial selbst zusammenzustellen und zu ergänzen.

Das vorliegende Buch ist nun ein sehr gehaltvolles Werk und für seinen Zweck sehr brauchbar. Die Theorie und Praxis der englischen Phonetik behandelt Mutschmann, Deutschbein die wissenschaftliche Grundlage der Syntax, Eicker die Darbietung im Unterrichte der Mittel- und Oberstufe. Nur das Englische ab 1680 mit Ausschluß des Amerikanischen wird dargestellt, die frühere Sprache nur gelegentlich herangezogen, und so fehlen da und dort nützliche Hinweise, so z. B. S. 225 darauf, daß in "past times and present" eine ältere *Formel* vorliegt. Das Umgangsenglisch könnte gegenüber dem Buchenglisch etwas häufiger vertreten sein. Ziel des Grammatikunterrichtes ist a) Verständnis für den englischen Text; b) tiefere Erfassung des Wesens der englischen Sprache, besonders durch Gegenüberstellung mit der Muttersprache und damit ein Eindringen in das Wesen des englischen Volksgeistes überhaupt. — Mittel zum grammatischen Verständnisse sind a) Bildung mündlicher und schriftlicher Beispiele, z. T. aus der Lektüre; b) deutsche Sätze zum schriftlichen Uebersetzen; c) Uebersetzen eines Textes; d) Achten auf charakteristische Beispiele in der Lektüre. Hier vermisse ich gänzlich Umformungsübungen, für die ich später fallweise Beispiele bringe. Für höhere Klassen ist auch die Behandlung von Grenzfallbeispielen wichtig (siehe später). Häufiger könnten im Buche Beispiel und schlagendes Gegenbeispiel nebeneinander gestellt sein, denn mit Recht verwirft Deutschbein eine *große* Zahl von Beispielen zur Ableitung einer Regel besonders in höheren Klassen. Den methodischen Anweisungen liegen Erfahrungen an einer *Mädchenschule* zugrunde; mir scheint, daß schon für diesen Sonderfall besonders die Mittelstufe ziemlich optimistisch angesetzt ist, und die Benutzer des Buches werden sich lebhaft vor Augen halten müssen, daß, von den spezifischen Philologennaturen abgesehen, das Verständnis mit Knaben viel langsamer und schwerer zu erarbeiten ist (vgl. einige Winke in L. Fasers Lehrverfahren und Lehraufgaben, besonders über die Satzlänge). Mängel des sprachlichen Ausdrucks fallen auch im theoretischen Teil des Buches auf, der ja durch den Lehrer wieder auf die Schüler wirken kann: *entsprechende* Äquivalente 54, eigentlich *nur* beschränkt, gesonderte *diskrete* Einheiten 138. Der formalen ἀπὸ-κοινοῦ-Konstruktion entspricht also psychologisch die

Simultanität des Inhaltes der Wahrnehmung mit dem Träger des wahrgenommenen Vorganges ... Mit der *Drückung* des Verbs der sinnlichen Wahrnehmung zu einem bloßen modalen Verbum hängt zusammen, daß der Infinitiv auf der anderen Seite an verbaler Kraft gewinnt 118. Die Terminologie setzt die Kenntnis der lateinischen Grammatik voraus: Dativ, Lokativ, A. c. i., Dualbegriff, Genitivus partitivus, objectivus, qualitatis, materiae, und der ungute G. appositionalis, der in der Schulgrammatik vermieden ist und im „System" passender Genitivus definitivus heißt; es ist das keine Apposition. Wie soll sich der Realschüler in diesen Bezeichnungen auskennen?

Zum phonetischen Teil möchte ich vorab aufmerksam machen auf die (gleichzeitig mit dem Handbuch erschienene) sehr tüchtige Arbeit von Werner Vockeradt, Die deutsche und die englische Artikulationsbasis (Greifswalder Diss. 1925); sie ist voll feiner Bemerkungen zum Thema und scheint mir auch für den Unterricht sehr wertvoll. Für den Stimmton (2) habe ich das Bienensummen (Walter, Zur Methodik[3], 78, 97) am durchschlagendsten gefunden; Viëtor (ElPh. § 74) empfiehlt einen anderen Weg, das Ausgehen von m, n, ŋ. Nach beiden Arten ist dann wohl, wie Viëtor sagt, „die stimmhafte Konsonantenanweisung in der Regel ein für allemal gelernt". Mutschmann gibt keine rechte Anweisung für die *Praxis*. Ein unglücklicher Ausdruck ist „kommt im Englischen in veränderter Gestalt vor" (4), praktisch wäre die typographisch *genaue* Gegenüberstellung der deutschen und englischen Lauttafeln (4, 8, 14, 15). Der Stimmansatz (5) ist „namentlich in Süddeutschland" (Viëtor 33, 3) „unserer Rede zumeist fremd" (Luick, Deutsche Lautlehre der Alpenländer, § 72). Ich würde zur Veranschaulichung [nɔ|tə|'tɔɪl] drucken. Aspirierte Tenues sind im Deutschen und Englischen regelmäßig vor *betontem* Vokal; *g* sollte als stimmhafter Reibelaut bezeichnet sein. Im Auslaute wird man bei stimmhaften Konsonanten nicht nur, wie (7) richtig gesagt wird, das Ausklingen in ein Flüstergeräusch vernachlässigen, sondern sogar die Stimmhaftigkeit übertreiben lassen. Die Bezeichnungen Spirant (8) und Vokalgemurmel (9) für (ɹ) widersprechen einander und sind unklar. Dasselbe gilt vom [ŋ] S. 10. In "knock, gnat" (12, Anm.) liegt, wie der Übergang kn, gn > tn, dn > n zeigt, wirkliche Angleichung vor. Empfehlenswert sind hier genauere Beschreibungen, etwa wie in Berneburgs Lautfibel. Die Diphthongierungstendenz (17) zeigt sich hauptsächlich in Endstellung: "sea, see". S. 17 erscheint auch das sogenannte Sweetsche Gesetz; es ist mit Vorsicht zu gebrauchen. Viëtor (ElPh. § 134) spricht von Verkürzung der Längen zu *halben* Längen vor stimmlosen Konsonanten; das ist das Wichtigste. Denn nach Jespersen (Lehrb. d. Ph.[2] 12. 53, MEG. I 16. 31) können *nur* "low vowels" vom stimmhaften Endkonsonanten einen Teil seiner Länge oder sogar die volle Länge übernehmen: [mæ̆n̄ > mǣn̄ > mǣn]. "Mid" und "high vowels (egg, give, full)" haben nach den von J. beigebrachten Messungen keine Halblänge. A. Western (E. Lautl. 28—29) hat daher diese Längung auch nicht unter seine Quantitätsregeln aufgenommen, D. Jones (EPh. 104—108) spricht nicht von einer Regel, sondern gibt nur als halblang "bad, sad" (gegen die Kürzen "lad, pad"), aber auch "back (!), that" (!), ferner "yes (!), big" (§ 542). Harold E. Palmer ("Grammar of Spoken English" § 4) gibt nur für Langvokale eine Regel; in seinen "Progressive Exercises in the English Phones" 101 sagt er von [æ]: "although generally short, it is *occasionally* found in a lengthened

form" und gibt als solche "bad, mad(der), sad(der), bag, gag, jam, Ann, man", aber auch vor stimmlosen Konsonanten: "ass, gas". In "cab, add, pad, tag" und bei [e, ʌ, i, ɔ] hat er *keine* derartigen Längungen. Das bestätigt mir auffallend die Anschauungen Schröers (ESt. 53, 428) und E. Kruisingas (E. Sounds[4], 119), daß diese nicht leicht in Regeln zu fassende Länge auch affektisch und satzrhythmisch bedingt ist. Der Phonetiker sollte nicht von einer doch nur im Druck sichtbar werdenden „stark einsilbigen Sprache" reden (18). Von den schwachen Formen steht [*jə*] nicht bei Jones, "her" sollte in allen Formen "r before vowels" haben; "such" mit [ə] ist Jones unbekannt; [*fo*] ist seltener als das wichtige [*fɔr*], ebenso ist [ə] wichtiger als [*ov*], das Jones nicht angibt. "Level stress" (23) findet sich im Deutschen auch in Landesfarben: weiß-grün, schwarz-gelb und nach dem Dreiwörtergesetz (24) in blau-weiß—rot. Der Ausdruck „zusammenhängender Begriff" (22) ist schlecht. Nach den Grundsätzen der Einleitung bedauere ich, die guten Beispielpaare "bláck bírd — bláckbird, the Quéen's dáughter — Quéensborough" nicht zu finden. Mir scheint überhaupt die (ebenfalls auf Fritz Roeder zurückgehende) Zusammenstellung in Grund-Schwabes Kurzgefaßter Grammatik d. e. Spr. reichhaltiger und übersichtlicher. Zur Intonation sollten einige Beispiele gegeben sein: abschließende Aussage, Aufforderung, Bestimmungsfrage, weiterführende Aussage, Entscheidungsfrage. Es ist auch rätlich, auf "The Semantic Functions of the Tone-Groups" (Palmer, English Intonation" 72 ss.) hinzuweisen, wenn es auch nicht notwendig ist, alle Feinheiten anzuführen, über die sich auch Engländer nicht klar sind (ibd. VII bis VIII). Wenn schon auf Kurven, wie in diesem ganzen Teile auf Diagramme, verzichtet wird, wäre doch außer Klinghardt auch H. E. Palmers "Grammar of Spoken English" zu nennen, die ebenso wie Sweets Elementarbuch im Schriftenverzeichnis fehlt.

In der Satzlehre sind die Aktionsarten des Verbs sehr breit behandelt: Intensivum, Iterativum, Frequentativum; die Phasenaktionsarten: punktuell, perfektiv-ingressiv, perfektiv-egressiv, imperfektiv (kursiv); Mutationsaktionsarten: Inchoativum, Kontinuitivum, Resultativum; intentionale Aktionsarten: Frequentativum, Kausativum, Desiderativum. Hier sind nun *auch für den Lehrer* viel mehr Beispiele nötig, auch aus dem Griechischen, Französischen, Deutschen. So ist es unmöglich zu sagen: Ich habe den Berg um 10 Uhr erstiegen; „erstiegen gehabt" geht an. Guter Stoff bei E. Kruisinga (English Studies VI, 87) z. B. das Verhältnis von "apprehend-comprehend; Do you have (= take)—Have you coffee"? Manche der Beispiele sind wohl etwas zu sehr gepreßt: bei "strided" stellt das OED (XI, 1, 122) mit Belegen aus Dryden, Boswell, Crocker, Lytton nur "a tendency" fest, es für die einzelne Handlung zu brauchen. Daß bei "thunderstruck and horrorstricken" (41) die von Deutschbein gegebene Erklärung: punktuelle-resultative Aktionsart richtig ist, bezweifle ich lebhaft, Gründe der Abwechslung (da ist der Engländer empfindlicher) und das rhythmische Gefühl vermögen ja sogar (55 Anm. 1, 80) eine "tendency" oder Regel zu durchbrechen. Ein schlagendes Beispiel für die resultative Bedeutung von "he has come" ist Coleridges Wiedergabe von „Spät kommt ihr, doch ihr kommt" (Picc. I, 1): "Ye have come late-but ye are come! The distance, Count Isolan, excuses your delay", das den Schülern auch wegen der Verbindung zum Deutschen vermittelt werden sollte. Zwischen "The horse of

Mr. A., *gone* to America, is for sale" und "There *is* my brother *come* back for breakfast" ist doch ein großer Unterschied. Nicht erwähnt sind einzelne Vertreter von Ausdrücken mit aktioneller Färbung, so das eigentümliche "I am a rotter, but I'm not a quitter". Tabellen sollten in diesem schwierigen Teile häufiger sein. Vorgänge, die nur einmal im Vollzug begriffen sind (55), müssen von Anfang an in Wendungen des Schullebens ("going to the blackboard, ... shutting the window; what *are you* correcting? Where *do you* correct the mistakes in your exercises?") geübt werden, und man wird besser daran anknüpfen; in der Bildbeschreibung ist übrigens "Her elder sister is in the house *preparing* the dinner" keine "progressive form", auch nicht "The father is very busy *harrowing* the field', für das im System (153, Anm. 4) noch dazu die richtige Erklärung gegeben ist. Auch die Wiederholung auf der Oberstufe (57) läßt sich anders als angegeben, durchführen, z. B. mit dem guten Beispiel aus Kruisinga: "You are translating poetry". — "It is not poetry, when I translate it". Auch "I was finishing the letter, when he came" ist ein dankbarer Ausgangspunkt. — S. 60 fehlen ein paar Beispiele aus Shakespeare, auf den verwiesen wird. Das innere Objekt hat neben seiner intensivierenden Kraft (63, System § 118, 3) auch die stilistische Aufgabe, einen schwerfälligen adverbialen Ausdruck zu ersparen: "He laughed a little short ugly laugh" geht nicht gut in die Form "he laughed a little, short and in an ugly manner"; so ist wohl auch "gave an encouraging look, a kindly greeting" durch stilistische Rücksichten mitbedingt, daher aus den Beispielen (62) besser auszuscheiden. Intensivierend ist dagegen "His smile was a little sickly, but he still smiled it patiently (Barry, Pain, Nothing Serious"). "Broke up" (65) gehört nicht hierher. S. 67 wäre es der Erwähnung wert, daß im jüngsten E. die Scheidung von Past und Perfect laxer gehandhabt wird. Gute Beispiele für den richtigen Gebrauch bei Nesfield, Errors in English Composition 79, 82ss.; so tadelt er "Britain *has been* infested with wolves from that remote period called the earliest times". Eine Feinheit ist der Gebrauch von "I took it just now (only a short time ago): I have just taken it (Palmer, English through Actions" XXXIV). Die „relativ seltene Anwendung des Praesens historicum" ist in der literarischen Sprache zu finden; für die Alltagsrede vgl. meine Bemerkungen Angliabeiblatt 38, 152. Für das Praesens zur Bezeichnung von Zukünftigem habe ich schon hier (34, 313) einiges ergänzt. Sehr gut ist in der Methodik die Verwendung von Briefliteratur; zu den Übungen empfehle ich, aus Sätzen wie "*He asked me* | how long I had been here | where I had bought this hat | where I had met him. *He told me* | that his mother had been dead these ten years | had been ill in 1914 || since 1914" die direkten Sätze herauslösen zu lassen. Der im Schriftenverzeichnis (77) angeführte H. W. Fowler hat jetzt dieses Kapitel im "Dictionary of Modern English Usage" behandelt, nennt übrigens dort "I will be drowned and nobody shall help me", von dem auszugehen S. 80 empfohlen wird, "much too good to be true". In diesem Abschnitte sind sehr gute Beispiele besonders zu den verneinten Hilfszeitwörtern zu finden. Es mag das Fehlen eines Infinitivs futuri, wie auch Kruisinga meint, ein Grund sein zu sagen "I shall hope to see you", aber es wird ja auch die Negation, die oft beim Verb des Nebensatzes leichter anzubringen wäre, mit einer leichten Außerachtlassung des Sinnes zum Hauptverb gezogen: "I don't

think he will come". In der Behandlung der Mittelwortfügungen hat Deutschbein nun die Auffassung Humpfs übernommen; es wird nicht immer gesagt, ob eine vom System verschiedene Fassung beabsichtigt ist. S. 105 Z. 16 v. u. ist „Verhältnis" zu ergänzen. Im § 58 ist § 55 für § 56 verdruckt. Zu 112 ist zu bemerken, daß man wohl sagen kann: "I insist on your *always* being present". Auf Grenzfälle von ("Half-) Gerund-Participle" wird erst S. 133 flüchtig eingegangen; ich habe zwei Beispiele: "Advantage had been taken of *little being wrong* with the trade" (Man hatte den Umstand ausgenützt, daß . . .). "He was utterly amazed, but at the same time charmed at this gentle stranger *reading* him so favourably all in a moment and *reading* him right (Reade, Put yourself in his Place II, 148; Singleheart and Doubleface" 214). S. 120 lies "präpositionslosen" für „präpositionalen". Man kann nicht bestimmt sagen, ob das Englische den lat. A. c. i. nachgeahmt hat oder nicht. Mir ist neuerdings der Hinweis B. Trnkas ("A Syntactical Analysis of the Language of Anglo-Saxon Poetry") beachtlich, daß der englische A. c. i. immer in Zeiten eines besonders starken lat. Einflusses stärker hervortritt. "She perceived three drops fall down" (127) ist als altertümlich besser auszuscheiden. In Eickers Beispielen (128) sind übrigens "Just allow me to read you a scene out of this month's number. She told her to go for eggs. In persuading her to go" als A. c. i. zu streichen, denn eine Verklammerung "I told | her to go" | wie "I expected | him to come" | ist unmöglich; ich frage ja auch "*What* did you expect", aber *What* did you tell *her*? Hier ist auch ein Widerspruch zu S. 125. Wir sprechen doch auch (vgl. 184) vom Dativ in einem Falle wie "He certainly told the secret to my father, not to me". Es besteht ja auch ein Unterschied zwischen dem A. c. i. und einem doppelten Objekt in "He wanted | me to come | : He wanted somebody | to look after him (vgl. 121, 6). Auch Poutsma (I 579) spricht hier von *indirektem* und *direktem* Objekt; er gibt aber auch interessante Übergangsfälle: Mr. Freely declared his resolution never to allow | his wife to wait | in the shop. Hängen die S. 131 erwähnten Unterschiede im Gebrauch des Infinitivs und Gerunds mit der Bedeutung dieser beiden zusammen? Wir haben "threaten, refuse, hesitate, avail" mit Infinitiv, die bedeutungsnahen "commit oneself, confess, object, succeed" mit Gerund, nach einer Reihe von Verben (Liste bei Palmer, Grammar § 346) kann Infinitiv oder Gerund stehen. Darum sollte bei "doubt, acknowledge, confess" die genaue Verteilung der davon abhängigen Formen angeführt sein; bei "confess" steht überdies das Gerund mit to: "I confess *to having done* it" (COD). Bei "I remember you telling me" ist das Schwanken auffällig, da System 153/4 die Entscheidung getroffen ist. Absatz 2, 3 v. u. (153) sind mir an sich nicht klar und stimmen auch mit den Vorschlägen für die Darbietung nicht recht überein. S. 128 ist „Qualitätsvorstellung" ein Druckfehler. Der Vergleich von „Marburg ist meine ganze Liebe" und "Swinburne's hatreds" ist nicht ganz treffend. Marburg ist der Gegenstand, auf den sich die Liebe richtet, "hatreds" aber (vgl. "amantium irae") sind die verschiedenen Haßanfälle, die bei verschiedenen Gelegenheiten ausgelöst werden. Hier und in der Darbietung S. 161 sollte bemerkt sein, daß der extensive Plural "rains, sands" durch das Lat. (frz.) beeinflußt sein kann; Einenkel (Syntax 63) führt Beispiele an ("helles = inferos, loves = amours"), Franz (Sh. Gr.[3] 196)

denkt bei "letters" *ein* Brief an möglichen lat. Einfluß. Ein Unstern hat über der methodischen Darbietung dieses Abschnitts gewaltet. Ist "upper leathers" in der aus Dickens angeführten Stelle nicht etwa Bezugsplural? "Eaves" ist heute allerdings meist Plural (POD), aber nicht aus semantischen, sondern aus formalen Gründen; es heißt ae. "efes" (got. "ubizwa") und das s ist hier ebenso mißverstanden worden wie in "assets, marquee, pease". Von *Teilen* wie bei "lungs" kann man hier nur gezwungen sprechen. "Party" Partei ist wegen der Gegensatzwirkung meist Einzahl. Sagt man gut Englisch "a piece of butter" (156)? Inwiefern "ark" aus einer Menge von gleichen Teilen bestehen soll, ist mir unklar; in dem Beispiele "mastless ships in a muddy river, roofed like Noah's arks" (157) ist ein Bezugsplural zu "ships" gegeben, der uns auffällt, weil im Deutschen „Arche Noah" wohl als Unikum genommen wird. Im OED (ark³) ist kein einziges Beispiel für die Mehrzahl belegt. Auch in "She will forget how to make *stews* upon the road" liegt wohl gewöhnlicher Plural zu dem normalen Singular (POD) vor. "Curd" ist auch im Sg. möglich, als „Speise" im Plural. Dasselbe gilt von "*one* of her bad headaches" (158) und "I threw in now and then one or two welltimed yawns" hat in „ein bis zwei Gähner" seine deutsche Entsprechung, ähnlich "a sigh or two". Auch "in the dawns" (162) mag ganz gewöhnlicher (Bezugs)plural Dämmerung (der einander folgenden Tage) sein. S. 167 lies Reisen für Reisenden. Gut ist S. 170 die Darstellung von "amidst, among, between". In "bóth the Miss Jénkynses: the twó Misses Jénkyns" (171) dürften auch rhythmische Gründe hineinspielen. "Fortune stood her friend" ist irrtümlich unter die Beispiele (180) geraten, ebenso "met with an old schoolfellow" (181). Der Stellungsdativ ist nach mehr Verben als den S. 184 angeführten gebräuchlich. Im Abschnitt über den Genetiv wäre zu sagen, daß dieser im literarischen Englisch, in neuerer Zeit besonders stark, auch von Sachen gebraucht wird. Für Artikel < Demonstrativ ist eine gute Illustration: "The ex-clusiveness, the pride, the form, the ceremony", exclaimed the general, *emphasising the article more vigourously at every repetition* (Martin Chuzzlewit, XVII). Der verschiedene Artikelgebrauch bei Eigennamen (193) ist im Deutschen nach Behaghel das Ergebnis einer örtlich verschiedenen Vereinheitlichung: der Typ Dietrichs ist im Norddeutschen, der Typ „(Heinrich) der Wagner" im Süddeutschen herrschend geworden. In diesem Abschnitte scheint mir manches viel zu hoch; übrigens kann man sagen "He exercised the profession of apothecary", so daß der diesem Beispiele folgende Hinweis (204) nicht am Platze ist. Beim Adjektiv scheint mir die Scheidung „Verb — zufällig vorübergehende —:— Adjektiv — zufällig dauernde Merkmale" nicht sehr sicher, vgl. der Himmel ist rot, grau, dunstig: bewölkt sich. Zeitwörter wie sich gliedern, stehen, liegen u. a. m. geben doch auch Dauermerkmale. Bei "alive, asleep" (208) ist neuerdings attributiver Gebrauch ganz häufig zu beobachten. Unklar ist S. 210 die Behauptung, daß das adjektivische Substantiv nicht prädikativ, sondern nur attributiv auftreten kann. Wie sind Übergänge wie bei "cheap, chief" dann zu erklären? In den Wandlungen Adj. — Sb., Sb. — Adj. ist für mich gerade der prädikative Gebrauch entscheidend. S. 213 wäre ein Hinweis auf "this one, that one" nützlich. "Child-wife" (220) ist sicher nicht mit "London merchant" auf eine Stufe zu stellen,

denn wir haben solche Bildungen auch in Sprachen, die sonst nur Adjektiv + Sb. kennen, z. B. "car osvoboditelj" „der Zar und zugleich Befreier ist". Es heißt meist "the out-of-works" (222); die Beispiele mit "ahead" S. 223 (Adverb!!) sind zu streichen. Die Stellung des Adj. sollte die Einteilung des Systems übernehmen, auch die zu 224b gehörige Gruppe "a different case from hers" erwähnen. Bedenken habe ich gegen die gegenüber System 235 ziemlich geänderte Erklärung (227), es steht der einfache Stamm nicht, wenn *irgend etwas* Meßbares ausgedrückt wird, sondern wenn ein für das betreffende Zeitwort besonders wichtige Maß in Betracht kommt (schnell laufen usw.). H. W. Fowler (DMEU) sagt von "slow: maintains itself as at least an idiomatic possibility under some conditions . . . Of the 'conditions' the chief is, that the adverb . . . should contain the real point; compare 'we forged slowly ahead', where the slowness is an unessential item, with 'Sing as slow as you can', where the slowness is all that matters". In "He has talked the woman round" (230) kann ich kein Adverb entdecken, es ist wohl als eine Art "nexus-object: The woman has come round: he made her come round" zu fassen. Auch "low-voicedly" (232) ist zu streichen. Beim Pronomen 236 ist der Hinweis aufs System in 107, 3 zu bessern. "Display" (253) ist nur mit Reflexiv möglich, intransitiv veraltet. Bedeutungsmäßig wäre ein Hinweis wertvoll auf "The men are expected to find themselves (food and drink"). Starke Bedenken habe ich gegen die *methodische* Art des Schlußkapitels; ich glaube, man wird auf eine *solche* Auswertung der Grammatik im Unterrichte wohl meist verzichten müssen.

LUICKFESTSCHRIFT. — *Neusprachliche Studien, Karl Luick zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Freunden und Schülern.* (Die Neueren Sprachen, Beiheft 6. N. G. Elwert. 1925. 279 S.).

Vierundzwanzig Freunde und Schüler haben Karl Luick wissenschaftlich höchst wertvolle Aufsätze zur Experimentalphonetik und Phonetik, Schallanalyse und Metrik, Sprachgeschichte und Literaturgeschichte gewidmet. Karl Ettmayer handelt von der Intonation der Romanen, Karl Brunner bietet Dialektaufnahmen aus Lancashire, hochwillkommen als Ergänzung seiner Dialektliteratur von Lancashire, Eduard Sievers bringt „Zu Cynewulf" ganz neue Anschauungen über den altgermanischen Alliterationsvers vor, die „ältere Paragrapheninhalte" radikal beseitigen. Eilert Ekwall lokalisiert die Namen einiger alter Urkunden, Max Förster stellt die Anschauungen über die „Weltzeitalter bei den Angelsachsen" zusammen. Wie Luick durch seine Lehr- und Forschertätigkeit die höhere Schule hervorragend gefördert hat, sind fast alle Beiträge dieser Festgabe auch für den berufstätigen Lehrer wichtig. Ich nenne noch besonders H. Koziol, Zur Betonung im Wiener Deutsch; E. W. Scripture, Das Wesen des Verses, Otto Funke, Zum Problem „Sprachkörper und Sprachfunktion"; Meyer-Lübke, Vom Passivum (mit anschließender Erörterung in diesen Blättern); O. Strauß, Zur Syntax der im Codex Junius enthaltenen alten Dichtungen; A. Eichler, Shakespeares The Tempest als Hofaufführung; W. Küchler, Malbrough s'en va-t-en guerre; H. Richter, Zur Selbstcharakteristik Lord Byrons. „Gerade für englische Denkweise ist es charakteristisch, sich mit dem Problem der *Arbeit* schon

sehr früh und eingehend zu befassen", beginnt R. Hittmair seinen Beitrag „Der Begriff der Arbeit bei Langland", der ein kulturkundlich und dem Lehrer sehr wichtiges Thema sehr gut darstellt. Möge der durch diese ganz hervorragende Festschrift Geehrte im Jahre 1935 eine ähnliche Freude erleben.

Graz. Fritz Karpf.

L. Hirsch und F. C. Hebert, *Neues englisch-deutsches Wörterbuch.* Gebrüder Garnier. Paris 1926.

Die beim Erscheinen des vorliegenden Wörterbuches mir gegenüber ausgesprochene Befürchtung eines deutschen Buchhändlers, daß ausländische Philologen und Verleger anscheinend die Arbeit leisten, die eigentlich von uns getan werden müßte, gibt mir Veranlassung, dieses neue Werk des französischen Verlages Gebrüder Garnier-Paris einer kurzen kritischen Prüfung zu unterziehen und die Frage zu beantworten, ob es wohl geeignet ist, die entsprechenden deutschen Werke vom Markte zu verdrängen.

Einleitend möchte ich auf den bedauerlichen Mißstand hinweisen, daß heute deutsch-englische Handwörterbücher aus der Feder deutscher Lexikographen in bedenklich geringer Anzahl zur Verfügung stehen. Am bedauerlichsten ist wohl der Umstand, daß das anerkannt gute und in jeder Beziehung sorgfältig gearbeitete Wörterbuch von Grieb-Schröer, das zuletzt in einer Auflage vom Jahre 1907 vorlag, vergriffen ist. Das ebenfalls sehr empfehlenswerte Wörterbuch von Thieme-Kellner ist im englisch-deutschen Teil ebenfalls vergriffen, während der deutsch-englische Teil als letzte Bearbeitung die des Jahres 1905 aufweist. Somit hat der deutsche Markt die Konkurrenz mit dem neu erschienenen französischen Werke im wesentlichen mit der allerdings viel umfangreicheren Hand- und Schulausgabe von Muret-Sanders und dem Tauchnitzschen Werk von William James zu bestreiten. Während der Muret-Sanders pro Band 15 M., der deutsch-englische Teil von Thieme-Kellner 9 M. und der James 7 M. kostet, wird mir das neue zweibändige französische Werk vom Buchhändler für 15 M. angeboten und dies bei einem Umfange des englisch-deutschen Teiles von 914 und des deutsch-englischen Teiles von 835 Seiten. Dem Preise und der ganzen drucktechnischen Aufmachung nach würde letzteres also sehr wohl imstande sein, mit den deutschen Werken in Wettbewerb zu treten, und gerade dadurch erhält die Frage nach der Güte und Zuverlässigkeit des neuen Wörterbuches erhöhte Bedeutung.

Einen Anhalt für die Beantwortung der Frage nach dem Umfang des gebotenen Wortmaterials bietet zunächst der ausführliche Titel, der im englisch-deutschen Teil folgenden Wortlaut hat: „*Neues englisch-deutsches Wörterbuch zum Gebrauch für alle Stände*, enthaltend den gesamten Wortschatz der Umgangs- und Schriftsprache, eine große Anzahl wissenschaftlicher, technischer und kaufmännischer Ausdrücke, sowie die Lösung der Schwierigkeiten, welche Grammatik und Spracheigenheiten darbieten, *mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Erfindungen und Angabe der Aussprache des Englischen.*" Danach will es also ein ziemlich ausführliches Wörterbuch sein, welches den Wortschatz der Umgangs- und Schriftsprache bieten und auf die mit den neuesten Erfindungen und überhaupt dem modernen Leben zusammen-

hängenden Neuprägungen Rücksicht nehmen soll. Inwieweit kommt es nun diesen Versprechungen nach, und wie steht es mit der Zuverlässigkeit des gebotenen Materials?

Der Umfang des aufgenommenen Wortmaterials ist in der Tat dem Umfange des ganzen Werkes entsprechend ziemlich beträchtlich. Nur will mir scheinen, daß eine große Anzahl heute völlig veralteter und auch in der Literatur der letzten Jahrhunderte selten gebrauchter Ausdrücke weitergeschleppt werden, ohne als veraltet oder nur in ganz speziellem Sinne gebraucht genügend gekennzeichnet zu sein. Als Beispiele mögen dienen: to fadge, gaingiving (Shak.), garboil, garron, lune, pabulary. Demgegenüber scheint mir das Werk in bezug auf das Wortmaterial des modernen Lebens nicht auf der Höhe der Zeit zu stehen. So vermisse ich sämtliche Ausdrücke des heutigen Flugwesens (aircraft, airman, airdrome, monoplane, aeroplane usw.) die Ausdrücke des über die ganze Welt verbreiteten Rundfunkwesens (radio, aerial, broadcast; letzteres ist in den alten Bedeutungen angeführt, ohne daß auf Radio Bezug genommen wird), sämtliche Ausdrücke der ebenfalls in aller Welt gepflegten track and field sports, des Boxsports usw., die Ausdrücke der modernen Gesellschaftstänze (onestep, twostep, blues usw.) und der dazu gehörigen Musik des jazz-band (banjo, saxophone, ragtime usw.), sowie Wörter, die tagtäglich die Zeitungen füllen, wie: unemployment, mass-meeting, fascism, to nationalize (in der Bedeutung sozialisieren).

Was nun die Zuverlässigkeit des Wörterbuches in seinen Bedeutungsansätzen betrifft, so ist auf einen merkwürdigen Unterschied zwischen den beiden Teilen hinzuweisen. Während im englisch-deutschen Teil die englischen Wörter recht korrekt und ziemlich einwandfrei ins Deutsche übertragen sind, unterlaufen dem Verfasser des anderen Teils recht bedenkliche Fehler, oder aber er setzt Wörter und Wortverbindungen an, die in dieser Form unmöglich sind. Zur Erhärtung dieses Urteils will ich wahllos einige Fälle herausgreifen, zunächst den fehlerhaften deutschen Ansatz bringen, dann die gegebene englische Bedeutung, und in Fällen, wo dies möglich ist, in eckigen Klammern hinzufügen, wie im anderen Teil das englische Wort korrekt ins Deutsche übertragen ist:

Heidenschaft (neben Heidentum) = heathenism, paganism [= Heidentum]
helldenkend = clear-headed [= ebenfalls: helldenkend]
Heuchelträne = crocodile's tear [= Krokodilsträne]
Hieber = 1. rapier [= Rapier, Stoßdegen]; 2. broadsword [= Schwert, Säbel, Pallasch]
hilflich = helpful [= behilflich, hilfreich]
Weiberrechtlerin = suffragette [fehlt!]
juxig = frolicsome [= fröhlich, lustig, scherzhaft]
giftabtreibendes Mittel (!) = antidote [= Gegengift, Gegenmittel]
lächern (!!) = to make s. o. laugh; es lächert mich = I feel inclined to laugh
mannfest = manly [= mannhaft, männlich]
mehrenteils = mostly [= meistenteils]
beian = hard by [= dicht bei]
Beutelhase = kangaroo [= Känguruh]
brühig = juicy [= saftig]
düstern = to grow dark [= dunkeln]

Da sich diese flüchtig herausgegriffenen Beispiele mit großer Leichtigkeit vermehren lassen, wird der Kundige wohl zu dem Urteil gelangen müssen, daß es bedenklich ist, sich dem Wörterbuche in der Annahme anzuvertrauen, hier ein unbedingt zuverlässiges Hilfsmittel vor sich zu haben.

Zu mehr Äußerlichem übergehend, möchte ich es nicht für ratsam halten, die englischen Titelköpfe mit großen Anfangsbuchstaben zu geben, obgleich diese Gepflogenheit auch in verschiedenen deutschen Wörterbüchern herrscht, und bei den Titelköpfen des deutsch-englischen Teils würde es sich empfehlen, wie Duden, der ja für die Rechtschreibung zugrunde gelegt ist, nur die Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben und nicht auch, wie die Verfasser es tun, die übrigen Wortarten.

Die „Lösung der Schwierigkeiten, welche Grammatik und Spracheigenheiten darbieten", beschränkt sich im großen ganzen auf die allgemein üblichen Angaben von Geschlecht, Zahl und den von Zeitwörtern und Verhältniswörtern regierten Kasus. Außerdem ist von unregelmäßigen Formen des Zeitworts auf den Infinitiv und von unregelmäßigen Pluralen auf den Singular verwiesen. Weitergehende Angaben würden ja sowieso nicht ins Wörterbuch, sondern in die Grammatik gehören.

Von den im Vorwort angekündigten üblichsten englischen Abkürzungen habe ich bei kurzer Nachprüfung c/o = care of und M. A. = Master of Arts als fehlend festgestellt.

Ein paar Worte sind noch über die Aussprachebezeichnung zu sagen, die, wie die Verfasser angeben, den englischen Wörtern auf Wunsch der Verleger gegeben ist und die, um kein Vorstudium erforderlich zu machen, in einfachster Form geboten werden soll. Es ist dem Bestreben, eine komplizierte Umschrift in einem Buche zu vermeiden, das sich nicht an gelehrte Kreise wendet, sondern dem praktischen Bedarf dienen will, durchaus beizupflichten, aber trotzdem muß ich die etwas zu primitive Art der Aussprachebezeichnung, welche die Verfasser wählten, bemängeln, da sie den Lauten des Englischen doch zu wenig gerecht wird. Umschriften wie: but (= böt), lame (= lehm), low (= loh), journal (= djör'nöl), brave (= brehw), anniversary (= aniwör'ßöri), water (= uor'tör) dürften wohl kaum als sachgemäße Hilfen zu einer richtigen und sorgfältigen Aussprache angesehen werden können. Es ist zu bedauern, daß es bisher noch nicht möglich gewesen ist, zu einer einheitlichen, allgemein angewandten Umschrift des Englischen zu gelangen, trotzdem muß aber festgestellt werden, daß die deutschen Methoden der Wiedergabe englischer Laute der von den beiden französischen Verfassern gewählten bei weitem überlegen sind.

Die kurzen hier gegebenen Andeutungen werden den Lesern dieser Zeitschrift wohl genügende Klarheit darüber verschafft haben, daß kein Anlaß vorliegt, unseren bewährten deutschen Wörterbüchern untreu zu werden. Zu hoffen ist allerdings, daß sie baldmöglichst neue Auflagen erleben mögen, in denen sie durch Aufnahme des vielen neuen Wortgutes der modernen Umgangs- und Schriftsprache auf die Höhe der Zeit gebracht werden.

Leipzig. **Walther Ebisch.**

ZWEI BÜCHER ÜBER LAUTRÉAMONT.

Le cas Lautréamont, Le Disque Vert, R. van den Berg, Paris 1925. 131 S., Vorzugsausgabe. — G. ET A. GUILLOT MUÑOZ, *Lautréamont et Laforgue*, Collection du comité France-Amérique de Montévidéo, Montévidéo 1925. 93 S.

Wer ist Lautréamont? Ein französischer Lyriker aus den dunkeln Anfängen der symbolistischen Periode, der eigentlich Isidore Ducasse heißt, sich das Pseudonym «de comte de Lautréamont» beilegt und zwei Werke veröffentlicht, «Les chants de Maldoror» (1868/69/74) und «Poésies» (1870). Die «Chants de Maldoror» bilden einen Wendepunkt in der Geschichte der französischen Lyrik: sie sind das erste Werk der *entfesselten Dichtung des „Unbewußten“*. Ein Glaubenssatz der romantischen Ästhetik will, daß der Dichter „inspiriert“, d. h. daß sein Werk „unbewußt“ sei. Die sichtbaren Folgen dieses Prinzips sind zunächst das Eindringen des Assoziativen in die Metaphorik der ersten romantischen Lyriker, besonders Hugos, dann die Erhebung der Synästhesie und der exotistischen Vision zum dichterischen Motiv, besonders bei Baudelaire, und schließlich nach dem Tode Baudelaires, durch Lautréamont die rücksichtslose Anerkennung und Ausbeutung des „Unbewußten“ Die ratio, die einem Klassiker wie Boileau und einem Rationalisten wie Voltaire zum dichterischen Schaffen unentbehrlich erscheint, wird im 19. Jahrhundert (von der antiromantischen Gegenbewegung des Parnaß abgesehen) mit unerbittlicher Konsequenz als feindliches Element aus dem dichterischen Prozeß immer mehr ausgeschaltet. Die häufig gebrauchten Stimulantien sollen die ratio betäuben und das „Unbewußte“ entfesseln. Lautréamont schreibt seine «Chants de Maldoror» zur Nacht nach reichlichem Genuß von Kaffee. Die halluzinatorischen Vorstellungen, die dann sein Gehirn bevölkern, bringt er unter nihilistischer Umwertung aller ästhetischen und moralischen Werte zu Papier: er schreibt seine Gedichte grundsätzlich in Prosa, um das Diktat der entfesselten Phantasie lückenlos und unverfälscht wiederzugeben; grandiose dämonische Visionen von sadistischer Grausamkeit, von maßloser Blasphemie, von einem Satanismus, neben dem der Baudelaires verblaßt, wechseln mit einem sinnlosen und hilflosen dadaistischen Gestammel bei Schreibzwang und Ideenflucht. Das alles, die Visionen wie das Gestammel, hat eine starke somnambule Wirkung, ähnlich wie das graphische Werk von einigen Lautréamont geistesverwandten Künstlern (Redon, Munch, Kubin). Gelegentlich schreibt er auch gänzlich wertloses Zeug, und zwar dann, wenn ihn der exaltierte Zustand der Inspiration verläßt: was dann entsteht, ist bewußt und gewollt und wirkt wie Rhetorik in einem Schulaufsatz. Der auf die «Chants» folgende Band «Poésies» ist nur ein Vorwort zu verlorenen oder überhaupt nicht entstandenen Gedichten und enthält eine seltsame radikale Verdammung der «Chants» aus moralischen Gründen.

Die Geschichte des heute im Zenit stehenden Ruhmes Lautréamonts verdient in Kürze erzählt zu werden. Die Originalausgabe blieb gänzlich unbeachtet. Die 1890 erschienene zweite Auflage der «Chants» fand einen anerkennenden Kritiker in R. de Gourmont, einen begeisterten in L. Bloy, durch den der spanische Lyriker R. Darío für das Werk Lautréamonts gewonnen wurde, und, was das Wichtigste ist, einen echten Schüler in Alfred Jarry (1873—1907). Lautréamont und Jarry wurden nach dem Kriege von der jüngsten

lyrischen Generation, die sich jetzt zur Gruppe der «surréalistes» zusammengeschlossen hat, entdeckt, als ihre Ahnen proklamiert und in wenigen Jahren berühmt gemacht. Lautréamont steht heute als älterer Zwillingsbruder neben dem anderen großen Meister der entfesselten Lyrik des „Unbewußten“, dem Dichter der «Illuminations» und der «Saison en enfer»; und sind Futurismus und Kubismus (und Dadaismus) unter dem Zeichen Rimbauds geboren, so ist die jüngste Lyrik, der Superrealismus, weiter nichts als eine Vollendung des von Lautréamont begonnenen Werkes; als seine Hauptaufgabe betrachtet der Superrealismus die Weiterentwicklung der von Lautréamont geschaffenen neuen Metaphorik. Die «Chants de Maldoror» haben zusammen mit den letzten Werken Rimbauds für die französische Lyrik etwa die gleiche Bedeutung wie für unsere Lyrik die Gedichte, die Hölderlin kurz vor der geistigen Umnachtung geschrieben hat, oder für die englische Literatur die "Prophetic Books" von Blake. Der zur Zeit unseres Expressionismus entstandene Ruhm Hölderlins hat die gleiche symbolische Bedeutung wie der Lautréamonts, und es ist bezeichnend daß die Franzosen gerade jetzt Hölderlin und Blake entdeckt haben und in ihre Sprache zu übersetzen versuchen. Der Ausdruck der grenzenlosen Verehrung der Jüngsten für den Dichter der «Chants de Maldoror» ist «Le cas Lautréamont», das Ergebnis einer gut durchgeführten Enquête der belgischen Revue «Le Disque Vert». Es kommen Freunde und Gegner zu Wort. Die Zahl der Freunde ist erstaunlich groß. Zu ihnen gehören: Breton, Aragon, Soupault, Gide, Supervielle, Robin, Crevel, Dermée, Eluard, Cocteau, Jaloux, Delteil. Auch Nicht-Franzosen kommen zu Wort, von denen besonders Ramón Gómez de la Serna mit einer wundervollen Prosadichtung über Lautréamont, einem den Spanier selbst vorzüglich charakterisierenden dichterischen Glaubensbekenntnis, beachtenswert ist. In einer Studie des Psychiaters Dr. J. Vinchon wird die oft behauptete Geisteskrankheit des Dichters erörtert und verneint (eine von mir angeregte Untersuchung durch den Psychiater Dr. Philipp Jolly hatte das gleiche Resultat). Auszüge aus früheren Aufsätzen über Lautréamont und eine Bibliographie erhöhen den Wert des Buches. Zu der Bibliographie sind folgende Ergänzungen nötig: wichtige Anspielungen bei A. Jarry (Les minutes de sable mémorial 1894, Gestes et opinions du Docteur Faustroll, pataphysicien 1911); R. Darío, Los raros, Maucci, Barcelona, 1905²; O. Forst-Battaglia, D. franz. Lit. d. Gegenw., Dioskuren-Verl., Wiesbaden 1925; G. de Torre, Literaturas europeas de vanguardia, 1925; E. R. Curtius, Indezente und laszive Bücher, i. d. „Lit. Welt“ v. 16. u. 23. 4. 1926; [Antonio Rodriguez Varela, Lautréamont y el satanismo, in «La Cruz del Sur» (Montevideo) November-Dezember 1926.]

Man sollte nicht für möglich halten, daß über das Leben Lautréamonts, also eines Dichters des 19. Jahrhunderts, fast nichts bekannt ist. Dieses Dunkel zu erhellen, haben sich G. und A. Guillot Muñoz bemüht und die Ergebnisse in ihrem französisch geschriebenen mit Reproduktionen von Photographien und Holzschnitten ausgestatteten Buche mitgeteilt. Dank ihren Nachforschungen weiß man jetzt das genaue Geburts- und Todesdatum, worüber seltsame Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht sind: I. Ducasse wurde am 4. April 1846 in Montevideo geboren und starb am 24. November 1870 an einem Fieber in Paris. Sein Vater war chancelier an der französischen Gesandtschaft in Montevideo und sein Sohn Isidore

kam 1867 nach Paris, wo er bis zu seinem Tode lebte. Über das Leben des Vaters wird vieles berichtet, um so weniger über das des Sohnes; die innere Entwicklung Lautréamonts bis zur Drucklegung seiner Bücher bleibt allen Nachforschungen zum Trotz in Dunkel gehüllt. Immerhin ist jetzt so viel sicher, daß sein Werk ebenso wie das Rimbauds als das Produkt einer heftigen Pubertätskrise zu verstehen ist, und über die literarischen Einflüsse auf den Dichter und über seine Sinnesänderung nach dem Druck der «Chants» unterrichten fünf erhaltene Briefe, die in der 1925 erschienenen Ausgabe der «Chants» (Au Sans Pareil) veröffentlicht sind. In dem Buch von G. und A. Guillot Muñoz folgen noch eine wertvolle Studie über das Werk Lautréamonts, ein biographischer Aufsatz über den ebenfalls in Montevideo geborenen französischen Symbolisten Laforgue und ein Aufsatz über dessen Einfluß auf die heutige Lyrik.

Würzburg. **Franz Rauhut.**

Prosistas modernos. Selección hecha por E. DIEZ-CANEDO. Dibujos de F. Marco. Madrid, Junta para Ampliación de Estudios, Instituto-Escuela, 1925, 8⁰. 307 S. 3,50 ptas. [Biblioteca literaria del Estudiante, Bd. IV].

Die wohlfeilen und geschmackvoll ausgestatteten Bändchen der «Biblioteca literaria del Estudiante» sind in erster Linie für spanische Gymnasiasten bestimmt. Sie bieten in ihrer Gesamtheit eine Einführung in die Meisterschöpfungen der spanischen Literatur, vor allem der klassischen und der neueren Zeit. Daneben findet auch die volkstümliche Erzählung (Cuentos tradicionales) und das Volkslied (Cancionero musical) Berücksichtigung. Eine eingehende Würdigung der Sammlung möge einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben, wenn sämtliche vorgesehenen 30 Bände veröffentlicht sind. Aber schon jetzt kann darauf hingewiesen werden, daß einzelne Bände der Sammlung auch außerhalb der spanischen Gymnasiastenwelt Interesse beanspruchen dürfen. Das gilt insbesondere von dem vorliegenden Bändchen, das sicher in Universitätskursen, vielleicht auch in der Schule Verwendung finden kann. Diez-Canedo hat seine Auswahl wie zu erwarten mit großem Geschick getroffen. Daß die Zahl der Prosamusterstücke und vor allem die Zahl der prosaistas selbst noch wesentlich und wirkungsvoll vermehrt werden könnte, weiß der Herausgeber genau so gut wie wir. Andererseits wird ihm jeder Benutzer des Bändchens gern bestätigen, daß er wohl kaum eines der aufgenommenen Stücke in ihm missen möchte, vor allem auch, daß es ihm trotz der gebotenen Beschränkung gelungen ist, uns charakteristische Seiten der einzelnen prosaistas vorzuführen. Damit ist das Urteil über den Wert der Auslese gesprochen, die in der Tat eine äußerst anregende Einführung in die Prosaliteratur, vornehmlich in die Erzählungskunst, darstellt.

Neben Joé Somoza, F. Caballero, Estébanez Calderón, Mesonero Romanos, Larra und den großen novelistas und Erzählern der späteren Zeit (Alarcón z. B. ist mit La Buenaventura, Pereda mit der Wolfsjagd aus Peñas arriba, Alas mit dem lieblichen ¡Adiós, Cordera! vertreten) stehen Südamerikaner. (D. Faustino Sarmiento, R. Palma, José Martí). Die gehobene Prosa kommt durch Emilio Castelar, Menéndez y Pelayo, Navarro y Ledesma und die südamerikanische Prosa dusch Rubén Darío, Amado Nervo, J. E. Rodó zur Geltung. Die allerjüngsten sind in dem Bändchen

noch nicht vertreten; der Herausgeber vertröstet uns auf spätere Gelegenheit. Die spanische Erzählungsliteratur ist bis Palacio Valdés geführt, große Künstler wie Azorín, Valle Inclán fehlen also noch.

Den einzelnen Stücken sind kurze, aber feine Charakteristiken der Autoren vorangestellt, die in ihrer Art an die Résumés in Herrig-Försters British Classical Authors erinnern.

Hamburg. F. Krüger.

Angel Ganivet, *El Escultor de su Alma*, drama místico en tres Autos. Fe, Amor, Muerte. (Francisco Beltrán, Príncipe, 16, & Victoriano Suárez, Preciados, 48, Madrid 1926).

Dieses seit Jahren vergriffene Werk Angel Ganivets, das wichtige Aufschlüsse über seine Persönlichkeit und sein Schaffen gibt, ist jetzt im Buchhandel wieder zu haben. Damit wird auch dem deutschen Publikum, das diesen großen Interpreten spanischen Geistes bereits aus der deutschen Übersetzung seines «Idearium español», betitelt „Spaniens Weltanschauung und Weltstellung" (Müller, München 1921)[1]) und aus dem Aufsatz von E. R. Curtius: „Spanische Kulturprobleme der Gegenwart[2])" kennt, die Möglichkeit gegeben, neben dem Denker den Menschen Ganivet schätzen zu lernen.

„Der Bildner seiner Seele" ist weniger ein Drama als ein allegorisches Seelengemälde, das starke Spannungen birgt. Ganivet versucht darin, die religiöse Problematik zu gestalten, die in all seinen Werken latent mitschwingt und letzten Endes den tragischen Ausgang seines Lebens bestimmte. Wenn auch die Schwierigkeit der Gedankengänge bisweilen eine größere Klarheit in der Durchführung hätte wünschenswert erscheinen lassen, gelingt es unserem Autor auch so, tiefe Eindrücke im Leser auszulösen. Ja, angesichts seines tragischen Todes sind wir ergriffen, wenn wir bei Lektüre des Dramas Ganivet zur Lösung seiner inneren Krise Wege einschlagen sehen — der Satanismus spielt eine gewisse Rolle — die nur eine bis zur Verzweiflung gesteigerte seelische Zerrissenheit verständlich macht.

Ein Eingehen auf den Gang der Handlung des «Escultor», dem jeweils eine Deutung parallel gehen müßte, verbietet sich hier aus räumlichen Gründen[3]). Das Ergebnis des in diesem Drama behandelten prometheischen Ringens um Selbstbehauptung gegenüber dem Tode, der Ewigkeit, ohne Gott, wie der Grundgedanke des Stückes einmal formuliert wird:

«Ser de mi alma creador,
crear un alma inmortal
en mi alma terrenal,
ser yo mi propio escultor
con el cincel del dolor;
sólo, sin Dios, esto fué
lo que en mis sueños soñé . . .» (Akt III, S. 112)

---

[1]) Vgl. die Besprechung v. W. Mulertt in NSpr. Bd. XXX, S. 174/9 u. die S. 27/29 seines «Azorín» (Niemeyer, Halle 1926).

[2]) „Hochland" Sept. 1926, S. 681/5.

[3]) Wir hoffen, bald eine bereits vollendete Monographie über G. vorlegen zu können, die u. a. ausführlich davon handelt.

ist jedenfalls negativ. Der Gott, den sich der Escultor in Gestalt seiner Tochter Alma, dem Sinnbild seiner geläuterten Seele, geschaffen hat, bleibt ihm stumm und kalt, was in der grotesken Tatsache zum Ausdruck kommt, daß der Escultor den von ihm selbst geschaffenen Gott um die Gunst eines Blickes anflehen muß. Es bleibt also bei der alten christlichen Lösung mit Gott, wenn es Ganivet vielleicht auch nicht zugeben würde, oder aber man verzichtet überhaupt auf Lösungen und resigniert.

Das Drama Ganivets erinnert unwillkürlich an Calderóns «La Vida es Sueño», mit dem es neben der Wahl eines philosophischen Themas und gelegentlichen Anklängen rein äußerlich schon der Achtsilber verbindet. Der Wert des «Escultor» beruht aber im Gegensatz zu dem Drama Calderóns nur auf dem Gedankengehalt; denn wenn Ganivet sein Stück auch mit «versos harmoniosos y valientes» ausgestattet hat, was ihm selbst ein so scharfer Kritiker wie Gómez de Baquero zugesteht, und wenn ihm gelegentlich auch die Gestaltung einer lyrischen Stimmung gelingt (z. B. «Que silenciosos dormís . . .» im «Escultor» S. 79/80), ein Lyriker von Rang ist er nicht gewesen; vielmehr fesselt und packt uns Ganivet in seinem Stück durch die Bedeutung und mit Leidenschaft durchgeführte Behandlung eines Problems, das schließlich ja unser eigenes ist.

Frankfurt a. M. Hans Jeschke.

FERIENKURSE IN CAMBRIDGE.

Die Universität Cambridge (Board of extra-mural studies) gibt bekannt:

A summer course for foreign students will be held at Cambridge from July 28th to August 17th 1927 in English language, literature, history and music. Small classes each day in English conversation and phonetics. For further information apply to Rev. Dr. Cranage, Stuart House, Cambridge.

STUDIENAUFENTHALT IM AUSLAND.

Adolf Reusch veröffentlicht soeben (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg 1927) einen sehr nützlichen Nachtrag zu seinem bekannten „Studienaufenthalt in England", in dem auf 22 Seiten neuere Werke zur Vorbereitung des Aufenthaltes und zur englischen Kulturkunde verzeichnet, sowie wichtige Mitteilungen über Reisewege und Kosten, Unterkunft, Adressen, Gelegenheiten zu Sprech- und Hörübungen, Vorträge, Theater, Ferienkurse, Schulen usw. gegeben werden. Preis 1 M.

Gleichzeitig erscheint in zweiter erweiterter Auflage der *Ratgeber für Reisende nach England, Frankreich, Spanien und der Schweiz* von Walther Wüllenweber (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1927, 1.50 M.). Das Büchlein stützt sich auf Berichte, die dem preußischeu Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in den Jahren 1925 und 1926 eingereicht wurden, und gibt, z. T. unter Berücksichtigung von Anregungen und Ratschlägen aus diesen Berichten, wertvolle Mitteilungen über Vorstudien, Einreise, Aufenthalt, Auswertung des Aufenthaltes, Verhalten im Ausland und Unterkunft.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *Juli-August 1927.* *Heft 5*

GEORGE TYRRELL.

George Tyrrell ist als das posthume Kind eines Journalisten, der aus alter englischer Familie stammte, am 6. Februar 1861 in Dublin geboren. Von mütterlicher Seite her hatte er zweifellos irisches, d. h. keltisches Blut in den Adern. Von seinem Vater hat er ein reizbares, zu heftigen Zornausbrüchen geneigtes Temperament und ein tiefes, aber jede Sentimentalität ängstlich scheuendes Gemüt geerbt; der starke Humor, der schon sehr früh bei dem Knaben hervortritt, der beim reifen Mann die ganze weite Sphäre von der schärfsten, überlegenen Ironie bis zur kindlichen Freude am Unsinn umspannt, scheint aus einer glücklichen Mischung der väterlichen und mütterlichen Eigenschaften hervorgegangen zu sein. Er wuchs in sehr engen, oft an die Not grenzenden Verhältnissen auf, ein träumerisches, in den Gebilden seiner früh lebendigen reichen Phantasie schwelgendes Kind, unfähig zu ernster Arbeit und Konzentration, in der Schule sich durch seine geistige Gewandtheit geschickt weiterhelfend, ohne daß er sich in irgendeinem Fach ein gründliches Wissen angeeignet hätte. Sein Selbstbewußtsein ward früh empfindlich geschädigt durch einen älteren, geistig hochbegabten Bruder, den seine körperliche Minderwertigkeit — er hatte eine Krümmung der Wirbelsäule — dazu trieb, den jüngeren, gesunden Bruder mit rücksichtslosem, grausamen Hohn seine geistige Überlegenheit fühlen zu lassen. Ein weiterer, für seine seelische Entwicklung sicher sehr wichtiger und schwere Schädigungen herbeiführender Umstand, lag in dem durch die prekären äußeren Umstände seiner Mutter bedingten fortwährenden Wechsel der Wohnung, des Wohnorts und der Schulen: der Begriff des „Heims“ und der Heimat bleibt seiner Jugend fremd und die äußere Diskontinuität und Ruhelosigkeit hat sicherlich mit zur

Erschwerung der Persönlichkeitsbildung bei dem außerordentlich sensitiven Knaben beigetragen. Daß das Fehlen einer sicheren männlichen Hand in seiner Erziehung bei seiner ganzen Anlage von verhängnisvollen Folgen sein mußte, leuchtet ohne weiteres ein. Schon verhältnismäßig sehr früh werden Mädchen, Kinder, die er kennen lernt, für ihn zum Gegenstand romantisch-schwärmerischer Neigungen. Daneben tritt ein merkwürdiges mechanisch-konstruktives Talent sehr stark bei ihm hervor. Die religiöse Atmosphäre seiner Jugend war ein stark puritanisch gefärbter Protestantismus, der ihm keine innere Anteilnahme abgewinnen konnte. Dabei regt sich ein primitiver kritischer Verstand sehr früh und führt, da ihm keine befriedigenden Antworten zuteil werden, zu religiöser Indifferenz. Es war ihm unmöglich, mit den religiösen Vorstellungen irgendwie den Charakter der Realität zu verbinden. Der etwa Dreizehnjährige fand sich in einem Zustand völliger innerer Haltlosigkeit und Zuchtlosigkeit. Da führte ihm ein Zufall eines der berühmtesten apologetischen anglikanischen Werke aus dem 18. Jahrhundert, die *Analogy of Religion* des Bischofs Butler, in die Hände, einen scharfsinnigen und ehrlichen Versuch, die christliche Wahrheit gegenüber den destruktiven Tendenzen des Deismus zu behaupten. Daraus schöpfte er, obwohl das Werk in seiner Totalität sich seinem Verständnis noch entzog, die eine grundlegende Erkenntnis, „daß die Religion überhaupt auf einer vernünftigen Basis sachlich verteidigt werden konnte". Er sah zum erstenmal einen Weg offen, der zu einem, wenn auch noch so fernen Ziel führen konnte. Und nun — das ist eine höchst merkwürdige Beobachtung, die er selbst formuliert, — wandte sich die konstruktive Neigung, die sich bisher nur auf mechanischem Gebiet betätigt hatte, allmählich ganz und gar einer philosophischen Richtung zu. Dieses Streben nach dem Aufbau einer philosophisch konsistenten Weltanschauung stellt eine Hauptrichtung des geistigen Wesens Tyrrells dar. Ihr zur Seite, nicht weniger bedeutungsvoll, läuft eine andere Linie; neben dem unstillbaren philosophisch-metaphysischen Drang regt sich in ihm ein aus der Sehnsucht des Gemüts und den Regungen seiner mächtigen Phantasie seltsam gemischtes Bedürfnis, in dem die Wurzeln seiner religiösen Entwicklung liegen. Die ersten tastenden Regungen dieses zweiten Grundtriebes, der seine ganze Existenz entscheidend bestimmt, fallen in die gleiche Periode seines geistigen Wachstums. Sie werden ausgelöst

durch die zufällige Bekanntschaft mit den reicheren, sich mehr dem katholischen Kultus nähernden Formen eines in bescheidenem Maße hochkirchlichen, anglikanischen Gottesdienstes. Die Schilderung dieser Eindrücke und ihrer letzten Folgen in seiner Selbstbiographie liefert zugleich eine höchst charakteristische Probe der kritischen und überlegenen Art, mit der er seine eigene Entwicklung beobachtet und dargestellt hat[1]. „Es war nicht nur der Chorgesang und die Musik, die gegenüber dem unaussprechlich prosaischen Charakter des puritanischen Gottesdienstes wahrhaft erlösend wirkten; auch die Andacht und Ehrfurcht, die ich wahrnahm, machten auf meine gottlose Natur keinen besonderen Eindruck; das wichtige war vielmehr, daß ich instinktiv fühlte, was ich erst lange nachher klar verstehen sollte: nämlich, daß der Unterschied zwischen einem Altar und einem Abendmahlstisch unendlich groß ist; daß er eine dem ganzen Wesen nach verschiedene Religion, eine andere Ordnung der Dinge überhaupt, bedeutete, von der ich noch keine Erfahrung hatte. Meine bisherige Grundvoraussetzung war, daß die Religion, in der ich erzogen war, die einzige autorisierte und haltbare Form des Christentums darstellte, daß der Papismus überhaupt nicht zu verteidigen sei, es wäre denn aus der Freude am Paradoxen heraus oder um den Protestanten Ärgernis zu geben. Aber hier war nun etwas viel Pikanteres: Papismus in einer protestantischen Kirche, die offizielle Liturgie der anglikanischen Kirche benutzend. Ich kann nicht daran zweifeln, daß es das Unrecht, der ‚soupçon' der Gottlosigkeit oder wenigstens das Paradoxe war, was mich faszinierte; die Barette und Chorröcke ließen meine protestantischen Nerven zucken. Ich hatte nahezu eine neue Sünde entdeckt, und fand die Sensation neu und angenehm. Ich frage mich oft, inwieweit Ähnliches von anderen ‚Konvertiten' der oberflächlichen Art zuträfe, könnte man analysieren, was sie zuerst zu Rom hingezogen hat. Es war ganz unmöglich, daß meinesgleichen jemals auf einen gesunden Köder angebissen hätte. — Es wäre erfreulich, könnte ich nach der Schilderung meines Falles und meiner Verderbtheit von einem blendenden Licht, einem klaren Ruf vom Tod zum Leben erzählen, aber Wunder kommen selten vor, und es schien, als sollte ich auf Pfaden zum besseren Weg zurück-

---

[1]) Autobiography and Life of George Tyrrell, arranged with supplements by Miss. R. M. D. Petre. London 1912.

kehren, ebenso krumm und zufällig wie die, auf denen ich mich verirrt hatte. Eine ‚Geschichte' meiner Bekehrung habe ich nicht zu erzählen. Ich ward in die Kirche hineingetrieben durch tausend nichtige Motive und Gründe; einige davon gut, einige böse; einige wahr, einige falsch oder trügerisch — nicht sehr verschieden von der Art und Weise, in der ein unwissender und betrunkener Schiffer sein Fahrzeug durch eine bloße Laune des Zufalls in den rechten Hafen bringt. Der Gedanke, an dem ich — vielleicht töricht genug — festhalte, befriedigt mich mehr, daß mein Geschick in anderen Händen gelegen hat — wenigstens hoffe ich es immer noch." Im Jahre 1875 beginnt er wieder zu beten; dabei hatte er das scharfe und klare und immer wieder unterdrückte Bewußtsein des Versuches der Selbsttäuschung. „Ich wußte, so wenig ich es mir eingestehen wollte, daß ich Religion spielte, wie man eine Rolle spielt. Ich hatte keinen Grund, zu glauben, ich *wollte* einfach glauben und lehnte jede Auseinandersetzung mit mir selbst ab." In dieser Zeit regt sich zuerst der Entschluß in ihm, in den Dienst der Kirche zu treten. Das Bedürfnis, mit dem System, das er sich aufzuzwingen suchte, in Harmonie zu leben, führt ihn zu dem Streben nach sittlicher Verbesserung seiner selbst. Und die Schwierigkeiten, die ihm auf diesem Wege hemmend entgegentraten, wirkten nun am allerstärksten in der Richtung seiner Bekehrung. Sie trieben ihn, in der Verzweiflung zu wachen und zu beten und persönliche Religion zu betätigen. Und hier läßt er nun, in rücksichtsloser Selbsterkenntnis, eine Bemerkung von fundamentaler Wichtigkeit einfließen: „Nicht daß ich Angst vor der Sünde oder ein wirkliches Sündenbewußtsein gehabt hätte: ich verlangte danach, die verlorene Herrschaft über mich selbst wiederzugewinnen — es war ein rein selbstisches Motiv, vielleicht dem Stolz verwandt; aber, wie gesagt, alles gute kam zu mir auf bösem Wege." „O Gott, wenn es einen Gott gibt, rette meine Seele, wenn ich eine Seele habe," das war die furchtbare, stets unterdrückte Prämisse seiner Gebete. Er schildert sich in dieser Zeit als gleich einem Manne, der sein Vermögen durch Betrug erworben hat und nachher als ehrlicher Mann lebt, Almosen gibt aus dem unrecht Erworbenen und sich zu überreden sucht, daß alles gut ist. „Oft, in den nächsten paar Jahren, und gelegentlich noch lange, lange nachher, sprang ich von meinen Knieen auf und rief mir zu: ‚Das ist alles Lüge und Schein'. Wenn ich aber dann die Konsequenzen dieses

Eingeständnisses ins Auge faßte, wenn ich mein Luftschloß zusammenstürzen sah, weil ihm dieses Fundament aus Wolken und Nebeln entzogen war; wenn ich an den Verlust all der Interessen dachte, die mich so sehr faszinierten, denen ich mich völlig hingegeben hatte, die meinem sonst leeren und sinnlosen Leben Sinn und Ziel gaben: dann drückte es mich wieder nieder auf die Kniee und ich hüllte mich in meinen selbstgewebten Mantel aus Illusionen fester ein als je." Diesen wesentlichen Zwiespalt führt er selbst auf ein sein unstillbares Bedürfnis nach Wahrheit und Realität zurück, das hier mit einem anderen, ihm nicht ganz durchsichtigen seelischen Verlangen in unversöhnlichen Konflikt geraten war.

Äußerlich scheint der Prozeß, dessen Anfänge Tyrrell selbst so deutlich aufgespürt und nach ihren Elementen zergliedert hat, sein Ende zu finden mit seinem Eintritt in den Jesuitenorden am 18. Mai 1879. Innerlich sollte er, auf einer Stufe höherer Bewußtheit — bisher war er, wenn dieser auch logische Ausdruck erlaubt ist, rein biologisch gewesen, eine bloße halb unbewußte, instinktive Betätigung des seelischen Selbsterhaltungstriebs — aufs neue einsetzen, als ein Ringen um die letzten religiösen und philosophischen Probleme, ein gewaltiger Konflikt zwischen dem unerbittlichen Wahrheitssinn eines bis ins feinste dialektisch ausgebildeten, klaren und scharfen Intellekts und den Ansprüchen einer allmählich zu reifer Fülle sich entfaltenden Seele, die sich ihrer romantischen Sehnsucht und ihres mystischen Dranges immer klarer bewußt wird, deren Sein nun an die geläuterten Inhalte, an die sie allein über dem Abgrund haltenden Gefühle gebunden bleibt, auf deren noch unsicher flatternden Schwingen sie sich dereinst aus dem Chaos erhoben hatte.

Die Sehnsucht nach einem tragenden, durch stete Bewegung die Seele lebendig erhaltenden Enthusiasmus hatte Tyrrell in den Jesuitenorden geführt. Ein den Orden in den leuchtendsten Farben schilderndes französisches Buch hatte ihm eine ideale Vorstellung von der Gesellschaft beigebracht; es war der kriegerische Geist des Ordens, der ihn anzog, die Idee des Kampfes für die katholische Kirche und den Glauben; wessen er bedurfte, das war eben eine Möglichkeit, sich dauernd die hohe seelische Spannung zu erhalten, die ihm den ruhigen, stetigen Willen ersetzen und ihn über innere Disharmonie und Daseinsunsicherheit hinausheben sollte. War doch seinem Übertritt zur katholischen Kirche, der mit seiner Aufnahme in

den Orden zeitlich zusammenfiel, eine furchtbare Zweifelkrise vorhergegangen, „die Zweifel in seiner Seele waren nur lebendig begraben, nicht erschlagen“. Er schildert den Zustand bei seinem Übertritt in folgendem, ein neues wichtiges Zeugnis für seinen inneren Zwiespalt bildenden Satz: „Die Angst vor der leeren Nacht einer ziellosen Existenz schreckte mich zurück zu meinen alten Idolen, Träumen und Hoffnungen; ich war gewillt meine Augen zu schließen und selbst in einem Narrenparadies unterzukriechen, um Schutz zu finden in meiner geistigen Verlassenheit.“ Die hochgespannten Erwartungen, mit denen Tyrrell an die Gesellschaft Jesu herantrat, mußten mit Notwendigkeit zu schweren Enttäuschungen führen. Tatsächlich begannen sie am ersten Tage, mit der Art und Weise, wie sich seine Aufnahme in die Gesellschaft vollzog. Mit Angst, und kaum auf eine Möglichkeit der Erfüllung hoffend, für so unwürdig hält er sich, äußert er dem Jesuiten, der ihn in die Kirche aufgenommen, seinen Wunsch, Priester, Ordensgeistlicher, ja Jesuit zu werden. „Nichts einfacher als das“, ist die Antwort. Er erhält eine Empfehlung an ein anderes Mitglied des Ordens, das er sofort aufsuchen soll. Die Freude über die rasche Verwirklichung seiner Träume läßt ihm zunächst die peinliche Enttäuschung, den harten Widerspruch zwischen seinem Ideal von der Gesellschaft als einer Gemeinschaft von geläuterten und geprüften Heiligen und dieser bereitwilligen Aufnahme seiner selbst, mit all seiner Unwürdigkeit und Unsicherheit, kaum zum Bewußtsein kommen. Aber diese erste Enttäuschung war da, und eine zweite folgte auf dem Fuße. Als er am nächsten Tag den Jesuiten aufsuchte, der seine Aufnahme in die Gesellschaft vornehmen sollte, da stand ihm — drohend und abweisend — die Schilderung der tiefgründigen und allumfassenden Gelehrsamkeit der Gesellschaft Jesu vor der Seele; und die verträumte Schulzeit erhob sich als unübersteigliches Hindernis daneben Er hatte ein vernichtendes Gefühl seiner Unwissenheit und wagte nicht, zu hoffen, er werde zum Eintritt fähig befunden werden. Aber siehe, der gute Vater ging leichten Herzens über seine Mängel hinweg. Daß er die Messe und einen Teil des Psalters auswendig konnte, übertraf die Anforderungen, die er hinsichtlich des Lateinischen stellte; und auf Tyrrells zaghafte Frage, ob viel Griechisch verlangt werde, erwiderte er mit vielsagendem Augenzwinkern: „Nicht viel“. Tyrrell fügt hinzu: Er hätte sagen dürfen: „Überhaupt keines“. Er sollte all

sein Wissen von der Gesellschaft empfangen. Für den Augenblick war er erleichtert und beruhigt. Aber sein hohes Ideal von der Gesellschaft hatte eine zweite, schwere Trübung erlitten.

Die Folgezeit vermochte den alten leuchtenden Glanz nicht wiederherzustellen. Er gibt eine außerordentlich interessante Schilderung der ersten Jahre seines Lebens in der Gesellschaft, eine Schilderung, die wohl eines der wichtigsten Dokumente für eine nähere Kenntnis dieses vielumstrittenen Ordens zu bilden berufen ist. Man wird dabei allerdings nicht vergessen dürfen, daß Tyrrell nur die englische Provinz der Gesellschaft kennengelernt hat. Daß er bei den Jesuiten nicht fand, was er gesucht hatte, darüber ward er sich bald nur zu klar. Die Literatur des Ordens, die man ihm in die Hand gab, war eher geeignet, ihn abzustoßen als anzuziehen; er fand darin eine nur auf das Prinzip von Lohn und Strafe gestellte Ethik, die ihm nichts zu sagen hatte, eine trockene scholastische Darstellung, die ihn abstieß, eine spekulative Verstiegenheit, die seinen Widerspruch herausforderte. Die geistlichen Übungen und Meditationen wurden mit einer qualvollen mechanischen Äußerlichkeit und schematischen Gewohnheitsmäßigkeit betrieben. Die Menschen, die ihn umgaben, lebten in Indifferenz und Routine gleichmütig dahin; der hochgespannte Idealismus, nach dem er sich gesehnt hatte, war höchstens bei einzelnen Jesuiten zu entdecken und äußerte sich auch da in einer Form, die seinem Wesen sehr wenig entsprach. Allein er war entschlossen, auf dem einmal betretenen Wege weiterzuschreiten. Die Aufgabe ward ihm erleichtert durch die ihm in hohem Grade eigene Anpassungsfähigkeit an seine jeweilige Umgebung. Und diese Anpassung an ein ihm völlig wesensfremdes System erschien ihm endlich als ein von der Vorsehung gestecktes Ziel, eine notwendige Vorbedingung für sein geistliches und sittliches Wachstum. Eine solche Funktion hat sie auch tatsächlich erfüllt; sie schuf ihm die geistige Form, den inneren Halt, deren er vor allem bedurfte. „Ein System," sagt er selbst, „mochte es noch so falsch sein, war zu dieser Zeit ein Gewinn für mich, weil es eben System war; und es bestimmte meine geistige Entwicklung und wies ihr die Richtung für die Folgezeit, wie ein Pol die Lage des anderen, seines Gegenpols festlegt. Weil er ein Hebräer unter Hebräern gewesen war, ward Saul der Lehrer der Heiden; er hatte an der Krankheit gelitten; darum strebte er mit glühendem Eifer nach

der Entdeckung eines Heilmittels." Die natürliche Einwirkung der Umgebung und das innere Bedürfnis nach festen Bindungen wurden aufs wirksamste unterstützt durch die starke und ehrliche, aber ebenso enge und fanatische Persönlichkeit seines Novizenmeisters, des Vaters John Morris. Bei ihm fand er den hochgespannten Idealismus, nach dem er sich sehnte, fand er eine unerschütterliche Festigkeit und Sicherheit der Überzeugung; diese Eigenschaften waren begleitet von einer nie durch irgendwelche Vertraulichkeit gefährdeten, sorgsam gewahrten zurückhaltenden Überlegenheit. Er war eine Art Verkörperung des Autoritätsprinzips, fähig, auch einen so schwierigen Charakter wie Tyrrell sich zu unterwerfen, weil er sich auf die einzig wahrhafte und wirksame Grundlage der Autorität stützte: sittliche Kraft und sittlichen Ernst. Morris betrachtete Tyrrell mit einem im Grunde wohl berechtigten, seine gute Menschenkenntnis bezeugenden Mißtrauen; ja es geschah, daß er gerade in einem Zeitpunkt, in dem Tyrrell sich die redlichste Mühe gab, sein Urteil vollständig der Autorität zu unterwerfen, ihm erklärte, es sei besser für ihn, die Gesellschaft zu verlassen; denn er habe von Natur einen der Belehrung unzugänglichen Geist; wenn er jetzt die Ansichten seiner Vorgesetzten annehme, so werde es doch nicht immer so bleiben; es würden sich später nur neue Schwierigkeiten ergeben. Tyrrell sah im Geiste alles zusammenstürzen, was er in zwei Jahren sich mit Mühe aufgebaut hatte, und wehrte sich mit verzweifelter Energie gegen die von den Oberen schon beschlossene Entlassung. Es gelang ihm, den Provinzial umzustimmen. So blieb er in der Gesellschaft und legte nach Ablauf der vorgeschriebenen Frist seine Gelübde ab. Der persönliche Einfluß des Vater Morris hatte ihn dazu gebracht, anzunehmen, „was seine kalte, von Gemütsregungen unbeeinflußte Vernunft niemals angenommen hätte, das seelenlose, platt verständige, unkritische System der Gesellschaft Jesu". Und seiner Autorität hingegeben, war er nun bemüht, grundsätzlich, aus einem Gefühle die Pflicht heraus, alle Gründe, die für die orthodoxe Ansicht sprechen, sich mit möglichster Eindringlichkeit zu vergegenwärtigen, und alle Gegengründe entweder als unberechtigte Auflehnung des individuellen Urteils abzulehnen oder als nur vorläufige Schwierigkeiten zu betrachten, die späterhin ihre Lösung und Erklärung finden würden. „Ich bemühte mich systematisch, beschränkt zu werden; ein Zustand ähnlich dem eines Menschen, der auf dem Kopf steht."

Die letzten Kapitel der leider so früh abbrechenden Selbstbiographie erzählen von den ersten Jahren der philosophischen Studien Tyrrells. Kurze Zeit vor dem Beginn seines Studiums der scholastischen Philosophie war die Enzyklika Leos XIII. über das Studium des hl. Thomas erschienen, die ein Zurückgehen auf den Text und die wirklichen Anschauungen des großen Dominikaners verlangte. Gerade in der Gesellschaft Jesu war die reine Thomistische Lehre im Laufe der Jahrhunderte so gut wie völlig verdrängt worden durch das den echten Thomismus vielfach entstellende und vergröbernde System des größten Philosophen des Ordens, Suarez. Die Enzyklika bedeutete in der Tat nichts anderes als einen Sieg der Dominikaner über die Jesuiten; und die Väter der Gesellschaft waren sofort eifrig bemüht, ihre Wirkung aufzuheben oder abzuschwächen und zu beweisen, daß Suarez und nicht die dominikanische Interpretation den wahren und reinen Thomas repräsentiert. Der Widerstand war so stark, daß der Papst 1892 sich in einer eigenen Enzyklika mit scharfem Tadel gegen die Gesellschaft wandte. Eine glückliche Fügung wollte es, daß Tyrrells erster philosophischer Lehrer einer der wenigen war, die den Weisungen des Papstes folgten.

So führten ihn seine Studien sofort zu den Werken des großen Thomas selbst, und die Einflüsse des ersten Jahres, verstärkt durch eine lebhafte persönliche Parteinahme für seinen ersten Lehrer, konnten durch anders gerichtete spätere Lehrer nicht mehr verwischt werden. Was er dem Studium der thomistischen Philosophie verdankt, faßt er selbst folgendermaßen zusammen: „Was an Ordnung und Methode in meinem Denken ist, alle wirkliche Fähigkeit richtig zu denken und zu unterscheiden, die ich besitze, verdanke ich dem hl. Thomas. Er gab mir den ersten Anstoß zu dem unvermeidlichen, dem Unmöglichen nachjagenden und doch nicht ganz fruchtlosen Streben nach einem vollständigen und harmonischen Gedankensystem.“ Ich kann mir nicht versagen, auch die Würdigung der Thomistischen Philosophie anzuführen, die er, von seinem späteren, höheren Standpunkt aus zurückblickend, ihr zuteil werden läßt: „Sie hat keinen Raum für Begriffe wie ‚Geist‘ und ‚Leben‘, denn sie erklärt diese höheren Dinge — Denken, Willen, Liebe, Handeln — mechanisch und künstlich durch Kategorien, die für eine niedrigere Sphäre gelten. Daher ist sie ein Medium, zu dicht, um das volle Licht und die volle Schönheit des Christen-

tums auf die Augen derer scheinen zu lassen, die Ausdruck suchen für eine Erfahrung, die sich nicht in die Sprache der Werkstatt oder des Bildhauerateliers fassen läßt. Und doch ist sie vielleich als Gedankensystem nicht gröber als das, was Christus zur Vermittlung seiner Offenbarung zur Verfügung gestanden hat. Und durch vielfältige Handhabung ist sie zu einem Ausdrucksmittel geworden, biegsam genug, um wenigstens die Umrißlinien und die hervorragendsten Punkte der Welt geistlicher und geistiger Realitäten anzudeuten — eine Art Notenschrift, die dem Musiker viel sagen kann, während sie für den Unmusikalischen wenig oder nichts bedeutet. Aquinas und Dante und mancher andere schöpferische Geist haben keine andere Sprache gekannt; durch ihre Akzente erreicht und befruchtet ihr Geist den unsrigen."

Seine geistliche Leitung war nun einem Führer anvertraut, der gänzlich anders geartet war als Vater Morris. Vater T. war, trotz angeborener Ängstlichkeit und einer stets gegenwärtigen Furcht vor dem Höllenfeuer, vermöge seiner Vorliebe für die heidnischen Klassiker und die alten Griechen, ein Freund weiterer und verständigerer Ansichten. Tyrrell schildert ihn in einer glänzenden kurzen Charakteristik als gänzlich unphilosophisch, rein literarisch begabt, reich an geistreichen Einfällen, zu den kühnsten Behauptungen geneigt, oft mutig ein kurzes Stück auf Pfaden wandernd, die zur Vernichtung führen müßten, ginge man bis zum Ende weiter. „Sicher in dem engen Bereich der jesuitischen Orthodoxie, tobt er umher wie ein Löwe im Käfig, in einer Weise, die den unbedachten Liberalen fürchten ließe, daß die Gitterstäbe in Gefahr sind." — „Er war ein ungewöhnlich anregender und unterhaltender Geist, und in den sprühenden kurzen häuslichen Ermahnungen, die er alle 14 Tage gab, hatte er immer irgendeinen zierlichen Satz, einen glänzenden Einfall, womit er gefällig spielte, wie die Katze mit der Maus, ihn hin und her wendend, streichelnd, ihn loslassend, um sich triumphierend wieder darauf zu stürzen — alles in ausgeprägtem Gegensatz zu dem trockenen Ton, der sonst bei solchen Gelegenheiten zu herrschen pflegt." Nicht nur die Ansichten des Vaters T., auch die der übrigen Väter, mit denen er nun in nähere Berührung kam, unterschieden sich sehr wesentlich von der streng asketischen Auffassung des Novizenmeisters, so wesentlich, daß Tyrrell sich vor die Entscheidung zwischen Morris und dem Rest der Gesellschaft gestellt sah. Es

fiel ihm nicht schwer, sich der freieren Anschauung anzupassen; aber er war zu einer Revision des Systems, das er sich ausgebaut hatte, genötigt. Dabei wirkten die Einflüsse der Novizenzeit in einer sehr wichtigen Richtung weiter: in dem Streben nach einem persönlichen Verhältnis zu Christus. In diesem Punkt lagen anfänglich die größten Schwierigkeiten für ihn. Das Christusideal des Vater Morris war zu sehr von der Einbildungskraft verkörpert, zu greifbar nahe, um ihm Realität zu werden. Sein Christus trug zu sehr die Züge des Vaters Morris selbst, er war zu sehr Jesuit, um ihm eine lebendige Wirklichkeit zu werden.

Ähnlich verhielt es sich, unter entsprechenden anderen Umständen, mit dem Christus seines neuen geistlichen Leiters. So bedeutete die Gegenwart im Sakrament und die Vereinigung mit Christus durch das Sakrament am meisten für ihn, eben wegen ihres über alle Erklärung erhabenen, geheimnisvollen Charakters. Wie sein mystisches Verhältnis zu Christus sich herausbildete, das deutet er an in dem Satz: „Nur insofern wir in seiner vielseitigen Persönlichkeit eine Ähnlichkeit mit uns selbst, mit unseren Umständen und Versuchungen sehen, beginnt er Leben für uns zu gewinnen. Das Leben allein ist der Lehrmeister, der uns zu seinen Füßen führt.“ In der Schilderung seiner geistigen Verfassung um diese Zeit kommt er auf einen Punkt zu sprechen, der zur Beurteilung seiner religiösen Eigenart von höchster Wichtigkeit ist: *seine völlige Gleichgültigkeit für das eigene Seelenheil.* Die Unfruchtbarkeit der jesuitischen Routine der geistlichen Übungen hatte er bald erkannt; aber sein leidenschaftliches Interesse für das geistliche Leben der Seele und die Möglichkeiten seiner Förderung und Entfaltung, weit entfernt, zu erlahmen, trieb ihn zu immer neuen Versuchen, die von der jesuitischen Methode nicht gelösten Probleme für sich selbst zu lösen. Dabei spielt aber die Sorge um die eigene Seele keine Rolle: „Es geschah“, wie er sagt, „völlig im Geist des *kantischen* Gesetzes, das uns gebietet immer so zu handeln, wie wir wünschen, daß alle anderen handeln sollen. Ich wollte einen Weg finden, der für alle hilfreich sein sollte, und ich experimentierte an mir selbst als einem ‚corpus vile‘. Es war eine Art Erfinder- und Entdeckerleidenschaft, die gleiche, die mich als Kind dazu trieb zu bosteln, anstatt meine Aufgaben zu machen. Ich glaube nicht, daß ich mich auch nur einen Augenblick über den Sachverhalt getäuscht habe.“ Er schließt diese Be-

trachtung mit der Feststellung: daß ihm der feste, jede zweifelnde Frage verschmähende Glaube an das ihm überlieferte System, der geradezu die erste Voraussetzung wirklicher moralischer Ausbildung ist, völlig gefehlt habe. Wer kann beginnen zu bauen, ehe er sich klar ist über den Plan? In dieser Hinsicht sind die gelehrigen und trägen Geister — die mehr als eine Seite einer Frage weder sehen können noch sehen wollen — so viel besser gerüstet zur Erwerbung der Tugend. Dieser im tiefsten Sinne skeptischen Bemerkung stellt er aber alsbald ein stolzes und offenes Bekenntnis zu seiner eigenen Wesensart gegenüber, das einige der schönsten und wesentlichsten Sätze enthält, die er geschrieben hat, und das daher wohl verdient, im Wortlaut zitiert zu werden:

„Hätte ich, um Unmögliches anzunehmen, völlig passiv und bildsam sein können in den Händen der Gesellschaft, völlig tot im moralischen Sinne des Wortes; hätte ich ein Heiliger werden können nach dem Vorbild einiger, die sich dem System ganz und gar unterworfen haben; wäre ich wirklich glücklicher gewesen in diesem Zustand unbewußter, aus Not erzeugter Ruhe? Die Wahrheit zwingt mich zu sagen: Lieber würde ich auf eigene Faust die Hölle wagen, als mir auf diese Weise den Himmel sichern. Lieber würde ich das zuckende Leben der sündigen Mehrheit teilen als mich des Friedens der kleinen heiligen Schar erfreuen. Ich blicke mit Schauder zurück auf das Ideal, das man mir als Novizen vorgehalten hatte, an das zu glauben, dem nachzueifern ich mich gezwungen hatte. Der hl. Aloysius erregt mir Übelkeit und der hl. Johann Berchmans erregt meinen Zorn. Das kommt einem Bekenntnis der Weltlichkeit gleich. Ich will sie nicht verteidigen durch eine perverse Anwendung des Textes: ‚*Also* hat Gott die Welt geliebt‘. Aber ich war immer geneigt den guten Hirten zu tadeln, weil er sein Schaf verloren hat, und gegen den Vater des verlorenen Sohnes den Verdacht zu hegen, er habe seinem Sohn die Heimat unerträglich gemacht. Und so kann ich mich nicht enthalten, die Hälfte der Sünden und Irrtümmer der Welt *ekklesiatischen* Schultern aufzubürden und die Partei der Angeklagten gegen ihre Richter zu nehmen.“

Die Entwicklung, die Tyrrell in der Zeit von 1884 bis 1902 durchlaufen hat, können wir nur in ihren Hauptlinien erschließen. Es war für ihn die Zeit der Festigung und Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit, ein allmähliches Sich-

bewußtwerden der eigenen Kraft und Art, und der Reife und Entfaltung seines starken und scharfen Intellekts. Den wichtigsten und entscheidendsten Schritt können wir nur ahnen, aber er muß einmal geschehen sein. Er muß das jesuitische Ideal der absoluten Unterordnung, des Mißtrauens in die eigene Individualität, das er sich mit solch leidenschaftlicher Energie selbst aufgezwungen hatte, abgeschüttelt, an Stelle der Anlehnung nach außen, ein Schöpfen aus den inneren Quellen der Seele gesetzt haben. Ermöglicht ward diese Wandlung, dieses Fortschreiten in der Richtung zu wahrem geistigen und sittlichen Sein hin durch eine Reihe von Umständen: durch eine immer tiefere und *gespanntere* Einfühlung in die Religion, eine immer mehr verfeinerte philosophische Durchbildung seines Denkens und vor allem durch eine reiche Betätigung als Seelsorger, philosophischer Lehrer und theologischer Schriftsteller, die ihn der eigenen Kraft und der eigenen seelischen und geistigen Möglichkeiten immer klarer bewußt werden ließ. Zwei Jahre hat er in dem Kolleg in Stonyhurst thomistische Philosophie gelehrt, den reinen Thomismus im Sinne der päpstlichen Enzyklika und entsprechend seiner eigenen gründlichen Kenntnis und ehrlichen Interpretation der Texte. Und sein Lehrerfolg war so glänzend, seine Schüler hingen ihm mit solcher Leidenschaft an, setzten mit ihrer Dialektik den Vertretern der traditionellen jesuitischen Doktrin so heftig zu, daß ihn die Oberen alsbald von seinem Lehramt entfernten. Dabei war es ihm nicht allein auf die reine Lehre des Aquinaten angekommen. Den wahren Geist des hl. Thomas wollte er pflegen; er ahnte in ihm ein starkes lebenspendendes Prinzip, dem ganzen Wesen nach verschieden von der starren Engherzigkeit der herrschenden Scholastik; in der durch Leo XIII. inaugurierten neoscholastischen Bewegung sah er die Möglichkeit zu einer Erneuerung des religiösen Lebens in der Kirche überhaupt. Er dachte zunächst daran, durch eine Wiederbelebung des alten Geistes der Gesellschaft Jesu, des wahren Geistes ihres heroischen Gründers, in dem er einen großen reformatorischen Genius bewunderte und verehrte, mittelbar auf die Kirche einzuwirken. Dieser Aufgabe sollte ein Buch über die „Exercitia Spiritualia" des Ignatius von Loyola dienen, in dem die wahren Absichten ihres Schöpfers seinen entarteten Jüngern eindrucksvoll vorgeführt werden sollten. Der alte Geist der Gesellschaft sollte aufs neue erwachen, „jene Biegsamkeit und Anpassungsfähigkeit, die das wahre

Geheimnis ihrer Größe waren". Nie hat ihm ein Werk mehr am Herzen gelegen als dieses. Es war fast vollendet: da regte sich das Mißtrauen im Orden gegen ihn so stark, daß er erwarten mußte, man würde ihm die Abhaltung von Exercitien verbieten. Unter dem Eindruck des Kontrastes zwischen seinem Ideal und der Wirklichkeit hat er zu Beginn des Jahres 1900 das Manuskript verbrannt: ein symbolischer Akt von einschneidender Bedeutung; innerlich sagte er sich damit von der Gesellschaft Jesu los. Immer deutlicher muß er sich in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts des Konfliktes zwischen der herrschenden Kirchenlehre und der modernen Welt bewußt geworden sein. Seine literarischen Arbeiten hatten die Aufmerksamkeit des Freiherrn Friedrich v. Hügel auf ihn gelenkt[1]); und von diesem ebenso tief religiösen wie vielseitig gebildeten Vertreter edler katholischer Kultur, mit dem ihn bald ein nur durch den Tod gelöstes Freundschaftsband verknüpfen sollte, empfing er Anregungen von entscheidender Wirkung. Hügel veranlaßte ihn vor allem, deutsch zu lernen und sich mit den Ergebnissen deutscher Bibelkritik vertraut zu machen. Der unversöhnliche Widerstreit zwischen der offiziellen Doktrin der Kirche und der von der Wissenschaft erkannten historischen Wahrheit drängte sich ihm nun allmählich in seiner ganzen Schärfe auf. Ein Kompromiß war nicht mehr möglich; vielmehr erschien eine zu den letzten Grundlagen vordringende Auseinandersetzung zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen kirchlicher Tradition und moderner Erkenntnis, zwischen Autorität und Vernunft als unabweisbare Notwendigkeit. Er konnte sich an diese Aufgabe nur wagen, weil er sich nunmehr zu einer geläuterten Idee der Religion erhoben hatte, die es ihm ermöglichte, die wesentlichen religiösen Inhalte völlig loszulösen von dem theologischen System, dessen Zusammenbruch er mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit festgestellt hatte. Diese Vertiefung und Verinnerlichung seines Religionsbegriffs war zum großen Teil ein Ergebnis eigener, religiöser Erfahrung, einer höheren Reife und reicheren Fülle eigenen religiösen Lebens, einer fortschreitenden Annäherung an die letzten Realitäten, eines immer

---

[1]) Hügels bedeutendstes Werk ist: The Mystical Element of Religion as studied in Saint Catherine of Genova and her friends. London 1908. Vgl. Selected Letters of Baron Friedrich von Hügel (1896—1924). Edited with a Memoir by Bernard Holland. London 1927. Siehe auch Times Literary Suppl. Mai 12. 1927 S. 329.

lebendiger sich gestaltenden persönlichen Seins. Die gedankliche Formung und der Ausdruck dieser Erlebnisse aber erforderte eine neue philosophische Orientierung, eine Emanzipation von dem Rationalismus der Scholastik. Hierin hat er sicher wertvolle Förderung erfahren durch die Arbeiten gleichstrebender französischer katholischer Denker, Blondels und Laberthonnères vor allem, deren Ergebnisse sich mit den seinigen zum Teil sehr eng berühren. In den letzten Jahren hatte er dann auch Bergson mächtige Anregungen zu verdanken. Einer seiner letzten Pläne war der, eine Studie über diesen glänzenden französischen Denker zu schreiben.

Die Geschichte der allmählichen Loslösung vom Orden und seines endgültigen Scheidens aus ihm im Jahre 1906, das zwar längst vorbereitet, aber doch eine unmittelbare Folge der Veröffentlichung des berühmten „Briefes an einen Professor" im „Corriere della Sera" war, kann hier nicht ausführlich erzählt werden. Jener Brief war einer der zahlreichen, in einem engen Kreis teils gedruckt, und zwar unter Pseudonymen gedruckt, teils durch Abschriften verbreiteten apologetisch-konstruktiven Abhandlungen Tyrrells, durch die er versuchte, vermöge der eigenen freieren und weiteren Anschauung, zu der er sich durchgerungen, auch anderen den Weg zu weisen zu einer Versöhnung zwischen wahrem Katholizismus, wie er ihn nun verstand, und moderner Wissenschaft und Bildung. Es war gerade diese Aufklärungsarbeit, die zugleich einer Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Lebens zu dienen sich bemühte, die seine bedeutendste menschliche und priesterliche Leistung ausmachte. Es hieße das im letzten Grunde zwiespältige Wesen Tyrrells durchaus verkennen und an dem erhabenen Schmerz seines Lebens verständnislos vorübergehen, wollte man annehmen, daß ihm das Scheiden von der Gesellschaft als Erleichterung und Befreiung erschienen sei. Für die Bewegungsfreiheit seines Denkens und geistigen Schaffens hat die Trennung in der Tat keine wesentliche Förderung bedeutet, aber es war auch nicht so sehr Bewegungsfreiheit, deren er bedurfte, als vielmehr seelische Fülle und seelische Spannung, das Bewußtsein des Getragenseins von einer lebendigen geistigen Gemeinschaft, der engen Verknüpfung mit anderen Seelen, für die er einzustehen hatte, und die ihm die Daseinsinhalte geben konnten, die ihm das eigene, in rastlosem Kampf zwischen schöpferischer Ursprünglichkeit und auflösender Bewußtheit sich verzehrende Ich nicht zu

spenden vermochte. In einem Brief aus der Zeit, in der er sich mit dem Gedanken eines freiwilligen Scheidens aus der Gesellschaft Jesu trug, hat er das Problem des ewigen Konflikts zwischen der Individualität, die sich ihrer Einzigartigkeit bewußt wird, und der Gemeinschaft, mit der doch die Wurzeln ihrer geistigen Existenz unlöslich verknüpft sind, in seiner ganzen Tiefe formuliert: „Können wir — *wir selbst* — sein und doch verbunden mit anderen und in ihr Leben verstrickt? Ist nicht ein Brand oder ein Jesus kraft innerer Notwendigkeit exkommuniziert? Und doch ist Isolierung geistlicher Tod.“ Er hat sich noch an einer anderen Stelle mit Ibsens Brand verglichen, in einer rasch hingeworfenen Briefstelle, die das Problem seines Charakters in seiner ganzen Tiefe blitzartig erhellt: „Es ist mein Elend, daß ich in meinen Idealen die ganze Donquijoterie Brands habe und meiner Konstitution nach ein Peer Gynt bin.“

In einem autobiographischen Fragment, kurz nach dem Austritt geschrieben, hat er seine Beziehungen zum Orden von dem erreichten überlegenen Standpunkt aus zusammenfassend dargestellt. Mit unvergleichlicher Objektivität und gerechter Abwägung aller Umstände urteilt er darin über die Gesellschaft Jesu; auch der leiseste Unterton persönlicher Animosität ist vermieden. Von besonderem Wert aber ist die knappe Analyse seiner religiösen Entwicklung, die er in die Skizze aufgenommen hat. Sie ist eine wichtige und charakteristische Ergänzung zu den Angaben in der Autobiographie. „Bis vor kurzem war ich geneigt zu denken, daß ich zur Zeit meiner Bekehrung nicht wirklich geglaubt, sondern nur gewünscht habe zu glauben; und daß all mein Streben in der Folgezeit nur auf die Verwirklichung dieses Wunsches gerichtet war. Wäre diese Analyse richtig, so müßte ich sagen, daß ich auch jetzt nicht glaube; denn ich bin sicher von einer befriedigenden Synthese so weit entfernt als je. Aber ich weiß gewiß, daß ich jetzt glaube und daß ich damals geglaubt habe. Denn den Wert der Religion erkennen, für sie leben und wirken, das ist schon Glauben. Das, wonach man strebt, ist nicht der Glaube, sondern eine befriedigende Formulierung und Verteidigung des Glaubens. Obwohl nun mein gegenwärtiges Verhältnis zu dem Gegenstand nichts mit meinem früheren zu tun hat, — beide Geistesverfassungen sind Wirkungen desselben Urtriebs, des gleichen Sehnens nach Religion, deren Befriedigung nur möglich ist durch die Befriedigung der ganzen Seele, nicht die Befriedigung

einer ihrer Kräfte auf Kosten der anderen. Weil das Herz seine Gründe hat, muß auch der Verstand seine Gründe haben.“ Es liegt eine tiefe Resignation in diesen Sätzen. Sie bedeuten ganz gewiß keine Widerlegung unserer Ansicht von den ursprünglichen Quellen, aus denen Tyrrells religiöses Streben emporgestiegen ist. Sie legen nur Zeugnis ab für eine Wandlung in der Definition der Religion, die im Grunde nichts anderes ist als eine Anpassung an die eigene Form des Erlebens. Aus dem Ideal der absoluten Gewißheit und dem Ruhen in ihr, aus dem Besitz der Wahrheit, die das Sein verbürgt, ist das Streben nach der Gewißheit geworden, die ewige Bewegung in der Richtung eines unendlich fernen Ziels, aus dem Sein der immer neue Kampf um die Behauptung des Seins, ein Ringen um die klare Bewußtheit, die Formung dessen, was als gestaltlose Fülle in der Seele nach Ausdruck drängt. Und hier scheiden sich die Typen der religiösen Persönlichkeit; wenn man als die reinsten Erscheinungsformen des religiösen Menschen diejenigen annimmt, bei denen ein einmaliger, überwältigend über die Seele hereinstürzender Bekehrungsakt die unerschütterliche Grundlage einer festen, an die letzten Realitäten für alle Ewigkeit geknüpften Daseins- und Erlösungsgewißheit bildet, so wird man Tyrrell nicht als einen in jenem absoluten und extremen Sinn religiösen Menschen bezeichnen können.

Es kommt bei ihm nie zu jenem die ganze Seele wie eine Sturmflut überstürzenden Hereinbrechen einer übermächtigen Offenbarung, von dem alle Dämme der Reflexion und Kritik hinweggespült werden wie flüchtiger Sand. Jene höchste Daseinsfülle wird ihm niemals als unmittelbares Erlebnis, sondern nur mittelbar durch die nachempfindende Phantasie zugänglich. Die Unmittelbarkeit des Seins bleibt ihm unerreichbar; er kann die Zwiespältigkeit seiner persönlichen Existenz, in der die kritische Bewußtheit immer wieder die spontane Entfaltung der Seele eindämmt, nicht in einer höheren Einheit auflösen. Die letzten Folgerungen aus diesen Überlegungen werden später zu ziehen sein.

Die Entlassung aus dem Orden schuf für Tyrrell nicht nur eine sehr prekäre äußere Situation; sie ward vor allem zunächst die Ursache schwerer seelischer Entbehrung und einer starken religiösen Lebenshemmung, weil er der Möglichkeit, Messe zu lesen, beraubt war, solange nicht ein Bischof ihm Aufnahme in seine Diözese gewährt hatte. Seine Biographin, die zu seinen

Intimsten gezählt hat, berichtet, daß in den ersten Monaten diese Entbehrung in seinen Gesichtszügen und in seiner Haltung sich aufs schmerzlichste ausgeprägt habe[1]). Diese Tatsache bildet einen sehr wichtigen Zug in seinem religiösen Charakterbild und ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß die kultische Betätigung und der sakramentale Zusammenhang mit der Kirche ihm zu wirklicher Lebensnotwendigkeit geworden waren. Wir können uns auch sehr wohl vorstellen, wie ihm gerade die Momente der Messe, mit ihren vielen sinnlichen Stützpunkten und ihrem feierlichen Tun, zu Augenblicken der Selbstbefreiung wurden, in denen sein gespaltenes Sein sich zur Einheit zusammenschloß, seine Seele sich tragen ließ von der weihevollen Macht des Mysteriums und so jene Fülle und Spannung des Lebensgefühls, jene Möglichkeit des konzentrierten Hingegebenseins erfuhr, die ihr sonst versagt blieben. Die Jahre 1906 und 1907 waren ausgefüllt durch Verhandlungen mit Rom, die den Zweck hatten, ihm die Ausübung priesterlicher Funktionen und den Genuß des Sakraments wieder zu ermöglichen. Diese Verhandlungen sind von außerordentlichem Interesse: auf der einen Seite Tyrrell, mit edler Mannhaftigkeit für sein Recht eintretend, sich geradezu mit grimmiger Leidenschaft trotz allem und allem zu seinem Glauben an die Kirche bekennend, auf der anderen Seite eine Bürokratie, der auch das leiseste Verständnis für sein Kämpfen und Leiden fehlt, die da, wo es sich um die letzten Nöte und das mächtige Ringen einer Seele handelt, ruhevoll die Gesichtspunkte praktischer Politik im Auge behält. Tyrrell verdankte diesem seinem Verkehr mit den römischen Behörden ebenso bittere als neue Einsichten. Man darf nicht vergessen, daß die Verfolgungen gegen die liberalen Katholiken sich damals ihrem Höhepunkt näherten, daß die Katastrophe unmittelbar vor der Türe stand. Seine Stimmung in diesen Tagen, in denen seine Geduld hie und da bis zum äußersten gespannt ward, wird durch zwei Briefstellen deutlich gezeichnet. Die eine, mit ihrem Urteil über die Gesellschaft Jesu hat außerdem ein starkes sachliches Interesse. Er sagt da: „Es scheint mir jetzt sehr wichtig, mit allem Nachdruck auf die unzweifelhafte Wahrheit immer wieder hinzuweisen, daß die Jesuiten in

---

[1]) Es ist sehr lehrreich, dazu die Erfahrungen Loisys zu vergleichen: Alfred Loisy, Choses passées. Paris 1913. S. 306 und 315—323.

Wirklichkeit die treibende Kraft sind für die politische und intellektuelle Intransigenz des Vatikans. Natürlich könnten sie ohne einen kongenialen Papst nicht viel erreichen; aber der Papst könnte ohne sie noch weniger tun. Das Schlimmste ist, daß ihre Kritiker von Pascal aufwärts, immer unkritisch sind, und durch Übertreibungen und Ungenauigkeiten die nüchterne und viel gefährlichere Wahrheit ihrer Glaubhaftigkeit berauben. Sie leben von den Fehlern ihrer Kritiker. Anstatt zu sagen: ‚Sie haben drei Menschen umgebracht', sagen die Kritiker: ‚Sie haben drei Menschen und einen Hund umgebracht'. Die Jesuiten zeigen den Hund lebendig vor und gewinnen den Ruf der verläumdeten Unschuld. Offenbar haben sie stetig und konsequent darauf hingearbeitet, Frankreich in den Zustand zu bringen, in dem sich England nach der Reformation befand, um so eine Art Missionsland daraus zu machen, in dem ihre Dienste unentbehrlich sein würden und so der Weltklerus in den Hintergrund gedrängt würde." Die andere Stelle illustriert sein Verhältnis zur Kirche in dieser Zeit: „Die Bemühung, mich Rom anzupassen, war für mich eine Quelle intellektueller Unfruchtbarkeit, moralischer Feigheit und geistlicher Leere. Das Beste in mir wehrt sich dagegen. Wollte man sagen, es fördert, wie ein Hindernis fördert, so hieße das, es in die gleiche Kategorie mit dem Teufel stellen." — Tyrrell war schließlich bereit, sich den Bedingungen Roms, die vor allem die Forderung einer Kontrolle seiner Korrespondenz, soweit sie der Verbreitung seiner religiösen und theologischen Ansichten diente, enthielten, zu unterwerfen. Da stimmte die vatikanische Presse einen verfrühten Siegesjubel an: sie erzählte von Tyrrells Unterwerfung und behauptete, er habe ein Recht der Kontrolle seiner Privatkorrespondenz anerkannt. Dagegen protestierte Tyrrell öffentlich mit aller Schärfe, und die „Correspondenza Romana" trat auch alsbald den Rückzug an. Unterdessen war am 3. Juli 1907 der Syllabus „Lamentabili" erschienen; am 8. September folgte die Enzyklika „Pascendi". Tyrrell besprach die letztere in den „Times" und im „Giornale d'Italia" mit hinreißender Beredsamkeit, aber in einem Ton so leidenschaftlichen Protestes und grimmigen Zornes, daß sein Bruch mit Rom unvermeidlich ward. Er fühlte sich in diesen Artikeln als den berufenen Vertreter der reinen katholischen Wahrheit. „Mein Schweigen", sagt er selbst, „wäre die erbärmlichste der Lügen gewesen und ein feiger Verrat an der Kirche, der zu dienen

das einzige Ziel meines Lebens gewesen ist." Er ward alsbald von den Sakramenten ausgeschlossen. Die letzten zwei Jahre waren eine Zeit kirchlicher Heimatlosigkeit. Er fühlte sich stark zur Kirche seiner Kindheit, der anglikanischen, hingezogen; aber er hätte im Grunde dort doch die alten Schwierigkeiten, in milderer Form wiedergefunden. Vor allem hielt er es für seine Pflicht, auszuharren, wo er stand und weiterzuarbeiten an der Verjüngung und Neubelebung der Kirche, die nun für ihn einmal die Kirche, die katholische Kirche, war. „Der Kampf muß bis zum Ende durchgefochten werden, im Interesse der Wahrheit", sagt er in einem Brief. Er ist auch zu den Altkatholiken in nahe Beziehungen getreten und hat mit dem Gedanken eines engeren Zusammenschlusses der anglikanischen und der altkatholischen Kirche in halbem Ernst gespielt.

In seinem Fastenhirtenbrief vom Jahre 1908 wandte sich der Erzbischof v. Mecheln, der Kardinal Mercier, gegen den Modernismus und wählte Tyrrell, den er mit Namen nannte, als den bedeutendsten Vertreter der neuen Haeresie zum Hauptziel seines Angriffs. Kardinal Mercier, damals nur Erzbischof, hatte nach seiner Entlassung aus dem Orden Tyrrell, dessen Schriften sein Interesse erregt hatten, in seine Diözese aufnehmen wollen. Er mochte nun das Bedürfnis fühlen, eine möglichst scharfe Grenze zwischen dem gefährlichen Neuerer und der eigenen Rechtgläubigkeit zu ziehen. Der Kardinal hat darauf eine Antwort erhalten, die ihm vielleicht eine nicht sehr beneidenswerte Unsterblichkeit sichern wird. Sie trägt den Titel „Mediævalismus", „eine Antwort an Kardinal Mercier" und ist eine polemische Leistung allerersten Ranges, gleich ausgezeichnet durch die gedrängte Fülle des Inhalts wie durch die lichtvolle Klarheit der Darstellung. Mit dem Aufwand aller seiner reichen rhetorischen Mittel, die den weiten Bogen von glitzernder Ironie bis zu wuchtigem Pathos umspannen, setzt Tyrrell sich, angreifend und abwehrend, mit dem Pastorale auseinander. Dem dort umrissenen Trugbild des „Modernismus" stellt er in scharfen Linien den wahren Modernismus gegenüber, noch eindeutiger bestimmt durch seinen in nicht weniger festen und sicheren Konturen gezeichneten Gegensatz: den Mediævalismus. Unter den Werken Tyrrells steht diese Verteidigungsschrift an schriftstellerischem Wert vielleicht oben an; sie ist ein glänzendes Zeugnis für die hohe geistige und persönliche Kultur, die sich in ihm verkörpert. Der Modernismus hat allerdings einige polemische Schriften her-

vorgebracht, die sich dem Mediævalismus würdig an die Seite stellen lassen: die polemischen Schriften Loisys; die schärfsten und feinsten Waffen des geistigen Kampfes werden dort mit der gleichen unfehlbaren Sicherheit, mit der gleichen vernichtenden Überlegenheit und einer hinreißenden Eleganz geführt. Hätte der Modernismus nur diese wenigen Bändchen hervorgebracht: er hätte sich durch sie schon seinen Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Geschichte des Geistes gesichert. Nur einige Einzelheiten — sachlich und in der Form bedeutend — seien hervorgehoben: In dem Hirtenbrief hat der Kardinal es sich nicht versagen können, auch den Apostaten Döllinger unter den Vätern der neuen Haeresie auftreten zu lassen. Tyrrell verteidigt ihn auf einigen Seiten von leidenschaftlicher Beredsamkeit und rücksichtsloser Offenheit. „Die Apostasie war bei denen, die mit der Vergangenheit brachen und versuchten, die ganze Kirche an ihren Irrtum zu binden; sie war nicht bei ihm, der fest wie ein Fels auf seinem alten Posten stand und die tobenden Wasser vorüberrauschen ließ." „Nicht nur in dem Urteil Gottes, auch in dem der nüchternen Geschichte wird der Name Döllinger mit Ehrfurcht genannt werden, wenn die Namen seiner unbedeutenden Peiniger längst vergessen sein werden." „In memoria erit justus, ab auditione mala non timebit." Nicht weniger wirksam als den großen Döllinger verteidigt er den Protestantismus. 'Die protestantischen Völker sind krank', heißt es in dem Hirtenbrief. Wer aber hat sie krank gemacht? Wer hat sie zur Empörung getrieben gegen einen Autoritätsbegriff, so verderblich, daß die Gefahren der Anarchie vorzuziehen waren? 'Die protestantischen Völker sind krank' — aber die katholischen Völker sind in der Agonie. Was jene krank gemacht hat, ist daran, diese zu töten. Wo das Prinzip der Einheit und Autorität über Gebühr geschwächt worden ist, kann es wieder gestärkt werden. Auf alle Fälle sind persönliche Kräfte dort vorhanden, der Organisation und der Sammlung um einen Mittelpunkt harrend. Es ist ein reiches Chaos da, das auf Gestaltung durch schöpferische Gewalten wartet. Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern damit die Herrlichkeit Gottes in einem neuen Leben offenbar werde." Was ist es, das den Modernismus im letzten Grunde vom Mediævalismus trennt? Es ist viel mehr ein moralisches als ein intellektuelles Prinzip: es ist das Prinzip rücksichtsloser Wahrhaftigkeit. *„Der einzige unfehlbare Hüter der Wahrheit ist der Geist der Wahrhaftigkeit.* Erst dann, wenn die

Welt sich gewöhnen wird, in Rom die Heimat der Wahrhaftigkeit und offnen Ehrlichkeit zu sehen, wird sie lernen, es als die hohe Feste der Wahrheit zu betrachten. Sie wird niemals glauben, daß der Geist macchiavellistischer Schlauheit und diplomatischer Kniffe der Geist Christi ist. Kann denn eine und dieselbe Quelle zugleich bitteres Wasser aussenden und süßes?" Um einen Begriff zu geben von der Macht des Ausdrucks, die unserem Autor auf den Höhepunkten seines Schaffens zu Gebote steht und von der seelenbezwingenden Kraft seines Pathos, seien einige Sätze aus dem Schlußwort des Mediævalismus angeführt. Sie vermitteln vielleicht, besser als jene Definition, einen Eindruck von dem, was der „Modernismus" seinem innersten Wesen nach bedeutet, einen Eindruck von dem Wesen jenes wahren, weltumspannenden, kulturgesättigten katholischen Glaubens, des Glaubens Dantes und Thomas Mores. Sie nähern sich einer künstlerischen Gestaltung tiefster Lebensinhalte und wirken daher unmittelbarer, als jede systematische Formulierung wirken kann. „Euer Eminenz, werden Sie niemals den Mut der Gnade haben und kühn die Tore und Fenster ihres hohen mittelalterlichen Domes öffnen, daß das Licht eines neuen Tages hineinfalle in seine dunkelsten Ecken und der frische Himmelswind durch die dumpfen Kreuzgänge wehe? Dem lauten Widerspruch meiner Vernunft und des gesunden Menschenverstandes zum Trotz, kann ich mir auch jetzt noch nicht den Glauben beibringen, daß es zu spät ist; ich kann mich nicht bescheiden bei dem Gedanken, daß das, was durch die Arbeit so vieler Jahrhunderte, um den Preis solchen Leids und solchen Kummers, aufgebaut worden ist, nun, als bloßes überflüssiges Hemmnis, der Vernichtung geweiht sein soll. Ich kann *einem* Gedanken nicht ins Auge sehen, eben weil ich ihm so schwer widerstehen kann: dem Gedanken, daß die reiche und mannigfaltige Erfahrung eines so bedeutenden Teils der Menschheit im Guten und im Bösen, wie sie in ihren Mauern angesammelt ist, nun sein soll wie Wasser, das auf die Erde gegossen ist, wie eine Säule Rauches, die in der weiten Luft zerfließt. Ich kann nicht, oder ich *will* wenigstens nicht glauben, daß die verfolgte Minderheit, die in jedem Geschlecht treu gegen die übermächtigen Kräfte der Verderbnis und des Mißbrauchs gekämpft hat, sich umsonst gemüht haben soll, daß wir niemals in Freuden ernten sollen, was sie in Tränen gesät. Kann es sein, daß die Kirche, die so viele Legionen von Blutzeugen, Heiligen, Denkern und Gelehrten mit

dem besten ihres Herzblutes und ihrer Seelennot beschenkt haben, einer selbstischen und gottlosen Bürokratie zur Beute wird? Daß die Pforten der Hölle, denen sie so lange getrotzt, sie am Ende doch überwältigen und auf ewig in mittelalterliche Nacht verschließen? Soll sie nicht Loos noch Teil haben an dieser neuen Welt, die unter Qualen geboren werden will und der der belebende Hauch des göttlichen Atems, den zu spenden ihre Aufgabe ist, so bitter not tut? Soll die Stadt wüste liegen, die voll Volkes war, und die Königin in den Ländern sein wie eine Witwe? Sollen die Straßen Zions trauern, weil niemand auf kein Fest kommt, weil ihre Tore gefallen sind, ihre Priester seufzen, ihre Jungfrauen jämmerlich scheu und sie betrübt ist? Soll ihr Gold matt werden, sollen ihre leuchtenden Farben bleichen und die Edelsteine aus ihrem Heiligtum an den Straßenecken gehäuft liegen — und all das, weil sie ihre Säuglinge hat verschmachten lassen vor Durst und das Brot des Lebens ihren Kleinen versagt hat — den darbenden Millionen unserer modernen Zivilisation, die gequält und müde umherirren wie die Schafe ohne Hirten; oder weil sie um der purpurnen Fetzen eines längst und für immer entschwundenen weltlichen Glanzes willen ihren wahren Ruhm vergessend sich umwallt hat mit Stein und Eisen und aus einer weltumspannenden Religion, so weit wie das Herz Christi, eingeschrumpft ist zu einer zänkischen Sekte, wie keine andere pochend auf ihre Starrheit und Unzugänglichkeit?

Ist der Katholizismus dahin gekommen — ein so großer Name für ein so kleines Ding? Ist das die Religion der ganzen Menschheit und des ganzen Menschen, der Klassen und der Massen, der Griechen und der Barbaren, der Gelehrten und der Ärmsten; nicht über dem Verstand des Niedrigsten noch unter dem des Höchsten; weder dem Schwachen eine Last noch dem Starken ein Ärgernis; die Religion — nicht so sehr aller Einsichtigen — denn nicht alle sind einsichtig —, als aller Rechtschaffenen — denn alle können rechtschaffen sein und sind von Natur so; eine Religion ungehemmt und ungefesselt durch zufällige und vergängliche Werte, frei wie ein Pfeil in ihrem Flug gerade hinein in das allgemeine Gewissen der Menschheit?

All dies hatten wir ein Recht zu erwarten von der römischen Kirche, der Nährmutter der europäischen Bildung. Und was finden wir? Sind ihre Brüste versiegt? Sind ihre Hände leer? Kann sie nichts für uns tun — nichts, gar nichts?

Euer Eminenz, ich weiß es recht wohl, aber ich will es nicht glauben. Mein Glaube an die Kirche ist, in seiner ganz anderen Weise, so blind wie der Ihre. Er ist ein Teil meines Glaubens an die Menschheit, deren Aussichten nicht weniger verzweifelt erscheinen. Das bloße Wort „katholisch" ist Musik für meine Ohren, und bei seinem Klang sehe ich die ausgebreiteten, allumfangenden Arme dessen, der für den ganzen Erdkreis gestorben ist. Wenn die römische Kirche mich noch hält, so ist es, weil sie dem engen Sektengeist, der sie schon so sehr lähmt, zum Trotz, ihre fundamentalen Grundsätze nicht verleugnen kann; weil sie tatsächlich als Gemeinschaft die älteste und weiteste christliche Erfahrung verkörpert; weil sie die engste, bisher erreichte Annäherung darstellt an das noch so ferne Ideal einer katholischen Religion."

An diese glänzende Kampfschrift reiht sich das Buch, das Tyrrells Lebenswerk abschließen sollte. Es war ein großzügiger konstruktiver Versuch, eine letzte Synthese seiner religiösen und theologischen Anschauungen, deren letztes Ziel der Nachweis der fundamentalen Identität der Lehre Christi mit dem recht verstandenen Wesen der katholischen Kirche war. „Das Christentum am Kreuzweg" hat er es genannt. Er hat nicht mehr die letzte Hand daran legen können. Am 15. Juli 1909 ist er, an den letzten Folgen einer schweren Nierenkrankheit, die er schon lange in sich getragen, gestorben. Er hatte die Sakramente von katholischen Priestern empfangen. Es hat nicht an einem allerdings nicht strikt beweisbaren Versuch gefehlt, einen Widerruf, den sein Zustand übrigens so gut wie ausschloß, zu erreichen. Aber Miss Petre, seine treue Freundin und Biographin, in deren Haus er starb, hat tapfer und klug eine Peinigung des Sterbenden zu verhindern gewußt. Ein christliches Begräbnis hat ihm die Kirche verweigert; er hat es trotzdem erhalten. Sein Freund, der Abbé Brémond, hatte den Mut der Treue und wohl auch der Überzeugung. Er hat die Gebete der Kirche an seinem Grab gesprochen.

Dieses frühe Ende, das den rastlos Strebenden so hart herausgerissen hat aus seinem reifsten Schaffen, läßt die Frage nach dem Schicksal seines Lebenswerks, nach dem letzten Wesen der Idee, für die er so leidenschaftlich gekämpft hat, sich mit schmerzlicher Gewalt aufdrängen; in ihrer Beantwortung allein liegt die Möglichkeit eines versöhnenden Ausklangs für den ruhelosen inneren Zwiespalt dieses Lebens. Damit ist das Pro-

blem des Modernismus gestellt. Kein anderer Vertreter dieser Bewegung hat es nach seinen zwei Seiten hin so sehr in seiner ganzen Weite und Tiefe erfaßt, keiner hat sich mit so reichen Kräften, mit so gespanntem Erleben und so starker aufbauender Begabung an seiner Lösung versucht. Die zwei Seiten des Problems liegen begründet in einer Grundtatsache: der unbedingten Herrschaft eines theologisch-philosophischen Systems innerhalb der katholischen Kirche. Dieses System, ursprünglich das Produkt einer Synthese des mittelalterlichen Christentums mit der aristotelischen Philosophie, schließt die Kirche einerseits vollkommen von jeder organischen Verknüpfung mit der modernen Bildung und ihrem geistigen Leben aus, es hat andererseits die Vorstellung vom Wesen des Glaubens und der Religion selbst innerhalb der Kirche völlig veräußerlicht und rationalisiert. Glauben heißt nicht mehr aus ganzer Seele und mit ganzem Gemüte einer tief erlebten Wahrheit anhängen, sondern es heißt mit dem Verstand einem System von widerspruchslos logisch verknüpften Sätzen zustimmen. Dieses System nun ist, nach der offiziellen Doktrin der Kirche, so alt wie die Kirche selbst, es ist höchstens in der Folgezeit noch nach Konsequenzen entwickelt worden, die ursprünglich unausgesprochen in seinen Prämissen enthalten waren. Dieses ganze System ist aber vor den Erkenntnissen der modernen Erkenntnistheorie, der Naturwissenschaft und der historischen Kritik als vollkommen unhaltbar ohne jeden Zweifel erwiesen. Ebenso ist erwiesen, daß die Lehre der modernen Kirche wie jedes andere geistige Gebilde historisch geworden ist, daß das Christentum, seine Einrichtungen und seine Dogmen, das Produkt vielhundertjähriger religiöser Erfahrungen und philosophischer Konstruktionen, mannigfaltiger Anpassungen an die wechselnde kulturelle und geistige Atmosphäre seiner Umwelt, mannigfaltiger Synthesen mit antiken und mittelalterlichen Systemen, mannigfaltiger Umdeutungen und Weiterbildungen vorchristlicher religiöser Vorstellungen ist. Daraus folgt, daß die Dogmen der Kirche nicht in dem wörtlichen, rein an den Verstand sich wendenden Sinne wahr sein können, wie die herrschende Lehre behauptet; es folgt weiterhin, daß die Autorität der Kirche nicht in dem Sinne unfehlbar ist, daß sie den Besitz einer theoretisch-wissenschaftlichen Wahrheit verbürgt. In dieser Hinsicht hat sie sich erwiesenermaßen hundertfältig geirrt. Wäre nun der Glaube nichts anderes als die herrschende

scholastische Theorie behauptet, wäre er nur die Anerkennung einer beweisbaren Wahrheit durch den Verstand, so wäre jeder Versuch einer Rettung dieses Glaubens ein hoffnungsloses Unternehmen. Hier setzt nun Tyrrells fundamentale Unterscheidung ein, die Unterscheidung zwischen Religion und Theologie; sie gründet sich auf ein tieferes Erfassen des Wesens der Religion und des Glaubens, das seinen Ursprung einerseits hat in der feineren Einfühlung des modernen Denkens in geistige und seelische Vorgänge, in Seelenzustände der Vergangenheit, die zu einem eingehenderen psychologischen Verständnis der Religion geführt hat, andererseits auf der mystischen Tradition der christlichen Kirchen und auf den schöpferischen Kräften, dem eigenen Erleben Tyrrells beruht. Religion ist das Bedürfnis der Seele nach einem Verhältnis zu einer höheren, jenseitigen, geistlichen Welt: Offenbarung ist das Erleben dieser jenseitigen Welt in Visionen, in symbolischen Gesichten. Der Inhalt der Dogmen ist diese Offenbarung, die, unserer Unvollkommenheit gemäß, nur ein Abbild, ein Schatten dieser über alles Vorstellen und alle Begriffe hinausliegenden transzendenten Welt ist. Die Offenbarung ist prophetischen, nicht theologischen Charakters. Sie hüllt sich, notgedrungen, in Formen und Gestalten, wie sie unserer Phantasie, unserem Anschauungsvermögen entsprechen. Diese Offenbarung bildet nun den Gegenstand der Theologie, einen Erfahrungsinhalt besonderer Art, den die Theologie wissenschaftlich zu analysieren und in Begriffe zu fassen strebt. Diese Formulierung wird aber den unendlichen Inhalt niemals restlos zu fassen vermögen, sie wird niemals mehr bedeuten können als eine langsam fortschreitende Annäherung an das unendlich ferne Ideal. Die Theologie als solche hat also überhaupt keine religiöse Autorität. Es gibt nur e i n e religiöse Autorität: das ist die religiöse Gesamterfahrung der christlichen Gemeinschaft, der consensus fidelium, der im Laufe der Entwicklung eine Auslese des sich als für das wahre geistliche Leben wirklich förderlich Erweisenden vornimmt und es dogmatisch formuliert. Die eigene religiöse Erfahrung des Individuums wird eine lebendige Bestätigung dieser Gesamterfahrung bilden. Darin liegt der Rechtfertigungsgrund der Gebundenheit an die Autorität der Kirche. Damit ist einerseits die alte Auffassung von der kirchlichen Autorität wiederhergestellt, die im schärften Gegensatz steht zu dem modernen päpstlichen Absolutismus; andererseits ist dadurch das wesentlich katholische Prinzip gegenüber

dem individualistischen Prinzip und der Bibelautorität des Protestantismus formuliert. Religiöse Erfahrung und Offenbarung findet sich in dem gesamten religiösen Leben der Menschheit; denn dessen erste tastende Anfänge entspringen schon dem gleichen religiösen Grundtrieb, jener zunächst ganz unbestimmten Sehnsucht nach einer höheren Welt. Einmal aber hat nun, in Jesu und durch Jesum, die transzendente Welt sich in einzigartiger Tiefe und Vollkommenheit offenbart und die Gesetze des höheren, in diese transzendente Welt hineinragenden Lebens sind von Jesu in seinem Erdenwandel in absoluter Reinheit verkörpert worden. Diese höchste und reinste Offenbarung ist das heilige Erbe, das die Kirche ungeschmälert und ungetrübt zu bewahren hat, der Schatz von Mysterien, den sie in der festen Hülle ihrer Dogmen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Diese Mysterien sind transzendente Wahrheiten, prophetische Wahrheiten, die sich nur dem intensiven Erleben in ihrer Fülle erschließen, sich nur in einem Leben sittlicher Läuterung in unendlicher Fruchtbarkeit bewähren. Für die theologische Betrachtung sind sie ewig unerschöpflich.

So ist das doppelte Problem gelöst: die Religion, der Glaube sind von den starren Fesseln der Theologie befreit, und damit ist auch die Scheidewand gefallen, die sie von der modernen Kultur trennt. Nur die Theologie kann zur Wissenschaft in Widerspruch treten; die Religion bewegt sich in einer Sphäre der Realität, die einerseits jenseits aller Wissenschaft liegt, die nur dem inneren Erlebnis und dem sittlichen Willen zugänglich ist, die andererseits auch nicht in das Gebiet wissenschaftlicher Erfahrung eingreift und die Freiheit des wissenschaftlichen Denkens in keiner Weise einschränkt. Das ist eine knappe und dürftige Skizze der Grundgedanken Tyrrells, die von dem Geist und der Fülle, womit er sie im einzelnen entwickelt, von der glänzenden Ausdrucksfähigkeit, mit der er in immer neuen Variationen das Unfaßbare zu umschreiben versteht, natürlich keinen Begriff geben können.

Zum erstenmal scharf formuliert hat Tyrrell seine Ideen in den Jahren 1902 und 1903 in den Büchern, die den Titel tragen: „Lex Orandi“ und „The Church and the Future“. Der Kern seines Gedankenganges ist in ihnen enthalten. Die „Lex Orandi“ hat er später (1906) durch die „Lex Credendi“ ergänzt. Das klarste Bild von seinen Anschauungen gibt vielleicht die Sammlung von Aufsätzen, die er unter dem Titel: „Zwischen

Scylla und Charybdis oder die alte und die neue Theologie“ veröffentlicht hat[1]).

In dem Manne, der Tyrrell ursprünglich am nächsten zu stehen scheint, in Loisy, dem größten der französischen Modernisten, hat das rein wissenschaftliche Streben über das Religiöse den Sieg davon getragen, die kritische Bewußtheit hat in ihm keine ernstlichen seelischen Widerstände mehr gefunden[2]). Aus der viel lebhafteren und tieferen religiösen Grundeinstellung Tyrrells ergibt sich dann auch, daß Tyrrells Position doch im Grunde viel konservativer ist als die Loisys. Tyrrell hält an einem unveränderlichen Offenbarungskern fest, an einem „Semper Idem“, das allen Wandel überdauert, an der „forma sanorum verborum“, die die Kirche in ihrer reinen Ursprünglichkeit zu hüten hat. Der Entwicklungsbegriff, auf den Loisys klassisches Buch „L'Evangile et l'Eglise“ aufgebaut ist, greift doch — wenn die vorsichtige Formulierung das auch nicht absolut sicher erkennen läßt — sehr tief hinein in den innersten Kern des Offenbarungsinhalts. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß die Grundgedanken Tyrrells über das Verhältnis von Religion und Theologie in den Umrißlinien bei Loisy vorgezeichnet sind, wobei allerdings der beiden gemeinsamen, aus Newman stammenden Grundlagen nicht zu vergessen ist.

Tyrrells religiöses Temperament hat die theoretischen Einsichten des überlegenen französischen Theologen mit einem neuen, starken Leben durchdrungen, mit einer reichen seelischen Fülle, die sie in eine andere Sphäre erhoben haben. Das Geheimnis dieser Wirkung bleibt noch zu erörtern: es ist das im letzten Sinn eigene und persönliche seiner religiösen Natur. Es liegt in einem ungestümen Drang, über die Grenzen des Rationalen, verstandesmäßig zu erschöpfenden hinauszuschreiten, die Seele tragen zu lassen von dem Gefühl einer unergründlichen Tiefe, sie hin- und herschweben zu lassen zwischen der anschaulichen Bestimmtheit und der symbolischen Vieldeutigkeit des Bildes. Dieser sein Grundzug tritt nirgends stärker hervor als in der Auffassung vom Leben und Sterben und von dem Inhalt der religiösen Vision Christi, die er in seinem letzten

[1]) Deutsch von Emil Wolff. Jena 1909.

[2]) Vergleiche Loisys, schon oben zitierte Selbstbiographie: „Choses passées.“ Die Richtung und vielleicht das Ziel seiner Entwicklung wird bezeichnet durch sein Buch: La Morale Humaine. Paris 1923.

Buch vertritt. Es ist das apokalyptische, das eschatologische Element in den Evangelien, auf das er seine Idee von dem letzten Wesen und den letzten Zielen Jesu gründet. Jesu apokalyptische Ideen werden ihm zu einer großartigen Vision von dem transzendenten Reich, von einem Kampf des Guten und des Bösen in einer jenseits aller gewöhnlichen Erfahrung liegenden geistlichen Welt. Und Christi Tod wird zu einer Tat von überwältigender Größe: er stürzt sich in den Abgrund des Todes, um Satan durch ein letztes, größtes Opfer zu überwinden und das Reich Gottes herunterzureißen auf die Erde.

Die Einheit und Sythese, die Tyrrell in seinem seelischen Leben nicht hat verwirklichen können, hat er gestaltend errungen in der bewußten Durchdringung und der Formung seiner letzten seelischen Sehnsucht — seiner romantischen Aspirationen. So verharrt sein religiöses Leben doch in der Mittelbarkeit. Seine Gestaltung bleibt auf der Stufe der Anschauung stehen, die ihr in plastischer Bilderfülle und leidenschaftlicher dramatischer Bewußtheit, die Ahnung der letzten unendlichen Realitäten vermittelt. Es ist eine gedanklich künstlerische Formung der religiösen Inhalte, die sich loslöst von der Persönlichkeit und nach Objektivierung drängt. Nicht die Seele selbst wird, in unmittelbarer festgeschlossener Einheit des Leibes, Gegenstand der religiösen Gestaltung. Der Geist gibt die Überlegenheit der Betrachtung niemals auf, er wird nicht zum Knecht einer übermächtigen Gewalt, er bleibt der Herr, der in sich selbst ruht.

Hier liegt wohl der tiefste Grund des Versagens des Modernismus: es fehlt ihm die elementare, schöpferische religiöse Kraft, die allein aus der ungebrochenen Einheit der Persönlichkeit fließt und durch ihr Sein, nicht durch das Bild des Seins in Lehre und Kunst, die Welt überwindet und die Seelen zwingt. Es ist kein Zufall, daß Tyrrell und Hügel bewußt an Erasmus anknüpfen. Ihr Streben nach einer alle möglichen Erscheinungsformen des religiösen Lebens umspannenden Synthese, nach einer im Grunde doch mittelalterlichen Universalität, entspringt einem Mangel an höchster persönlicher Potenz: jener religiösen Genialität, die sich in erhabener Einsamkeit allein zum Urgrund der Dinge in Beziehung setzt. Nichts war Tyrrell — dem bewußten Tyrrell — wesensfremder als die Jansenisten. Und doch stellt sich mit zwingender Notwendigkeit die Erinnerung an Pascal und seine furchtbarste Versuchung — Montaigne — ein: So stehen sich die Typen gegenüber: der von einem tosenden

Sturm des religiösen Erlebens hingerissene Pascal, dem sich der Konflikt zwischen Glauben und Denken in einer vulkanischen Katastrophe löst, und der in langsam fortschreitendem Bewußtwerden das eigene Sein in kühler Klarheit aus eigener Kraft aufbauende, allein im eigenen Wesensgesetz ruhende Montaigne, dem Sein und Bewußtheit zur Einheit verschmelzen, ohne daß er an innerer Lebensfülle ärmer wird. Religion und kritisch wissenschaftlicher Geist, in ihren letzten und reinsten Erscheinungsformen, entziehen sich jeder Synthese. Jedes fordert den Menschen ganz. Wo sie sich im Gleichgewicht der Kräfte gegenüberstehen, muß die Persönlichkeit in endgültigem Zwiespalt zerbrechen. Aber so getrennt ihre Pfade sind, in einem letzten und höchsten Streben sind sie eins: in dem Streben nach dem absoluten geistigen Sein, das sich allein auf die erlebte und erkannte Wahrheit gründet. In diesem Streben, das ihn mit flammender Leidenschaftlichkeit durchglühte, hat auch Tyrrell auf den Höhepunkten seines Lebens den inneren Zwiespalt seines Wesens überwunden: im reinen Feuer seiner unbedingten Wahrhaftigkeit sind die widerstrebenden Kräfte zur Einheit zusammengeschmolzen. Als er aufstand, um im heiligen Zorn Zeugnis zu geben für die Wahrheit gegenüber jenem furchtbaren Dokument, das mit den Worten „Pascendi Domini gregis“ beginnt, da lebte der Geist heroischer Rebellion, der das edelste Vermächtnis des englischen Volkes ist, gewaltig in ihm auf, und, wie des Theseus königlicher Schatten über den kämpfenden Athenern, schwebte Miltons erhabener Geist über seinem Haupt.

Hamburg. Emil Wolff.

NEUE AMERIKANISMEN.

Dieser Titel ist nicht ganz richtig. Nicht alle der hier angeführten Ausdrücke sind neu; manche wurden aus der Vergessenheit wieder hervorgeholt. Und eine Reihe davon wird auch in England — allerdings meist von Amerika übernommen — verwendet. Wo dies besonders der Fall, ist ein (E) beigesetzt.

Auch ernste englische Autoren wie H. G. Wells, Galsworthy, Hugh Walpole verwenden gern zur Belebung der Gespräche ihrer Gestalten einzelne Redewendungen oder Wörter, dem *American Slang* entnommen. Im Vorjahre hatte ich in London Gelegenheit, einen außerordentlich fesselnden Vortrag Galsworthys über *Expression* zu hören. Der Vortrag war nicht systematisch aufgebaut, mehr ein Geplauder, aber er brachte viel Material zur Ausdruckskultur und Philologie. Galsworthy sprach besonders auch über *journalese.* Die amerikanischen Zeitungen schlügen alle anderen in bezug auf Überschriften. Er zitierte folgende *American Headline:*

Als Robert Bridges, der damalige englische Poeta Laureatus, des Königs Dichter also, nach Amerika kam, weigerte er sich (man kann es ihm nachfühlen), sich interviewen zu lassen. Am nächsten Morgen las man kurz, bündig und lebendig: "*King's Canary Won't Chirp!*"

Ich möchte hier eine viel kompliziertere *snappy headline* zitieren (Chicago "Tribune"): *Midway Signs Limey Prof. To Dope Yank Talk.* Die Chicagoer Unviersität wird *midway* genannt; *signs* bedeutet engagieren; *Limey* ist gekürzt für *lime-juicer*, was Engländer heißt (hier ist es als Eigenschaftswort verwendet). Die englischen Seeleute pflegten nämlich in ihren Vorräten Zitronensaft *(lime-juice)* mitzuführen, zur Vorbeugung gegen Skorbut, wenn ihnen frische Gemüse ausgingen. *To dope* bedeutet eine sorgfältige Untersuchung anstellen. *Yank talk* heißt Amerikanisch-Englisch. Die Artikelüberschrift sagt also: Die Universität von Chicago hat einen englischen Gelehrten berufen, damit er zum Verständnis dieser amerikanischen Sprache beitrage.

Aber wenn auch der Journalist einmal ein oder das andere Wort prägt — viel öfter bringt er nur ein mündlich viel gebrauchtes zur weitesten Verbreitung oder macht es „druckreif". Man findet schon in Wörterbüchern vor dreißig Jahren *sorter*, *kinder* für *sort of*, *kind of* — eine Modifizierung, die der Amerikaner gerne gebraucht. Heute wird das einfach *sorta* und *kinda* geschrieben — desgleichen *dunno* für *dont know* —, *lemme* und *gimme* für *let me* und *give me* usw., weil man linguistisch genauer beobachtet und auch kühner im Festlegen selbst der abenteuerlichsten Worte ist. Früher war die Wortschöpfung so ziemlich dem Schriftsteller vorbehalten — jetzt hat die „Masse Mensch" das übernommen.

In diesem Argot, den *the flapper with the rose-of-dawn lipstick with pineapple taste*, wie der *college freshman* und der Boxchampion spricht, sind auch zahllose korrumpierte Fremdwörter zu finden. Indianische, chinesische und Neger-Dialekte, spanische (Mexiko), italienische, französische, zahlreiche deutsche und auch jiddische Elemente vermehren das fluktuierende Vokabularium. Sport, Nautik, Politik, Geschäftsleben, Theater und Kino *(the movies)*, allerlei Fachgebiete und natürlich Zeitströmungen wie Krieg, Prohibition, religiöse Bewegungen, *New Thought*, Spiritismus, Mode, Kosmetik — sie alle steuern aus ihrem Jargon dem allgemeinen Sprachschatz bei.

Es soll hier nicht über Wert oder Unwert dieser Ausdrucksweise gesprochen werden: aber wer könnte der grotesken Pikanterie widerstehen, in einem Artikel über *American slang* ein Wort Schillers einzuflechten:

„Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum."

Man will diese neuen Wortbildungen natürlich nicht genial nennen — jedenfalls sind sie von einer so ungeheuren Lebendigkeit, daß sie des Geschmackes spotten dürfen.

Der sehr beliebte Prinz von Wales wird drüben einfach *The Kid* (das Kind; der Junge) genannt. *A ritzy lady* oder *a ritzy shop* ist eine noble Dame, ein vornehmes Geschäft (abgeleitet von Hotel Ritz); ebenso wird *classy* (E) verwendet. *A folksy bunch* sind umgängliche Leute.

Die amerikanische Vorliebe für Kürze, Prägnanz (und doch sind sie nicht konsequent und sagen z. B. *stenographer* und *ele-*

vator, wo die Engländer sich auf *typist* und *lift* beschränken) begründet ihre Neigung für manchmal absurd anmutende Abkürzungen:

ad (E) für *advertisement*, *cap* für *capital*, *co-ed* für *co-education*, *jock* für *jockey*, *champ* für *champion*, *gym* für *gymnasium*, *vag* für *vagabond* und *rhino* (E) (niemand hat je noch das ganze Wort *rhinozeros* gehört) sind einige Beispiele; *info* statt *information* ist schon sonderbarer, und Charles G. Norris läßt in seinem großen letzten amerikanischen Roman *Pig Iron* (Gußeisen) seine zarte weibliche Heldin *Evelyn* von sich stets nur als *Ev* sprechen und *mo* statt *moment*, *diff'* statt *difference* sagen. Und natürlich heißt es überall *Doc* statt *doctor*; *Abe* statt *Abraham* usw.

Das zutiefst Monosyllable dieser Sprache tritt eben häufig hervor: jemanden hänseln, foppen heißt: *to kid, to spoof, to josh, to razz*; ein dummer plumper Bursche wird *boob* genannt, auch *bum, botch, bo*, oder *bobo, bozo, bimbo*, sowie *sap, simp, dub* und *zob*; dasselbe ist *a sucker* (Gelbschnabel), — *greenhorn* ist etwas aus der Mode gekommen und wird meist im „wilden Westen" verwendet. *Humbug* ist jetzt *bunk* (sehr beliebter Ausdruck) oder *junk, bilge, guff, bosh* und *hokum*. Lebendigkeit, Frische, Vitalität ist *zip, vim, pep* (höchst beliebte Worte), sowie *kick, go* und *snap*. Papa ist *pop*, Mama hingegen *momma*. *Wow* ist ein Riesenerfolg; *cop* Polzeimann; (beides viel benutzt). *Spats* (E) sind Gamaschen, *pants* Hosen; *lid* (vulgär; Deckel!) Hut. Gerne leitet man auch Hauptwörter von Zeitwörtern ab, die man ja unserer dynamischen Gegenwart entsprechend jetzt Tätigkeitswörter nennt: wie *a stunner, a good looker*; dasselbe bedeutet *a corker*; aber *a duffer* ist, was der Wiener einen Patzer oder Fretter (= ungeschickter Mensch) nennt.

Ein paar Hauptrequisite der amerikanischen Ausdrücke sind: *the boss* (der Chef, Vorgesetzte), verbum: *to boss* (tyrannisieren), *cute* (von *acute*): *smart*, originell usw., auch schlau; und *a go-getter*: was könnte auch anschaulicher sein für den, der, wenn er was will, geht und sich es holt: *he goes and gets it*.

A highbrow (E) ist ein „Großkopfiger", Intellektueller; sein Gegenspiel, der „Tatenmensch" = *roughneck*. Als Interjektionen sind sehr beliebt: *Gee! gosh! golly!* oder *gee-whiz!* Statt *I'll be damned!* wird allgemein *I'll be darned!* (E) *dashed* (E) oder *dinged* gesagt. Auch *doggone* heißt *damn*.

Die Abneigung gegen umständliche und geschwollene Redewendungen geht manchmal gar zu weit; ihre Furcht, zu demonstrativ oder *emotional* zu sein, zeigt wunderschön *Punch*: zwei junge Engländer stehen in einer fabelhaften Schweizer Hochgebirgslandschaft, und der eine sagt: "*Not bad, that!*" (Nicht übel!); der andere antwortet: "*That's all right, old boy, but you needn't rave about it like a bally poet!*" („Hast recht, Alter, aber deswegen brauchst du ja noch nicht wie ein verrückter Poet zu schwärmen!")

Und doch hat man in Amerika zur Abwechslung auch ganz groteske Worte gern; genarrt werden! *to be bamboozled, to be hornswoggled*; Spiegelfechterei: *flumadillery*; Geleier: *whangdoodle*. *Hoosegow* = *jail*, Gefängnis, dürfte korrumpiert aus dem mexikanisch-spanischen juzgado sein (American Mercury).

Ein eigenes Kapitel gebührte eigentlich allem, was mit „Liebe" — oder was eben heute so genannt wird — zusammenhängt. Wenn man sich da nicht vorher ein wenig mit der gegenwärtigen *mental attitude* (E) (geistige Einstellung) von drüben befaßt, wird einem manches unverständlich bleiben. Die Kontraste sind sehr groß,

aber im allgemeinen hat das altehrwürdige Puritanertum die Oberhand; fortwährend spricht man von *clean, wholesome* und sieht mit Schaudern das kontinentale freie Leben. Die Fortschrittlichen aber sprechen gegensätzlich lobend von *sophisticated* und *broad-minded*, genau wie sie sich gegen *prohibition* und *fundamentalism* (etwas, das wir hier kaum fassen können, nämlich, daß die Bibel wörtlich genommen wird) wenden. Der Schutz der Frauen ist so groß, sie haben genug mit ihren *breach of promise cases* (Entschädigung für gebrochene Eheversprechen) verdient, allmählich scheint ihnen das Verwöhntsein langweilig zu werden — und der sonderbare Ruf nach dem *cave-man* (Höhlenmensch) beginnt. Auch der *sheik* (sie sprechen es wie das französische *chic* aus) spielt eine große Rolle; *the sheik-stunt, to get sheiked*, usw. Das weibliche *vamp* hingegen (von Vampir) würden wir Sirene nennen, und verbal gebraucht, *to vamp somebody*, jemanden becircen, umgarnen. Die lustige Redewendung: *I've a date with a peach* heißt natürlich nicht „Ich habe eine Dattel mit einem Pfirsich", sondern „ein Rendezvous (*date*: Datum, Vereinbarung) mit einem entzückenden Wesen".

Der Freudismus spielt eine ungeheure Rolle, nicht nur seriös-medizinisch, sondern — als Teekonversation; er gibt Jungen und Alten Gelegenheit zur Besprechung heikler Themen. *Inferiority-* und *superiority-complex* werden bedeutend mehr als hier gebraucht, Hemmung nennen sie *inhibition* (Aufhebung; — *restriction* wäre entsprechender). Die jungen Leute unternehmen in ihrem *flivver* (anschaulicher Ausdruck für kleines Auto) *petting-parties* (Liebesausflüge), auch *necking-parties* und *joy-rides* genannt, während in den Salons *tinned music* spielt (höchst treffender Name — Konservenmusik — für Grammophone, Pianola usw.). *He fell for her*, bedeutet: er verliebte sich in sie. Leider heißt es aber auch dort oft: *they did not hook up well*, oder *they did not make a go of it* (vertrugen sich nicht).

A crook ist ein Betrüger, Hochstapler; *a hobo* (Vagabund) wird jetzt meist statt *tramp* gesagt; *a frill: girl. A bum sheet* ist eine schlechte Zeitung. Worin aber der Witz liegt, *yep* und *nope* statt *yes* und *no* zu sagen, ist nicht recht verständlich. Von einem Freund — es kann auch eine Freundin sein — mag man sich mit: *Cheerio, old top*, verabschieden; aber wenn man *All righty!* sagt, so läßt sich dieser Diminutiv nur mit dem „Momenterl" der Wiener Telefonistin oder dem „Schoklädchen" des Kellners vergleichen. Hingegen ist *goose-stepper* ein famoser Ausdruck für einen Nachbeter, einen, der eben im Gänsemarsch hinterher trabt. Und hübsch klingt *Smarty* (Schlauköpferl).

Der *Volstead Prohibition Act* hat Amerika nicht nur das Alkoholverbot, sondern mit dessen verschiedenen Folgen wie z. B. *root-beer* (Wurzelbier) usw. auch allerlei neue Ausdrücke beschert. *The Wets and the Drys* bekämpfen einander; ihr Hauptstreitobjekt ist der berüchtigte *bootlegger* (Alkoholschmuggler). Den soll es übrigens schon vor sechzig Jahren in Kentucky gegeben haben: Taxen, Zölle, Monopole existierten eben damals auch, und dieser Unentbehrliche soll bei Festen usw. die beliebten Phiolen im Schafte seiner hohen Stiefel *(leg of his boot)* mitgebracht haben. Und doch glaube ich das Wort *bootlegger* von einem anderen Stamm ableiten zu können; ich halte es für eine Korrumpierung von *booze-lugger* (Alkohol-schlepper). — Aber zwischen den feindlichen *Wets and Drys* (Nasse und Trockene) kann man die *Damps* (Feuchte)

einreihen, die nicht so radikal sind und sich hauptsächlich gegen *hard-liquor* (hochgradige Alkoholgetränke wie Whiskey usw.) wenden. *Near beer* (enthält 0,5% Alkohol) darf ja gebraut werden, aber die *wildcat-brewers* ermöglichen es doch immer wieder, das illegale 4 %ige *real beer* herauszubringen, und zwar durch *Needling* — so wird das Versetzen von legalem 0,5 %igen *near beer* mit Alkohol im Osten der *U.S.A.* genannt (*Shooting* heißt dieser Vorgang in *Middle-west* — Chicago usw. —, *Spiking* im *Far West*).

So spiegelt sich mehr oder minder getreulich das Zeitbild in der Sprache und derem ungezogenen Lieblingssproß, dem Dialekt (*Slang*). Was täten aber Vaudeville, Witzbolde und Karrikaturisten ohne das Alkoholverbot? Nun, sie würden sich eben mit irgendeinem anderen aktuellen Thema befassen. Irgendein neuer *fad*, *craze* findet sich ja stets: sei es Couéismus, Mah Yong, *crossword-puzzles* oder sonst etwas. In London war es z. B. im Vorjahr die Mode der enorm weiten *Oxford*-Hosen; diese *plus fours* (nämlich Weite *plus* 4 *inches*) waren populär wie die Ehen eines Filmstars.

Auch das Reklamewesen, die Annoncen und Geschäftsbriefe sind bedeutungsvoll. Selbst Barnum, „der Vater der Reklame", würde staunen. Manche Firmen affektieren Konservativismus, viele jedoch gehen frisch darauf los, sie sind darauf angewiesen, durch Lebendigkeit des Käufers Aufmerksamkeit zu fesseln; wie sie in ihre Auslagen gerne etwas sich Bewegendes stellen, so rufen ihre Inserate dem Leser allerhand im neuesten Jargon zu. Begreiflicherweise gilt es aber nicht als fein, allzu aggressiv zu sein, also muß man sich etwas mäßigen. Z. B. ein Bild: eine Additionsmaschine, ein junges Mädchen und eine Uhr, welche auf fünf steht. Text dazu: *5 o'clock, and lots of pep left!* Ihre Arbeitszeit ist um, aber sie ist nicht ermüdet, sondern *full of pep* (voll élan): so leicht läßt sich also mit dieser Maschine arbeiten. Oder da ist ein besonders fester Anzug angekündigt: er dient dazu, *to romp with the kids*, (um darin mit den Kindern balgen zu können). Wer dächte hier an so etwas — aber drüben spielt eben *junior* (so wird das Söhnchen schlechtweg genannt) eine ganz besondere Rolle.

Oder irgendeine Ware wird angezeigt, und daneben steht nichts als: *It's O.K.* (E; in England gibt es sogar eine Tischwürze Marke: *O.K.*). Das heißt soviel wie: tadellos. *O.K.* ist seit Jahren einer der beliebtesten Ausdrücke, jetzt infolge seiner Kürze und Schnippischkeit mehr denn je gebraucht. Sogar die Telegraphisten sandten einander — obwohl dies offiziell nicht geduldet war — *ok* statt *all right*. Es steht für *all correct*: *oll korrect*; angeblich hat der populäre General *Andrew Jackson*, der siebente Präsident der Vereinigten Staaten um die Wende des 18. Jahrhunderts, aus Spaß oder Unwissenheit seine Zustimmung in dieser Form unter einen Vertrag gesetzt. (Andere hingegen behaupten, daß der Indianerhäuptling *Old Keokuk* Verträge so mit seinen Initialen unterzeichnete.) Jedenfalls ist dies *O.K.* so verbreitet (obwohl fast kein Laie die Ableitung kennt), daß es heute in minder formellen amerikanischen Geschäftsbriefen sogar als Verbum zu finden ist: *please, okay it* (bitte, autorisieren Sie es).

Das interessante Spezialgebiet der Fremdwörter, die im amerikanisch-englischen Sprachschatz zahlreich auftauchen, soll hier nur gestreift werden. (Die amerikanischen Soldaten nannten übrigens im Kriege die Franzosen *frogs*, die Deutschen *Fritze*, die Italiener heißen *wop*; vom Engländer wird meist als *Britisher* gesprochen.) Einzelne Wörter — es sei hier von den beliebten direkt über-

nommenen, wenn auch häufig falsch ausgesprochenen Redewendungen, wie *au revoir, esprit de corps* usw. usw. abgesehen — findet man unverändert eingestreut, z. B.: *I'll give him the raus!* (Ich werde ihn rauswerfen). Häufig findet man auch z. B. *Vaterland, Corpsbruder, verboten*; aus dem Italienischen *pronto* usw. usw.

Negerenglisch, wie es übrigens auch in den wundervollen *Negro Spirituals* (geistliche Negerlieder) zu finden ist, wird gerne aus Scherz gebraucht; wie *I'se see you-all* (Ich sehe euch). Die sonderbaren Vornamen, welche die Neger — freundlich *darkie* (von *dark*) genannt — wählen, gehören nicht hierher; es sei jedoch als Kuriosum der Neger erwähnt *(Saturday Evening Post)*, der seiner Frau *Carbonata* mitteilt, er werde das Neuestgeborene nicht *Anämie* nennen, auch nicht, wie sie meint, *Boudoir* oder *Au Gratin*, sondern *De Trop*.

Von den zahllosen, oft grotesken Redewendungen seien einige charakteristische angeführt: mit dem hübschen harmlosen *put me wise* (belehren Sie mich) sei begonnen. Auch: *that will be swell!* (das wird fein sein) ist noch gut verständlich. Aber schon schwieriger ist: *that's the nifty trick to pull* (das ist das Korrekte, Flotte), oder *he lams for his car* (er rennt zu seinem Auto). Onomatopoetisch gut ist: *the bell blings* (die Glocke schlägt an, bimmelt). *He was all dolled up* heißt ungefähr dasselbe wie: *he did spruce up mighty slick*, oder *she wore snappy clothes, she had a spiffy dress*: (er, sie, war elegant, flott gekleidet). *To give the high hat to somebody*: hochmütig gegen jemanden sein. *To get panicky*: kopflos werden; *to feel down in the dumps*: sich niedergeschlagen fühlen. *To spring that fuzzy gag*: diesen schlechten Witz machen. *The snappy line of chat he hands you*: die flotte Art, wie er einem erzählt. *It dont faze me how uppercrusty they are*: es kümmert mich wenig, daß sie so abweisend sind. *That got him sour on me*: das hat ihn ärgerlich gegen mich gemacht. Zuletzt: *I gotta hunch I'm gonna be the slickest guy in that burg*: Ich habe so ein Gefühl, daß ich der flotteste Bursche in der Stadt sein werde. Wir können nicht schließen, ohne *Babbitt's* zu gedenken. (Sinclair Lewis' Roman, erschienen bei Cape, London, mit einer Einleitung des Engländers Hugh Walpole.) *Babbitt*, der Durchschnittsmensch, der Philister kat exochen (wienerisch: „Bimpf") wird im Gegensatz zu *highbrow* gebraucht; *He's a Babbitt*, meist nicht sehr liebevoll angewendet, steht für: „er ist durch Vorurteile beschränkt, manchmal auch ein wenig heuchlerisch".

Wie ungeheuer viel wäre noch über das interessante Gebiet der modernen Amerikanismen zu sagen! Hier haben wir uns auf eine simple Berichterstattung mit bloßer Andeutung der geistigen Hintergründe beschränkt. Es ließe sich ganz anders linguistisch beleuchten; dann müßte man auch unterscheiden zwischen direktem *slang*, vulgär gebraucht, und gemäßigteren modernen Ausdrücken; ferner ließe sich eine Einteilung nach anderen Gesichtspunkten treffen, nach Materialgebieten und selbstverständlich nach geographischen; auch wäre natürlich ein alphabetisches Wörterverzeichnis mit Übersetzung anzuschließen. Dies und mehr soll einer nächsten Arbeit vorbehalten sein. Hoffentlich ist es aber auch schon hier in diesem Rahmen gelungen, zu zeigen, wie die Menge drastisch auf dem Laufenden erhalten wird und selbst kräftig mitschafft. *Slang* ist sprachlich und kulturhistorisch bedeutungsvoll. Und die ewigen Wahrheiten laufen so mit.

Wien. Ed. O. Paget.

ZU WARTBURGS FRANZÖSISCHEM ETYMOLOGISCHEN WÖRTERBUCH.

(6. und 7. Lieferung.)

Zur Freude aller Romanisten[1]) ist es v. Wartburg gelungen, sein Werk, das durch die Liquidation seines bisherigen Verlegers gestrandet schien, wieder flott zu machen (es erscheint von nun an in Aarau bei Sauerländer). Ich setze meine Bemerkungen fort:

**bid-* in *bidet-* «petit cheval trapu» usw. ist einfach Ablautvariante zu **bod* (nam. *bodé* «trapu» usw.).

**biff-*: ich sehe nicht ein, warum onomatopoetischer Ursprung bei einem Stoffnamen „nicht ohne weiteres glaubwürdig" sein soll — vgl. frz. *tiretaine*: daß mfz. *biffe* «*fausse apparence*» später belegt ist als afz. *biffe* «sorte d'étoffe claire *et légère* . . .», spricht nicht gegen onomatopoet. **biff-*, das eben „etwas Leichtes", „Flatterndes" usw. bezeichnet.

**bihurdan*: ich glaube nicht an* *behordier*> **berhodier*>awall. *berrodier* «échafaudage». Zweifellos ist von bouillon. *beraudé* «grimper» *beraudi* «qui aime à grimper» auszugehen und zu diesem vergleiche man vielleicht die unter *bitriscus* gebuchten nördlichen *birou*(*fle*), *béré* „Zaunkönig". Ein Eigenname *Beroald* in der Bdtg. „lebhaft" (vgl. *roi-bertaut* „Zaunkönig" aus *Bertwald*, frz. *bertaut* „verwegen" usw.) würde genügen.

Zu *biga*, *bi got*, **bik* vgl. meinen Artikel *Ztschr*. 44, 189 und Rohlfs, ebda. 45, 672.

**bikkil*: sollte zu berr. *dégoubiller* «ôter les crottes du rectum des moutons constipés» nicht auch frz. *dégobiller* „auskotzen" Beziehungen haben und *gob-* nicht doch hereinspielen?

**bilia*: clairv. *biscambille* «estropié, déhanché, . . . qui boîte» ist zweifellos nicht **bilia* + *Biscaye*, sondern der Name des berühmten Komikers *des Lauriers dit Bruscambille*, der am Hôtel de Bourgogne im 17. Jh. wirkte und in humoristischen Prologen exzellierte.

Zu zentrfrz. *habillé de dinde* «imbécile, niais» meint Verf.: „Wohl von centr. *baptisé de bête* «imbécile» aus zu verstehen, das möglicherweise als *une baptisée de bête* (vgl. *un drôle de garçon*) aufzufassen ist. *Baptisé* und *bête* wären dann durch eine Art dérivation synonymique durch *habillé* und *dinde* ersetzt worden." — Mir scheint *baptisé de bête* einfach als „mit dem Spitznamen: Dummkopf getauft", „einer, der als Namen Dummkopf erhalten hat" erklärlich. *habillé de dinde* ist damit synonym, indem *s'habiller d'un*

---

[1]) Die relativ ungünstigen Urteile Gamillschegs über dies Werk (*Ztschr*. 43, 513ff.) und Brüchs (*hier* 32, 424) möchte ich keineswegs unterschreiben: wie kann man bei einem so unparteiischen und kritischen Arbeiter wie v. Wartburg zu „Vermutungen" persönlicher Beziehungen zu einem zitierten Autor greifen, was schweren Beschuldigungen der wissenschaftlichen Integrität gleichkommt (Brüch S. 430)? Und konnte wirklich Gamillscheg für sein ganz andere Ziele verfolgendes Werk nur den das Zitat *FEW* nunmehr doppeldeutig machenden Konkurrenztitel *Französisches Etymologisches Wörterbuch* finden? Ich stimme durchaus mit den fast uneingeschränktes Lob erteilenden Rezensionen Meyer-Lübkes (Dtsch. Ltztg. 1924) und Rohlfs (*Lbl.* 1922, Sp. 242) überein und finde, daß man die Riesenarbeitskraft v. Wartburgs nicht durch nörgelndes und miesmacherisches Kritikastertum schwächen sollte.

nom noch bei Molière „sich einen Namen beilegen" heißt. — Ich glaube nicht, daß von *habillé de soie* „Schwein" die Ausdrücke *monsieur, marquis, gentilhomme* usw. ausgehen, sondern daß die ursp. noch unelliptische Wendung lautete* *c'est un monsieur* (*marquis* etc.) *habillé de soie* (mit einer Rätselwendung wie in Goethes bekanntem Ausspruch über den Gatten der Marthe Schwerdtlein).

billoquet enthält als zweiten Bestandteil den Stamm von *bocard,* dtsch. *pochen*.

**binare*: *biner* «coïre» und „küssen" sicher nicht vom Küssen auf beide Wangen, sondern direkt von „den Boden zum zweitenmal bearbeiten", vgl. *le laboureur de nature* bei Rabelais und meine Parallelen *W. u. S.* 5, 206ff. Besonders beweisend havr. *rebiner* «soumettre un animal à une seconde saillie, après une saillie infructueuse». — Frz. *pine* „männliches Glied von Kindern" gehört wohl zu (*pomme de*) *pin,* Sainéan, *Langue de Rabelais* 2, 297.

**binda*: frz. *salbande,* dessen erster Bestandteil Verf. unklar ist, ist einfach dtsch. *Sahlband* („Steinart, welche einen Erzgang seitwärts wie mit einem Bande einfaßt").

**biring'*: für ital. *bronzo* möchte ich eben den Klang, den Bronze beim Anstoßen von sich gibt, als Namengeber betrachten: onomatopoet. **bronz-*, vgl. *BDC* 1924, 121.

**birotium*: nfrz. *cabrouet* «charrette . . .» ist nicht *char* + *brouette,* sondern wohl *cabriolet* + *brouette*.

bis: warum fehlt die häufigste Verwendung des Wortes, die für den Hervorruf der Schauspieler im Theater, samt den Ableitungen wie *bisser*?

bisôn: Das Nebeneinander von *b-* und *v-*Formen stimmt auffallend zu demselben Nebeneinander im Artikel *bis-* Schallwort: ist es denkbar, daß *besouner vesouner* in der Bdtg. „brummen (wie ein Insekt), keuchen" usw. von mfrz. *beser* «courir çà et là, en parlant des vaches poursuivies par les taons», norm. *vés*(*onn*)*er* „laufen, sich bewegen" getrennt werden können? Vgl. auch noch bas-maine *vèze* «cornemuse», bei Rabelais *billevesées* = *boeille vezées* «boyaux enflés» (Sainéan, *Langue de Rab.* 2, 163) mit Anklang an *vessica*. Die Übereinstimmung von *beser* „laufen" mit dtsch.-mda. *bisen* braucht deshalb nicht ausgeschaltet zu werden.

Biscaye: Eine Entlehnung von frz. *bisquer* aus dem Emilianischen halte ich für sehr unwahrscheinlich, da das Frz. selbst doch mit *fichtre, bigre* usw. genug Anknüpfungspunkte an *bougre* an die Hand gibt: Zöckler, *Beteuerungsformeln* S. 159 erwähnt pik. *bisko,* nprov. *bistre, bico* als solche Entstellungen. Das *i* könnte sich aus *fica* erklären. Wenn *bisquer* zu *Biscaye,* prov. *raço biscaïno* gehörte, so würde man eher* *biscayer* oder* *biscaïner* als älteste Form erwarten. mosel. (*dé*)*biscayè* «personne à l'air malade» kann dagegen sehr gut zu *Biscaye* gehören. Bei nprov. *fisca,* das auch „ficher" bedeutet, würde ich eher als Einfluß von *fâcher* den von *ficher, foutre* annehmen, vgl. *être biscuit, fiscuit* «être perdu» bei Hécart (also = «foutu»). Und so denke ich heute, daß auch *faire bisquer* einen erotischen Ursprung haben wird: vgl. st. pol. *biskā* «qui fait *biské*», synonym mit *futā* (foutant), ferner die Interjektionen daselbst *bis bis*! und *biskola*! «interj. servant à narguer ... En employant ces deux interj., les enfants ont la coutume de se passer l'index sous le nez à plusieurs reprises, comme pour les souligner et pour leur donner plus de force», also wohl mit deutlicher obszöner Anspielung (vgl. die Parallelen *Ztschr.* 43, 692) — dies *bis* (*k*)— paßt zu *bis* «pudendum muliebre» (FEW s. v. *bis*), das aber auch zu *bis* „Katze" (vgl. wienc-

risch *Katz* «cunnus») und zu *biscoter* „hüpfen" (urspr. „ wie eine Ziege", vgl. Sainéan, *Lang. de Rab.* 2, 298) gehören könnte. Die Verflechtung obszöner Wörter (*foutre, ficher, figue, bis, bougre* usw.) ist schwer zu entwirren. Bei *bisquer* können ja auch die Wörter für „Ziege" beteiligt sein, vgl. außer meinen Nachweisen *Ztschr.* 44, 190 Clouzot, *Niortaisismes*: *faire bisquer* «c'est donner à quelqu'un du dépit, lui faire ‚la chèvre'.»

**bisoculare*: Die Entwicklung eines **bis-oculare* > *bicler, bigler* neben *bisoeil* (v. Wartburg *RDR* 3, 46) erscheint mir sehr unwahrscheinlich: die Sippe ist erst mfrz. belegt, daher beweisen *s*-Schreibungen nichts, sp. *bizquear*, ptg. *vesguear* habe ich Bibl. Arch. rom. II/2, 170 ganz anders erklärt und für *bicler, bigler* *Ztschr.* 44, 189 ein **biqueler* zu *bique* „Ziege" vorgeschlagen.

bissextus: *behitre* ist auch meiner Ansicht nach ein Ausgangspunkt für das Suffix-*itre*, vgl. *Ztschr.* 43, 654.

bita: Das mfrz. dial. frz. *bite* «membre viril» ist sicher mit Hécart und Sainéan aus *bitte* „Querbalken auf dem Schiff", „Pflock" zu erklären und daraus dann *biter* „berühren" («se permettre des attouchements» in Rennes), daher von *habiter avec une femme* fernzuhalten. Vgl. *se faire bitter* «se faire punir» (Esnault, Le Poilu tel qu'il se parle S. 371) = «se faire f.» Ein Übergang „beißen" > „berühren" ist viel schwieriger. — Das mfrz. *bistri, calibistris* soll nach Sainéan, *Langue de Rab.* 2, 297 *caille* + anjou. *bichtri, bistri*, «cheville pour boucher un trou à une barrique» sein — ich finde bei Verrier-Onillon allerdings nur die Angabe *bichtri, bichetouri* «bec d'un pichet, par où on verse l'eau» (also zu *bicarius* gehörig) und diese Autoren erklären übrigens Rabelais' *calibistris* aus diesem + pejorativem *cali-*. Ob aber *bistri* nicht ein **bistri(c)* darstellt, das parallel wäre zu pik. *de bistrac* «de cà et là» (vgl. erotisch gebrauchtes *ric rac, tric trac, Langue de Rab.* 2, 308, ferner die Pflanzenbezeichnung *trique-madame*, die Littré aus obszön gebrauchtem *trique* „Stock" erklärt)?

bitriscus: Ich glaube, das ganze Hypothesengebäude Al. Brüggers stürzt in sich zusammen: man denke, das einmalige *bitriscus* der Glossen ist die Stütze für eine Etymologie gall. *biturix* (= *bitu-rix*) „König der Welt" > „Zaunkönig". Se non è vero ...

bleichvar: v. W. hält manchmal allzu gern an traditionell gewordenen Deutungen fest: die von ihm selbst angeführte Bdtg. «mou, affaibli» (14.—15. Jahrh.) scheint mir sehr für ein urspr. *blaf-* „kraftlos, plump" zu sprechen.

**blund*: zu *blonde* „Geliebte" vgl. engl. *fair* „schön" > „blond".

blok: afrz. *plot* „Block" (wozu noch *complot* gehört) hat sicher nichts mit *block* zu tun, sondern gehört zu einem germ. Stamm *plot* (*Ztschr.* 43, 335 Anm.).

**bluster* „Geschwulst" wird noch durch dtsch. (*an*)*plustern*, *plaustern*. *plusterig* „mit gesträubten Federn, zerzaust, aufgedunsen" bezeugt.

bob-: Warum ist nach den zahlreichen Belegen, die Horning für das Suffix-*èche* gegeben hat, bei *bobèche*, „Leuchtereinsatz von wulstiger Form" „das Suffix schwer verständlich"? Vgl. vendôme *bobichon* «niais» mit der *-iche*-Variante.

altfrz. *bobert* «sot, insolent», wall. *boubié* «nigaud» zu *Bodebert* + Anklang an *bob-* vergleicht sich altfrz. *foubert* «fou» = *Fulbert* + Anklang an *fou*.

Bei sp. *bobo* wäre auch auf den Artikel *balbus* zu verweisen.

**bod-*(5): nfr. *boutifarro* [so wohl zu lesen statt *boutifarrou*] «outre, poche» «joufflu» hat nichts mit *Potiphar* zu tun (was schon Ettmayer anläßlich der Familie *bod-if-* zur Diskussion stellte, wogegen ich *Lbl.* 1918 Sp. 395 polemisierte), sondern stimmt zu sp. *butifarra* cat. *botifarra* „Wurst" (= **butif-arra*), also zu lomb. *pottinfia*, dialfrz. *boudifl-boudenfl-*.

Bohême: hierzu vgl. noch Rez., Neuphil. Mitt. 1920 S. 79 u. 134[1]).

Bois-le-Duc: hierzu vgl. noch Haust, *Étym. wall. et fr.* S. 230 und Castro, *RFE* 5, 31.

bolón: altfrz. *boler* „betrügen", *bole* „Betrug, débauche" darf solange nicht aus dem Germanischen erklärt werden, solange sich eine romanische Erklärung finden läßt: da frz. *rouler* „betrügen" als Analogie angeführt wird, so wäre ja altfrz. *bouler* «rouler (comme une boule), jouer» > «tromper» schon ganz genügend erklärt. Es ist aber möglich, daß von dem bei God. belegten dialfrz. *bouler* „durch Pulsen Fische fangen" > «troubler» > «tracasser, maltraiter» auszugehen ist (bei Zéligzon *boler, baler, bouler* = *boeler* von *botellus*, schon altfrz. *esbouler*), also von einem urspr. Fischerwort, das in den *trouver*-Komplex hineingehört.

bombus: die Übertragung von onomatopoet. *bomb-* auf rundliche, ausgebauchte Gefäße nicht nur, weil diese ganz besonders ein dröhnendes Geräusch hervorriefen, sondern auch weil *bomb-* zur Aussprache eine Rundung des Mundes erfordert (daher auch *bombarde* „Trompete"), die für Rundes, Gebauchtes sinnbildlich ist. Bei *bomb-* wäre übrigens auch auf das parallele *pomp-* (frz. *pompe*, dtsch. *Pumpe*) zu verweisen.

**bombyceus*: wäre es nicht besser, statt dieses herkömmlichen Ansatzes, an den doch niemand, v. Wartburg am allerwenigsten glaubt, einen dem frz. *bis* näherstehenden als Kopfwort zu benutzen (ebenso bei **bovacea*, **bombitire*)? Die Verewigung solcher willkürlichen Ansätze stattet sie mit einer ihnen nicht zukommenden Vitalität aus.

borda* „Schwindel": in *falibourde* «conte en l'air» möchte ich nicht ein so abstraktes Wort wie altfrz. *faille* «manque, mensonge» sehen, ebenso auch nicht in dem unter *borda* „Schilf" erwähnten dialfrz. *bourdifaille* «*bombance*», «*bagatelles*», «*torches*», sondern ein „Funke" bedeutendes Wort wie *favilla* (falliva*) oder **falaweska*.

**borganjan*: daß v. W. von einem so deutlich die Zeichen der Konstruktivitis an sich tragenden Ansatz wie **borganjan* sich nicht lösen kann! „Das *-a-* der rom. Formen kann sich durch Einwirkung von **sparanjan* und *waidanjan* erklären". Soll wohl heißen „das *anj-*"? Aber *o* > *a* im Vorton?

borvo- (gall.): unter 2. fehlt das geläufige frz. *barbotine* „Spielhöschen für Kinder". — Könnte *borb-* nicht auch lautmalend sein?

bosk-: v. Wartburg hat unbedingt recht, wenn er ein von anderen und auch mir s. Z. konstruiertes keltisches Etymon zugunsten der germ. Etymologie (*Busch*) ablehnt. — Auch altfrz. *deboissier*, aprov. *desboisar* „zeichnen", zu dem noch als Entlehnung *dibujar* gefügt werden sollte, ist richtig aus *bois* erklärt, vgl. noch port. *bosquejar* „skizzieren". (Ich lasse also die *Ztschr. f. frz. Spr.* 45, 375 geäußerte Ansicht fallen.)

---

[1]) *Besme* ist noch in Voltaire's *Henriade* der Beiname des Karl Daniowitz aus Böhmen, des Mörders Colignys.

bōtan: ich kann es nicht gut heißen, daß ohne Not ein *écharbotter* „verwickeln" der Mundarten zerlegt wird in *char-* + *boter* — was soll ein „Fleisch stoßen" (mit *caro* als erstem Teil) heißen? Da wir noch andere Wörter vom Stamm *écharbot* im Frz. haben, muß man eine Verbindung zu diesen suchen: da bietet sich *scarabaeus* REW 7658: frz. *escarbot*, altfrz. *écharbot* „Käfer" (besonders solche, die im Mist herumbohren, vgl. Godefroy), berry. *écharbot* „Schnecke", hierzu gehört natürlich berry. *écharboter* «fouiller dans les ordures», altfrz. *escharbotter* «*éparpiller le feu*», salam. *escarabajas* «leña menuda para encender la lumbre», schweizfrz. *écharbot* «éclaboussement» (Pierrehumbert will an altfrz. *esclaboter* anknüpfen, aber cat. *escarabotar* «ferir una cosa superficialment»: *les aigues que passen ran de la paret l'escaraboten* ist eine genaue Parallele), it. *scarabocchiare* „kritzeln". Soll von «éparpiller» «fouiller» nicht zu «emmêler, enchevêtrer» eine Verbindung möglich sein? Vgl. nprov. *escar(a)-bouia* «écheveler, embrouiller, éparpiller», *escarabouia* «éparpillé, dispersé», sp. *escarabajo* «en los tejidos, cierta imperfeccion, que consiste en no estar derechos los hilos de la trama» und das von W. s. v. *botulus* angeführte *échabouiller* «mêler, enchevêtrer». Das ebenda angeführte *écarbouiller* «écraser» «éclabousser» würde ich auch lieber zu *scarabaeus* ziehen als durch Kontamination aus *écraser* + *ébouiller* entstehen lassen: Die Bdtg. des Wortes im Morvan «écraser qch. de mou (*comme une limace*)» weist ganz deutlich darauf, ebenso Clermont-Ferrand *écrabouiller* «écraser salement», ille-et-vil. «écraser de telle façon qu'il y ait jet de sang ou de matière qcq», das sich ja mit Rabelais' *escarbouiller la cervelle* deckt: es handelt sich um ein Herausspritzen wie bei schweizfrz. *écharbot* „Spritzer" (auch kat. *carabot* „Spritzer", Lexik. aus d. Katal. S. 61). Die Erklärung durch Kontamination ist immer nur ein ‚pis-aller'. — „Konsumation" ist ein undeutsches Wort.

Zu *bouter* 6. ‚gähren' vgl. synonymes altspan. *botar* bei Berceo (*RFE* 9, 166).

**bovacea*: tosk. *buzzo* «stomaco, ventre» neben mail. *busecca* «tripa», mallorca. *butza* «panxa», *butzeca* «infant» legen einen *buzz*-Stamm nahe, der ,wenn er mit *bus- bos-* wechselt, nur onomatopoetisch sein kann: ein Wort, das 1. «grosse bouse», «bouse presque liquide», «éboulement d'une masse argileuse détrempée», 2. «gros ventre», «personne grasse et courte» usw. bedeutet, vergleicht sich etwa mit steir. *plotschig* „vollbackig, aufgedunsen", „breitblättrig", *Platsche* „großes fleischiges Blatt von Kraut, Salat" zu *platsch!*, *platschen, plätschern* usw. v. Wartburg hat schon hervorgehoben, daß der Kuhfladen beim Auffallen auf den Boden sofort in die Breite geht (daher ja auch schweizdtsch. *chüeblätter* „Kuhfladen"): ich erinnere mich, in Österreich *Plätschen* auch für „Kuhfladen" gehört zu haben. Damit ist eine Analogie zu **buzz-* „etwas Geschwollenes" < „Kuhfladen", „dicke Person" gegeben.

Marburg. Leo Spitzer.

CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

I. Théâtre.

Il n'est de théâtre en France qu'à Paris. La province se contente de tournées de troupes composites (type Baret) ou d'artistes de second ordre. L'une des tâches du régionalisme devrait donc con ister à décentraliser la vie théâtrale en permettant à la province,

ou du moins aux grandes cités de la province, française de se prononcer sur les nouveautés les plus importantes. Or, à Paris, il faut tenir pour inexistantes les scènes des Boulevards où ne se donnent guère que des pièces d'amuseurs publics (*Unterhaltungsstücke*), et les scènes officielles, d'autre part, ne se risquent que bien timidement et maladroitement à représenter des œuvres contemporaines originales. N'entrent donc en ligne de compte pour frayer des voies nouvelles que les théâtres dits d'avant-garde. Mais le *Théâtre Antoine*, l'*Oeuvre* et le *Vieux-Colombier* (celui-ci a fait place à un cinéma!) appartiennent déjà au passé. Copeau, depuis 1924, s'est réfugié avec sa troupe «les Copiaux» dans un village bourguignon et donne dans la région, par exemple aux fêtes du vin de Beaune, et à l'étranger, quelques représentations de Molière ou de son «crû», à la manière de la *commedia del' arte*, des farces du M. A. Depuis son départ, Dullin a fondé l'*Atelier*, Baty la *Chimère* et Jouvet a émigré à la Comédie des Champs-Elysées. Quant au *Théâtre des jeunes auteurs*, sorte d'annexe non-officielle de l'Odéon, il semble végéter. Aussi le critique Lucien Dubech peut-il répéter publiquement à Copeau la parole de Desaix à Marengo: «Il est 3 heures: la bataille est perdue; il reste le temps d'en gagner une autre.»

En attendant cette victoire, le «pirandellisme» triomphe et son thème central, à savoir la faillite de la personnalité (*Six personnages en quête d'auteur* et *Comme ci*). Mais Pirandello ne semble pas avoir l'influence d'Ibsen, car sa conception psychologique se mêle trop de procédés *à la Tieck.* (telle pièce reste inachevée et l'auteur se moque de la pièce, des interprètes et de lui-même). Cependant, les dramaturges français ne restent pas inactifs, et l'année 1926 aura vu — hélas perdues dans la masse des pièces mort-nées malgré leur succès d'argent — quelques «premières» qui méritent d'être mentionnées et commentées.

Si nous laissons de côté, d'une part, les industriels de la scène, et d'autre part les auteurs qui, vu leur âge, ne sauraient plus guère renouveler le théâtre[1]), la liste des dramaturges d'avenir se réduit aux quelques noms suivants: D. Amiel, J. J. Bernard, J. R. Bloch, G. Duhamel, H. Ghéon, H. R. Lenormand, G. Marcel, C. R. Marx, P. Raynal, J. Romains, C. Vildrac et B. Zimmer.

L'Amour Magicien (H. R. Lenormand.). — L'auteur des comédies: *La Dent Rouge*, *Le temps est un songe*, *A l'ombre du Mal*, *Le Simoun*, *Le Mangeur de rêves*, etc. (Œuvres publiées chez G. Crès.),

---

[1]) Signalons ici l'édition du *Théâtre Complet* d'Edmond Sée (Flammarion), qui est un précurseur des jeunes d'aujourd'hui. Il est bien entendu que ce silence sur les aînés ne revient pas à nier l'influence féconde que peuvent avoir R. Rolland, F. de Curel ou P. Claudel. Mais nous attendons encore les représentations dignes du génie de R. Rolland et de P. Claudel. Terminons cette „*Fußnote*“ en recommandant chaudement la lecture du recueil d'articles de Paul Léautaud, chroniqueur du *Mercure de France*, sous le titre: *Le Théâtre de Maurice Boissard* (N. R. F., tome I.). On y trouvera un tableau très vivant de notre théâtre depuis 1907, une critique très libre dans ses partis-pris, et surtout une physionomie d'homme extrêmement originale (le livre est dédié: A mes chats, à mes chiens . . je dédie ces chroniques écrites en leur compagnie, pour moi la meilleure de toutes), un représentant typique de l'esprit français, tout pénétré de sentimentalisme pudiquement et stoïquement refoulé.

a découvert une nouvelle source de tragique: la fatalité du subconscient, des désirs, des souvenirs, de l'hérédité, de la nature ambiante. Et c'est de cette fatalité que seront victimes les deux protagonistes de l'*Amour magicien* (au Studio des Champs-Elysées): Albert Carolles et Béatrice. La femme de Carolles a disparu mystérieusement au cours d'une promenade sur la grève. Le malheureux est torturé par l'ignorance où il se trouve sur les circonstances et les causes de la mort de Berthe Carolles. Or son obsession finit par gagner sa jeune secrétaire, Béatrice, nature tendre et impressionnable, qui en arrive à interroger une vieille devineresse de village. Or celle-ci déclare avoir *vu* le fantôme de Berthe pleurant sur un rocher. Le drame alors se déclenche. Un soir, Béatrice s'endormira en présence de Carolles et de parents de celui-ci, et parlera. Ou plutôt ce sera Berthe qui se servira de la voix de Béatrice pour consoler les siens. L'amour magicien a commencé son œuvre: Béatrice, hantée par le souvenir de celle qu'adorait Carolles, a été l'interprète de la disparue. Désormais, Carolles va provoquer le retour de cet état de transe hypnotique, où Béatrice ne sera en réalité que le truchement des propres soupçons et des propres craintes de l'homme qui l'a envoûtée. Et le voilà créant par ses efforts pour découvrir le secret de la défunte, une sorte de double de celle-ci en Béatrice, une Berthe adultère, tourmentée de remords et avide de mort. Quant à Béatrice, misérable jouet entre les mains de Carolles, elle est tour à tour et à la fois, Berthe et elle-même, femme et jeune fille, amoureuse coupable et pure, tandis que Carolles de son côté, l'aime et la confond dans sa jalousie pour la morte. Les témoins du drame finiront par les éclairer tous deux sur leur passion jusque là inconsciente. Vont-ils, oubliant les fantômes qui s'interposaient entre eux, s'abandonner à l'élan de leur amour enivré? Non, la pauvre enfant va mourir, victime des sentiments de la femme que Carolles, dans sa démence, l'a contrainte d'incarner, dans un tragique phénomène de dédoublement. — Telle est cette pièce étrange, dont les dix tableaux emportent l'âme du spectateur dans une ronde démoniaque, dont l'angoisse tragique s'en va croissant jusqu'au dernier cri — venu de l'au-delà, où règnent mort et fatalité.

Le Dictateur (J. Romains, N. R. F.). — Ainsi que Maurice Boissard, Paul Léautaud le notait dans maintes de ses critiques d'avant-guerre, le théâtre des Bataille, Porto-Riche et Coolus finissait par se réduire à des histoires de coucheries, basses et vulgaires. Or la génération d'écrivains nés entre 1880 et 1890 commença dans la première décade du XXe siècle à réagir contre cette «Hypostasierung» de l'acte sexuel, et Jules Romains, comme Georges Duhamel, sut, dès ses débuts, ramener l'amour, sous toutes ses formes, à sa véritable importance, en cherchant le facteur tragique dans des domaines jusque là négligés. Mais les pièces faisandées continuant à pulluler au détriment du théâtre sain, J. Romains pouvait, il y a quelques années, dans une déclaration publique, proposer — non sans humour — à ses confrères de s'engager à ne pas parler d'amour pendant dix ans. Et confirmant sa parole par l'exemple, le voilà donnant avec le *Dictateur* une tragédie sans amour — une tragédie politique, encore plus dénuée de ces «faiblesses» que les œuvres du vieux Corneille.

Mais l'histoire de la pièce mérite d'être succinctement contée, car elle comporte un enseignement, celui-là même que Duhamel tirait avec quelque amertume, de sa propre expérience, dans la troisième de ses *Lettres au Patagon* (Mercure de France, 1926).

Reçue au Théâtre Français, puis retirée par son auteur, la pièce de J. Romains était attendue depuis longtemps, et, représentée le 5 octobre 1926, elle subit un grave échec, dû à une cabale de semeurs de pelures d'orange. La critique française fut désorientée, contradictoire. L'accueil enthousiaste du public étranger rend le jugement encore plus malaisé. Où est la vérité? *Le Dictateur* est-il une pièce froide? une pièce manquée? Ou bien marque-t-il une date, sans être toutefois l'œuvre définitive attendue de Romains? Je voudrais rapidement orienter les lecteurs des N. S. plutôt que raconter la pièce. Celle-ci se réduit en effet à la prise du pouvoir dans une monarchie par un député socialiste, dont le tempérament et les circonstances, mais peut-être surtout un conflit d'homme à homme, vont faire un dictateur. Jules Romains a voulu écrire «la tragédie du chef dans la démocratie sociale moderne», c'est-à-dire le drame de conscience causé non point, comme on a pu le croire, par «les fluctuations d'un caractère placé en présence d'un fait, le pouvoir», mais par les hostilités irréductibles que fait naître dans une démocratie, et en particulier dans les milieux révolutionnaires, l'idée d'un chef, issu par sélection de la démocratie. Aussi J. Romains a-t-il opposé à Denis, le meneur socialiste Féréol, son camarade d'enfance, personnifiant, lui, la répugnance du prolétariat à voir son programme réalisé par un individu de volonté énergique. C'est la question même traitée par Fr. W. Foerster dans: *Führertum und Demokratie* (vgl. Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel), qui trouve ici son illustration. L'homme qui se sent la force de conduire au but ceux qui attendent tout du bouleversement social, sera-t-il voué à l'isolement terrible de la dictature, lorsque l'occasion se présentera à lui? *Le Dictateur* est la tragédie de la solitude à laquelle se condamne Denis lorsque, ayant échoué dans ses tentatives de persuasion (ce à quoi se bornera le *Dernier Empereur* de J. R. Bloch, comme on le verra plus loin), il devra user de la force qui brise toute résistance, celle du Parlement, celle de la bureaucratie, celle des révolutionnaires et surtout celle de l'ami, de Féréol. Un critique aurait voulu que J. Romains nous donnât une peinture des transformations intérieures chez Denis, une peinture des délibérations douloureuses qui font du leader un dictateur: c'est là simplement déplorer que le dramaturge ait traité un autre sujet que celui qu'on eût souhaité. Il convient tout d'abord d'accepter la donnée de l'écrivain et de voir ce qu'il en a dégagé. Est-il vraisemblable au surplus que l'homme né chef connaîtra un tel drame de conscience? Quant à celui qui n'a pas l'étoffe d'un dictateur, qu'importent ses délibérations? Elles n'aboutiront pas à des actes. Mieux vaut donc, ainsi que je l'ai déjà remarqué, admettre le thème psychologique tel qu'il s'est imposé à l'esprit de l'auteur. Et l'on ne peut nier alors que de tableau en tableau la figure de Denis d'abord confondue parmi celles des membres du comité, prend de plus en plus de relief à mesure qu'elle s'oppose tant au roi qu'aux anciens compagnons, jusqu'à rester seule, tragiquement seule sur la scène, après l'arrestation du dernier ami.

Par le *Dictateur* — conçu dès 1910, a dit l'auteur lui-même-Jules Romains reste dans la ligne de la *Vie unanime* et des *Odes et Prières*. N'y retrouvons-nous pas, en effet, transposé dans le domaine politique, l'ancien conflit qui rendait si pathétique les poèmes lyriques traduisant tour à tour le désir de se perdre dans l'unanime et l'âpre jouissance de se replier sur sa force inaliénable? Et qui dira dans quelle mesure ce drame est une confession? Une

confession de Jules Romains, dont les deux voix alternantes sont celles de Denis et de Féréol.

Le Dernier Empereur (J. R. Bloch. Théâtre des Jeunes Auteurs).

Le romancier de la *Nuit kurde* et de . . . *et Cie* (voir 3e chronique, p. 530). a, comme J. Romains, jugé que les passions humaines qui agitent les âmes dans les crises politiques internationales étaient capables de soutenir un drame. L'amour, certes, joue un rôle dans la vie du *dernier empereur*, mais ne se subordonne-t-il pas, et ne naît-il pas même de passions plus hautes? On reconnaîtra aisément ce que J. R. Bloch a emprunté à l'histoire contemporaine et comment il en a prolongé les lignes. Grâce à une catastrophe, l'empereur d'un vaste état disparaît, avec ses héritiers directs, et son neveu, obscur officier de marine — dont la rumeur publique fait un bâtard issu des amours d'une princesse et d'un artiste — est porté sur le trône. Pour avoir fréquenté les milieux révolutionnaires, Roger de Moravie est résolument décidé à réaliser dans l'état monarchique son rêve généreux d'affranchissement du peuple. Mais il trouvera ligués contre lui la famille impériale, la cour, le chancelier, les ministres, les parlementaires, la police, les universitaires, les gens de la rue — et hélas, jusqu'aux militants révolutionnaires qui suspectent la sincérité du jeune souverain. Il n'y a plus de place dans la machine moderne pour une individualité: contre celle-ci se dressent les deux hordes de la tradition et de la révolution. L'Empereur ne gardera que deux amis — qui périront pour lui, et une amante — qui le rejoindra lorsqu'il ira retrouver les humbles pour leur léguer l'exemple de son sacrifice total.

J. R. Bloch, comme je l'ai montré dans une étude spéciale (cf. *Europe*, juillet 1927), a tenté dans le *Dernier Empereur*, de réaliser une idée de jeunesse: l'élaboration d'un héroïsme révolutionnaire.

Le Donneur de sang (Studio d'art dramatique de Genève[1])). Peut-être Luc Durtain, l'auteur de ce *Douze cent mille* qui est l'un des rares romans méritant de survivre parmi la foule des médiocrités littéraires nées depuis la guerre, peut-être Luc Durtain n'écrira-t-il plus jamais de comédie! A défaut d'une de ses confidences, j'aurais pour justifier cette hypothèse l'impression que me laissa la lecture de la pièce du *Donneur de Sang* (il y a de cela deux ans déjà!) Car on ne saurait s'y tromper: avec ce drame, Luc Durtain nous a donné son sang — à la manière de Goethe, se délivrant du fardeau du passé douloureux, pour pouvoir vivre, et souffrir encore. Comment un auteur dramatique n'a-t-il pas encore songé à nous représenter cette tragédie de l'homme auquel les nécessités les plus banales de l'existence imposent de perpétuels sacrifices, et somme toute, un renoncement au vrai bonheur.

Trois actes. Le premier, celui de la jeunesse, des fiançailles, des espoirs illimités dans la générosité de la vie; le second, celui des luttes contre les difficultés de l'existence matérielle, entre la légèreté aimable de la compagne et l'égoïsme de l'ami; le troisième, celui du triomphe d'un vaincu, de la lassitude et de la révolte — et peut-être de la résignation et de la solitude morale.

Marc Foucault, jeune ingénieur, avide d'aventures, débordant de vie, plein de générosité, est en villégiature au bord de la mer. Claire Delorme, fille de modestes boutiquiers, s'éprend de lui et

[1]) Sorte de Vieux-Colombier génevois dont Mme d'Assilva est l'animatrice.

en est aimée. Or un ami de Marc, Julien, autoritaire et froid, contraint sa fiancée Madeleine, à se baigner et à nager. Mais affolée, Madeleine disparaît. Marc la sauve, sous les yeux anxieux de Claire, et connaît pour la première fois l'allégresse du sacrifice. Aussi renoncera-t-il à tous ses rêves de départ pour l'immensité du monde, où l'attend une vie ardente et belle, afin de ne pas abandonner Claire. Deux femmes auront été sauvées par lui, le même jour.

Deux ans plus tard. C'est la vie mesquine avec les exigences monotones des affaires jusque dans les journées de liberté, avec les soucis d'argent, les déceptions causées par la légèreté de Claire, l'égoïsme de Julien, le manque de sincérité de l'entourage familial. Il règne sur toutes ces scènes d'intérieur criantes de vérité une atmosphère pesante, accablante — où pourtant l'espoir d'une maternité vient répandre une lueur réconfortante. Marc n'aura qu'une raison de plus de travailler, de donner son sang plus que jamais.

Et de nouveau un intervalle de plusieurs années. Sept années de labeur formidable. Marc est directeur d'une société industrielle. Luc Durtain nous montre son héros tout-puissant, accaparé par ses fonctions, mais fourbu et intérieurement désespéré. Or il doit fêter le soir même l'anniversaire de son mariage avec les siens et ses amis. Sa femme vient le chercher dans son bureau. Inconsciente, elle lui reproche de ne plus appartenir à sa femme, d'être un étranger, oubliant ainsi qu'il a dû précisément accomplir ce sacrifice pour rembourser ses dettes et subvenir aux dépenses d'une femme éprise de luxe. Et voici dressés l'un contre l'autre, Marc et Claire, qui se sont aimés et qui, aujourd'hui, se répandent en accusations cruelles. Mais il est entre eux des choses irrévocables — et ce ne sont pas leurs griefs, mais bien leur amour, leurs enfants, et jusqu'à leurs faiblesses. Ne sont-ils pas plutôt ensemble victimes d'une fausse conception de la vie, tout comme Bongrand dans *Douze cent mille*, et ils se réconcilieront — s'ils peuvent quitter cet esclavage social et s'enfuir, pour se reconquérir mutuellement.

Le drame de Luc Durtain est donc doublement le drame du donneur de sang: il attend son traducteur et son théâtre en Allemagne. Le public ne saurait lui manquer, car il se retrouvera dans cette tragédie de l'homme moderne, cruellement puni de son abnégation même. Et le philosophe, de son côté, aimera la façon directe dont un homme pose l'un des problèmes fondamentaux de la morale, celui qui résulte du conflit dans la conscience moderne des impératifs de l'altruisme chrétien et des aspirations de l'individualisme vraiment fécond pour la société humaine[1]). Et du même coup Luc Durtain apporte après J. Romains, J. R. Bloch, G. Duhamel et C. Vildrac, la preuve que le théâtre, en même temps qu'il *doit* abandonner le thème rebattu de la passion amoureuse, s'il veut se renouveler, *peut* émouvoir par le tableau véridique de ceux qui, dans la société contemporaine où «le chauffeur est le prototype» (H. Keyserling), ont gardé la nostalgie d'un nouvel héroïsme, qui n'est ni gréco-latin, ni shakespearien, ni romantique, ni nietzschéen — mais moderne et universellement humain, bref l'héroisme d'un *monde qui naît.*

---

[1]) Je ne puis que signaler en passant cet aspect du drame de L. Durtain et renvoie mes lectures au livre de R. M. Holzapfel: *Panideal* (Eugen Diederichs), en particulier au second volume.

III. Romans, Biographies et Souvenirs.

Guy de Pourtalès, qui a publié en 1926 *Montclar*, étude psychologique attachante à la fois par les milieux aristocratiques (français et allemands) en voie de disparition qu'elle évoquait, et par le caractère de son héros, incapable de s'abandonner naïvement à l'amour parce qu'il s'analyse trop, parce qu'il demande à la possession l'absolu, parce que son excès de culture le contraint à se chercher sans cesse, victime d'une fausse mystique de renoncement, — Guy de Pourtalès donne dans *Chopin ou le Poète* (N. R. F. 1927) le pendant de sa biographie de Franz Liszt qui connut un si beau succès auprès des historiens et des artistes. Après le musicien qui incarna «la gloire et la passion», celui qui personnifie «la douleur et la solitude». Encore que l'auteur apporte ici moins de documents nouveaux que pour Liszt, les révélations dues à l'utilisation de correspondances inédites contribuent toutes à faire de la figure de Chopin une sorte d'apparition divine au milieu de la réalité, le type même du poète, romantique passant «pur comme une larme» sur la terre, en proie à la musique et n'exprimant son âme que par la musique, dans «un langage dont nul connaît le secret.»

A côté des écrivains étrangers ayant adopté la langue française comme langue maternelle, il y aurait à envisager le groupe des fils d'émigrés français nés dans l'Amérique du Sud, ou dans tel autre continent, puis revenus dans la métropole, en y apportant des imaginations libérées, élargies: Isidore Ducasse (comte de Lautréamont), J. Toulet, J. Laforgue, J. Supervielle. Or ce dernier, né à Montevideo (Uruguay) en 1884, fit ses études à Paris, voyagea à travers l'Europe, séjourna plusieurs années dans l'Amérique du Sud. Ses premiers poèmes parurent en 1919: *Poèmes de l'humour triste* et *Poèmes*. Puis vinrent: *Débarcadères* (1922) et *Gravitations* (1925, N. R. F.) dont la nouveauté réside dans l'essor d'une imagination cosmique à travers les espaces interplanétaires où «rôde désespérément l'âme d'obscures patries.» Avec *Le Voleur d'Enfants*, Jules Supervielle donne son second roman. Comme dans le premier, son héros est un *homme de la pampa*, mais transplanté à Paris. Or le colonel Philémon Bigua, parce que sa femme est stérile, recueille des enfants abandonnés dans un square de Londres, adopte une fille d'alcoolique et de prostituée, un jeune homme de famille misérable, et va même jusqu'à enlever dans une rue de Paris le fils d'une veuve coquette, le petit Antoine. La donnée pourrait donc paraître exceptionelle, anormale. «Ouvrage dont la serrure même, ou plutôt les serrures sont vivantes et ne se livrent qu'à regret» écrit de son roman J. Supervielle lui-même. En quoi consistent ces serrures? Et sont-elles vivantes? Ce qui revient à demander: l'écrivain nous ouvre-t-il au-delà des faits des perspectives nouvelles vers des régions de l'âme humaine, qui, pour être obscures, n'en sont pas moins dignes d'être explorées et ne peuvent l'être que dans des circonstances étranges? Et nous devrons répondre affirmativement. Mais encore que J. Supervielle nous invite à voir dans *Le Voleur d'enfants* une illustration des «inconvénients de deux sentiments refoulés: la paternité et l'amour», rien ici de la trop facile exploitation du freudisme à la mode. La psychologie n'apparaît pas, et pourtant les faits, les événements, bref, l'histoire, se réduit à bien peu de chose. Mais peu à peu les caractères se construisent dans l'atmosphère la plus quotidienne, et pourtant la plus exotique.

En particulier le colonel Bigua, qui, sous un regard moins affectueusement pénétrant, aurait pu n'apparaître que comme un odieux maniaque, aux tréfonds louches et morbides, perd de jour en jour de son masque énigmatique, inquiétant, devient de plus en plus humain, largement humain, à la fois pitoyable et héroïque, victime d'une fatalité intérieure et extérieure — sa soif de paternité et les instincts de ceux qu'il a artificiellement assemblés en famille. Suprême illusion de l'art, voici que nous nous retrouvons en ce voleur d'enfants, venu d'un autre continent, et vivant au sein de Paris, une vie d'homme de la mer ou de la pampa. Les éléments sont les mêmes, permettant la sympathie. L'accent d'importance est placé avec justesse et un sens délicat des nuances de la vie intime des âmes, et nous avons la joie de la découverte, de la création. Mais autour de Bigua, de cette étonnante machine à rêve qui enregistre avec une sensibilité infinie les mille variations de l'atmosphère morale que constituent les désirs, les pensées, les passions, les feintes, les mystères de sa femme et de ses «enfants», évolue tout un monde aussi vivant et aussi précis de contours que le héros central. Le petit Antoine cesse d'être pour nous l'enfant négligé par une mère galante, il perd vite l'intérêt qu'il doit simplement à un détail d'intrigue, à la scène du vol, pour s'offrir progressivement à nous, dans la complexité authentique dénuée de tout tarabiscotage, de son âme enfantine. Le second chapitre est écrit par un observateur aigu sachant faire deviner à travers les notations les plus sobres et les plus banales, ce sur quoi d'autres insisteraient lourdement. Veut-on par contre voir dégagé tout le sens d'un portrait de mari pour une veuve infidèle, et qu'on lise alors telles pages émouvantes du chapitre IV! Nous irons ainsi sans jamais nous perdre dans ce dédale habilement ordonné des âmes d'adultes et d'adolescents, de découverte en découverte. Dès qu'apparaît Marcelle, c'est le thème du *Frühlingserwachen* qui va se dérouler, merveilleusement varié, dans la vie subitement chargée de menaces et grosse de tragédies, de la fausse famille, jusqu'à ce que le renvoi de Joseph et le départ pour l'Amérique déterminent la catastrophe, c'est-à-dire le suicide du colonel. Et nous tenons peut-être là le ressort même du drame de conscience qui finit par se jouer chez ce dernier, et dont il n'a peut-être la claire vision que lorsque s'étant jeté à la mer, il tente pourtant de regagner le navire: la vanité des efforts d'un homme pour tromper dans une paternité usurpée un besoin d'amour qui s'ignore et s'affirme douloureusement parmi les dénégations de l'honnêteté et de l'habitude. Aussi le beau livre de J. Supervielle, si lourd d'expérience intérieure, si riche de «prolongements» — pour reprendre le mot qui sert de titre à un nouveau recueil de poèmes de C. Vildrac — pourrait-il être considéré dans sa seconde partie comme *l'éveil du printemps* chez l'être ayant en quelque manière oublié le renouveau pour la moisson. Il est en même temps le témoignage éclatant du don d'un poète sachant se renouveler en unissant à la poésie grandiose de *Gravitations* la vision intimiste des actes les plus familiers.

Enfin Julien Green nous donne après *Mont-Cinère* (cf. 4e chronique, p. 135) un second roman familial. Mais si l'héroïne reste une jeune fille, c'est de la tyrannie d'un père qu'elle souffre, d'un père en proie lui-même à la tyrannie des habitudes. Peut-être, du reste, serait-ce rapetisser et fausser le thème de l'œuvre de J. Green que de vouloir trop l'opposer à *Mont-Cinère*. Et nous devons

bien plutôt voir en *Adrienne Mesurat* le récit de la crise où une âme de jeune fille isolée par le despotisme paternel, la haine d'une sœur, l'indifférence ou l'hostilité du monde, les souffrances qu'elle doit cacher, l'amour sans espoir qu'elle nourrit, les remords qui la hantent, va finir par sombrer dans la démence. La folie d'Adrienne Mesurat n'est pas un expédient d'écrivain cherchant une issue à un drame qui n'en a pas; elle est une menace qui pèse sur l'héroïne, vouée à une solitude absolue, dès son enfance et à jamais. Connaissant l'ennui de vivre dans toute son horreur, Adrienne Mesurat aspire au sommeil libérateur tout au long de ses nuits d'angoisses et de cauchemars: c'est la folie qui l'affranchira de son mal, trop grand pour les forces humaines. Nous assistons ainsi aux progrès incessant de la hantise chez cette misérable victime de refoulements (*Verdrängungen* — Freud), surtout à partir de l'instant où par suite d'un acte qu'elle n'a pas voulu, elle tue son père en le précipitant du haut d'un escalier. Ce n'est pas un hasard si la plupart des scènes de ce roman se déroulent la nuit. La nuit isole l'individu plus que jamais, le livre à ses démons. Rien de plus sinistre que les tableaux vraiment hallucinants des nuits d'insomnie où Adrienne Mesurat se débat contre ses hantises, ses remords obscurs, ses visions et ses désirs impuissants. Jamais une accalmie: l'idée-fixe poursuit cette jeune fille de dix-huit ans sans appui, exposée à la cupidité d'une voisine, misérable aventurière dont l'âme trouble oscille entre une pitié suspecte elle-même et un odieux besoin de chantage, — une idée-fixe que tout contribue à renforcer, et jusqu'aux tentatives d'échapper à son étreinte, en fuyant les lieux et les gens qui rappellent le malheur, en aimant le docteur Maurecourt pour le regard qui reste sa seule raison de vivre et d'espérer et dont elle enchante sa détresse. De jour en jour, cette âme apparaît de plus en plus comme le jouet des souvenirs, des scrupules et des remords, et le corps lui-même connaît des lassitudes, des vertiges et des peurs glacées, et surtout des immobilités ou des actes étranges, alors qu'elle obéit déjà à autre chose qu'à la raison. Le tragique croissant de cette sorte de réplique de *L'Homme traqué* de F. Carco, provient en effet non pas tant de l'acuité de l'analyse psychologique que de tout l'inexprimé dont J. Green parvient à nous donner la sourde sensation, tant par le détail des états physiques, des gestes et des actes en apparence insignifiants de l'héroïne que par l'évocation du milieu qui participe d'une façon mystérieuse au désespoir des êtres humains. Et peu de dénouements égalent à la fois en vérité et en intensité dramatiques cette ultime nuit où la pauvre fille fuit sa maison au milieu de l'allégresse d'un feu d'artifice de fête nationale et court éperdument sur les chemins, tenant des propos incohérents et ignobles — ne se rappelant plus rien, *seule* à jamais, dans sa démence libératrice.

Je terminerai cette chronique des romans en signalant les nouvelles de Marcel Arland: *Les âmes en peine*. Ces nouvelles ont ce trait commun de peindre des êtres voués à la solitude et à la souffrance par leur caractère ou celui de ceux dont dépend leur destinée. Comme Duhamel — influence ou parenté spirituelle? — le jeune écrivain s'attache à des figures pitoyables et nous les représente dans la banalité de leur vie quotidienne, mais avec tant d'amour, qu'une émotion poignante se dégage de ces visions d'âme, et que même après *Deux Hommes*, *Un homme de peu* nous apporte une révélation originale de certains aspects de l'amitié,

tandis que *Jour de Noël* mérite d'être considéré comme un chef d'œuvre de pathétique — fait de rien.

Livres reçus (qui feront l'objet d'une étude dans le cadre approprié): *El Azhar* (F. Bonjean et Ahmed Deif); *L'homme contre l'histoire* (A. Chamson); *Un Dieu sous le tunnel* (Maxime Némo); *De Montmartre au Quartier latin* (F. Carco); *Armand* (E. Bove).

IV. Une collection: Le Roseau d'Or (Plon).

«Et celui qui me parlait tenait une mesure, un roseau d'or pour mesurer la cité, ses portes et son mur.» (Apocalypse, XXI, 15) Or ce roseau d'or signifie pour les écrivains catholiques: Claudel, Cocteau, Ghéon, Jacob, Maritain, Fumet, Massis, Ramuz, Reverdy, etc, «que les choses de l'esprit ont une mesure qui n'est pas de ce monde». D'où leur réunion pour un témoignage commun dans la collection Plon (8, rue Garancière, Paris), qui comporte en séries de 10 volumes des *œuvres in extenso* et des numéros de *chroniques*[1]). La deuxième série comprend: *Dans la lumière du cloître* (Charles Silvestre); *Le gant de crin* (Pierre Reverdy); *Un nouveau Moyen âge* (Nicolas Berdiaeff, traduit du russe); *Chroniques* (3e numéro); *Adrienne Mesurat*, roman (Julien Green).

Charles Silvestre (né en 1889) est, comme H. Pourrat (voir 4e chronique) un écrivain régionaliste, en ce double sens qu'il vit à Peyrat-de-Bellac (Hte Vienne) et peint les gens de sa province, le Limousin. Son œuvre a déjà reçu la consécration de deux prix littéraires: prix régionaliste Jean Revel (1924) et prix Fémina (1926); elle comprend: *L'Amour et la Mort de Jean Pradeau*, livre émouvant par la peinture d'un caractère admirable et d'une douleur de mère, livre plein de probité et de poésie; — *Le merveilleux médecin*; *Cœurs paysans*; *Aimée Villard, fille de France*; *Belle Sylvie*, histoire limousine du temps de la Révolution, ayant le charme délicat d'une légende, *Prodige du cœur*, avec son caractère de paysanne héroïque sans fadeur ni convention, et enfin: *Dans la lumière du cloître*, récit d'une simplicité candide de deux séjours à l'abbaye bénédictine de Ligugé, celle qui a déjà reçu Huysmans, Retté et Claudel. Quel plus bel éloge adresser à ce livre que de dire qu'il est capable de ressusciter dans le cœur le plus incroyant les plus pures et les plus douces émotions religieuses de l'enfance! Tout le chapitre consacré à la semaine sainte à Ligugé est un pur chef d'œuvre. Et qui n'admirerait ces lignes sur le cimetière des moines? «Ce matin, la terre de Ligugé, odorante et mouillée d'une pluie mystérieuse, se mit à étinceler de la soudaine présence du soleil. Il enchantait les gouttes d'eau qui tremblaient sur les pierres de l'abbaye, dans les parterres du jardin, et la parfaite allée de tilleuls qui mène au cimetière exigu où sommeillent quelques moines. Ils dorment dans une enceinte formée d'arbres verts, au son des cloches, gardés par une glèbe sainte dont ils sont la précieuse semence. La croix de bois, en ce champ de leur repos, a l'air d'une bêche qu'un jardinier plante au lieu de son travail, après sa journée. Il s'est couché,

---

[1]) Première série: *Trois Réformateurs*: Luther, Descartes, Rousseau (J. Maritain); *Le Comédien et la Grâce* (H. Ghéon); *L'Amour du monde* (Ramuz), *Saint François d'Assise* (Chesterton), *Chroniques*: *Le soulier de satin* (P. Claudel), poèmes et essais; *Correspondance* entre J. Rivière et P. Claudel; *Sous le soleil de Satan* (Bernanos), *Notre Baudelaire* (Fumet), *La vie admirable et les révélations de Marie des Vallées* (E. Dermenghem); *Chroniques.*

il a joint les mains dans le vent du soir; et il se lèvera avec la suprême aurore. Ces moines reposent dans la paix de leur jardin; une fête de ciel est donnée pour eux dans chaque goutte de pluie; une lumière d'eau enchante les tulipes plus fraîches que des œufs légers aux couleurs de flamme. Les parterres et les vagues tranquilles d'un sol meuble ont gardé le souvenir de leurs pas, le souffle de leurs prières, quand ils se promenaient dans l'allée de ces tilleuls où les oiseaux du printemps chantaient aujourd'hui.»

Quant au recueil d'aphorismes de Pierre Reverdy, il est bien propre, comme son titre l'indique, à stimuler énergiquement la circulation des idées artistiques — à la façon d'un *gant de crin* (voir p. 99), en même temps qu'à situer le poète des *Epaves du Ciel* dans le courant surréaliste aux bras multiples. Dois-je avouer que je préfère en P. Reverdy le critique, je dirai même: le penseur écrivant en prose (une prose concise et transparente) au poète, certes original, mais qui reconnaîtra peut-être un jour qu'auprès de l'immense et éternelle innovation qu'est la poésie authentique, les questions de ponctuation ou de typographie ne sont que de médiocre importance. Mais il faut goûter la lucidité des vues de Reverdy sur le lyrisme moderne (p. 36—53), sur l'image (p. 32—35), sur l'obscurité (p. 31—32) sur l'art et la réalité (p. 27—30), sur le rêve (p. 11, 25) sur la génération littéraire actuelle (p. 130), sur les rapports de l'art et de la religion, etc.

Dans le recueil de chroniques (No 14), je signalerai en particulier: l'étude de J. Maritain sur la poésie moderne et son avenir (p. 1—55), où le philosophe catholique distingue très jucidieusement la poursuite de la poésie art-pur au sens de Mallarmé et de Valéry (celle qui résulterait de la suppression progressive des éléments prosaïques), de la poursuite de *l'esprit poétique* à l'état pur, à la façon de Baudelaire et de Rimbaud qui ont fait passer à l'art moderne les frontières de l'esprit; — les notes, brèves mais pénétrantes, de J. Rivière, sur le caractère russe; — les observations de V. Poucel «autour de P. Valéry», également éloignées de l'idolâtrie à la mode et de toute aveugle hostilité; — des poèmes (très inégaux) de P. Reverdy, J. Cocteau, M. Jacob et G. Huguet.

Je regrette de ne pouvoir consacrer au livre de Henri Massis: *Défense de l'Occident* la place qui lui reviendrait, surtout dans une revue allemande. Qu'il me suffise d'indiquer très sommairement la thèse de l'auteur. Selon H. Massis, la civilisation occidentale — et il entend par là la civilisation latine et catholique — est actuellement menacée par l'idéalisme germanique et le mysticisme slave qui se feraient en Europe les complices des fausses mystiques orientales, destructrices de l'unité de la personnalité humaine. Le salut serait dans le catholicisme. Mais il serait à souhaiter que ce livre fût lu et discuté avec sérénité en Allemagne. Les partis-pris ordinaires de Henri Massis, ses ignorances, ses citations tronquées et faussées, sa documentation unilatérale, tout cela rend la lecture d'un tel ouvrage de polémique parfois fort agaçante, mais il faut rendre justice à la clarté et à la vigueur de la pensée et de la langue et convenir que le livre contribue sans nul doute à poser avec netteté le problème spirituel de l'asiatisme et à montrer que l'unité que voudrait instaurer H. Massis dans l'Occident n'est ni possible, ni même souhaitable.

Chambéry (*Savoie*). Christian Sénéchal.

---

[1]) cf. le *Manifeste du surréalisme* de André Breton (S. Kra) p. 34 et 44.

EDMOND JALOUX.

La prochaine élection à l'Académie Française a mis en vedette le nom d'Edmond Jaloux.

Il est l'un des écrivains marquants d'aujourd'hui, moins d'ailleurs chef ou partisan d'une école cataloguée que personnalité essentielle et influente du Parnasse contemporain.

L'œuvre d'E. Jaloux est déjà considérable. Il est de ces écrivains pour qui la vie extérieure en ses détails importe peu: il semble n'en conserver que des souvenirs précieux, que des impressions profondes, mais indépendantes d'une date ou d'un nom. Et nous en savons assez de sa vie par ce qu'indiquent ça et là les notes d'un éditeur ou d'un critique, complétées par ce que lui-même laisse connaître, ou deviner: provençal, né à Marseille (1878), il publie à 20 ans le traditionnel recueil de vers, qu'aucun autre ne suivra; bientôt des romans, des nouvelles se succèdent.

Quelques-uns d'abord se souviennent de l'époque naturaliste, attentive au tableau bourgeois vaguement teinté de philosophie; c'est l'époque où E. Jaloux évoque Elimir Bourges, et se montre fidèle à Paul Bourget, que d'ailleurs il ne cesse pas d'admirer en dépit des modes, des variations publiques envers celui qu'il considère comme un des maîtres du roman français contemporain.

Puis, dans des œuvres plus personnelles, s'affirme ce qui va devenir l'originalité d'E. Jaloux: «Le reste est silence», «L'Eventail de crêpe» indiquent sa nouvelle manière: un art délicat, évocateur de situations, de scènes et de gens; art des silences, des paroles retenues, des angoisses estompées; et aussi cet autre talent de faire évoluer de vivants héros, dont l'âme est minutieusement étudiée, dans un cadre imprécis, flou plutôt que fuyant; et vous verrez le détail de vieilles rues, des demeures de jadis endormies dans la paix provinciale, ou les nuances d'un soir d'automne au jardin dont s'enorgueillit la cité, mais vous ne saurez ni le nom de la cité ni l'année du drame, rien de l'appareil extérieur dont l'astreignant souci, depuis le réalisme, avait poursuivi nos meilleurs écrivains, et dont Jaloux nous affranchit en même temps que lui.

Une longue pause ensuite: la guerre de 1914: des années d'angoisse et de réflexion, dont Jaloux ne donnera que beaucoup plus tard un écho romanesque, dans deux nouvelles dramatiques («L'Amour de Cécile Fougères» 1922, «L'Egarement» 1926), des années de travail aussi, ingrat mais important, dans un service annexe du Quai d'Orsay.

De cette période de recueillement littéraire, E. Jaloux sort en 1918 avec un chef-d'œuvre: «L'Incertaine», qui résume son talent et quelques-unes de ses idées favorites. — Suivent alors une dizaine d'œuvres, pleines d'indication sur le tempérament profond et les pensées centrales de l'auteur, que sert toujours le même style souple, surveillé sans prétention, un peu monotone parfois dans le récit courant, mais qui s'échauffe et devient plus vibrant, plus mâle aussi, quand un grand enthousiame l'emporte, que ce soit le culte de Cézanne et sa prestigieuse apparition («Fumées dans la Campagne»), que ce soient ces villes d'Italie qu'il préfère à toutes: Parme, Vicence, Venise, Mantoue, Padoue, et Venise encore.

De là: «Les Amours Perdues» 1919,
«Les Barricades mystérieuses»,
«L'Escalier d'or»,

«Les Profondeurs de la Mer» 1922,
«L'Alcyone»,
«L'Age d'or» 1926.

20 volumes n'ont pas épuisé la fécondité d'E. Jaloux: il conçoit et produit sans cesse; et, chose curieuse, les œuvres nouvelles ne sont presque jamais celles dont une précédente annonçait les titres: ces titres «à paraître» sont très caractéristiques d'ailleurs, mais plus caractéristique me paraît être cette inquiétude créatrice qui jusqu'au dernier instant transforme l'œuvre ébauchée et la présente sous de nouveaux auspices. —

On pourrait, au hasard de ses créations, esquisser un Edmond Jaloux peintre de l'âme féminine, moins dur que M. Prévost; pèlerin de villes endormies ou curieux des grandes pensées de la littérature européenne; rechercher dans son œuvre le problème du dédoublement de la personnalité, ou l'angoissante question moderne du «roman de l'intellectuel» (Thibaudet) d'«Au-dessus de la ville» aux «Profondeurs de la Mer».

Des affabulations variées font vivre des personnages toujours un peu féériques et shakespeariens, dans une vivante atmosphère de songe: et si par exemple les héroïnes, toutes semblables, de P. Benoît font penser à quelque fascinateur et froid bijou hindou, celles, toutes sœurs, de Jaloux sont attirantes et gracieuses comme une rosée de printemps. Et ces personnages circulent dans une atmosphère songeuse, mais très peu nébuleuse, colorée, dont la trame romanesque n'est pas étroitement tissée, mais se complait à de légers dialogues, à des rencontres de fantômes heureux. Parmi des remarques où la satire semble s'accentuer avec l'âge («L'Ami des Jeunes Filles» 1926), parmi des réflexions où l'auteur évoque et précise ses goûts, ses préférences artistiques, ses prédilections littéraires, parmi une richesse de pensée où s'affirme un sûr éclectisme également averti du passé et du présent, peu à peu se dégage entre autres idées celle qui me paraît caractériser souvent le souci d'E. Jaloux et l'un des aspects de son univers, l'idée que je voudrais appeler l'idée du *Rêve*, l'idée que toute notre vie, à tous, comme celle des personnages, de l'Incertaine à l'Alcyone et jusqu'à l'Ami des jeunes filles, est un effort constant vers des joies idéales à travers la réalité des choses, un conflit du Réel et du Rêve.

Et quelle est la solution de ce conflit?: la Vie. —

Peut-on vivre de ses passions, demande à Raymond son fils adoptif (Fumées dans la Campagne)? — non: elles font illusion comme ces grands feux d'automne qui dans la campagne aixoise, sous beaucoup de fumée, cachent une maigre flamme. —

Peut-on poursuivre et réaliser un rêve, demande Claude, déçu des lettres et du théâtre, à Gwendolyne qui se dispose à l'aimer? — («Profondeurs de la Mer») — non: car Gwendolyne succombe dans les abîmes du Quarnero, aidant Claude à connaître qu'au dessus du bonheur rêvé il y aurait peut-être, ailleurs, la sérénité vécue.

Et sans doute vivre suppose bien des maux: «A l'ombre des cyprès», des amis d'enfance le constatent, mais que concluent-ils? «ce n'est pas la vie qui est absurde, ce sont les hommes qui s'ingénient à la rendre odieuse.»

Ayons confiance donc, en la famille humaine et en l'âge d'or; l'univers des songes est trompeur (autant que consolant): soyons humains, et par nos efforts sachons apprendre et comprendre que «la Vie éclaire le Rêve» ...

L'auteur de tant de créations shakespeariennes où semble se préciser une telle conception, le lointain évocateur de paysages de rêves et d'âmes éthérées, vit à Paris; il en aime les coins tranquilles, la place des Vosges ou la place Dauphine; il a habité de longues années au Palais-Royal, dans un logis délicieusement étroit, — entre la rue où l'on imagine le décor et l'apparition des silhouettes de «l'Escalier d'Or», et le jardin célèbre où les ombres du passé flottent nostalgiques —, entouré de ses livres, de meubles chinois étranges, une vaste armoire pansue, généreuse de ses trésors, et un bureau ventru, laqué de vert, où, comme le notait un jour M. du Gard, écrire semble une gageure, et où s'alignent de minuscules oiseaux orientaux, fantasques comme les apparitions de ses romans, mais comme elles consolants dans la banalité d'ici-bas.

Une telle évocation est insuffisante, presque injuste envers l'écrivain, qui, dans son calme, avec cette allure, derrière ses lunettes d'écaille, d'un scaphandrier remontant des mers lointaines de ses pensées (encore M. du Gard) est l'un des plus actifs de nos littérateurs d'aujourd'hui: critique influent des «Nouvelles Littéraires» dont le groupe progresse en face de celui de la «Nouvelle Revue Française», ses articles ont été réunis en deux volumes: «L'esprit des livres» (consacré aux écrivains français) et «Figures étrangères». — E. Jaloux exerce par son contact personnel une influence notable sur bien des jeunes: il a dirigé chez Grasset une importante collection où parurent jusqu'en 1925 nombre d'œuvres retentissantes, prouvant sa perspicacité et l'excellence de son choix; il choisit maintenant pour E. Paul les plus captivantes publications d'une collection de romans contemporains; on retvoure sa trace dans les «Cahiers du Mois», l'intéressante revue de jeunes publiée par A. et F. Berge; etc. . . .

E. Jaloux est l'un de nos meilleurs connaisseurs de littératures étrangères; il ne s'est cantonné dans aucun domaine, comme fit par exemple Valéry Larbaud pour l'Angleterre. Il a des «notions de tout», et toujours de précises et précieuses notions: il se tient au courant des lettres italiennes et anglaises, russes et américaines; n'ignore ni R. L. Stevenson, ni Tchekhov, ni E. Wharton, ni Andersen, ni tant d'autres; il professe un culte spécial, en France, pour quelques-uns de nos grands, de Bourget à Proust, — sans oublier les jeunes dont tous les essais l'intéressent sympathiquement, — et à l'étranger, pour R. Kipling, Rilke, et Dostoievski.

Cet éclectisme le caractérise lui-même: il n'appartient à aucune école, et la formule la moins inexacte, s'il en faut une, est peut-être celle qui consacre son indépendance, en équilibre entre le conte aérien et la philosophie accessible à tous, entre le roman d'observation psychologique et sociale exacte, dont il semble issu, et le récit de fantaisie, tour à tour railleur, sentimental ou consolant, tendant à l'évocation shakespearienne, idéaliste et pittoresque d'un monde meilleur.

Il est difficile derésumer son activité littéraire, son importance actuelle, et je m'excuse auprès d' E. Jaloux des notes maladroites par lesquelles j'ai tenté d'évoquer la richesse de son œuvre; son charme essentiel me paraît bien être, plus que le récit facile et coulant, plus encore qu'une réflexion personnelle transformée en expérience humaine, cette atmosphère séduisante d'immatérialité rêveuse mais colorée, évoquant en des villes où l'on voudrait vivre,

auprès d'êtres choisis, dans un délicieux ensevelissement, cette sereine pensée qu'épure la douleur; à nul de nous ne sourira son rêve s'il n'a su l'éclairer au grand feu passionné de la Vie . . .

Zagreb (*Agram*). R. Warnier.

DIE THÜRINGER NEUSPRACHLICHE STUDIENWOCHE IN GOTHA.

Auf Anregung und mit weitgehender finanzieller Unterstützung des Thüringischen Volksbildungsministeriums fand vom 4.—8. April in Gotha eine Studienwoche für die Neusprachler Thüringens statt. Die Arbeitsgemeinschaft der Neuphilologen Gothas hatte von genanntem Ministerium den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Studienwoche auszugestalten. Als Heimstätte diente ihr die Oberrealschule zu Gotha, in deren prächtigem Festsaal die Tagungen abgehalten wurden. Mehr als 300 Neuphilologen, männliche und weibliche, waren der Einladung gefolgt, die meisten natürlich aus Thüringen, doch auch aus anderen Ländern des deutschen Reiches hatte die Veranstaltung Gäste angelockt, z. B. aus Elbing, Berlin, Köln, Hannover, Leipzig, Stuttgart usw. Das Ziel der Studienwoche wurde beschränkt auf die Forderung der Praxis des Unterrichts durch Konzentration auf die Fragen des Arbeitsunterrichts und der Kulturkunde. Diesem Zwecke sollten dienen 1. Lehrproben, 2. Referate darüber und Aussprachen, 3. Anstellung von Hilfsmitteln für neuzeitlichen Sprachunterricht, 4. Ausstellung von Lehr- und Lernmitteln, 5. öffentliche Vorträge, 6. Besichtigungen und Führungen. Am Montag, 4. April fand um 8½ Uhr die Eröffnungssitzung statt. Eine stattliche Zahl von Teilnehmern hatte sich bereits eingefunden. Vom Thüringischen Volksbildungsministerium beehrten der Herr Staatsminister Dr. Leutheußer, der Leiter des höheren Schulwesens, Ministerialrat Professor Schnobel, sowie die beiden Referenten für die höheren Schulen Thüringens, Oberregierungsrat Dr. Jesinghaus und Oberregierungsrat Dr. Tenner die Veranstaltung des Eröffnungstages. Zunächst entbot der Leiter der Studienwoche, Studienrat Herrmann, den zahlreich erschienenen Teilnehmern, den Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden und den Ehrengästen herzlichen Willkommengruß. Dann verbreitete er sich in ausführlicher Rede über die Ziele des nach dem Vorbilde Preußens neuorientierten neusprachlichen Unterrichts, wie sie in den Thüringer Lehrplänen im Jahre 1926 festgelegt worden sind, und legte die Wege dar, auf denen die Studienwoche versuchen wollte, diese Ziele anzustreben. Er hob besonders eingehend die zahlreichen Schwierigkeiten hervor, die sich heute aus den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen heraus den hochgesteckten Forderungen und weitgreifenden Bestrebungen des neusprachlichen Unterrichts entgegenstellen. Er unterstrich die Wichtigkeit des neusprachlichen Unterrichts gerade für unsere Gegenwart, da er uns mit den leitenden Ideen und Bestrebungen unserer beiden Nachbarn bekannt machen und uns ihre Wesensart erkennen lassen muß, damit der Deutsche seine eigene Wesensart im Spiegel der Kultur des anderen Volkes um so klarer erkennen und durch Eindringen in die fremde Kulturwelt und durch Vergleich die eigene Geistigkeit tiefer und besser begreifen lernt, wobei es der Zukunft vorbehalten

bleiben muß, über das die Völker Trennende hinaus zur Erkenntnis der sie alle umschließenden kulturellen Bande und so zu einer Erziehung zu wahrhafter Humanität zu gelangen. Der Redner wies noch besonders darauf hin, daß der Arbeitsausschuß bei der Ausgestaltung der Studienwoche nur auf Vorführungen aus der Unterrichtspraxis Wert legte und demgemäß theoretische Vorträge fast ganz in den Hintergrund treten ließ, da es dem Neuphilologen, neben einer Bereicherung seiner theoretischen Kenntnisse, vor allem auf eine fruchtbare Gestaltung seines Unterrichts ankomme, und zwar unter Berücksichtigung der beiden Hauptpunkte des Arbeitsunterrichts und der Kulturkunde, die als die Hauptforderungen des neusprachlichen Unterrichts im ganzen deutschen Reiche auch als die geeignetsten Brennpunkte der Thüringer Studienwoche anzusehen seien. Um den mit diesen Hauptproblemen ringenden Neuphilologen Thüringens Hilfe zu bringen, seien auswärtige anerkannte Meister ihres Faches gebeten worden, den Teilnehmern der Studienwoche an Schülern der vier höheren Schulen Gothas ihre Kunst zu zeigen durch Vorführung von mehrstündigen Unterrichtseinheiten, die nicht als Musterlektionen, sondern als Ausschnitte aus der täglichen Unterrichtsarbeit gedacht seien, um so durch das Mittel der Praxis eine Klärung in den wichtigsten unterrichtlichen Grundfragen herbeizuführen. Mit herzlichem Dank an alle, die mit Rat und Tat das Zustandekommen der Studienwoche gefördert hatten, schloß der Redner seine inhaltreiche, die Ziele der Studienwoche klar herausstellende Begrüßungs- und Programmrede, die in dem Organ des Thüringer Philologen-Verbandes, „Thüringens Höhere Schule", in Bälde in vollem Wortlaut erscheinen wird.

Um 10 Uhr begann die erste Reihe der praktischen Lehrvorführungen. Als Vorführende waren nur außerhalb Thüringens tätige Lehrkräfte gewonnen worden.

Frl. Anna Maria *Curtius*, Studienrätin an der Gandigschule zu Leipzig, unternahm den Versuch, die neue Sexta des Oberlyzeums i. E. in die ersten Schwierigkeiten der französischen Aussprache einzuführen. In überaus lebendiger Art glückte es ihr, die begreifliche Schüchternheit der kleinen Anfängerinnen zu überwinden und sie durch Anwendung den Unterricht belebender Anschauungsmittel zu verständnisvollem Eingehen und Mitarbeit zu gewinnen und mit ihnen die französischen Vokale e, i und l sowie den männlichen und weiblichen bestimmten Artikel zu erarbeiten.

Die U 3 des Oberlyzeums i. E. versuchte Frl. Curtius, in das Verständnis der zwei Fabeln von Lafontaine: Le Corbeau et le Renard und Le Renard et les Raisins einzuführen. Wiederum unter Heranziehung von Anschauungsmitteln (ausgestopfter Fuchs, Karte von Frankreich, zwei Wandbilder, die Weinernten darstellen) erarbeitete sie mit den Tertianerinnen den Inhalt der beiden Fabeln unter Zuhilfenahme dramatischer Gestaltung, ließ Aussehen und Charakter des Fuchses entwickeln und gab Ausblicke auf Chrakterzüge der Bewohner der in Betracht kommenden französischen Provinzen. Eine häusliche Ausarbeitung sollte das im mündlichen Unterricht gewonnene schriftlich festlegen.

Herr Oberstudiendirektor Dr. *Bolle*, Berlin, hatte sich die Aufgabe gestellt, mit der U II der Aufbauschule in arbeitsunterrichtlicher Weise ein Kapitel aus der *englischen* Grammatik durchzunehmen und zwar den Unterschied zwischen englischem und

deutschem Gebrauch des Aktivs und Passivs. Bolle holte aus dem spröden Schülermaterial die Erkenntnis von Intransitiv und Transitiv, Aktiv und Passiv, Agens und Aktum heraus und wußte die schwierigen Gedankengänge der Deutschbeinschen Syntax den Schülern nahezubringen. Leider wurde Dr. Bolle durch Abberufung nach Berlin verhindert, in der dritten Lehrprobe die Anwendung der gewonnenen Einsicht in das Wesen des englischen Aktivs und Passivs praktisch zu erproben. Die arbeitsunterrichtliche Behandlung der Lektüre auf der Mittelstufe hatte Herr Oberstudiendirektor Dr. *Krüper* in O II der ORS übernommen. Das fremde Schülermaterial, das mit dem im Vergleich zu der bisherigen Lektüre ungleich schwereren Texte (Christmas Carol, Stave I, Diesterwegs Lesehefte Nr. 38) zu ringen hatte, hemmte stark den gerade für erfolgreichen Arbeitsunterricht so notwendigen Kontakt zwischen Lehrer und Schüler, so daß die doch wohl beabsichtigte Erarbeitung des Charakters des Scrooge und der Kulturverhältnisse des damaligen London darunter empfindlich leiden mußte.

In der zweiten Lektion gelang es Dr. Krüper, die O I der Oberrealschule an der Hand eines Auszuges aus seinem neuesten Werk: Hartig-Krüper: "England and the English" in ein Gebiet der englischen Kulturkunde einzuführen, nämlich den Schülern zu zeigen, wie englische Dichter das Naturgefühl, das im englischen Volke ist, in künstlerischer Form zum Ausdruck gebracht haben.

Einen sehr temperamentvollen Lehrer lernte die Versammlung in Herrn Studienrat Dr. *Lücker* Liebig-ORS zu Frankfurt a. M., kennen. Es gelang ihm, mit den Schülern der U II des Realgymnasiums die vorher durch Grammophon zu Gehör gebrachte *Marseillaise* zu behandeln, ihre Entstehung darzulegen und den Geist, der in dem anfeuernden Nationallied der Franzosen atmet, spüren zu lassen. Von den Wandtafeln ließ er ausgiebig Gebrauch machen und im mündlichen Unterricht vorkommende Vokabeln, Wendungen sowie den roten Faden (la trame) in unmittelbarem Anschluß schriftlich festlegen.

Mit der U I des RG. behandelte Dr. Lücker das Problem der Ehre im Cid und führte seine Aufgabe, die Schüler an der Hand dieser Dichtung in den Geist der französischen Oberschicht des 17. Jahrhunderts einzuführen, durch.

Waren die Vormittage mit den Vorführende und Zuhörer anstrengenden Lehrproben ausgefüllt, die um so mehr an ihrer Kraft zehren mußten, da die meisten Teilnehmer und wohl auch Mitwirkenden von der Arbeit des vorangehenden Schuljahres bereits gehörig mitgenommen waren und sich offensichtlich im Zustand der Semestermüdigkeit befanden, so waren die Nachmittage den Referaten und Aussprachen darüber vorbehalten. Der für die Belange des neusprachlichen Unterrichts außerordentlich interessierte Oberregierungsrat Dr. *Tenner*, der selbst Neusprachler ist, machte längere Ausführungen über die Neugestaltung der schriftlichen Übungen, wie sie von den Thüringer Lehrplänen in Anbetracht der gesamten Neuordnung des neusprachlichen Unterrichts gefordert werden. Sie gipfelten in der Ablehnung des sog. Aufsatzes, der bisher als das Ziel der schriftlichen Leistungen galt und dessen Zustandekommen nur auf Grund ausgiebiger, manchmal *zu* weitgehender Vorbereitungen möglich war. An seine Stelle soll in Zukunft die Wiedergabe eines vorgelesenen *oder* vorgelegten unbekannten fremdsprachlichen Textes treten.

Das Diktat soll Randstellung einnehmen. Auf der Unter- und Mittelstufe sind ausgiebige Umformungen, Variationen, Nacherzählungen und Zusammenfassungen auch schriftlich vorzunehmen. Bei den schriftlichen Übungen handelt es sich um drei Fragen: 1. Was sollen die schriftlichen Übungen leisten? 2. Welches ist ihre Zielleistung? 3. Welcher Art sollen sie sein? Auf die erste Frage geben die Thüringer Lehrpläne S. 86 V Antwort.

Zu 2. Während in Punkt 1 die Thüringer Lehrpläne einig sind mit den Lehrplänen anderer Staaten, ist das nicht der Fall bei der Zielleistung, nämlich der schriftlichen Aufgabe der Reifeprüfung. Im Gegensatz zu Preußen fordert Thüringen lediglich die Nacherzählung eines Textes. Es entsteht nun die Frage, ob der vorgelesene Text deutsch oder fremdsprachlich sein soll. Die Ansichten gehen auseinander. Strohmeyer z. B. ist für deutschen Text. Die schriftliche Arbeit der Reifeprüfung, die Nacherzählung, stellt gleichsam das Ergebnis, die Krönung der von der untersten Stufe an geübten Umformungen dar, die ihrerseits den Schüler befähigen sollen, idiomatisch, von dem Original abweichend, zu denken. So stellt die Nacherzählung keine bloße Reproduktion, sondern eine selbständige Arbeit dar. Zu 3. Die Zielleistung muß natürlich der geistigen Reife der Schüler entsprechen. In U II kommen Anekdoten, historische Zusammenhänge in Betracht, in der Reifeprüfung schwierigere Zusammenhänge, längere Texte kulturkundlichen Inhalts. Ob Vorlesen oder Vorlegen des Textes spielt dabei keine Rolle. Dr. Tenner schlägt vor, die fremdsprachlichen Texte ausdrucksvoll vorzulesen, dann den Schülern vorzulegen, um sowohl dem akustischen als auch dem visuellen Typ gerecht zu werden. Referent forderte des weiteren schriftliche Leistungen von Sexta an, auf jeder Stufe, möglichst in jeder Stunde unter Benutzung der Wandtafeln und von kurzer Zeitdauer, unter dauernder Überwachung der schreibenden Schüler, warnte jedoch zugleich vor Überschätzung der schriftlichen Leistungen, da die mündliche Leistung die Hauptsache bleibt. Die Korrektur geschieht möglichst gleich nach der Niederschrift der Arbeit, die Fehler sind übersichtlich zusammenzustellen, die selbständigen Leistungen sind zu werten. Auch die häuslichen schriftlichen Arbeiten der Schüler müssen vom Lehrer kontrolliert und erst nach eingehender Vorbereitung angefertigt werden, die Verbesserungen müssen nachgesehen werden.

An diese Ausführungen schloß sich eine rege Aussprache an, in der Dr. *Bolle* gegen den Aufsatz sprach. Er bekannte sich scherzhaft als „Ketzer", da er im Unterricht Schwieriges und Wertvolles in deutscher Sprache biete, um nicht an der Oberfläche zu bleiben. Die Übersetzung in die deutsche Sprache hält er für ein Bildungsmittel von ganz besonderem Werte. In seinem Referate über seine Lehrproben betonte Bolle die neuzeitliche Forderung im neusprachlichen Unterricht, Einblick in den Geist der Sprache zu vermitteln; dieser Geist sei nur in fremdsprachlichen Texten zu erkennen; deshalb sei nur von der Fremdsprache auszugehen. Der Schüler sammelt selbst Material, z. B. für die Frage: Wie kommt es zur Bildung des Passivs? Wesen und Eigenart des Schriftstellers werden dann auf diesem Wege gleichzeitig herausgefunden: „Unter einem gewissen Stichwort (z. B. „Passiv") tragen dann die Schüler das gesammelte Material in ein Heft ein. Die beiden neuen Mittel für die arbeitsunterrichtliche Behandlung der Grammatik sind also:

1. Ausgehen vom zusammenhängenden fremdsprachlichen Text (Lektüre),
2. Sammlung des Materials durch die Schüler selbst (Heft); dazu kommen
3. Schriftliche Übungen, die aus der Syntax organisch hinleiten zur Stilistik.

In ihrem Referate über den Anfangsunterricht im Französischen ging Frl. *Curtius* von den Grundgedanken aus, die sie in dem Vorwort zu ihrem demnächst erscheinenden Lehrbuch ausgeführt hat. Es sei nämlich von der Kinderseele auszugehen, das Kind müsse immer mehr zur Selbsttätigkeit, nach Gandigs Grundsatz, erzogen werden. Die Vorbedingung für das Gelingen des französischen Anfangsunterrichts sei die Schaffung einer heiteren Atmosphäre im französischen Unterricht und die Beherrschung des Französischen durch den Lehrer, vor allem der Phonetik. Als Ziel stellte Referentin die mündliche und schriftliche Ausdrucksfähigkeit auf. Der Lautierkurs dauert von Ostern bis etwa Pfingsten, grammatische Belehrung bringt sie schon von der zweiten Woche an: Artikel, Zeiten, Pron. poss.,! unter Zuhilfenahme grammatischer Gestaltung und sinnfälliger Belehrung. Aus der Fülle der anregenden Aussprachen sei gestattet, nur einige herauszugreifen.

Studienrat *Riemann*-Jena betont im englischen Anfangsunterricht als Grundsatz das Ausgehen von der Anschauung. Er wollte das Deutsche ganz ausgeschaltet wissen und empfahl Frage- und Antwortspiel gleich von der ersten Stunde an. Die fremden Laute sind in systematischer Reihenfolge zu bringen, nach der Schwierigkeit geordnet, unter Benutzung der Viëtorschen Lauttafel. Zunächst sind die schwierigen Laute t. th, w auszulassen. Bei Einübung der Laute sind Spiegel, Kerze usw. zu verwenden, die Hand an den Kopf zu halten. Zeichnungen und Längsschnitt durch die Sprachwerkzeuge sind den Schülern vorzulegen. Die Lautschrift ist anzuwenden, erst diese, dann das orthographische Schriftbild in schrittweiser Entwicklung zu geben. Nebenbei geht die Grammatik, nach gewisser Zeit folgt systematische Zusammenstellung der grammatischen Erscheinungen. Die Einführung der Intonation ist zu pflegen, dann folgt der Übergang zum Buch ohne Schwierigkeiten.

Studienassessor *Meyer-Kredell*-Frankfurt a. M. schließt sich ihm an mit der Forderung, die Vokabeln schreiben, lernen und wiederholen zu lassen. Er empfahl, den Schülern Belehrungen über die Sprachwerkzeuge zu geben, da er auf eine gediegene phonetische Durchbildung der Schüler im Anfangsunterricht großen Wert legt.

Oberregierungsrat Dr. *Tenner* wies eindringlich darauf hin, wie notwendig es sei, die Schüler zu straffer Übung der Sprachwerkzeuge und zur Erwerbung einer straffen Artikulation zu erziehen. Er lehnte den vorzeitigen Gebrauch der Sprachmaschine im Anfangsunterrichte ab und ließ als Vorbild für reine Aussprache nur den Lehrer gelten, empfahl die Fragestellung durch den Schüler, die Anwendung der Lautschrift nur als Mittel zum Zweck und als Notbehelf und den Gebrauch der Muttersprache im fremdsprachlichen Unterricht nur im Notfall.

Oberstudienrat Dr. *Stieghan*-Altenburg tritt für das Vokabellernen ein, wenn in vernünftiger Weise geübt. Denn noch immer seien guter Wortschatz und gediegene grammatische Grundlage die Hauptsachen. Auch er verzichtet nicht auf die Herübersetzung.

Die übrigen Referate behandelten Wesen und Wege des neusprachlichen Arbeitsunterrichtes und der Kulturkunde. Dr. *Lücker* befaßte sich eingehend mit dem Begriff „Arbeitsunterricht“, für dessen Mutter er die Reformmethode, namentlich im Sinne *Walters*, hält. Doch empfahl er, einen scharfen Unterschied zu machen zwischen dem Arbeitsunterricht auf der Unter- und Mittelstufe einerseits und dem der Oberstufe andererseits. Dort gehe die Spracherlernung zunächst nur imitativ vor sich, daher sei energisch auch auf Auswendiglernen leichter, flüssiger Texte zu halten zwecks Reproduktion. Auf der Oberstufe soll die Sammeltätigkeit der Schüler zu Hause eintreten, Referate als Kontrolle über den im Unterricht oder in Privatlektüre durchgenommenen Stoff sind im Anschluß an ein kulturkundliches Lesebuch zu halten.

Das zweite Referat über Arbeitsunterricht hatte Dr. *Krüper*. Seine Darlegungen erläuterten und umgrenzten mit besonnener Kritik das Wesen des neusprachlichen Arbeitsunterrichtes, dessen Begriff glücklicherweise noch nicht amtlich abgestempelt und festgelegt sei. Unter Arbeitsunterricht will Dr. Krüper jede Methode verstanden wissen, die die Selbständigkeit und mannigfaltige Betätigung des Schülers anstrebt und zur Verlebendigung des Unterrichts führt. Er empfahl für die Mittelstufe induktive Bearbeitung der Grammatik, die Schüler selbsttätig Beispiele bilden zu lassen und die Lektüre freier und abwechslungsreich zu gestalten, Vortrag des Schülers und Schülerfrage zu pflegen und sie zur maßvollen Kritik zu erziehen. Bei grammatischen Unterweisungen sprach sich Krüper (im Gegensatz zu Lücker) für die Anwendung der Muttersprache aus, da Versuche mit der fremden Sprache bis jetzt meist gescheitert seien. Des weiteren trat Krüper für die Herübersetzung ein, da sie durchaus im Sinne des Arbeitsunterrichts sei, wie er überhaupt den Gebrauch der Muttersprache bei schwieriger Lektüre nicht ausgeschlossen sehen wollte. Für die Oberstufe empfahl er freie Gestaltung der Lektüre und wandte sich energisch gegen den Übersetzungsschlendrian.

Oberstudiendirektor Dr. *Münch*-Hannover sieht im Arbeitsunterricht nicht Methode, sondern Prinzip. Auch Lehrervortrag und Deduktion könne Arbeitsunterricht sein. Schülerfragen (auch aus sprachlichen Gründen für späteren Auslandsaufenthalt), Wechselgespräch, Verbessern der Fehler durch die Schüler sind ihm die wichtigsten Mittel für arbeitsunterrichtliche Gestaltung. Er fordert: Schülerfragen überall da, wo sie möglich, Lehrerfragen nur da, wo sie nötig sind.

In den Referaten über die *Kulturkunde* stellte *Lücker* als Ziel des kulturkundlichen Unterrichtes das Herausarbeiten der Absichten eines Künstlers, einer Zeit, eines Volkes auf, das nur auf induktivem Wege zu geschehen habe. Vom Einzelwerke muß ausgegangen werden zur Betrachtung und Darlegung

a) der wirklichen Natur des Künstlers,
b) der Wechselbeziehungen zwischen Künstler und Zeit,
c) des Ideals des Künstlers.

Die Fremdsprache sei dabei anzuwenden, da es möglich sein muß, das Klarerkannte in einfachen Ausdrücken französisch oder englisch zu sagen. Die Kulturkunde muß aber allgemeine Urteile und alles Phrasenhafte vermeiden. Im Französischen stehe hinsichtlich der Kulturkunde das Geistige, im Englischen das Politische und Wirtschaftliche im Vordergrund. Vom einzelnen Kunstwerk sei all-

mählich zu den höchsten philosophischen und kulturellen Problemen des fremden Volkes aufzusteigen.

Als Ziel der Kulturkunde forderte *Krüper* füt die Mittelstufe nichts weiter als Vertrautsein mit den Hauptgebräuchen und -einrichtungen des Landes, als Ziel des kulturkundlichen Unterrichtes in der Oberstufe stellte er Ausland- und Völkerkunde auf Grund gründlicher Kenntnis der fremdsprachlichen Schriftsteller auf; die Grundlagen der englischen Kultur, die geographisch-historischen Lebensbedingungen sind aus den Werken an die Schüler heranzubringen. Nur sind keine Bruchstücke zu lesen, da sonst die Werke selbst vernachlässigt werden, sondern das ganze Werk ist zu behandeln, daneben aber kann ein knappes kulturkundliches Lesebuch benutzt werden als Ergänzung. Auf diese Weise seien die Grundkräfte und Wesensformen des fremden Volkes herauszuschälen, damit diejenigen des eigenen Volkes im Spiegel der fremden Kultur desto deutlicher erkannt werden.

Am Dienstag, den 5. April führte Professor *Doegen* seinen Sprechapparat vor, zeigte seine Verwendungsmöglichkeit zur Belehrung und Ergänzung des neusprachlichen Unterrichts.

Die Darbietungen des Rundfunk (Mirak) waren leider infolge starker Störungen im Saale nicht verständlich. Umso reichlicher wurden die Teilnehmer der Studienwoche durch die Ausstellungen von neusprachlichen Zwecken dienenden Büchern und Lehrmitteln, Rundfunkgerät, Lichtbildern und Projektionsapparaten, Sprechapparaten und Platten entschädigt. Außerdem hatte der Ausschuß eine Führung zur Besichtigung der französischen und englischen Gemälde im Gothaer Museum veranstaltet. An diese schloß sich die Besichtigung der Ausstellung von Originalen der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts in der Landesbibliothek an. Unter der Führung des Leiters der Volkshochschule, Studienrat Dr. Nippold (ORS), eines der besten Kenner der Thüringer Theater und ihrer Geschichte, wurde das im herzoglichen Schloß befindliche Ekhoftheater, das als das älteste deutsche Hoftheater gilt, besichtigt. Und zum Schluß brachte der abwechslungsreiche Mittwochnachmittag noch den Besuch des herzoglichen Münzkabinetts, das sich europäischer Berühmtheit erfreut und von dessen Schätzen der Leiter, Geheimrat Dr. Pick, die Münzen, die westeuropäische Geschichte und Kultur widerspiegeln, den erstaunten und entzückten Besuchern zeigte und erläuterte.

Am Dienstag Abend führte Professor Dr. *Dibelius* die Zuhörer in seinem Vortrag über „Die neue Verfassung des englischen Weltreiches" in die politischen und wirtschaftlichen Probleme ein, die nach der ungeschriebenen Verfassungsänderung der letzten Imperial-Conference England gestellt sind. Die Motive dieser Verfassungsänderung und ihre Folgen erklärte der Redner in geistreicher Weise aus der geschichtlichen Entwicklung und dem Nationalcharakter der Engländer und gab fesselnde Ausblicke auf die Entwicklungsmöglichkeiten des britischen Imperiums.

Am Donnerstag Abend deutete Frl. *Curtius*, in einer Conférence das Leben und das Werk von Romain Rolland. An den Vortrag schlossen sich Rezitationen einiger Szenen aus des Dichters Dramen: Le jeu de l'amour et de la mort (Szene II) und Danton (Acte I) an, wobei sie von Studienrat Dr. Julius Schmidt-Jena unterstützt wurde.

An sonstigen Kunstgenüssen wurde im Landestheater der Sommernachtstraum von Shakespeare in einer Vorstellung geboten,

die künstlerisch auf der Höhe stand und helle Begeisterung auslöste.

Am 1. Tag vereinigte die Teilnehmer der Studienwoche ein „Bunter Abend“ zu geselligem Beisammensein.

Am Freitag, 8. April gegen Mittag schloß der Vorsitzende die Tagung unter herzlichen Dankesworten, nachdem er den Teilnehmern der Studienwoche mitgeteilt hatte, daß als erste Frucht der Tagungen die Gründung eines Thüringer Neuphilologen-Verbandes unter dem Vorsitz der Ortsgruppe Gotha erfolgt sei. Nach ihm sprach Oberregierungsrat Dr. Tenner den Dank und die Anerkennung des thüringischen Volksbildungsministeriums aus. Die Studienwoche habe nicht die Aufgabe, den Teilnehmern fertige Rezepte mitzugeben, sondern jeden anzuregen, sich selbst seinen Weg zu suchen, wenn auch natürlich eine gewisse Einheitlichkeit im neusprachlichen Unterricht herrschen müsse, um eine Zersplitterung und ein Zerflattern zu verhindern. Nicht das System führe zum Ziel, sondern die Lehrerpersönlichkeit, die von Idealismus für den verantwortungsvollen Beruf, von deutschem Idealismus getragen sein müsse. Nach Worten des Dankes an den Arbeitsausschuß seitens einiger Teilnehmer endete die an Anregungen so reiche Studienwoche.

Gotha. Sckell.

BESPRECHUNGEN.

Carl Stumpf, *Die Sprachlaute.* Experimentell-phonetische Untersuchungen, nebst einem Anhang über Instrumentalklänge. Berlin. Springer 1926. XII und 419 S.

Für den Nichtphysiker ist es gewiß ein gewagtes Unternehmen, ein Werk wie das vorliegende anzuzeigen; für den Sprachforscher ist es jedoch eine Pflicht, sich mit ihm auseinanderzusetzen und darauf hinzuweisen, daß die moderne Sprachwissenschaft ohne derartige Behelfe ihre Aufgabe nicht mehr lösen kann. Es gibt ja gewiß noch Sprachgelehrte, die finden werden, das kümmere sie nicht, wie geartet die Schwingungen sind, aus denen ein Vokal besteht; die Sprachwissenschaft fange erst beim fertigen Laut an. Es dürfte aber nicht schwer halten, sie zu überzeugen, daß wir zum Verständnis der *Lautungsveränderung* nicht anders vordringen können als auf dem Wege der Erforschung, wie die Lautung überhaupt zustande kommt. Zur Erkenntnis der Lautbeschaffenheit trägt das Buch Stumpfs außerordentlich viel bei. Dieses großangelegte Werk, Ergebnis vieljähriger Forscherarbeit, behandelt das Problem der Sprachlaute von den verschiedensten Gesichtspunkten. Es führt bis an oder über die Schwelle der Sprachwissenschaft im engeren (alten) Sinn.

Viele Kapitel sind schon als Sonderabhandlungen seit Jahren bekannt; so die überaus fesselnden vom Aufbau und Abbau der Laute[1]), die aber hier, vielfach erweitert, als geschlossenes Ganzes

[1]) Die Struktur der Vokale, SBAW., Berlin 1918, die Tonlage der Konsonanten und die für das Sprachverständnis entscheidende Gegend des Tonreiches. Ebd. 1921 usw. Vgl. das Literaturverzeichnis bei Stumpf.

von imponierender Wirkung sind und den Kernpunkt von Stumpfs Lehre bilden. Ein sinnreiches Röhrenwerk gestattet, von jedem Ton, der hineingesungen, jedem Laut, der gesungen, gesprochen oder geflüstert wird, beliebige Teiltöne durch Interferenz abzuschalten, die Veränderungen zu beobachten, die wesentlichen Bestandteile und damit die „Chemie" der Laute festzustellen, bei denen es nicht nur auf die Mischungselemente, sondern auch auf die Stärkegrade dieser Elemente ankommt, auf die absoluten und die relativen Stärkegrade. Die Darlegung dieser Mischungsverhältnisse, die zu den einzelnen Vokalklängen führen, ist von besonderem Wert: gleiche Mischungsglieder zu verschiedenen Stärketeilen oder ungleiche Tonstrecken, die ganz entfallen, darauf beruhen die Unterschiede der Vokale (vgl. auch S. 331ff.). Vom Grundvokal *u* aus, nach Stumpf als Grundprozeß, entwickelt sich *üu- i*. Die Entwicklung aller anderen Vokale setzt eigenartiges Hinzutreten von Tönen zwischen g^1-g^4 voraus. Für das Erfassen der Vokale kommt dieser „akzessorische Prozeß" nicht in Erwägung; für das Hervorbringen der Vokale ist es aber sicher bedeutungsvoll, daß aus *u* durch das Eintreten bestimmter Tonhöhen in den bestehenden Schwingungskörper *o* bzw. *a*, *e* usw. wird.

Durch die Feststellung der Formantlage jedes Lautes wird uns das Ineinanderübergehen und das Mißverstehen von Lauten wesentlich leichter verständlich. Der Vorgang der Diphthongierung wird, von diesen Erfahrungen ausgehend, zu erklären sein. Was uns vorläufig noch fehlt, ist die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Empfindungsäußerung und physiologischer Auswirkung auf die Stimmbandschwingungen, der Bildung bestimmter Töne als Teiltöne eines ganzen, wie es der Vokal ist.

Nach St.s Methode hat R. Papale 1922 italienische Vokale untersucht; das Ergebnis unterscheidet sich in charakteristischer Weise von denen Stumpfs. Z. B. das italienische *e* ist (musikalisch) erheblich tiefer als das deutsche; sein Unterformant ist *ao*, während der des deutschen *o* ist; *ao* ist Unterformant für deutsches *ä* (S. 207). Die Unterschiede der Laute für beide Sprachen lassen sich nun objektiv errechnen und auf der Tonskala eintragen.

Hier sei auf eine vorläufige Lücke in der Untersuchung der Vokale hingewiesen. Stumpf hat sich offenbar bisher nur mit den „geschlossenen", „gespannten" abgegeben. Wie verhält es sich mit [œ] [ɪ]? Soviel ich von der Untersuchungsmethode erfaßt habe, eignet sich der gespannte Laut zu den Untersuchungen besser als der „ungespannte", vor allem aber der „lange" besser als der „kurze", der sich eben nicht beliebig lang halten läßt. Die große Frage, ob die menschliche Stimme, sei es im Ton, sei es im Vokal, nur harmonische oder auch unharmonische Obertöne liefert, entscheidet Stumpf auf Grund zahlreicher Experimente mit Stimmgabeln und Interferenzröhren dahin, daß der Kehlkopf, seiner Bildung als Polsterpfeife entsprechend, nur harmonische Obertöne bildet (S. 190). Aber die Rauhigkeit mancher Vokalgebung wird damit erklärt (S. 188), daß infolge eigentümlicher Veränderungen der im Ansatzrohr enthaltenen Resonanzräume unharmonische Schwingungen entstehen, die sich vordrängen. Sehr verheißungsvoll für den Sprachforscher ist der Satz, daß der vollkommenen Berechnung der Schwingungsvorgänge innerhalb des menschlichen Ansatzrohres theoretisch nichts mehr im Wege steht. Hoffentlich ist der Augenblick nicht mehr so fern, in dem

diese überaus fesselnde und lohnende Aufgabe wirklich zu Ende geführt wird.

Der Unterschied zwischen „Vokalen“ und „Konsonanten“ stellt sich nach Stumpf so dar: Vokale sind sprachlich herstellbare *Klänge oder Geräusche* mit *ausgeprägter Färbung*; Konsonanten sprachlich herstellbare *Geräusche ohne ausgeprägte Färbung* (100). Die Untersuchung der Konsonanten dürfte manchem Sprachforscher noch überraschendere Aufschlüsse geben als die der Vokale. Bei den Konsonanten wird man aber immer die kardiographische Methode Scriptures mitverwenden, die über Art und Kraft des Luftverbrauches ergänzende Mitteilungen macht, während nach Scriptures eigenem Ausspruch die Vokale sich zur Untersuchung nach seiner Methode weniger eignen.

Aus den Kapiteln über die akustischen Phänomene (10, 11 und 14), sei noch besonders auf den Nachweis aufmerksam gemacht, daß zwischen künstlichem und unbelebtem Naturlaut, zwischen Tierlaut und menschlichem Vokal kein prinzipieller Unterschied besteht (S. 267ff.). Beim Abbau der menschlichen Vokale kommen metallische Klänge vor. Der „Blöklaut“ liegt auf dem Wege zur vollen Vokalbildung. Zwischen Tierlaut und Menschenlaut liegt der Unterschied im seelischen Verhalten; der individuelle Hörer ist auf bestimmte Typen, Kategorien eingestellt, in bezug auf Laute wie auch auf Instrumente. Ist uns schon lange klar, daß uns die Einstellung zu einer bestimmten Sprache nicht angeboren ist, also in jeder beliebigen Umgebung die gleiche Leichtigkeit der Spracherwerbung besteht, so ist die Ausdehnung dieser durch die Umgebung bedingten Einübung auf unser instrumentales Empfinden sehr überzeugend und erklärt unser Verhalten zu fremdländischen Musiksystemen überhaupt.

Kap. 13 „Psychophysik der Sprachlaute“ gibt wichtige Aufschlüsse über die Elemente der Lautpsychologie.

Es sei gestattet, vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus ein paar Bemerkungen zu machen. Zu S. 271. *L* ist akustisch zu den Vokalen zu rechnen. „Funktionell mag es dabei immer zu den Konsonanten gezählt werden, da es wie andere einen Vokal einleitet oder abschließt und zwei Vokale trennt oder verbindet.“ Der Unterschied zwischen Öffner und Schließer — um die leidigen Bezeichnungen „Vokal“ und „Konsonant“ auszuschalten — besteht, wo es sich um ihr gegenseitiges Verhältnis handelt, in der Fülle des Schalles. Wo in der Lautreihe das Schallmindest ist, stellt sich „konsonantische“ Wirkung ein, beziehungsweise, da der Silbeneindruck von Schallmindest zu Schallmindest geht, ein Silbenabschluß (sei es Anfang oder Ende). Die Öffnerreihe *a-i-a* hat im *i* ein Schallmindest, daher stellt sich Zweisilbigkeit ein; und so bei allen ähnlichen Reihen. Da *l* immer ein Schallmindest hat, wenn es in einer Öffnerfolge steht, so scheint es mir nicht als Verbindung, sondern nur als Trennung von Vokalen funktionieren zu können (S. 275). Stumpf findet in den Vokalen aller Schattierungen ein geschlossenes System, dessen sämtliche Vertreter irgendwo als Sprachlaute Verwendung finden, wenn man das individuelle Sprechen heranzieht, während dies von den Konsonanten nicht gesagt werden könne. — Auch nicht, wenn man hier — wie man doch muß — ebenfalls das individuelle Sprechen beobachtet? Und die Pfauch- und Blaselaute außereuropäischer Sprachen einstellt, z. B. das *s*-ähnliche Blasen des Chinesischen?

S. 325. Stumpf spricht von der großen Schwierigkeit, die „Umlaute" in die Lehre einzureihen (über Koehlers Akustische Untersuchungen). Daß „Umlaut" eine Bezeichnung aus der Sprachgeschichte ist, nicht aus der Beschreibung und Untersuchung, erwähnt er selbst S. 248. Es wäre erwünscht, wenn ein Mann seines Ansehens mit dem „Umlaut" in der beschreibenden Phonetik ganz aufgeräumt hätte. Auch die Bezeichnung „zusammengesetzte" Vokale entbehrt aller Berechtigung vom experimental-phonetischen Standpunkt aus. Jeder Öffner braucht doch irgendeine Zungen- und eine Lippenstellung. Da es in der unendlichen Reihe der Laute zwischen [e·] [œ̆] und [ø]. die verschiedensten Lippenstellungen mit annähernd gleicher Zungenstellung des *e* gibt, liegt gar kein Grund vor, *ø* als „zusammengesetzten" Laut besonders zu kennzeichnen. Andererseits sagt uns die geschichtliche Betrachtung, daß [ø] durchaus nicht nur durch „Umlaut" zustande kommt, z. B. im Französischen: [œ] ist so gut ein „Naturlaut" wie [*a*], und es ist gar nicht ersichtlich, warum die Verbindung der *e*-Zungenstellung mit der Lippenrundung an sich weniger „natürlich" sein sollte als die mit dem Lippenspalt. Offenbar spielt hier das gewohnheitsmäßige Erfassen der „Hauptvokale" eine ungerechtfertigte Rolle[1]). In Stumpfs Aufbaureihen zeigt sich *Ü ü* als Durchgangsstufe bei der Bildung des *i*.

Wien. Elise Richter.

WILHELM SCHNEIDER, *Deutscher Stil- und Aufsatzunterricht* (= Diesterwegs Handbuch der Deutschkunde Bd. II). Frankfurt a. M. Diesterweg 1926. 228 S. 4,80 M.

Erfreulich bald ist der Wunsch in Erfüllung gegangen, der neulich bei der Besprechung von Wilh. Schneiders „Kleiner deutscher Stilkunde" und „Deutscher Kunstprosa" hier geäußert wurde: sein Werk über „Deutschen Stil- und Aufsatzunterricht" liegt vor uns. Und — um es vorweg zu sagen — es enttäuscht die hohen Erwartungen nicht. Hier ist wirklich mit großem Fleiß und umfassender Kenntnis der Baustoffe ein Neubau errichtet, dessen Wohnlichkeit und Weiträumigkeit uns wohnungsuchende Aufsatzlehrer erfreut. Es ist Schneiders Verdienst, mit den Anregungen, die ja schon seit Hildebrands Zeiten immer wieder gegeben worden sind, Ernst gemacht zu haben und den Weg der Befreiung vom literarischen und moralisierenden Aufsatz ganz bis zu Ende gegangen zu sein. Aber — und das ist das Wertvollste — er hat diesem „Erlebnisaufsatz" eine sichere Untermauerung gegeben in der schon auf den frühesten Stufen beginnenden Erziehung zu einer wahrhaftigen, sachlichen, genauen und klaren „Zwecksprache" (nach Steches Ausdruck); denn *Dichter*sprache *lehren* zu wollen scheint ihm mit Recht ein Widerspruch in sich. So wächst denn aus planmäßigen mündlichen Übungen der Aufsatz als natürliche Frucht heraus. Aber es ist nun nicht mehr der *alte* Aufsatz, der die Prüfung von Kenntnissen oder die Wiedergabe unerlebter ethischer oder ästhetischer Erkenntnisse bezweckte, sondern ein neues Gebilde, das dem Erfahrungskreis des Schreibers entstammt und entspricht und, was es da etwa an inhaltlicher Bedeutung einbüßt (wenigstens in den Augen der „Alten"), an Verfeinerung des sprachlichen Ausdrucks gewinnt.

---

[1]) Richter, Lautbildungskunde, § 21 N. 8, §§ 29, 47.

Auf diese Erziehung zum gepflegten, treffenden Ausdruck ist daher auch in dem vorliegenden Werk höchster Nachdruck gelegt, ihr ist der meiste Raum gewidmet. Nachdem auf den ersten 90 Seiten in zwei größeren Abschnitten („Sprachleben und Spracherziehung unserer Zeit“ und „Voraussetzungen eines erfolgreichen Aufsatzunterrichts“) durch eingehende Erörterung des Für und Wider das neue Unterrichtsverfahren begründet ist, weist Schneider in dem umfangreicheren zweiten Teil den Weg, der auf Unter-, Mittel- und Oberstufe beschritten werden muß, um im Kampfe gegen Phrase, Schiefheit, Verwaschenheit, Unlebendigkeit siegreich zu bleiben. Die einzelnen Mittel dazu sind uns ja nicht fremd; wir haben dies und das auch selbst schon erprobt; aber daß Schneider sie hier zusammenfaßt und wie einen Sturmbock wider die Feste des alten Aufsatzes heranführt, das ist sein Verdienst. Welches sind diese Mittel? Wortschatzübungen aus eigener Beobachtung oder dem Lesebuch, Einsetzübungen, Sammlung sinnverwandter, gegensätzlicher, mundartlicher, fachsprachlicher Wörter, Kürzung, Verdeutschung, Satzbildung und -verknüpfung, sprachästhetische Übungen an Prosa-Meistern. Welchen Nutzen der Aufsatz davon hat, ist an vielen Beispielen aus Schneiders Unterrichtserfahrung aufgezeigt und *erwiesen*. Es kann offenbar nur ein Beobachtungs- und Erlebnisaufsatz sein (bei dem auch Zeichnungen eine wichtige Rolle spielen); aber auch das Nachschaffen fremder Gedankengänge in Form des Referats über längere Abschnitte aus guten Schriftstellern wird mit Recht als gelegentliche Haus- oder Klassenarbeit gefordert (was natürlich etwas anderes ist als der frühere literarische Aufsatz). Daß der kundige Verfasser besondere Befähigungen und Neigungen der Schüler zu Sondergebieten berücksichtigt und jugendpsychologischen Forderungen gerecht wird, ist bei seiner ganzen Auffassung selbstverständlich. Und doch: die gebotenen Prima-Aufsätze beweisen mir, daß wir noch in den Anfängen stehen (was ja nicht wundernehmen kann); so gut gearbeitet diese Naturstimmungen, Charakteristiken, Beobachtungen aus Naturwissenschaft und Heimatkunde sind, die Schneider vorlegt, das aufkommende Lehrergeschlecht hat noch viel zu tun, um das Arbeitsfeld gerade der Oberstufe zu erweitern.

Hoffen wir, daß Schneider in seinem aufrechten Kampfe für Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit recht viele Mitkämpfer findet.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

---

1. Lincke - Mühlhauser, *Englisches Unterrichtswerk für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache.* Teil I (1. und 2. Unterrichtsjahr). 160 S. Frankfurt a. M. 1926. M. Diesterweg.
2. Ellmer - Sander, *Lehrbuch der englischen Sprache: Lesebuch für die Mittelstufe.* 98 S. Frankfurt a. M. 1926. M. Diesterweg.
3. E. Everett-Green, *True to the last*, ed. *P. Kempf* (Diesterwegs Neuspr. Reformausgaben 78). 100 S. *Notes* 31, *Wörterb.* 30 S. Frankfurt a. M. 1926. M. Diesterweg.

4/5. *Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte*, Nr. 102 u. 103: *James Anthony Froude: Reflections on Oceana, Sketches from Oceana*, ed. K. König. Je 32 S. Frankfurt a. M. 1926. M. Diesterweg.

1. Eine recht lebendige Bearbeitung des bekannten Linckeschen Lehrbuches für Zehn- und Elfjährige. Trotzdem viel aus der

Grundlage übernommen ist, unterscheidet sich M.s Ausgabe m. E. vorteilhaft von dieser durch die Anordnung des Stoffes, kindertümlicheren Inhalt, klareren Druck (bei größerem Format), nicht zuletzt durch die ausführliche lautliche Vorschule. Der Kinderreime sind hier vielleicht zu viele; mir wenigstens scheint gerade für die phonetische Einführung zu viel nur mechanisch einprägbares Wortmaterial ungesund; hier müßte das Konkrete, innerhalb des Schulzimmers Erklärbare überwiegen. Auch weitgehende Kurzformen [hiː kʌm 4, djə siː 4] neben [dju siː 5] könnten bei dem Tempo der Anfangsübungen wohl für später aufgeschoben werden. Kurz- und Schrumpfformen (S. 13) schließlich wird man wohl besser im Anschluß an das Schriftbild behandeln. Die Lesestücke sind vielfach umgestellt, durch kleine Dialoge, Anekdoten Rätsel und Gedichte bereichert. Die wichtigsten Zeit- und Zahlbegriffe hat M. mit Recht näher an den Anfang gerückt, vielleicht noch nicht nahe genug. Zu "How the Rabbit Lost its Tail" gesellen sich als dieser Stufe ganz angemessen "Lazy Jack", "The Old Woman and her Pig", und "The Two Sisters". Mögen „Sextaner durch solche Stoffe auch nicht dauernd gefesselt werden "(Lincke D 1), so haben Anfänger an solcher Lektüre doch um so mehr Freude, je weniger Schwierigkeit ihnen die Erfassung des Inhalts bereitet. Grammatik, "Idioms and Synonyms" (diese reichlich) und einsprachliche Übungen sind lektionenweise zusammengefaßt, aber mit Recht vom Lektürestoff getrennt. Es folgen Übungsstoffe zum Zurückübersetzen, ein (lektionsweise geordnetes) Wörterverzeichnis[1]) und als Anhang Lautschriftwiedergaben einiger Texte.

2. Auch hier der Wunsch, ein brauchbares älteres Werk zu erneuern. Freilich muß hier in engstem Rahmen allerlei zusammengedrängt werden: Geschichte, Einführung ins jüngste England, ein Briefsteller und eine lyrische Anthologie; die Einheit des Ganzen leidet etwas unter diesem Vielerlei. Trotzdem ist vieles begrüßenswert: die neu aufgenommenen Gedichte von Bridges, Masefield, de la Mare, die lebendigen Schilderungen von der Isle of Wight u. a. m. Könnte nicht für die Mittelstufe schon ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis geboten werden? Wiederholungen (z. B. *engage* 82, 85; *government* 76, mit voller Aussprache 85 u. a.) wären dann vermeidbar. Störend wirkt die Verwendung des [æ]-Zeichens auch für den langen [ɛ]-Laut (careful[æ] 73, neben [kæːə] 98; staircase[æ] 75, neben [stæːəz] 82; dagegen wäre 81 Charing[æ] vorzuziehen). Unklar ist auch das Nebeneinander von [ɔːə] und [ɔː] Lautungen (*shore* 70, *roar* 74, *pour* 80 gegen: *restore* 80, *support* 83, *mourn* 87 u. a.). Die Bilder von *London Traffic* (S. 1) und *A Houseboat* (S. 15) wären durch solche aus dem „England der Nachkriegszeit" zu ersetzen.

3. Eine Jungengeschichte, in der der edle Geoffrey an seinem Heldentum zugrunde geht. Einzelne Bilder aus dem Landleben des verkrüppelten Erzählers (Arnold) und seiner Wahlbrüder (Geoffrey und Ted) sind recht lebhaft und als Einführung in englische Verhältnisse gut verwendbar; im ganzen leidet die Erzählung an der Schwarz-Weißmanier der „Jugendschrift" (der edle Dulder Geoffrey — der böse Freund Arthur, der verständnislose Vater),

[1]) Ein paar Druckversehen seien angemerkt: S. 139: all round: um ... herum (st. hauen); [igz'æktli] (st. [iks-]); S. 153 ['kiːpə] (st. ['kipə]), S. 154 [dʒaː] (st. [djaː]), [ʌvn] (st. [ouvn]), determine; schließlich fehlt hier "to low".

die Ausgabe an nicht immer gut verdeckten Kürzungen (die Verletzung des Helden wird z. B. nicht recht klar). Die Anmerkungen sind reichlich und durchaus verläßlich, ebenso das Wörterbuch.

4/5. Gut gewählte Ausschnitte aus Froudes "Oceana" Das erste Heft führt in die Probleme des Reichsaufbaues ("Separation" ... "Organic Union" u. ä.) ein, das zweite gibt lebendige Bilder aus Australien (Goldstadt und Land) und Neuseeland (ausführlich: "The Lake Country"). Reiche und doch knapp gefaße Anmerkungen.

Wien. Max Schmid-Schmidsfelden.

Westermann-Texte, hrsg. v. Hans Strohmeyer und Rudolf Dinkler. Verlag Georg Westermann. Braunschweig, Hamburg.

1. *Discours politiques de Raymond Poincaré et de Georges Clémenceau,* bearbeitet von K. Schwedtke.
2. *Textproben aus dem Gebiet der französischen Romantik,* bearbeitet von P. Wollmann.
3. *Stories from Early English History,* bearbeitet von R. Dinkler.
4. *Szencn aus den Dramen von William Shakespeare,* hrsg. v. F. Meyer.

1. Der Herausgeber hat bei der Zusammenstellung einiger bedeutender Reden der beiden großen Staatsmänner des heutigen Frankreich zwei Ziele im Auge gehabt: einmal soll die klare, leicht verständliche Prosa dieser Reden das Sprachgefühl unserer Schüler wecken (im Vorwort wird auf die Behandlung der Reden des Cicero und des Demosthenes im altsprachlichen Unterricht hingewiesen), zum anderen soll durch sie unsere Jugend die Arbeit der beiden Männer verstehen und erkennen lernen, die Deutschlands Schicksal geworden sind. So kann das Bändchen gewiß mit gutem Nutzen in Prima gelesen werden, und das Studium dieser für uns so beachtenswerten Zeugnisse politischer Beredsamkeit macht unsere Schüler bekannt mit einer der charakteristischen Seiten französischen Wesens, die bei uns vielleicht zu oft mißverstanden wird, dem tempérament oratoire.

Dem Bändchen ist, wie allen Ausgaben dieser Sammlung, ein alphabetisches Wörterbuch (französ.-dtsch.) beigegeben.

2. Der Bearbeiter dieses Bändchens will mehr geben als bloße Textproben, er versucht, an Hand dieser Proben wirklich in das Verständnis der französischen Romantik einzuführen: durch eine allgemeine Einleitung, „Über das Wesen der Romantik," durch gute Einleitungen zu den einzelnen Dichtern (ohne biographischen Ballast) und durch Fußnoten zu den ausgewählten Stücken; alles in deutscher Sprache, was inmitten des französischen Textes freilich einigermaßen störend wirkt. In der Auswahl sind Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Vigny, Musset vertreten, nicht ganz glücklich, so Hugo nur mit drei weniger bekannten Gedichten, Musset mit einem Drama, Les Caprices de Marianne. — Der Gedanke, der zur Zusammenstellung des Bändchens geführt hat, nämlich eine abgeschlossene Epoche der französischen Literatur lebendig werden zu lassen, ist beachtenswert; es lohnte sich vielleicht, für andere Epochen Ähnliches zu versuchen.

3. Der Titel dieses Bändchens ist etwas irreführend, da die vier Erzählungen nicht etwa der englischen Geschichte, sondern

der Sage (Tafelrunde, Robin Hood) entnommen sind. Die Sprache der Texte ist einfach und klar.

4. Aus acht der bekanntesten Dramen Shakespeares ist je eine Szene herausgenommen, so Cäsar III, 2, Lear I, 1, Mabeth II, 1, Hamlet III, 2. Vor jeder der ausgewählten Szenen ist mit wenigen Worten die Lage angegeben, Fußnoten bringen kurze Anmerkungen zum Text in deutscher Sprache. Der Bearbeiter gibt nirgends an, nach welchen Gesichtspunkten diese Szenen ausgesucht worden sind, es wird auch nicht ganz klar, wie er sich eine nützliche Verwertung der einzelnen zusammenhanglosen Ausschnitte im Unterricht denkt.

Französische und englische Schulbibliothek, Rengersche Buchhandlung, Leipzig.

Reihe A, 220. *Seeley, The Growth of British Policy,* in Auszug hrsg. v. H. Gade.

221. *American Short Stories,* hrsg. v. J. Friedländer.

220. Seeleys Buch "The Expansion of England" wird in unseren Schulen recht gern gelesen. Gade gibt nun hier das zweite und letzte nationalhistorische Werk des bedeutenden englischen Historikers für den Schulgebrauch heraus. Seeley sah die Aufgabe seiner Lehrtätigkeit in Cambridge vor allem darin, Politiker für die englische Nation heranzubilden, die Geschichte ist für ihn die Schule der Politik. „Die Geschichte ist die Politik der Vergangenheit, die Politik ist die Geschichte der Gegenwart." So hält denn der Herausgeber das Werk "The Growth of British Policy" mit Recht für sehr geeignet, auch unsere Schüler zum politischen Denken zu erziehen; und wir stimmen ihm bei, niemals war es für den Deutschen wichtiger und notwendiger als heute, politisch denken zu lernen. Allerdings wird sich beim Gebrauch des Buches im Unterricht wohl eine Schwierigkeit ergeben: Seeley schildert die Entwicklung der neuzeitlichen englischen Politik von der Thronbesteigung Elisabeths bis zum Schluß des spanischen Erbfolgekrieges, "a series of changes, tentatives, or developments, through which British policy arrived at its maturity, that is, at a fixed condition, . . . when public opinion, expressed through Parliament, took the place of dynastic interest in foreign relations". Die historischen Tatsachen als solche werden dabei in weitestem Umfange als bekannt vorausgesetzt, auf sie baut der Verfasser seine eingehenden Untersuchungen auf. Diese Kenntnisse können bei Primanern natürlich nicht vorausgesetzt werden, und so kommt es, daß zu den 111 Seiten Text etwa 40 Seiten Anmerkungen (in deutscher Sprache) benötigt werden.

221. In der Einleitung gibt der Herausgeber eine Charakteristik der "short story" im Gegensatz zum Roman und zur Novelle und weist dann auf ihre besondere Bedeutung in der amerikanischen Literatur hin. Es kommen vier Hauptvertreter der amerikanischen short story mit zusammen sieben Kurzgeschichten zu Wort: N. Hawthorne, E. A. Poe, Bret Harte und Mark Twain. Die Auswahl ist recht geschickt getroffen, die Geschichten geben einen guten Einblick in die Eigenarten anglo-amerikanischen Wesens. Vielleicht hätte man noch wünschen können, daß auch einer der Jüngsten vertreten wäre.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

5. *Contes de France*, Recueil pour la jeunesse, annoté par A. et Ch. Robert-Dumas.
17. *Petits Francais*, *Scènes de la vie familière*, par A. et Ch. Robert-Dumas.
71. *R. W. Emerson*, *English Traits*, *Selected chapters*, edited by G. Schad.
74. *R. L. Stevenson*, *Treasure Island*, edited by R. Günther.
75. *Edith L. Elias*, *This England of Ours*, edited by M. Fuhrmann.
79. *Treasures and Trifles for Little Folk* (with the use of the gramophone), edited by J. Plaut.
81. *A. Cliffe and P. Olbrich*, *Sidelights on Modern England.*
86. *Sketches of Red Indian Life*, *Selected Chapters from Francis Parkman*, *The Oregon Trail*, edited by G. Schad.

5. Diese schöne Sammlung ist 1909 zum ersten Male erschienen, und ich kann mich noch gut entsinnen, wie wir damals die reizenden Geschichtchen mit großer Freude und Anteilnahme gelesen haben. Das Büchlein erlebt jetzt schon seine 20. Auflage. Als Lektüre für die Mittelstufe ist es wirklich ganz vorzüglich geeignet.

6. Auch diese "Scènes de la vie familière" werden schon zum 16. Male aufgelegt.

71. Eine Auswahl von Kapiteln aus dem bekannten Buche des Amerikaners über England. Das Werk wird zweifelsohne niemals seine Bedeutung verlieren, und das, was in einzelnen Kapiteln über Land, Race, Ability, Manners, Character der Engländer gesagt ist, hat dauernde Gültigkeit. Andererseits dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß das Buch schon 1856 geschrieben worden ist, und so ist denn vieles, besonders aus den Kapiteln "Wealth, Aristocracy, Universities, Religion" heute längst überholt und hinfällig; wer wollte bestreiten, daß auch England seit jener Zeit wirtschaftliche und soziale Umwälzungen stärkster Art durchgemacht hat? Es wäre also sehr bedenklich, wenn ein Schüler sich auf Grund jener Kapitel ein Bild von den heutigen Verhältnissen in England machen wollte. Und die sonst sehr sorgfältigen Anmerkungen bringen leider nichts zu dem, was sich geändert hat.

74. Stevensons so sehr beliebte, romantische und spannende Abenteurer- und Seeräubergeschichte wird uns auf 77 Seiten in stark gekürzter Form geboten, aber doch so, daß das Verständnis der Handlung in keiner Weise geschmälert wird. Eine Anzahl guter Illustrationen zum Text sind willkommen. Die Anmerkungen, in englischer Sprache, nach der bewährten Methode der Sammlung, sind kurz und bündig, gerade so für den Unterricht und die Vorbereitung recht brauchbar. Als Mittelklassenlektüre ist das Bändchen in jeder Hinsicht sehr zu empfehlen.

75. Eine erste Einführung in die Landeskunde Englands. Die Darstellung ist in der Form eines Gespräches gehalten (zwischen Onkel George und seinem kleinen Neffen Bobby), in einfacher, klarer Sprache, dem Verständnis der Unterstufe entsprechend.

79. Im vorliegenden Bändchen, das als erstes einer Folge von dreien gedacht ist, bringt der Herausgeber eine Reihe von schönen Märchen, launigen Abenteuern und fröhlichen Kinderreimen (mit Noten), passend für das Ende des ersten oder für das zweite Jahr Englisch. Die Texte stammen alle von Grammophonplatten der Gramophone Company Ltd. London, die zunächst natürlich für den Hausgebrauch englischer Kinder bestimmt sind. In unserem Unter-

richt können und sollen nun diese Lautplatten zusammen mit den Texten benutzt werden (das Büchlein mag freilich auch ohne Lautapparat recht wohl als Lektüre dienen). Der Versuch ist sehr beachtenswert und das Bändchen wird allen, die die Bedeutung des Grammophons für unseren Sprachunterricht erkannt haben, willkommen sein, desgleichen die Lautplatten.

81. Ein recht ansprechendes und brauchbares Werkchen zur Einführung in die Landeskunde Englands. Wir werden in eine englische Familie eingeführt, sehen, wie ihre Mitglieder zu Hause leben, wir begleiten sie auf ihren Spaziergängen durch London, auf ihrem Weg zum Geschäft und zur Schule, wir nehmen teil an ihren Gesprächen über Politik, Geschichte, Sitten und Gebräuche, wir hören weiterhin auch manches Interessante über Sport, Arbeit, Wirtschaft, Verwaltung, Verfassung u. a. m. Den heutigen Verhältnissen ist dabei überall Rechnung getragen, hierin liegt der Hauptwert des Buches, es ist up to date, es entspringt aus dem living present. Das Ganze ist klar und flüssig geschrieben, in loser, ungezwungener Form, ohne größere Schwierigkeiten für das Verständnis des Textes und des Inhalts; so können sich die Anmerkungen auf das Notwendigste zur Worterklärung beschränken.

86. Die ausgewählten Kapitel aus dem Werke des Amerikaners F. Parkman, The Oregon Trail (erschienen 1849) mögen in ihrer Schilderung des Lebens der wilden Indianerstämme Nordamerikas vor beinahe hundert Jahren ja ganz interessant sein, allein ich bin doch der Ansicht, daß man schon sehr viel Zeit haben muß, wenn man ausgerechnet diese Lektüre für den Schulgebrauch wählen will, wo so vieles stofflich Wichtigere Beachtung heischt.

W. Martini et A. Delauney, *Eléments de la Littérature Française.* 2. Aufl. L. Ehlermann, Dresden.

Auf knapp 50 Seiten ist ein Überblick über die Entwicklung der französischen Literatur bis zur Gegenwart gegeben. Im allgemeinen muß man ja ähnlichen Versuchen recht kritisch gegenüberstehen. Literaturgeschichte kann nicht Selbstzweck in unserem fremdsprachlichen Unterrichte sein. Und wenn man nun gar im Avant-propos liest, daß das Werkchen in erster Linie zur Erleichterung der Vorbereitung aufs Abitur geschrieben sei, so mag man wohl einen gelinden Schrecken bekommen: man sieht Tausende gequälter Reifeprüflinge vor sich, die alle das traditionelle, ach so sehr beliebte Kapitel von der vie de Molière oder de Voltaire in höchster Not heruntersagen. Das ist doch kaum mehr Sinn der Reifeprüfung. Aber das Büchlein, geschickt und sorgfältig zusammengestellt, in gutem, klarem Französisch, läßt sich auch besser verwerten. Man wird es recht wohl auf der Oberstufe fortlaufend neben der Lektüre benutzen können, man braucht dann keine Textausgaben mit langen allgemeinen und biographischen Einleitungen mehr zu wählen; bei der Wiederholung und Zusammenfassung wird das Werk ebenfalls gute Dienste tun. Die allgemeinen Einleitungen zu den einzelnen Epochen der französischen Literaturgeschichte erscheinen mir freilich etwas sehr knapp, die großen zeit- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge müßten noch mehr herausgearbeitet werden. Dagegen könnte vielleicht das erste Kapitel (Origine de la langue fr.) und der Anhang (De la versification) entbehrt werden.

Wiesbaden. Wilhelm Gerhard.

Kurt Glaser, „*Altfranzösisches Lesebuch des späteren Mittelalters*" (Band IX der „Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen", herausgegeben von Karl Voretzsch) Halle a. S. 1926, Niemeyer, XII und 208 S.

Auf dem Gebiete der romanischen Philologie besteht seit langem bei denjenigen, die der Ansicht sind, daß man Philologie nicht, unter starker Vernachlässigung der Tatsachen, mit sogenannter Intuition und den launischen Einfällen des Augenblicks treiben könne, der lebhafte Wunsch, die mittelfranzösische Epoche möchte eine dem heutigen Stand der Kenntnisse entsprechende, im Seminarunterricht an Hochschulen verwendbare Darstellung erfahren. Seit der 3. verbesserten Auflage von Darmesteter-Hatzfelds «Seizième siècle en France» sind über 40 Jahre verflossen, und Victor Klemperers „Einführung in das Mittelfranzösische" (Teubner 1921) wird nicht jeder ohne Bedenken seinen Studenten in die Hand geben, denn seine „Einführung" genügt linguistisch nicht den Ansprüchen, die man an ein derartiges Werk stellen muß.

So ist es sehr zu begrüßen, daß Glaser sich der mittelfranzösischen Periode mit diesem Lesebuch zuwendet, auf das hoffentlich recht bald als notwendige Ergänzung der in Vorbereitung befindliche Band „Die französische Literatur des späteren Mittelalters (vom 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts)" folgen wird.

Der Inhalt des Bandes ist reich, die Auswahl im allgemeinen gut getroffen[1]). Nur dürften vielleicht da und dort die Proportionen etwas besser gewahrt sein: neun Seiten für Christine de Pisan und bloß sechs für Villon scheint mir ungleich zu sein. — Warum fehlt Jean Lemaire? Und warum sind in diesem „Lesebuch des späteren Mittelalters" Clément Marot, Mellin de Saint-Gelays und vor allem Rabelais, Calvin und Marguerite de Navarre vertreten? Glaser scheint den Begriff „späteres Mittelalter" ganz anders zu fassen als man es m. W. gewohnt ist: das oben erwähnte, in Vorbereitung befindliche Lehrbuch der Literatur soll ja auch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gehen. Dies kann ich nicht billigen, denn ich sehe wirklich nicht, wie man Persönlichkeiten wie Rabelais und Calvin in das spätere Mittelalter einfügen will. Was bleibt dann noch für die Renaissance?

Für eine spätere Neuauflage geht mein Wunsch dahin, Verfasser möge seinem Buche eine zusammenhängende kurzgefaßte sprachliche Einleitung — dank Brunots «Histoire de la langue française» ist das keine zu schwierige Aufgabe — vorausschicken. Der verdienstvolle Niemeyersche Verlag, der schon so vieles für die romanische Philologie getan hat, wird gewiß es nicht scheuen, dem Lesebuch etwa 1 bis 2 weitereBogen zu gewähren, zumal die Brauchbarkeit dieses Lehrmittels dadurch m. E. noch bedeutend gesteigert würde.

Ein großer Erfolg wäre aber Glasers „Altfranzösischem Lesebuch des späteren Mittelalters" sehr zu wünschen.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

---

[1]) Aus Raummangel bringe ich einige Einzelbemerkungen zu Textgestaltung, Interpunktion, Druckfehler, nicht. Nur eine Frage. Warum ist in dem Abdruck der ersten der «Quinze joyes de mariage» (S. 60ff.) nach dem Heuckenkampschen Neudruck von Glaser nirgends kenntlich gemacht, daß er an verschiedenen Stellen einzelne Sätze ausgelassen hat?

Moritz Regula, *Über die modale und psychodynamische Bedeutung der französischen Modi im Nebensatze.* (Mit besonderer Berücksichtigung der Meinongschen Annahmetheorie.) Niemeyer. Halle 1926.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit gelangt bei seinen Untersuchungen über die Bedeutung der französischen Modi zu außerordentlich bedeutungsvollen Resultaten, Resultaten, welche ebenso interessant wie überraschend sind. Lerch (in seinem Buche „Bedeutung der französischen Modi"), Wähner (mit seiner originellen Deutung des französischen Modusgebrauchs in „Spracherlernung und Sprachwissenschaft") und Ricken (mit seiner originellen Konjunktivformel) haben zwar schon früher Wege beschritten, welche von denen der sog. registrierenden, aus der lateinischen Grammatik übernommenen Methode abwichen, nach der bekanntlich allein das Verb des übergeordneten Satzes den Modus des Nebensatzes bestimmte; aber die Ergebnisse der Untersuchungen von Regula, denen die Arbeiten der drei genannten Gelehrten vielleicht Wegweiser gewesen sein mögen, gehen weit über alles bisher in der Modusforschung neu Gefundene hinaus. Eingehend setzt sich der Verf. mit der bekannten Rickenschen Formel vom Subjunktiv als dem „Satzunterbinder" auseinander, um zu zeigen, daß dieser Formel die richtige Erkenntnis von der formal-logischen Bedeutung dieses Modus zugrunde liegt, daß sie aber in vieler Hinsicht, wie z. B. bei der Erklärung des Konjunktivs des Begehrens im Hauptsatze, ganz unwissenschaftlich wird. In der Tat mußte die verblüffende Einfachheit der Rickenschen Theorie stutzig machen: auf eine so einfache Formel ist ein so komplexes Phänomen wie der Modus denn doch nicht zu bringen. Hatte Ricken dem Konjunktiv jeden modalen Charakter stillschweigend genommen, so betont Regula, und zwar mit Recht, daß dieser Modus natürlich auch noch Modalitätsprinzip ist, und zwar drückt er als Modalitätsform: Annahme (Supposons que vous soyez à ma place), Begehren (Je veux que tu obéisses) und konzessive Annahme (Que m'importe que vous le croyiez ou non) aus. Diese Erkenntnis zeugt m. E. von feinem sprachpsychologischem Verständnis, denn es ist ausgeschlossen, daß eine Modalität von solch lebendiger Kraft wie Begehren und Annahme, deren der menschliche Geist nicht entraten kann, verblassen könnten. Man hätte gewünscht, daß der Verf. das Vorkommen des modalen Konjunktivs auch im Hauptsatze besonders betont hätte, eben um solchen unpsychologischen Erklärungsweisen vorzubeugen, wie Ricken sie für «qu'il vienne» (er komme!) gibt, das er, um es seinem Schema einzupassen, als Kürzung von «je veux qu'il vienne» erklärt. Nun vermag aber der Verf. einen sog. modalen Konjunktiv der Unsicherheit (es sei denn in den erstarrten Formen «que je sache», «je ne sache pas» usw.) im Französischen nicht zuzugestehen. Mit diesem Konjunktiv wird ja heute noch viel Mißbrauch getrieben, er ist Mädchen für alles, er ist immer der Weisheit letzter Schluß in modalen Dingen. Außerhalb des Gebietes der Annahme und des Begehrens weist der Verf. nun dem Konjunktiv eine ganz andere als modale Funktion zu. Regula hat den Mut gehabt, aus dem Widerspruch zwischen der Definition des Konjunktivs als Modalitätsform (und zwar der Nichtwirklichkeit) und seiner Verwendung in Fällen wie «Je me réjouis que tu sois venu» oder «je comprends qu'une mère fasse tout pour son enfant» die einzig richtige Folgerung zu ziehen und diese auch

bewußt auszusprechen: Der Konjunktiv kann hier keine modale Funktion mehr haben. Indem die große Masse der Grammatiker gedankenlos an dem Modalitätsprinzip in allen Anwendungsfällen festhielt, mußte sie zur Erklärung des Konjunktivs z. B. nach den Verben des Affekts zu den sattsam bekannten, ganz paradoxen Begründungen ihre Zuflucht nehmen. Um nun zu verstehen, welche Funktion der Konjunktiv im Nebensatze außerhalb des Modalitätsbereiches nach den Darlegungen des Verf. hat, darf man eine Grundtatsache nicht vergessen. Der menschliche Geist teilt nicht bloß Vorgänge mit (berichtet, erzählt, — „urteilt" sie nach den Worten des Verf.), sondern er kann auch schon als bekannt vorausgesetzte Vorgänge „beurteilen", d. h. er kann zu ihnen affektisch, wertend usw. Stellung nehmen. Und nun ist es interessant, festzustellen, daß das Französische zwischen dem bloßen Urteilen (Mitteilen) einerseits und dem „Ergreifen" eines Nebensatzinhalts andererseits zur Vornahme einer Beurteilung desselben auch in der sprachlichen Form scheidet und daß es sich dazu der Modi bedient. Ein Beispiel macht den Unterschied klar: Man vergleiche: «Je crois qu'une mère fait tout pour son enfant» und «Je comprends qu'une mère fasse tout pour son enfant». Im ersten Satze wird der Nebensatzinhalt primär mitgeteilt, „geurteilt": eine Mutter tut — meiner Meinung nach — alles für ihr Kind. Das übergeordnete Verb je crois spielt etwa die Rolle eines Modalverbs. Der Nebensatzinhalt hat das dynamische Übergewicht, er hat den Akut. Im zweiten Satze aber wird der Nebensatzinhalt n i c h t primär mitgeteilt, sondern der dem Angeredeten bekannte Nebensatzinhalt wird „beurteilt", d. h. es wird zu ihm Stellung genommen durch das Verb des Hauptsatzes: daß eine Mutter alles für ihr Kind tut, verstehe ich (nicht aber: eine Mutter tut alles für ihr Kind). Mit Lerchs Worten ist der Nebensatzinhalt Subjekt eines logischen Urteils: «Je me réjouis que tu sois venu» = Dein Gekommensein freut mich. (Eine Mitteilung: „Du bist gekommen" wäre hier höchst überflüssig.) In solchen Fällen hat also der Hauptsatz das dynamische Übergewicht, er hat den Akut. Deshalb spricht der Verf. in all diesen Fällen von der „Geltung des psychodynamischen Prinzips".

Das Schema ist somit folgendes:

Ĥ — N (Hauptsatzinhalt = Übergewicht, Verb des Nebensatzes = Konjunktiv).

H — Ń (Nebensatzinhalt = Übergewicht, Verb des Nebensatzes = Indikativ).

Dieses Prinzip hält allen Belastungsproben stand. Wenn der Verf. Ausnahmen anführt, so erklären sich derartige Fälle leicht als die Wirkung einer anderen psychischen Kraft (z. B. bei den Verben der sinnlichen Wahrnehmung).

Mit großem Scharfsinn untersucht der Verf. dann die verschiedenen Satzarten, in denen der Konjunktiv Modalitätsprinzpip bzw. psychodynamisches Prinzip ist, und bringt endlich Ordnung in das Chaos falscher Eingruppierungen der einzelnen Konjunktivfälle. Er verweilt vor allem auch bei den Grenzfällen der modalen und amodalen Verwendungsgebiete des Konjunktivs, wobei außerordentlich schwierige Fragen auftauchen, deren Beantwortung oft Sache sprachlichen Feingefühls ist. Weit ausholend ist die Darstellung des Problems des Ursprungs des amodalen Konjunktivs. Ob man mit dem Verfasser den lateinischen Coniunct.

affectivus (Rarum est, ut in foro iudicia constituantur) als seine Wurzel zu betrachten hat? Man kann das füglich bezweifeln. Bahnt sich doch auch z. B. im Englischen ein dem Französischen ähnlicher Gebrauch an, ohne daß man nun gleich zur Erklärung des englischen Sprachgebrauchs seine Zuflucht zu einer anderen Sprache nehmen müßte. Man vergleiche den analytischen Konjunktiv in dem Satze: «Now it is essentially barbaric that one community should be treated as the property of another» (Seeley) mit dem Konjunktiv in dem französischen Satze «Il est donc bien qu'il y ait du mal» (A. France). Diese Sprachform ist eben gekommen, weil der fortgeschrittene differenzierte Geist ihrer bedurfte.

Zum Schluß sei erwähnt, daß der Verf. in einem längeren Kapitel noch die affektische Verwendung der Modi beleuchtet und schließlich auch auf ihre mechanisch-analogische Verwendung (eine Seite, die leider meist ganz unbeachtet bleibt!) eingeht.

Man darf von der vorliegenden Arbeit, deren wissenschaftliche Bedeutung zweifellos außerordentlich groß ist, auch Vorteile für den französichen Sprachunterricht in der Schule erwarten. Haben sich die Schulgrammatiken diese neue Auffassung von der Bedeutung der französischen Modi erst zu eigen gemacht, dann wird die Darstellung dieses schwierigen Kapitels gegenüber den bisherigen Darstellungen den Vorzug der größeren Einfachheit und Verständlichkeit haben.

Danzig-Langfuhr. Julius Vogel.

---

1. Krüger-Löpelmann, *Die wichtigsten sinnverwandten Wörter des Französischen.* Dresden u. Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1926. 118 S. Kart. 1,80 RM.
2. Walter Gottschalk, *Französische Synonymik* für Studierende und Lehrer. I. Teil: Synonymisches Lehrbuch, IV u. 405 S. Geh. 10,50 RM., geb. 12,50 RM.; II. Teil: Deutsche Übungssätze. 55 S. Geh. 1,80 RM. Heidelberg, C. Winter 1925.

1. Aus Gustav Krügers umfangreicher französischer Synonymik, einem würdigen Gegenstück seiner Englischen Synonymik, hat *Martin Löpelmann* eine knappe und handliche Auswahl der *wichtigsten* sinnverwandten Wörter des Französischen getroffen. Dabei ist vor allem auf die Bedürfnisse der täglichen Unterrichtspraxis Rücksicht genommen. So wie die größeren Ausgaben in keinem Lehrerzimmer einer höheren Schule fehlen dürfen, gehört diese bequeme Auswahl — mehr freilich noch die unten angezeigte Synonymik von Gottschalk — auf den Arbeitstisch eines jeden Neuphilologen, wird aber auch von den Schülern der oberen Klassen mit Erfolg benützt werden können. Natürlich wird der Benutzer bei einer Auswahl, die statt 1738 Nummern nur 287 — und dazu noch gekürzte — Abschnitte umfaßt, manches vermissen; aber im Vergleich zu anderen für Unterrichtszwecke geschaffenen ähnlichen Zusammenstellungen ist die vorliegende noch reichhaltig. Ein doppeltes Wortregister in deutscher und in französischer Sprache erleichtert die Benutzung. Vielleicht entschließt sich der Verleger auch zu einer ähnlichen Kurzausgabe von Krügers Englischer Synonymik.

2. Zwischen dem großen Krüger und der oben genannten Auswahl steht, was den Umfang betrifft, die Synonymik von *Gott-*

schalk. Sie umfaßt 705 Nummern. Gemeinsam ist beiden die Anordnung nach deutschen Wörtern: Abend, Abgrund, abholen, ablenken, Abneigung, abschaffen usw. Gemeinsam ist auch die Beifügung von französischen Sätzen und Ausdrücken, da die verschiedene Anwendung erst aus dem Zusammenhang heraus klar wird. Was Gottschalks neueres Buch — von dem Gesamtumfang und einzelnen Verbesserungen abgesehen — von dem Krügers unterscheidet, das ist die Beifügung französischer Definitionen zu den synonymen Wörtern, ohne daß ganz auf eine Beleuchtung der feinen Unterschiede in deutscher Sprache verzichtet wäre. Sehr gute Dienste leisten können auch die gesondert erschienenen knappen deutschen Übungssätze, durch die das theoretisch Gelernte praktisch verwertet und geübt werden kann. Die Verwendbarkeit des Buches wird erhöht durch die geschickte Auswahl und Beschränkung auf die Wörter, deren Auseinanderhaltung dem Deutschen erfahrungsgemäß Schwierigkeiten bereitet. Die für den Gebrauch sehr wesentliche Druckanordnung ist vorzüglich.

FRANZÖSISCHE LEHRBÜCHER.

1. K. Kühn — R. Diehl — K. Bauer, *Lehrbuch der französischen Sprache.* Einheitsausgabe für höhere Knabenschulen und höhere Mädchenschulen. II. Teil: Lesebuch. Hannover, C. Meyer (G. Prior), 1925. VIII, 137 S.
2. K. Kühn — R. Diehl — K. Bauer, *Lehrbuch der französischen Sprache.* Einheitsausgabe. *Ausg. B.* Ebenda 1926. X, 169 S.
3. Alfred Bernhard, *Französisches Lehrbuch.* Grundformen. München, Max Kellerer, 1925. 115 S.

1. Bei Kühn-Diehl-Bauer handelt es sich keineswegs um ein neues Unterrichtswerk, sondern um eine gekürzte Umarbeitung des bekannten Elementarbuches von Kühn-Diehl, aus dem die Mehrzahl der Stücke, vor allem auch diejenigen, die in den Mustern zu Übungen benutzt sind, entnommen wurden. Während der I. Teil den Stoff der Sexta (einen lautlichen Vorkursus, kurze, leichte Lesestücke, das wichtigste aus der Formenlehre und einige elementare Regeln aus der Syntax) bietet, soll der II. Teil dem Unterricht der Quinta und Quarta zugrunde gelegt werden. Dieser Teil besteht nur aus einem Lesebuch, das durchaus die Abschnitte des früheren Elementarbuches beibehält: Contes pour la Jeunesse — La Maison, la Ville et la Campagne — Géographie — Les Saisons — Contes et Récits — Poésies. Neu sind, im Vergleich zur Ausgabe A von 1910, die Stücke Nr. 1, 2, 7, 9, 12, 14, 15, 23, 24, 29, 30, 37, 38, 41, 45, 47, 51, 53, 55, 58, 60, 64, 73, 74. Auch die Verteilung des grammatischen Stoffes und seine Verknüpfung mit den Lesestücken ist im wesentlichen die gleiche wie in dem früheren Unterrichtswerk. Ebenso sind die knappen deutschen Übersetzungstexte z. T. dieselben. Zu einer Durcharbeitung des Stoffes in den allgemein gebräuchlichen einsprachigen Übungen werden brauchbare Anregungen gegeben. Alles in allem kann dieses französische Unterrichtswerk auch in seiner vorliegenden Gestalt, vor allem seiner Kürze wegen, empfohlen werden, wenn es auch seiner Gesamteinstellung nach keineswegs als besonders neuartig bezeichnet werden kann. Eine besondere *Schulgrammatik* der Herausgeber soll von Klasse V bis O I benutzt werden. Obwohl ihre Besprechung uns nicht obliegt, sei doch erwähnt, daß sie unseres Erachtens eine ganz vorzügliche Leistung darstellt. Die Anordnung ist außer-

ordentlich klar und übersichtlich, die Auswahl beschränkt sich auf das für den Unterricht Wichtige, die Darbietung des Stoffes hat durch Benutzung von E. Ottos „Methodik und Didaktik“ sehr gewonnen.

2. Die Ausgabe B ist für diejenigen Schulen bestimmt, die Französisch nicht in Sexta beginnen, also vornehmlich für Gymnasien und Realgymnasien. Die Lesestücke sind im wesentlichen die gleichen. Nur ein Abschnitt (La vie moderne) und ein anderer Gedichtanhang tragen dem reiferen Alter der Schüler Rechnung. Zur Ergänzung dient neben dieser Ausgabe von Anfang an die besondere „Französische Schulgrammatik“ (1925) von Kühn-Diehl-Bauer.

3. Bernhard ist der Verfasser eines tüchtigen englischen Unterrichtswerkes, zu dem vorliegendes französisches Lehrbuch, das unter Mitwirkung des Münchener Lektors Jules Simon entstanden ist, eine Parallelausgabe darstellt. Der I. Band behandelt das Notwendigste und Regelmäßige aus der Formenlehre. Die Lektionen sind kurz und ebenso wie die Fassung der Regeln dem Verständnis der Jugend glücklich angepaßt. Zu einsprachigen Umformungen und Übungen in der Fremdsprache werden reichlich Möglichkeiten geboten. Für diejenigen, die ohne Übersetzen aus dem Deutschen nicht glauben auskommen zu können, sind knappe deutsche Abschnitte angefügt, die sich an die vorausgegangenen französischen Stücke eng anschließen. Die Auswahl des Übungsstoffes und die methodische Durcharbeitung dieses I. Teiles sind geschickt und besonnen. Ein abschließendes Urteil jedoch ist erst nach Vorlage der weiteren Bände möglich.

Alzey (Rheinhessen). Albert Streuber.

EDGAR ZILSEL, *Die Entstehung des Geniebegriffs.* Tübingen 1926.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, aus der Geschichte des Geniebegriffs „die sozialen Gesetze aufzudecken, die seine Entwicklung beherrschen“, mit dem Endzweck, „der Erkenntnis näher zu kommen, welche Vorstellungen regelmäßig mit gewissen Zuständen der menschlichen Gesellschaft verknüpft sind“. Seine Absicht ist, aus der Geschichte eine Gesetzeswissenschaft im Sinne der Naturwissenschaften zu machen, wobei z. B. für die Erkenntnis der Renaissance ein genauer soziologischer Vergleich mit dem Ägypten nach dem Hyksoseinfall, mit dem neupersichen Reich und Epochen der chinesischen Geschichte und eine statistische Sammlung von Einzelbeobachtungen nach Analogie der Astronomie nötig wäre. Man ist bei solchen Perspektiven während der Lektüre des Buches immer geteilt zwischen Anerkennung des ausgedehnten und interessanten Materials, das der Verf. angesammelt hat, und Ablehnung seiner Deutungen und Methoden.

Ein erster methodischer Einwand betrifft die Aufgabestellung: Der Verf. zeigt selbst in den wenigen eigentlich philologischen Kapiteln seines Buches, daß der Geniebegriff als Bezeichnung der individuellen Eigenart erst um die Mitte des 16. Jahrh. und als Bezeichnung des überragenden Menschen gar erst im 18. Jahrh. entstanden ist — das ganze Buch aber handelt von Antike und Renaissance. So beschreibt es nicht die Entstehung des Geniebegriffs, sondern die soziale Stellung und Beurteilung der irgendwie ausgezeichneten Männer des Altertums und der Renaissance.

Der erste Teil, über die Antike, ist zweifellos reich an interessanten Einzelzügen; aber die Grundtendenz, die Bedingungen des großen Menschen im Altertum aus rein sozialen und wirtschaftlichen Faktoren zu erklären, ist verfehlt. Seine geistige Bedeutung und Bedingtheit kommt dabei gar nicht zur Geltung: vom griechischen Agon und vom römischen Staat ist mit keinem Wort die Rede. Wie unendlich viel lichtvoller und reicher ist doch die Darstellung des griechischen Menschen im 4. Band von Burckhardts griechischer Kulturgeschichte, wenn auch vielleicht zu sehr durch die Renaissance hindurchgesehen. Hier hätte der Verf. einsetzen und ihm den römischen Staatsmenschen und den autonomen Renaissancemenschen gegenüberstellen müssen. Auch das noch immer nicht gelöste Problem des Verhältnisses von römischer zu griechischer Religiosität (wie übrigens auch der tiefe Unterschied ihrer Literaturen) durfte nicht in solcher Weise umgangen werden. Das Ergebnis ist denn auch sehr vage: „daß im Altertum vom Geniebegriff nicht die Rede sein kann" (S. 101), daß aber „sechs Erzeugnisse der Antike direkt und merklich auf die Entwicklung unseres Geniebegriffs gewirkt haben: die Enthusiasmuslehre Platos nebst dem sokratischen Daimonion, der Heroenkult, Ciceros Traum des Scipio, die Schrift über das Erhabene des angeblichen Longin und die viri illustres der römischen Literatur" (S. 105). Den Nachweis dafür, der nur auf philologischem Wege zu erbringen ist, darf man von den in Aussicht gestellten weiteren Bänden des Werkes erwarten.

Warum das ganze Mittelalter, das zwar ebensowenig für den Geniebegriff, aber für die magische Verherrlichung großer Namen Bedeutung hat, ganz übersprungen wurde, ist unverständlich.

Der Renaissance, d. h. der italienischen Renaissance, mit der aber gelegentlich die deutsche vermengt wird, ist der zweite Teil des Buches gewidmet. Hier ist ein erstaunlich reiches Material über soziale Stellung und Ruhm von Literaten, Künstlern, Erfindern und Entdeckern zusammengetragen und die meisten biographischen und ästhetischen Schriften der Renaissance sind nach Stellung und Bewertung der großen Menschen untersucht. Aber was diese wertvolle Materialsammlung recht verworren und unübersichtlich macht, ist der völlige Mangel an Methode und Gestaltungskraft. Aus drei Jahrhunderten stellt der Verf. seine Beispiele fast wahllos zusammen, ohne eine deutliche Scheidung der Epochen zu geben, deren Charakterisierung seine erste Aufgabe sein müßte. Nur so könnte er finden, wie ein Petrarca, ein Salutati, ein Varchi verschiedene Grade des Humanismus darstellen, deren Aussagen philologisch völlig verschieden zu werten sind (so sind z. B. die Schriften des 16. Jahrh. oft rhetorisch statt begrifflich zu deuten). Andererseits wäre zu unterscheiden, wie in der Ruhmesliteratur mehr oder weniger in allen Epochen wirkliche sachliche Wertungen (vom Verf. mit dem unglücklichen Begriff „parteilich" bezeichnet) die allgemeine vom Humanismus geschaffene Ruhmesatmosphäre durchkreuzen, d. h. was in dem bunten Bilde Gestalt und was nur Strahlung und Reflex ist. Aufschlußreich für die Spätrenaissance wäre z. B. statt der verstreuten Bemerkungen eine systematische Untersuchung von Michelangelos Ruhm gewesen; hat doch Gundolf an Caesar gezeigt, wie deutlich sich alle Wandlungen der Zeiten in dem Wandel einer überragenden Gestalt wiederspiegeln (Caesar, Geschichte seines Ruhms. Berlin 1925). Aber nicht nur die individuellen Scheidungen, sondern auch die

begrifflichen und kausalen Festlegungen sind vielfach mangelhaft, so vor allem S. 313 die Definition der Humanisten und mehr noch die der Renaissance, die fortwährend mit „italienischer Frühkapitalismus" benannt wird. Den ganzen Sinn der Renaissance, die Anverwandlung und Verschmelzung überlieferter Formen durch neue schöpferische Kräfte sieht der Verf. gar nicht in seiner vorgefaßten soziologischen Vorstellung von zwei Ständen, einer arbeitenden emporstrebenden Unterschicht und einer ermüdeten rückwärtsgewandten historisierten Oberschicht. So rächt sich der Hauptirrtum des Verfassers, daß er ein „modernes" Phänomen, die chaotische allgemeine, sogenannte öffentliche Meinung vom Genie (dies ist sein Geniebegriff) in die Geschichte zurückprojizieren will, statt umgekehrt als Historiker die lebendigen gestaltenden Kräfte der Geschichte bis in unsere Gegenwart herein zu verfolgen.

Das Buch ist leider in einem schauderhaften Deutsch geschrieben. Abgesehen von Verstößen gegen den Sprachgebrauch und allzu einfachen Ausdrücken eines gewissen Soziologenjargons fallen die zahlreichen Geschmacklosigkeiten auf: „dieses vor Gericht gesungene Loblied", „Epikur bekommt einen Diener des Bauches an den Kopf", „Pauschallob", „Sammelehrfurcht" usf. Schlimmer ist es, wenn sich hinter verschrobenen Ausdrücken gedankliche Unklarheit verbirgt, wie in dem „Nichtabfärben des Werts", dem „Nachweltsdogmatiker Horaz", der „gewaltig dahinstampfenden europäischen Politik und Wirtschaft" u. ä., vor allem in der oft erwähnten seltsamen „epigonenhaften Trübung des Gefühls".

Es ist zu wünschen, daß in der versprochenen Fortsetzung des Werkes der Verf. sich einer reineren Sprache und Gedankenführung befleißigen und sein reiches Wissen in den Dienst einer streng historisch-philologischen Methode stellen möge. (Letzteres rät auch B. Croce in seiner Besprechung des Buches: La Critica XXIV 5, 297f.)

EUGEN WOLF, *Petrarca, Darstellung seines Lebensgefühls.* [Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hrsg. von W. Goetz, Bd. 28.] Leipzig 1926.

Unter diesem Titel legt der Verf. eine sehr feinsinnige psychologische Analyse Petrarcas vor. Auch wer von vornherein den Begriff des Lebensgefühls mit Vorbehalt aufnimmt, wird den mit reichem philologischem Material belegten Ausführungen mit Interesse folgen. Der Verf. geht von den Sprangerschen „Erlebnisdispositionen" aus und sucht die Komponenten von Petrarcas Lebensgefühl aus einem „irrationalen Grundgefühl" heraus zu entwickeln. Im ersten Teil weist er dieses irrationale Grundgefühl in einzelnen Erscheinungsformen nach: in dem eigenartigen Verhältnis Petrarcas zur Sprache, in dem symbolischen Charakter seiner Dichtung, in der Beseelung von Landschaft und Buch (welche Ferne die Welt Petrarcas von der Dantes trennt, mag man an diesem Beispiel ersehen aus der neuen Schrift von *E. R. Curtius*, Das Buch als Symbol in der Divina Comedia, Festschrift für P. Clemen, Düsseldorf 1926), in seinen Unlust- und Todesgefühlen. Im zweiten Teil stellt er die Komponenten selbst dar unter dem Bilde der Expansion (heroisches Erleben), der Konzentration (Einsamkeit) und der Polarität (Grenzen der Ich-Entfaltung). Hier finden sich treffliche Bemerkungen über die heroisch-ethische

Geschichtsauffassung, die idyllische Lebensgestaltung und die Religiosität Petrarcas. Nicht ganz überzeugt hat mich der Begriff der Polarität des Charakters: wohl ist das Hin und Her seines Begehrens gesehen, aber die Pole werden nicht deutlich, und die Antinomie Künstlertum und Philosophie scheint mir für Petrarca nicht ganz glücklich, eher der gelegentlich berührte Gegensatz von Sinnlichkeit und Geistigkeit. Vielleicht ist die Problematik Petrarcas zurückzuführen auf die Spannung zwischen Alloffenheit und Formwillen, die ihren Ausdruck findet in dem parallelen Streben nach Harmonie in der Existenz und Stil in der Kunst (Ep. Fam. 1, 8. Eloquentiam et animi aequitatem caeteris rebus esse anteponendam). Die Absicht, in Petrarca die „Säkularisierung des irrationalen Erlebens" als seine geschichtliche Tat zu zeigen, darf man als geglückt betrachten und wird dem Verf. gern die mehr psychologische als philologische Fragestellung verzeihen. Dennoch hinterläßt die Studie, gerade weil sie gut fundiert ist, den Eindruck, daß kein noch so geschicktes Gerüst das Gebäude einer Biographie zu ersetzen vermag.

Francesco Petrarca, *Edizione Nazionale delle Opere I. L'Africa.* Edizione critica a cura di *Nicola Festa.* Firenze, Sansoni o. D. [1926].

Indes die Società Dantesca zum 600. Todestag Dantes nur einen vorläufigen Text herausgegeben hat, legt jetzt die schon vor dem Krieg mit der Nationalausgabe Petrarcas beauftragte Kommission den ersten Band der Werke vor. Er ist auf Büttenpapier mit großer Sorgfalt gedruckt und enthält den von N. Festa hergestellten kritischen Text mit Varianten und einer textgeschichtlichen Einleitung. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Corradini (Padua 1874), der zu sehr dem mangelhaften Text von Pingaud (Paris 1872) getraut und in den Konjekturen nicht immer Maß gehalten hatte, hat Festa sämtliche Manuskripte neu verglichen. Der Band ist am 8. Dezember dem König, dem Papst und dem Ministerpräsidenten feierlich überreicht worden, und es ist zu hoffen, daß die faszistische Autorität das Unternehmen beschleunigen wird.

Bologna. Hermann Gmelin.

Joseph Vles, *Le Roman picaresque hollandais des XVIIe et XVIIIe siècles et ses modèles espagnols et français.* Tripplaar, 's Gravenhage 1926.

Vles bespricht in seinem Buch den pikaresken holländischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts und seine spanischen und französischen Vorbilder. Er tut es jedoch in einer Weise, die nicht gerade befriedigen kann. Was in seinem Buch geleistet wird, ist nur eine vielleicht notwendige detaillistische Vorarbeit, die aber dem Kernpunkt der Probleme fernbleibt, ja sogar ausdrücklich die Beschäftigung mit diesen Problemen ablehnt. Der Verfasser betrachtet als seine Aufgabe nur die äußerliche Vergleichung der Romanvorbilder und ihrer Nachahmungen, eine Aufgabe, die er allerdings mit rühmlicher Gewissenhaftigkeit und der großen Mühe einer undankbaren Kleinarbeit gelöst hat; aber es genügt uns nicht, an Hand von Inhaltsangaben und kritisierten Stellen verschiedener Übersetzungen die äußerlichen Verschiedenheiten spanischer, französischer und holländischer Schelmenromane, Mänge der Über-

setzertätigkeit und Abweichungen in der Darstellung der Abenteuer einzelner Helden festzustellen. Wir würden von dieser Arbeit in erster Linie eine mehr auf die innere Struktur bezügliche Betrachtung der holländischen Romane verlangen, eine Begründung aufgezeigter Verschiedenheiten aus dem holländischen Charakter und Volksgeist heraus, wir würden gern das Bild des Holländers im Spiegel seiner Romannachahmungen erkennen und dafür gern auf die allzu breite, völlig unproportionierte Ausarbeitung der zum Großteil als bekannt anzunehmenden Vorkenntnisse, ich meine der Kenntnisse betreffend die berühmten spanischen und französischen pikaresken Romane, verzichten. Es wird uns nur das Wie, nicht das Warum der Verschiedenheiten aufgezeigt, die naheliegende Frage nach der notwendigen Ausgestaltung romanischen Volksgutes im Germanischen und nach der durch soziale Verhältnisse bedingten Verschiedenheit der Auffassungen bleibt unberührt.

Allerdings werden uns gewisse innere Zusammenhänge auch ohne besondere Hinweise aus dem Buch von Vles klar, aber es wäre Sache des Verfassers, die leider geringen Kenntnisse, die wir im allgemeinen von der holländischen Literatur haben, im Zusammenhang mit den angedeuteten Problemen zu vertiefen. Wir kennen holländisches Volkstum aus den Werken eines Ostade, eines Breughel; sollte man nicht die Gelegenheit nützen, es uns auch auf dem Wege vergleichender Literaturgeschichte aus seinem Schrifttum heraus näherzubringen und besser kennen zu lehren?

Macht, *Lehrbuch der slowakischen Sprache.* Hartlebens Verlag. Wien 1926.

Antonus Frinta, *A Czech Phonetic Reader.* The London Phonetic Readers, University of London Press. 1925.

Es liegen zwei neue Bücher vor, die für das steigende Interesse des Mittel- und Westeuropäers für die slawischen Sprachen kennzeichnend sind. Machts slowakische Grammatik, die im erschienenen 1. Teil in präziser Kürze alles Wesentliche aus der Grammatik zusammenfaßt und durch eine gleichzeitige erste Einführung in das slowakische Schrifttum besonders wertvoll wird, verdankt ihre Entstehung dem Bedürfnis nach einem slowakischen Lehrbuch, das den neuen Reformen dieser Sprache Rechnung trägt. Abgesehen von der wenig praktischen Anordnung des Glossars ist das kleine Buch als ganz vorzüglich zu bezeichnen, und es wird seine Aufgabe, das zu den schönsten slawischen Sprachen zählende Slowakische in weiteren Kreisen zu verbreiten, hoffentlich erfüllen.

Etwas skeptischer tritt man dem zweiten Buch entgegen, dem phonetischen Lesebuch des Tschechischen, das man mit einem begreiflichen Erstaunen in einem englischen Verlag gedruckt sieht. Das Interesse des Engländers für fremde Sprachen ist bekanntlich gering, und besonders das phonetisch überaus schwierige tschechische Idiom dürfte für eine englische Zunge kaum leicht erlernbar sein. Das kleine Buch von Frinta arbeitet allerdings mit einer so vorzüglichen Transkription, daß es, wohlgemerkt unter Anleitung eines Lehrers und in Verbindung mit praktischen Übungen, als ausgezeichneter Behelf anzusehen ist. Ob es den verdienten Erfolg ganz haben wird, wie ihm nur zu wünschen wäre, wird erst seine Verwendung lehren können.

Wien. Susanne Czech-Rechtensee.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *September 1927.* *Heft 6*

Lieber Herr Geheimrat Walter,

Viele kommen heute zu Ihnen mit herzlichen Wünschen zum 70. Geburtstag, die meisten, weil sie Gutes von ihnen erfahren haben und Ihnen sich im Herzen zu Dank verpflichtet fühlen. Dazu gehören in ganz besonderem Maße *Die Neueren Sprachen*, um die Sie durch Ihre Lebensarbeit im Dienste des neusprachlichen Unterrichts wie durch Ihre in den Zeiten wirtschaftlicher Not besonders erprobte Hilfsbereitschaft sich unvergängliche Verdienste erworben haben. Sie waren den Führern jener denkwürdigen Reformbewegung der 80er Jahre, insbesondere Karl Kühn, Franz Dörr und Wilhelm Viëtor, dessen Andenken über den Tod hinaus zu ehren Ihnen Herzensbedürfnis ist, in Freundschaft verbunden, Sie sind es heute auch uns.

In den Zeiten des Aufschwungs des neusprachlichen Unterrichts haben die Verfasser der „Richtlinien" so gut wie diejenigen, die in Büchern, Aufsätzen und den Beiheften unserer Zeitschrift so kräftig an dem Ausbau mitgewirkt haben, bewußt und gerne an Ihre Arbeit angeknüpft. Dem Charakterbild, wie es alte Freunde geschildert haben, können wir nichts Neues hinzufügen, es sei denn, daß Sie gern und freudig das Verdienst anderer anerkennen und glücklich sind über die Fortarbeit im Sinn unserer gemeinsamen Bestrebungen.

Darum haben wir Ihnen als Zeichen unseres Dankes dieses Heft der *Neueren Sprachen* gewidmet.

Die Verfasser, Männer der Universität und Schule, Deutsche und Ausländer, rechnen es sich zur Ehre, in diesem Hefte vertreten zu sein. Leider war es nicht möglich, alle zur Verfügung gestellten Arbeiten darin zu bringen, so daß Sie sich noch manches in den nächsten Heften zurechnen dürfen.

Wir alle, Verfasser, Herausgeber und Verleger, verbinden mit unserem unauslöschlichen Dank für Ihr Lebenswerk den



herzlichen Wunsch, daß Ihnen noch Jahre des Glücks in Gesundheit beschieden sein möchten. Wie würden wir uns freuen, wenn Sie Zeit und Muße fänden, das Lebensbild, wie es Freundeshand hier dargebracht, durch eigene Erinnerungen, zu ergänzen, ähnlich denen Ihres Freundes Ey von Humor und Frohsinn durchdrungen. Sie gäben uns das Bild nicht bloß eines Lehrers der neueren Sprachen an führender Stelle, sondern vor allem das Bild eines deutschen Erziehers, dessen Name in Heimat und Fremde einen gleich guten Klang hat.

In Freundschaft und Verehrung

Herausgeber und Verlag der Neueren Sprachen.

M. WALTER (18. 9. 1857—18. 9. 1927).

Als 1882 der „Trompetenstoß“ von Quousque Tandem (W. Viëtor): Der Sprachunterricht muß umkehren! erscholl, schied sich alsbald die damalige neuphilologische Lehrerschaft in zwei Lager: hie grammatische Methode! — hie Reform! Wer sich zur Reform bekannte, galt den Vertretern des alten bewährten Verfahrens als jugendlicher Heißsporn, als Verächter der Wissenschaft und gefährlicher Umstürzler. Seitdem sind die Jahre dahingegangen. Das damals junge deutsche Kaiserreich ist dem Weltkrieg zum Opfer gefallen. Der Rufer im Streit W. Viëtor ruht seit nahezu neun Jahren im Grabe. H. Klinghardt, K. Kühn, F. Beyer u. a. sind von uns geschieden. Wir anderen Reformer sind alt geworden und von der Walstatt meist zurückgetreten. Es herrscht ein neuer Geist, wie man uns seit 1918 immer wieder versichert, den wohl die Preußischen Richtlinien am deutlichsten zu erkennen geben. Diese Zeilen nun gelten einem der jüngeren Reformer, die sich an W. Viëtor anschlossen, dem wohl am glücklichsten begabten der praktischen Schulmänner unter uns, dem erfolgreichsten Lehrer, der seine Schüler begeisterte und die Kollegen, die ihn hörten und sahen, mit Erstaunen erfüllte über seine Leistung, dem liebenswürdigsten Menschen und größten Optimisten, der jetzt das 70. Lebensjahr vollendet, aber trotz mancher Leiden und Gebrechen des Alters jung geblieben ist und jung bleiben wird, so lang er lebt.

M. Walter kam wie K. Quiehl vom Rawitscher Realgymnasium, wo Steinbart ihr Direktor war, ein ungemein scharfer, tatkräftiger

und zielbewußter Geist, bis zum Tode die Seele des Realschulmänner-Vereins. Das Vorwärts- und Aufwärtsstreben Steinbarts übertrug sich auf diese seine Schüler, die nach beendetem Studium und Examen und nach einem Aufenthalt im Ausland, von dem M. W. ebenso lehrreiche wie ergötzliche Dinge zu erzählen weiß, ihre erste Tätigkeit in Kassel ausübten, wo K. Quiehl dauernd verblieb, während M. W. zunächst nach Wiesbaden und dann nach Frankfurt überging. In Wiesbaden trat M. W. Ferd. Schmidt und Ph. Roßmann näher und wirkte an derselben Schule, an der K. Kühn seine Haupttätigkeit ausgeübt hat. K. Kühn, der vor kurzem aus diesem Leben geschieden ist, verdiente eine eigene Würdigung. Er war der ernsteste, treueste Charakter, lauter wie Gold und unerschütterlich in seiner Überzeugung. Eine einfache, gerade Natur. Als Lehrer nicht eben glücklich, da er mit allerlei Hemmungen zu kämpfen hatte. Durch das Wenige, das er über neusprachlichen, besonders französischen Unterricht geschrieben hat, hat er die Methodik unseres Faches erheblich gefördert und durch seine französischen Lehrbücher auf weite Lehrer- und Schülerkreise nachhaltig eingewirkt. Im Verein mit ihm und mir hat 1893 W. Viëtor die Neueren Sprachen gegründet, die nun unter jüngerer Führung blühen und gedeihen. Von diesem Dreiblatt lebe nur noch ich, in dankbarer Erinnerung und in Trauer um die Geschiedenen. Wie sehr wir drei M. W. schätzten, zeigt schon der Umstand, daß jeder von uns einen seiner Söhne Walter taufen ließ.

1890 übernahm M. W., $32^1/_2$ Jahr alt, die Leitung der Bockenheimer Realschule, um 1894 zur Musterschule in Frankfurt a. M. überzugehen. War seine Lehrtätigkeit schon vorher vielen bekannt geworden, so erklang nun ihr Ruf weithin, und aus dem Inland und Ausland pilgerten Kollegen und Kolleginnen in seine Schule, um seinen Unterricht kennen zu lernen und die Geheimnisse seines Erfolges zu ergründen. Dieser blieb nicht unbestritten. Die Anhänger der „alten“ Methode erklärten alles für Schaumschlägerei, es fehle durchaus der ernste Geist strenger Wissenschaftlichkeit und gründlicher Arbeit. Als 1894 M. W. und ich auf dem Neuphilologentag in Karlsruhe in einer besonderen Besprechung Arbeiten unserer Schüler und Schülerinnen vorlegten, fanden sie neben freundlicher Zustimmung scharfe Kritik, vor allem wurde die grammatische Leistung bemängelt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine so gründliche Wandlung, wie sie die Reform verlangte, nicht von vornherein vollendet

erscheinen konnte. Sie mußte sich erst die Lehrmittel schaffen. Sie mußte erst die Grundsätze der Methodik ins Praktische umsetzen und durch Vereinigung von Theorie und Erfahrung das Lehrgebäude herstellen, das für die Schule nötig war.

Und da ist M. W. der Führer gewesen. Er besaß und besitzt eine im gewissen Sinne geradezu geniale Art, nicht nur zu lehren, sondern auch seine Schüler zu begeistern. Unausgesetzt beschäftigt sich sein Geist mit den einschlägigen Fragen: Wie erreiche ich, daß der Schüler diesen und jenen Laut richtig ausspricht? Wie erreiche ich, daß Wort und Satz laut und sinngerecht und durchaus echt in der fremden Sprache zutage treten? Wie erreiche ich, daß die Schüler verstehen, was ihnen der Lehrer oder der Ausländer in dessen Sprache vortragen und es angemessen wiedergeben können? Wie erreiche ich, daß ein gedruckter Text im einzelnen und im ganzen richtig erfaßt, verstanden, bewältigt, beherrscht, wieder vorgelesen und vorgetragen wird? Wie erreiche ich, daß die Texte satzweise, abschnittsweise, in größeren Abschnitten, im gesamten verstanden und zum Besitz der Schüler gemacht werden? Wie erreiche ich, daß der Schüler den Geist des einzelnen und ganzen erfaßt, im Lesestück, im Kapitel, im ganzen Text? Wie erreiche ich, daß er den Geist des fremden Schrifttums, des fremden Volkes begreife oder doch ahnend verstehe? Wie gestalte ich zu diesem Zwecke die einzelne Unterrichtsstunde, das gesamte Unterrichtsverfahren mündlich und schriftlich von Anfang bis zu Ende? Über 25 Jahre haben M. W. und ich am selben Ort nebeneinander gewirkt. Unzähligemale haben wir diese Fragen erörtert. Wir haben in gemeinsamer Arbeit mündlich und schriftlich danach gestrebt, sie zu klären und zu fördern. In fast allen Fällen war er der Schöpfende, der Gebende, der Belebende. Mir blieb zumeist nur Kritik.

Allerlei Kritik ward auch in Frankfurt und sonst geübt. Nicht jedem gefiel es, daß der junge Direktor der Bockenheimer Realschule und der Musterschule solchen „Zulauf" hatte, daß von ihm so viel Aufhebens gemacht wurde, und daß er in seinem Vorwärtsstreben, in seiner Freude daran, daß auch wirklich Fortschritte erzielt wurden, und in seiner ganzen impulsiven Art immer mal wieder eine Handhabe für Einwendungen bot. Man sprach vom „Zirkus Walter" mit mancherlei nicht *immer* zarten Scherzen. Aber er besiegte alles durch sein Wesen voll glücklicher Zuversicht, er sei auf dem rechten Wege, und es

müsse ihm gelingen. Und seine Schüler hingen ihm begeistert an. Hunderte von Kollegen und Kolleginnen schwuren auf ihn. Wohl sagte man: das kann M. W.; aber wer kann es sonst? Nun, er hat allerlei Theoretisches veröffentlicht, das zeigt, wie er es gemacht hat, und wie man es machen kann. Und die Wirkung ist nicht ausgeblieben. Seitdem er im Ruhestande lebt, ruht er nicht. Die französischen Lehrbücher, die er mit Hilfe tüchtiger Kollegen neu herausgibt, werden weiter zeigen, wie es gemacht wird. Und so wird sein Name als der eines Bahnbrechers der neusprachlichen Reform noch lange fortklingen. Dankbare Schülerjugend und dankbare Kollegenschaft freuen sich seiner Wirksamkeit und seiner Persönlichkeit. — Möge man diese kurze Schilderung freundlich hinnehmen als Ausdruck ehrlichen Gefühls eines dankbaren alten Freundes, mit dessen Leben M. W. unzertrennlich verbunden ist.

Marburg, in den Tagen der 400-Jahrfeier der Universität.

F. Dörr.

AUS MAX WALTERS LEBEN.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, ein volles Lebensbild Max Walters zu zeichnen. Das würde die mir gesteckten Grenzen bei weitem überschreiten. Ich beschränke mich vielmehr darauf, zur Feier des Tages aus dem Leben meines alten Freundes einiges von dem zu berichten, was ich persönlich mit ihm gemeinsam durchlebt habe.

Max Walter hat eine schwerere Jugend gehabt, als sie durchschnittlich Kindern beschieden ist. In *Herischdorf bei Hirschberg* in Schlesien am 18. September 1857 geboren, verlor er sehr früh seinen Vater, mußte das Vaterhaus und die Mutter verlassen und in das Haus seiner Großeltern nach *Rawitsch* übersiedeln. Sie leiteten seine Erziehung liebevoll, aber mit Strenge. Nach dem Tode der Großeltern kam er in die Familie eines Lehrers der Bürgerschule. Mit $10^1/_2$ Jahren trat er in die Sexta des Realgymnasiums meiner Vaterstadt ein und zeichnete sich gleich von Anfang an durch Begabung, musterhaftes Betragen und Fleiß dermaßen aus, daß er in jeder Klasse den ersten Platz erhielt und bei der Versetzung aus Untersekunda, Ostern 1874, für würdig erklärt wurde, die Obersekunda zu überspringen.

Zu dieser Zeit legte ich gerade die Reifeprüfung an derselben Anstalt ab. Wenn auch die Schüler der höheren Klassen von den Schülern der mittleren gewöhnlich wenig wissen, so war doch der Ruf des ausgezeichneten Schülers Max Walter und seines gleichstrebenden Freundes *Reinhold Triller* (später Professor am Realgymnasium in Krefeld) derartig groß, daß er bis in die Prima hinaufgedrungen war. Und trotz des Überspringens der Obersekunda hat Max Walter am Schlusse seiner Schullaufbahn, Ostern 1876, die Abiturientenprüfung mit großer Auszeichnung bestanden.

Es ist das Verdienst von *Quintin Steinbarts*, Max Walter zum Studium der neueren Sprachen bewogen zu haben. Ohne ihn wäre Walter wahrscheinlich nicht der große Reformer und vorzügliche Lehrer der neueren Sprachen geworden.

Steinbart war Ostern 1872 einunddreißig Jahre alt als Direktor an das Rawitscher Realgymnasium gekommen. Durch sein frisches, herzgewinnendes Wesen begeisterte er uns alle. Wie er mir geraten hatte, die Schule durchzumachen und neuere Sprachen zu studieren, so hat er auch Walter dazu veranlaßt. Leider ging er bereits nach drei Jahren an das Realgymnasium in Duisburg über. Aber welche unendliche Liebe und Anhänglichkeit hat er sich in dieser kurzen Zeit bei seinen Schülern erworben! Er stand uns allen, die er zum Lehrerberuf begeistert hat, — und ihre Zahl ist nicht klein! — als Vorbild vor Augen. Ich weiß, daß auch Walter in dankbarer Verehrung zu ihm aufblickt und in ihm sein Ideal gesehen hat. Er ist mit seinem alten Direktor bis zu dessen Hinscheiden in treuer Anhänglichkeit und dankbarer Gesinnung aufs innigste verbunden geblieben.

Nach dem Verlassen des Realgymnasiums diente Walter in *Breslau* sein Jahr ab, studierte in *Breslau* und *Berlin* und ging für drei Semester nach *Frankreich* und *England*, wo er als Hauslehrer und als Assistent Master an einer Grammar-School seine Kenntnisse in den beiden Sprachen vervollständigte und englisches Schulleben kennen und schätzen lernte. Schon als Schüler hatte er sich durch seine Gewandtheit in freier deutscher und in gewissem Grade auch schon in freier fremdsprachlicher Rede ausgezeichnet. Als Walter aus dem Auslande nach Deutschland zurückkehrte, um in *Kiel* seine Studien zu beschließen, zeigte seine Sprechfertigkeit im Deutschen, Französischen und Englischen eine ganz ungewöhnliche

Höhe, so daß *Albert Stimming* (damals Universitätsprofessor in Kiel, später in Göttingen), der ihn genauer kennen lernte, von ihm sagen konnte, er sei im dortigen Neuphilologischen Verein vom Tage seines Eintritts an der Mittelpunkt geworden, und dies nicht nur durch seine große Sicherheit in der Beherrschung der fremden Sprachen, „sondern auch in geselliger Hinsicht durch seine Redegabe und seine musikalischen und dichterischen Anlagen, die ihn befähigten, die Kneipen, Ausflüge und sonstigen Veranstaltungen des Vereins zu beleben und zu verschönern."

Ich erhielt eine wohltuende Probe dieser hohen geselligen Veranlagung, als ich am 1. März 1881 zu meiner Doktorpromotion in Kiel weilte, wo Walter als „Opponent" mitwirkte und bei der darauf folgenden Abendfeier den Frohsinn erheblich steigerte. Von diesem Tage datiert unsere Freundschaft.

Am 14. Juli 1883 bestand Walter die Staatsprüfung an der Universität in Kiel, trat im Herbst desselben Jahres an der damaligen *Realschule (jetzt Oberrealschule I) zu Kassel,* an der ich seit Ostern 1880 tätig war, als wissenschaftlicher Hilfslehrer ein und wurde Ostern 1885 fest angestellt.

Mit Feuereifer nahm sich mein Landsmann, dessen Eintritt in den Lehrkörper ich auf das freudigste begrüßte, seiner neuen Pflichten an und wurde bald infolge seines offenen, liebenswürdigen Wesens der Liebling aller Amtsgenossen.

Die Herzen der Schüler gewann er gleich von der ersten Stunde an durch sein lebhaftes, frischfröhliches Wesen, dem doch fühlbar große Willensstärke zu Grunde liegt, und durch die Klarheit seiner Darbietungen. Sie arbeiteten mit Lust unter ihm.

Bald fing er an, die eigene Fertigkeit im Sprechen der fremden Sprachen für den Unterricht nutzbar zu machen. Wohl waren noch die Plötz'schen Lehrbücher im Französischen und die Zimmermann'sche Grammatik im Englischen an der Anstalt eingeführt, aber das hinderte nicht, eigenes hinzuzutun, die Lesestoffe zu bevorzugen, mit Sprechübungen einzusetzen und die grammatischen Gesetze induktiv zu gewinnen. Ich hatte damit schon begonnen, und *Direktor Buderus* war damit sehr einverstanden. Er sah, wie dadurch frisches Leben in den Unterricht kam und wie dies Verfahren die Selbsttätigkeit der Schüler anregte und Erfolge erzielte. Auch mit dem lautlichen Verfahren hatte ich mich bereits versucht. Aber durch die Regsamkeit Walters kam nunmehr vermehrter Zug in die Sache. 1882 erschien *Wilhelm Viëtors* (Quousque tandem) epoche-

machendes Buch „Der Sprachunterricht muß umkehren!“, das uns in unserem Verfahren bestärkte.

Mächtig wurde Walter von der Frage nach der besten Methode des fremdsprachlichen Unterrichts ergriffen. Sie wurde die Hauptfrage, die er stetig seiner Überlegung zu Grunde legte, und sie blieb für ihn die Hauptfrage seines Lebens. Bei unseren wohl täglichen Nachmittagsspaziergängen nach dem Unterricht kam er immer wieder auf diese Frage zurück und sprach darüber. Denn es war seine Art und ist es auch heute noch, sich über alles, was ihn innerlich bewegt, auszusprechen, „laut zu denken“. Diese Frage ließ ihn so wenig los, daß er jede Gelegenheit benutzte, sie auch mit anderen Amtsgenossen, selbst wenn sie nicht Fachgenossen waren, ja selbst mit Fremden zu besprechen. Einige methodische Schriften darüber waren damals schon erschienen. Sie beeinflußten ihn indes weniger als die eigenen Erfahrungen und Erwägungen. Im September 1886 gründeten wir, zumeist auf sein Betreiben, den Verein für neuere Sprachen in Kassel und beteiligten uns in stattlicher Anzahl und mit großer Begeisterung an der Gründung des Allgemeinen deutschen Neuphilologenvereins durch *Adolf Ey* in Hannover (4.—6. Oktober 1886). Ostern 1887 erschien dann als erste Frucht von Walters praktischen Lehrversuchen die Abhandlung „Der Anfangsunterricht im Englischen auf lautlicher Grundlage“ als Beilage zum Jahresbericht der Realschule. Am 18. Mai 1887 hielt Walter in Eschwege seinen ersten methodischen Vortrag bei der Jahresversammlung des Vereins von Lehrern an den höheren Schulen der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck. Auf seine Anregung hin lud der Kasseler Verein für neuere Sprachen *Karl Kühn* in Wiesbaden, der sich als Methodiker bereits einen Namen gemacht hatte, ein, im Verein einen Vortrag über die Grundsätze der „neuen Methode“ zu halten. Walter schloß gleich mit ihm Freundschaft, wie auch später bei anderen Gelegenheiten mit *Viëtor*, *Dörr*, *Klinghardt*, *Wendt*, *Franz Beyer*, *Roßmann*, *Ferd. Schmidt*, *Hartmann* und anderen „Reformern“.

Es muß hier über die Freundschaften Walters etwas Weiteres gesagt werden.

Ihm ist ein großes Freundschaftsbedürfnis eigen. Es beruht auf einer tiefen Gemütsveranlagung, die auch in seinem Verhältnis zu seinen nächsten Verwandten sich offenbart. Mit inniger Liebe umgab er seine gute Mutter und seine treue Lebens-

gefährtin, und mit inniger Liebe umfaßt er seine Kinder und seinen einzigen noch lebenden Bruder in Hirschberg. Daher berührt ihn auch ein Verlust von Verwandten und Freunden besonders tief. Das trat vor allem hervor beim Hinscheiden seines älteren Bruders, der während Walters Kasseler Zeit im blühendsten Alter starb, sowie beim Hinscheiden seines zweiten Sohnes Kurt, meines lieben Patenkindes, der 1916 als Fliegeroffizier im Luftkampfe fiel, und nach dem Kriege beim Tode seiner über alles geliebten Frau.

Aus der Liebe zu seinen Mitmenschen erklärt sich sein großes Mitgefühl bei Unglücksfällen anderer und seine immer rege Hilfsbereitschaft. Er suchte alle Bitten um Hilfe, ja um Gefälligkeiten zu erfüllen, und das hat ihm viel Kraft und Zeit gekostet. Das zeigte sich besonders stark während seiner Tätigkeit als Direktor der Musterschule in Frankfurt a. M., wo ihn die zahlreichen Gefälligkeiten derartig in Anspruch nahmen, daß der Tag für ihn nicht mehr lang genug war und daß er die Nacht zu Hilfe nehmen mußte.

Andrerseits erweckte sein offenes, herzliches Wesen Vertrauen. Man wurde leicht sein Freund und hielt ihm gern die Freundschaft; denn man fühlte, daß seine Seele ohne Falsch ist und daß er es gut meint. In der Tat ist die Zahl seiner Freunde sehr groß, größer als die irgend eines anderen Menschen meiner Bekanntschaft, und nicht nur das: er hat eine große Anzahl ganz naher Freunde und sogar viele, die in ihm ihren besten Freund sehen. Und wie hält er die Freundschaft! Er steht heut noch mit sehr vielen Freunden aus seiner Schülerzeit in Verbindung ebenso mit solchen aus seiner Studienzeit. Kommt er nach Kassel so muß er so und so viele gute Freunde besuchen, in Wiesbaden ist es ebenso. Selbst in Orten, in denen er nur kurz verweilte, hinterläßt er Freunde, schloß er dauernde Freundschaften. Von Leuten, die er nur wenige Tage gesehen, schied er als Freund. Im Auslande, in England, Frankreich, Schweden, Finnland, den baltischen Staaten, Nordamerika sitzen viele seiner Freunde. Von riesiger Ausdehnung ist daher sein Briefwechsel. Zugleich ein Beweis für seine gute Natur und seine große Arbeitskraft. Von großem Nutzen ist ihm bei der Beherrschung dieser Freundschaften und seiner ungemein zahlreichen Bekanntschaften sein ausgezeichnetes Personengedächtnis.

Aber nicht nur schließt er selbst schnell dauernde Freundschaften, er ist auch der geborene Freundschaftsvermittler. Wie

er selbst Leben und Stimmung in jeden Kreis bringt, so schließt er auch das Band der Freundschaft enger um alle Mitglieder des Kreises. So hat er in der Rawitscher Schule, auf der Universität, in jedem Lehrkörper, in Kassel, in Wiesbaden, in Bockenheim, in Frankfurt gewirkt, so hat er die „Reformer“ der achtziger und neunziger Jahre, die Mitglieder der Frankfurter Direktorenvereinigung, die Vorstandsmitglieder des deutschen Realschulmännervereins in Freundschaft enger verbunden.

Ein wie belebendes Element Walter für jeden geselligen Kreis war, davon wissen seine Freunde in aller Welt zu erzählen. Auch auf den Neuphilologentagen ist er durch seine heiteren Reden, Improvisationen und humorvollen Unterhaltungen weiteren Kreisen mindestens ebenso bekannt geworden wie durch seine Beteiligung an den Verhandlungen selbst.

Unvergeßlich ist seinen Kasseler Amtsgenossen das fröhliche Leben in der „*Oase*“, einer 1882 gegründeten Vereinigung der jüngeren Kollegen der Kasseler höheren Schulen, deren Blüte in die Zeit fällt, da *Otto Paulus* die Leitung hatte und Max Walter Mitglied war. Wie schön erschien uns damals die Welt! Mit welcher Begeisterung sangen wir das prachtvolle Lied „Der Jugend heiterer Morgen ist wolkenlos und hell“, das *O. A. Ellissen* (jetzt in Einbeck) für die „Oase“ gedichtet und *Rudolf Brede* vertont hatte! Ich bin sicher, lieber Max, Du singst es noch heute ebenso begeistert wie damals, denn Dein Herz ist jung geblieben!

Walters gutes Freundesherz zeigte sich auch im Verkehr mit den Schülern. Er trat ihnen als Freund entgegen und behandelte sie als Freunde. So gewann er ihre Herzen. Wer Liebe säet, wird Liebe ernten. Sie schwärmten für ihn, obwohl er im Unterricht ein volles Maß gespanntester Aufmerksamkeit und tüchtigen Fleiß forderte! Ich will zum Belege dafür nur an zwei Szenen aus Walters Kasseler Zeit erinnern, die ich mit erlebt habe.

Walter blieb nur vier Jahre in Kassel. Er verließ die Kasseler Realschule am 24. September 1887. Der Jahresbericht sagt darüber u. a.: „Beweise der Achtung und herzlicher Zuneigung seiner Kollegen, der dankbaren Anhänglichkeit seiner Schüler wurden ihm bei seinem Scheiden in reichem Maße zu teil.“ Die herzliche Zuneigung seiner Kollegen trat in einer Abendfeier zu Tage, an der sich auch zahlreiche Amtsgenossen der anderen höheren Schulen beteiligten. Zu der Schulschlußfeier am 24. September versammelten sich nach Schluß des

Unterrichts, wie üblich, die Schüler im Saale der Realschule, wo der stellvertretende Dirigent der Anstalt, *Dr. Ackermann*, den Scheidenden durch eine kurze Rede verabschieden wollte Alle Lehrer und Schüler waren bereits versammelt, nur Walter und seine Klasse säumten zu erscheinen. Walter hatte seiner Klasse am Schlusse seiner letzten Stunde gerührt Lebewohl gesagt und sich darüber verspätet. Als sie endlich im Saale erschienen, hatten alle Schüler Tränen in den Augen; ihre verweinten Gesichter bewiesen, wie weh ihnen der Abschied tat, und während des ganzen Verlaufes der Feier konnten sie ihren Tränen nicht wehren.

So innig und herzlich wird Max Walters Verhältnis zu Lehrern und Schülern auch auf den Schulen gewesen sein, an denen er später wirkte: als Lehrer am *Königlichen Realgymnasium in Wiesbaden* (Herbst 1887 bis Ostern 1890), als Direktor an der *Städt. Realschule in Bockenheim*, der jetzigen Liebig-Oberrealschule zu Frankfurt a. M. (1890 bis Ostern 1894) und an dem *Städt. Realgymnasium, „Musterschule" zu Frankfurt a. M.* (1894 bis Herbst 1922).

Ich kenne nichts Schöneres aus dem Bereiche des Schullebens als die ergreifenden Dankesworte, die *Dr. S. Fürth*, ein alter Frankfurter Schüler Walters, diesem zum 25. Direktorjubiläum im Jahre 1919 widmete. Es heißt darin: „Voll tiefen Dankes wollen wir uns nahen dem Menschen, der zum Manne uns erzog; des Menschenliebe, innigstes Verstehen die Jugend uns verschönte und uns ward der Inbegriff des Lehrenden und Leiters."

„Viel Hundert Schüler sammeln heute sich im Geiste um Dich, Dir den Preis zu bringen, den Preis, der darin liegt, daß jedem Schüler das Herze höher schlägt, gedenkt er Dein; daß er zurückgeführt sich vor Dein Antlitz wünscht, Dir klar ins Aug' zu schauen, mit Dank im Herzen, um Dir zu sagen: siehe, was ich ward, das dank ich Dir — was ich an Herzensgut errang, ist Deiner Arbeit Frucht — was ich erstrebe an Edlem, Gutem, ewig Wahrem, hast Du, geliebter Lehrer, mich gelehrt. . . ." (Musterschul-Zeitung vom April 1919.)

Nach nur $6^1/_2$jähriger Schultätigkeit wurde Walter *Direktor in Bockenheim.* Über die Verhältnisse, die er dort vorfand und über seine erste Tätigkeit dort, kann ich einiges aus eigener Erfahrung berichten. Der Dezernent der Bockenheimer Realschule, dem auch die „Neue Realschule" in Kassel unterstellt war, zu deren Leitung ich Ostern 1889 berufen worden war,

kam im Laufe des Jahres 1889 kurz nach seiner Rückkehr von Bockenheim eines Tages zu mir und teilte mir mit, Bockenheim suche für Ostern 1890 einen neuen Direktor, es herrschten dort sehr schwierige Verhältnisse. Da müsse eine tüchtige, frische Kraft hin. Ich sagte: „So nehmen Sie doch Walter.“ Der Prov.-Schulrat entgegnete: „Der ist wohl noch zu jung.“ Worauf ich ihm bemerken konnte: „Er ist in demselben Jahr geboren wie ich.“ — Walter wurde wirklich gewählt. Als der Prov.-Schulrat im nächsten Jahr wieder von einem Besuch der Bockenheimer Realschule zurückkam, erklärte er: „Es ist dort alles wie verwandelt. Es herrscht ein neuer Geist in der Schule.“

Man fragt sich: Wie hat Walter es angefangen, diese Wandlung herbeizuführen? Die Antwort kann nur lauten: Er hat sich einfach nur gegeben, wie er von Natur war: offen und vertrauensvoll. Das Übrige tat sein Beispiel.

Walter ist Optimist, er sieht in den Mitmenschen mehr das Gute als das Schlechte, wie im Leben, so auch in der Schule. Er lobt bei ihnen, was zu loben ist. Er gibt ihnen dadurch Selbstvertrauen, Lust und Liebe zur Arbeit und gewinnt zu gleich ihr Vertrauen und ihre Freundschaft. Er hat sich auf diese Weise sogar solche Lehrer zu dauernden Freunden und freudigen Mitarbeitern gemacht, mit denen andere schwer oder gar nicht auskommen konnten. So erklärt sich das reibungslose Zusammenwirken aller und das willige Mitarbeiten jedes einzelnen. Und so steigerte er in den beiden Schulen, die ihm unterstellt waren, die Leistungen und brachte sie zu hoher Blüte.

Von diesen Erfolgen hier ausführlicher zu handeln, dürfte sich erübrigen. Jedermann kennt sie und erkennt sie an. Jedermann weiß, wie Walter mit unermüdlicher Schaffensfreudigkeit die Methode des fremdsprachlichen Unterrichts immer weiter ausgebaut und durch seine Schriften und durch die Vorführung seines Verfahrens im Unterricht die Bekanntschaft mit seinen methodischen Grundsätzen in immer weitere Kreise getragen hat. Zu Hunderten zählen die Fachleute, die aus dem In- und Auslande seinen und seiner Kollegen Unterricht besuchten, teils um sich mit den Ergebnissen der „Frankfurter Reform“ (lateinloser Unterbau), teils um sich mit dem von Walter herausgearbeiteten Unterrichtsverfahren bekannt zu machen.

Wenn *Prof. Bernhard* (von der Musterschule) 1919 berichtet, er habe in einem Jahre nur im Latein 87 Hospitanten gehabt, so kann man sich vorstellen, wie viel Besucher Walter gehabt

haben mag. Es ist daher verständlich, wenn die Lehrer der Musterschule und auch Walter manchmal über die vielen Besucher stöhnten. Aber Walter wußte, daß er die Schüler fest in der Hand hatte und daß er sich mit seinen Leistungen sehen lassen konnte, und die Schüler waren an Besuche gewöhnt, sie ließen sich von ihnen nicht ablenken. Daher machte es ihm großes Vergnügen, seine Klasse vorzuführen. Ja bei seinem Eifer für die gute Sache und bei seinem Temperament konnte es ihm wohl auch geschehen, daß er Leute, die aus ganz andern Gründen zu ihm kamen, mit Liebenswürdigkeit und sanfter Gewalt, sie mochten wollen oder nicht, mit in den Unterricht führte.

Zu Hunderten auch zählen die Neusprachler, denen Walter im Auslande durch Vorträge und praktische Vorführungen die Bekanntschaft mit seiner Methode vermittelt hat: in Stockholm 1897, in England 1906, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas 1911, in St. Petersburg 1913, in den baltischen Staaten, in Finnland und Schweden 1923.

Durch die Besuche von zahlreichen Ausländern, die sich für den in der Musterschule erteilten Unterricht interessierten, und durch diese Vortragskurse im Auslande ist Walter mit einer erheblichen Zahl von Ausländern näher bekannt geworden. Mit sehr vielen ist er in ständiger freundschaftlicher Verbindung geblieben, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es ihm gelungen ist, viele der Vorurteile, die in den gegenseitigen Vorstellungen der Völker von einander bestehen, zu beseitigen und die Kenntnis von dem wahren deutschen Wesen und den tatsächlichen deutschen Verhältnissen im Auslande zu verbreiten. Er war der richtige Mann, auf diese Weise an einer Annäherung der Völker mitzuarbeiten. Der Krieg, der ihm so viel geraubt, hat auch hier viele Hoffnungen vernichtet. —

Durch seinen meisterhaften Unterricht wie durch seine Vorträge und durch seine methodischen Schriften sind sehr zahlreiche Neusprachler angeregt worden, seinem Vorbilde zu folgen und nach den von ihm vertretenen Grundsätzen den Unterricht zu erteilen. Er hat so durch sein Beispiel ganz wesentlich dazu beigetragen, die Leistungen in den Schulen mit fremdsprachlichem Unterricht auf eine höhere Stufe zu heben. Das ist ein Verdienst, das man gar nicht hoch genug anschlagen kann. Wie stark er gewirkt hat, zeigen auch die Schriften anderer, die sich durch sein Vorbild angeregt fühlten, auch ihrerseits die Ergebnisse ihrer praktischen Erfahrungen zu veröffentlichen. Ich erwähne

nur die Schriften von *Moosmann* und *Scherping* in Halle und von *Olbrich* und *Gustav H. Sander* in Frankfurt a. M., die als Beihefte zu den „Neueren Sprachen“ erschienen sind.

So ist Max Walter heut unbedingt der bedeutendste und bekannteste neusprachliche Methodiker und Lehrer. Es hat schon vor ihm Methodiker gegeben, die in der Theorie Namhaftes geleistet haben. Es hat auch vor ihm ausgezeichnete Praktiker im Unterrichten gegeben. Aber in ihm verbinden sich Theorie und Praxis in wundervoller Vereinigung. Man darf von ihm behaupten, daß er heut derjenige Schulmann ist, dessen Name in der mit Deutschland in Beziehung stehenden Kulturwelt den feinsten Klang hat. —

Nach dem Gesagten könnte es scheinen, als ob Walter einseitig nur auf das Gebiet des fremdsprachlichen Unterrichts seine Tätigkeit erstreckt hat. Das können nur solche meinen, die sein Wirken während der 28½ Jahre, da er Leiter der „Musterschule“ war, nicht näher kennen gelernt haben. Er hat auf ganz verschiedenen Gebieten anregend und fördernd gewirkt. So hat er der von *Reinhardt* ins Leben gerufenen „Frankfurter Reform“, nach der die Musterschule seit Ostern 1892 arbeitet, auch seinerseits zum Siege verholfen. Bereits seit 1903 hat er sehr glückliche Versuche mit der Einrichtung der Schülerselbstverwaltung gemacht. Den Unterricht im Zeichnen, im Singen, Turnen und Sport förderte er, so viel er konnte. Den Handfertigkeitsunterricht, den er bereits an der Bockenheimer Realschule eingerichtet hatte, führte er auch an der Musterschule ein und zeitigte damit große Erfolge. Bekannt sind auch weiteren Kreisen geworden seine Bemühungen um den Erwerb eines Landheims für die Musterschule. Er wollte die Schüler durch den Aufenthalt in der frischen Luft gesundheitlich fördern und zugleich den Verkehr zwischen Lehrern und Schülern näher und freundschaftlicher gestalten.

Das vielleicht Bedeutendste aber, was Max Walter in seinem Berufe als Lehrer und Erzieher geleistet hat, das ist wohl, daß es ihm vermöge der ihm von der gütigen Natur verliehenen Gaben gelang, ein enges Band des Vertrauens und der Freundschaft um Eltern, Lehrer und Schüler zu schlingen, eine Atmosphäre von beglückendem Frohsinn in der Schule zu schaffen und so den Schülern das schönste Geschenk auf ihren weiteren Lebensweg mitzugeben, das die Schule mitzugeben vermag: die Erinnerung an eine heitere Jugend. —

Wenn man Max Walters ganzen Lebensgang überblickt, so findet man, daß er ein sehr reiches und ein im ganzen sehr

glückliches Leben hinter sich hat. Ein Leben, reich an Arbeit und Mühe, aber auch reich an Anerkennung, Freude und Glück, sowohl in seinem Berufe als auch im geselligen Verkehr und nicht zum wenigsten in seiner Familie.

Er hat das Glück gehabt, auf einen Beruf gewiesen zu werden, der seinen Geistesgaben und seinem Temperament vorzüglich angemessen ist. Er hätte zwar in jedem Berufe etwas Tüchtiges geleistet, aber der Verkehr mit der Jugend ist ein Feld, das ihm hervorragend gut lag, da es seine natürlichen Anlagen zu besonders reifer Entfaltung bringen konnte. Er ist in seiner beruflichen Laufbahn sehr rasch an die für ihn passende Stelle gesetzt worden. Seine berufliche Laufbahn war ein Siegeslauf. Sie gewährte ihm neben den ausnehmend zahlreichen Anerkennungen und Auszeichnungen (Dr. h. c. der Universität Genf, Ordensauszeichnungen von Preußen, Schweden, Rußland, Frankreich) vor allem, und das ist das Wesentliche, innere Befriedigung in reichem Maße, wie ja überhaupt unser Stand vor andern den Vorzug hat, innere Befriedigung zu gewähren.

Jetzt, wo er dicht vor der Vollendung seines siebzigsten Jahres steht, ist er zu unserer herzlichen Freude immer noch erfüllt von Schaffensdrang und von Freude am geselligen Verkehr, wenn auch manche körperliche Beschwerden, die zum Teil von seiner Teilnahme am Kriege herrühren, sich mit den Jahren eingestellt haben. So hat er es trotz dieser Beschwerden nach seiner Verabschiedung aus dem Amt noch fertig gebracht, im Jahre 1923 in den baltischen Staaten, in Finnland und Schweden recht anstrengende Vortragskurse mit praktischen Vorführungen abzuhalten. Auf dem Berliner Neuphilologentag (1924) hat er uns durch seinen Vortrag über „Sprechen als Bildungsfaktor in der Schule“ erfreut, und noch im Juni dieses Jahres hat er auf dem Bayerischen Neuphilologentag in Würzburg einen Vortrag „Über den Wandel der Methodik des neusprachlichen Unterrichts“ gehalten. Auch ist er im Vorstand des Realschulmännervereins tätig wie je und zur Zeit noch mit der Herausgabe eines französischen Unterrichtswerkes beschäftigt. Die Ruhe des Alters ist bei ihm noch nicht eingekehrt. –

Wünschen wir ihm noch viele schöne, glückliche Jahre zum Nutzen des deutschen Schulwesens und zur Freude seiner zahlreichen Freunde und Verehrer!

Kassel. Karl Quiehl.

DIE FRANKFURTER SCHULREFORM

nach dem Urteil des früheren Direktors der Leibnizschule in Hannover, Geheimer Regierungsrat Ernst Ramdohr, mitgeteilt von Vizepräsident Dr. Borbein in Kassel.

Mein 1922 im 83. Lebensjahre verstorbener Schwiegervater Geheimrat Ramdohr hat gegen Ende seines Lebens Erinnerungen niedergeschrieben, in denen er sich auch ausführlich über die von ihm von Herbst 1887 bis Ostern 1911 geleitete Leibnizschule ausspricht. Der Abschnitt, der sich mit der Umwandlung des Realgymnasiums alten Stils in eine Reformschule (Gymnasium und Realgymnasium) beschäftigt und im besonderen Stellung nimmt zu der Frankfurter Schulreformbewegung und den bei ihr führenden Männern, sei hier wiedergegeben:

Als mit dem seit den achtziger Jahren bestehenden Altonaer Realgymnasium die Neuordnung der Sprachen ihren Anfang genommen hatte, bin ich gleich darauf aufmerksam geworden. Dem Uhlig-Hornemannschen Versuch einer Einheitsschule, der mich 1886 an der Versammlung in Hannover teilnehmen ließ, traute ich keine Lebenskraft zu, wohl aber der Frankfurter Bewegung, die die realgymnasialen mit den gymnasialen Zielen verband. Schon 1893 legte ich dem Kollegium meiner Schule einen Reformplan vor, der allgemeine Zustimmung fand, auch bei denen, die innerlich vielleicht anders urteilten; den Altphilologen erschien er wohl besonders annehmbar, weil er ihnen die Aussicht eröffnete, noch einmal Griechisch zu unterrichten. Magistrat und Bürgervorsteher stimmten bis auf wenige abweichende Urteile zu. Das Provinzialschulkollegium verhielt sich anscheinend neutral, war aber im Grunde dagegen. Die erste Verhandlung mit dem Ministerium, das seinen Vertreter Wehrenpfennig hierher sandte, verlief negativ. Im Jahre 1894 entspann sich eine heftige literarische Fehde, und die Sache schien im Sande zu verlaufen, bis ich den Oberpräsidenten v. Bennigsen dafür interessierte. Dieser ist es wohl gewesen, der eine neue Behandlung der Frage ermöglichte. Anfang 1895 wurden der Schulrat Häckermann und ich nach Berlin gerufen, und da kamen im Ministerium die Verhandlungen zum Ende, die Ostern 1895 die Eröffnung der neuen Sexta zum Ergebnis hatten. Das Publikum ergriff die Sache mit Lebhaftigkeit; von den akademischen Kreisen kam kein großer Zuzug, aber Handel, Industrie, Gewerbe und mittleres Bürgertum schickten ihre Kinder, so daß nach einigen Jahren die Leibniz-Schule — dieser Name wurde ihr vom Magistrat beigelegt — die besuchteste höhere Lehranstalt der Stadt war. 1904 hatte sie ihre erste Reifeprüfung, die ebenso wie die zahlreichen Besichtigungen, welche vorangegangen waren, ein gutes Ergebnis hatte. Daß mit einem späteren Anfang der alten Sprachen nichts verloren ist, und daß in den neuen mehr erreicht wird, hatte sich erwiesen. Vor allem aber war es ein Vorzug, daß die Lernfreudigkeit der Schüler, deren Fähigkeiten und Anlagen nunmehr gemäß dem Alter und den Zwecken der Schule zur Ausbildung gelangten, wuchs. Natürlich müssen die Lehrer danach sein, darauf kommt es an.

Zu meiner Belehrung habe ich manche Reise nach Orten gemacht, wo die neue Art zu lernen war, vor allem nach *Frankfurt a. M.*, wo die *Goethe-*, *Muster-* und *Wöhlerschule* auf gleicher Grundlage aufgebaut waren. Unter *Reinhardts* Leitung war die erstgenannte

in blühender Entwicklung. Lehrer von besonderer Begabung und Schüler von großem Lerneifer wetteiferten dort, um die Probe eines Gymnasiums auf neusprachlicher Grundlage zu machen, und trotz aller üblen Prophezeiungen des Schulrats Lahmeyer, ihres Dezernaten im Provinzialschulkollegium, meines Lüneburger Kollegen, Freundes und Gönners, ging es vortrefflich. In der Behandlung des Griechischen kommt man heutzutage dort noch weiter als an einem alten Gymnasium. Wo anders werden jetzt griechische Reden von Abiturienten gehalten, wo wird das griechische Lesebuch von Wilamowitz vorgelegt? Spiritus rector war Reinhardt, ein feiner Kopf, vortrefflicher Philologe, kluger Weltmann, dazu immer rege und fleißig, von dem Vertrauen seiner Leute in Frankfurt und an der Schule getragen. Ein Virtuose im Unterricht der neueren Sprachen war an der Musterschule *Max Walter*, der Direktor, im Laufe der Jahre mein lieber Freund geworden, ein ungemein lebendiger Mann, ein feuriger Geist, der die Schüler fortriß, so daß in manchen Stunden ihre Antlitze, malerisch betrachtet, Ideale ihrer selbst darstellten. Auch seine realgymnasiale Anstalt war vorzüglich im Gange. Wenn man von Hannover vor Zeiten als der „Stadt der Schulen" geredet hat, insofern daselbst die verschiedenen Arten vertreten waren, und eine solche Spitzmarke einer gewissen Eitelkeit Dauer verleiht, so kann in der Gegenwart der Stadt am Main mit größerem Recht jene Ernennung erteilt werden. Die Zusammenkünfte mit den Frankfurter Kollegen waren immer sehr angenehm und belehrend, auch inter pocula, und gründeten ein Gemeinschaftsgefühl, das auch im persönlichen Zusammenhang und in Gegenbesuchen der dortigen Herren in Hannover sich ausdrückte. Die Frankfurter Art war im Jahre 1891 durch ein glückliches Zusammentreffen möglich geworden. Der damals Finanzminister gewordene *Bürgermeister Miquel* hatte die von der pädagogischen Seite im Donnerstag-Klub erörterte und spruchreif gefundene neue Form als eine auch vom finanziellen Standpunkt empfehlenswerte angesehen, in Berlin den *Kultusminister Graf von Zedlitz-Trützschler* dafür erwärmt, und so war es leicht geworden, die oberste Instanz für die praktische Probe der Theorie, die in Altona unter *Schlee* für das Realgymnasium bereits mit gutem Erfolge gewagt war, in weitem Umfange zu gewinnen. So war 1895 Hannover die zweite Stadt, in welcher ein weiterer Versuch für Realgymnasien genehmigt wurde.

Im Jahre 1901 gab es eine Reformsynode in Kassel, von Reinhardt, Walter und mir berufen. Etwa 100 Teilnehmer, von Zedlitz, inzwischen Oberpräsident von Hessen-Nassau geworden, viele Räte aus Ministerien und Provinzialschulkollegien verschiedener Staaten, auch ein Oberbürgermeister aus Danzig, Delbrück, Direktoren von Reformschulen in der Entwicklung hatten sich zusammengefunden. Zwei Tage wurde über einzelne Fragen geredet; man war allgemein einverstanden, was sich auch in dem feuchtfröhlichen Teil der Tagesordnung kundgab. Kein Teilnehmer wird vergessen, mit welcher Wärme sich der Oberpräsident von Zedlitz dem Gedanken der Reformschule hingab, mit welcher Ausdauer von Anfang bis zu Ende, auch im vergnüglichen Teile, er bestätigte, daß nach seiner Überzeugung mit dieser Neuerung ein Fortschritt im höheren Schulwesen gegeben sei.

Ostern 1904 war die erste Reifeprüfung, die mit acht Abiturienten gut ausfiel. Der Dezernent des Ministeriums *Matthias* war zugegen und nahm mit aller Strenge, die der kritische Zeit-

punkt verlangte, die Oberleitung wahr. Ein heiteres Mahl der Kommission, an welchem er teil nahm, bildete den Schluß der Übung. Als die zweite Schule, nach Frankfurt a. M., hatten wir den Beweis geliefert, daß die neue Form auf gesunder Grundlage aufgeführt war und ohne Schaden für die jugendliche Arbeitskraft ein Ergebnis zu liefern imstande war, das den Forderungen des Reglements und der allgemeinen Gymnasialbildung völlig entsprach. Alle Mitarbeiter zu diesem Ziel durften ein frohes Bewußtsein des Erreichten haben. Matthias hatte (wie Reinhardt zunächst als Revisor der Reformschulen, nachher als Ministerialrat) manchmal die Leibnizschule vorher sich angesehen. Er war nach anfänglichen Zweifeln ein entschiedener Vertreter der neuen Schulform geworden, dem die Verbreitung derselben zu verdanken ist. Daß es mir vergönnt gewesen ist, mit ihm in ein näheres Verhältnis zu kommen, gehört zu meinen besten Lebenserinnerungen.

ANSCHRIFTEN ZUR 400-JAHR-FEIER DER UNIVERSITÄT MARBURG.

(Brief an Geheimrat Dr. Max Walter.)

Stockholm, den 31. Juli 1927.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Meine Zeilen können Sie erst in Marburg selbst erreichen, mitten in den Tagen, da die ehrwürdige Philippsuniversität die Vollendung des vierten Jahrhunderts ihres Bestehens festlich begeht.

Die Geschichte einer Universität ist die Geschichte ihrer Lehrer. Wir Neusprachler gedenken da dankbar vor allem dessen, was die Marburger Hochschule uns in dem Lebenswerk des Altmeisters neusprachlicher Pädagogik, Wilhelm Viëtors, geschenkt hat. 45 Jahre sind nun verstrichen, seitdem sein Streitruf *Quousque tandem*! alle diejenigen sammelte, denen es am Herzen lag, aus den alten ausgefahrenen Geleisen des Sprachunterrichts loszukommen und die Erlernung der Fremdsprache methodisch möglichst anzulehnen an die Art, wie die Muttersprache selbst im Individuum wächst. Der Mahnruf fand Widerhall und Gefolgschaft weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, nicht zum wenigsten in den nordischen Ländern, wo vier Jahre später die angesehenen Phonetiker und Sprachpädagogen Jespersen, Lundell und Western den Reformverein eben des Namens Quousque tandem begründeten.

Aus derselben Wurzel, aus der Viëtors sprachpädagogische Wirksamkeit sich entfaltete, aus der Erkenntnis, daß die Sprache nicht bloß ein in toten Buchstaben Seiendes, sondern ein Gewordenes und Werdendes, ein Lebensvorgang ist, erwuchsen auch seine lautwissenschaftlichen Arbeiten. Die „Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen", in ihrer stattlichen Reihe von Auflagen immer wieder dem jeweiligen Stande der Forschung sorgsam angepaßt, bilden noch heute mit ihrer besonnenen Abwägung auch entgegenstehender Lehrmeinungen, mit ihrem einzigartigen Überblick über den Wandel der Aussprache, wie er aus den Zeugnissen der Grammatiker vergangener Zeiten zu erschließen ist, eine Schatztruhe phonetischen Wissens. Bildet das Werk in gewissem Sinne auch einen Abschluß jener glänzenden Epoche phonetischer Forschung, wie sie durch die letzten Jahr-

zehnte des vergangenen Jahrhunderts bezeichnet ist, so hatte Viëtor doch einen offenen Blick für die Förderung, die auf diesem Gebiete die Anwendung naturwissenschaftlicher Beobachtungs- und Untersuchungsmethoden bringen mußte. Er war seinerzeit der einzige der führenden Phonetiker, der sich nicht scheute offen auszusprechen, daß „von der Experimentalphonetik auch weiterhin die bedeutendste Förderung des Faches zu erwarten" sei, und der selbst in einer Reihe kleinerer Untersuchungen die neue Methode zur Anwendung brachte.

Daß Viëtor für die Verwendung der phonetischen Umschrift auch im Sprachunterricht der Schule eifrig wirkte, war für ihn als Phonetiker selbstverständlich, und an den Bestrebungen zur Ausgestaltung und Durchführung einer internationalen Lautschrift nahm er tätigsten Anteil. Tief schmerzte es ihn, daß der Weltkrieg mit seinem Ansturm auch gegen die deutsche Wissenschaft und Wissenschaftler dem Fortgang dieser Bestrebungen ein Ende setzte.

Vergessen wir schließlich auch nicht das hervorragende Verdienst, das Viëtor sich um die Einigung der deutschen Aussprache erworben hat. Mit seiner eindringenden Kenntnis der deutschen Aussprachverhältnisse war er als Mitteldeutscher wie wenig andere dazu geschickt, bei den Erörterungen über diese praktisch so wichtige Frage als Unparteiischer zwischen den Gegensätzen des Nordens und Südens zu vermitteln, und in seinem großen Deutschen Aussprachewörterbuch hat er ein Werk geschaffen, das dem In- und Ausländer ein zuverlässiger Ratgeber auf diesem Gebiete geworden ist.

Daß Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, als Ehrengast an der Säkularfeier der alma mater Philippina teilnehmen, empfinden wir Neusprachler alle als eine Ehrung und Anerkennung zuvörderst Ihres eigenen gesegneten Lebenswerkes, das noch in jüngster Zeit uns so schöne Früchte beschert, eben damit aber auch als eine Ehrung des Andenkens an jenen Mann, der, mit Ihnen im Kampfe treu verbunden, den Gedanken eines unmittelbar in die Sprache einführenden, lebendigen und eben deshalb „rationellen" Sprachunterrichts zum Siege geführt hat.

Mit herzlichem Gruß verbleibe ich
Ihr treuergebener
Ernst A. Meyer.

Université Populaire Internationale.

Liéfra, par Fontette (Aube), le 19 juillet 1927.

Sans en être chargé officiellement, et bien que je ne sois plus professeur en fonction à l'Ecole des Hautes Etudes d'Histoire et de Philologie de France, je me permets par ces lignes d'associer cette Ecole aux fêtes jubilaires de l'Université de Marburg. L'Ecole des Hautes Etudes a en effet été l'un des tout premiers établissements d'enseignement supérieur à introduire officiellement dans son programme la Phonétique, que j'y ai professée pendant 30 ans. Or la Phonétique évoque tout naturellement le souvenir de l'homme, qui a fait le plus pour populariser cette science: Wilhelm Viëtor: — et de l'Université où il a professé: Marburg.

Je songe avec émotion à la joie qu'éprouverait Viëtor, en voyant les résultats pratiques de son activité. N'est-ce pas sa brochure historique *Der sprachunterricht muß umkehren*! qui a secoué la torpeur

des maîtres de langues vivantes, et ouvert la voie à une pédagogie linguistique rationnelle? N'est-ce pas lui qui, en renonçant à son système personnel de transcription en faveur de celui adopté par l'Association Phonétique Internationale, a rendu possible cette unité phonétiste qui est maintenant plus qu'aux trois quarts réalisée?

L'Ecole des Hautes Etudes a contribué pour sa bonne part à répandre les idées dont Viëtor s'était fait le champion. Il est normal qu'elle envoie son salut à L'Université où Viëtor a professé.

Paul Passy
professeur en retraite
président de l'Association phonétique internationale.

University of London, University College.
Gower Street, London W. C. 15th July 1927.

On behalf of the Phonetic Department, University College, London, I have great pleasure in sending hearty congratulation to the University of Marburg on the occasion of its 400th anniversary.

The University of London is quite a young institution in comparison with the University of Marburg; University College, the oldest college of our University, having only just celebrated its 100th anniversary. Nevertheless University College has a peculiar and important link with the University of Marburg, as it possesses a special Department of Phonetics, the aims and methods of which have been largely inspired by the teachings of your great Master of Phonetics, Professor Wilhelm Viëtor.

It is impossible to estimate the great and beneficent influence which Professor Viëtor has had upon the study of Phonetics and on methods of language teaching; suffice it to say that we know by personal experience that evidences of his work are to be found in every important country of the world.

Viëtor, no doubt, contemplated a wide expansion of the principles of Phonetics which he advocated, but he would have been surprised and pleased if he had known how rapidly that expansion was to take place. It would have delighted him to know that within ten years of his death his principles would be regarded as the best by the educational authorities in countries so remote as America, Australia, and Japan, and that the phonetic symbols he recommended would be incorporated in the orthography of several native languages of Africa.

Phonetics having thus been shown to be a science of permanent value, the connexion which so happily exists between the University of Marburg and University College, London, cannot fail to be kept up and strengthened.

It is therefore with special pleasure that I send best wishes for the maintenance and development of the fine tradition of the University of Marburg as a centre for linguistic study, and I trust that in all branches of learning the University may flourish for many centuries to come.

Daniel Jones
Professor of Phonetics, University College,
London.

HERMANN KLINGHARDT.

Ein Nachruf.

Der Wunsch, dem der Berliner Neuphilologentag am 4. Oktober 1924 begeisterten Ausdruck gab, galt „einer baldigen Genesung" des Mannes, der 1886 in Hannover den Verband mit gegründet hatte, der mit Wort und Schrift in den vordersten Reihen für die „Reform" gekämpft hat.

Auf das Leben und die Leistungen dieses Mannes, der am 14. April d. J., das 80 Lebensjahr vollendet haben würde, hingewiesen zu werden, muß auch für die jüngeren und jüngsten Geschlechter wertvoll sein, für seine Alters- und Kampfgenossen ist es eine heilige Pflicht.

Klinghardt entstammte einer sächsischen Pastorenfamilie und hing zeitlebens an der engeren und weiteren Heimat, schloß auf der Afraschule (Meißen) lebenslange und bedeutsame Freundschaften und studierte in Leipzig Sprachen. Die Studienjahre mußte er wohl oder übel der „reinen" Wissenschaft widmen, in den alten Sprachen Konjekturen wagen, im Deutschen Statistik zum Heliand tätigen. Wie wenig ihm das lag und wie er doch noch in dem herrschenden Wahn alleinseligmachender Bildung befangen war, erschloß sich uns erst in späteren Jahren, wenn er, ein treuer Diener des preußischen Schulverwaltungssystems, zunächst in Reichenbach-Schlesien, die Jahre schweren Ringens mit überlegenem Humor schilderte.

Wilhelm Viëtors Weckruf im Jahre 1882 fand bei ihm wohl das stärkste Echo. Aber er ging gleich aufs Ganze: die Reform an Haupt und Gliedern, die Umkehr nicht nur der Methode, auch des Inhalts; der Neubau schwebte ihm bereits fest umrissen vor.

Der erste Deutsche Neuphilologentag im Jahre 1886 in Hannover bot Klinghardt die erste Gelegenheit zur Darlegung seines Programms; und er hatte die Genugtuung, daß die folgende „Hauptthese" von einer großen Mehrheit angenommen wurde:

„Der französisch-englische Unterricht und die neuphilologische Wissenschaft haben sich künftighin — nach dem Muster des griechisch-lateinischen Unterrichts — mehr und mehr noch mit den realen Lebensäußerungen der modernen Völker zu beschäftigen."

Kulturkunde also schon vor 40 Jahren! ie Forderung hat ihre endgültige Gestaltung noch nicht gefunden, ist aber schon — einigen allen Neuerungen feindlichen Professoren zum Trotz — den Unterrichtsplänen allgemein eingegliedert worden. Auf das Wie? und Wieweit? soll die Hamburger Tagung 1928 antworten. An dem Kampfe um die Reform und ihre Durchführung nahm Klinghardt einen hervorragenden Anteil. Zunächst galt es aber, für das höhere Ziel die Vorbereitungen zu treffen. Hier setzte er mit einer Reihe von Arbeiten ein, die aus seiner Rendsburger Praxis hervorgingen: „*Ein Jahr Erfahrungen*" und bald darauf „*Drei Jahre Erfahrungen mit der neuen Methode*" gaben eine Fülle von Anregungen, besonders für die Tätigkeit Max Walters und seines Frankfurter Stabes.

Eingeleitet wurden die beiden Werke durch eine Kampfschrift mit dem herausfordernden Titel „Die Alten und die Jungen". Die „alten" Schulmeister fuhren schlecht dabei, und waren bald erledigt. Hoch und höher kamen zunächst die Anhänger „vermittelnder" Methoden, die mit geschickten Verlegern im Bunde alten Wein in neue Schläuche füllten und die sich auf bedeutende Vertreter der „reinen" Wissenschaft stützen konnten. Das Märchen

von der logisch-bildenden Kraft auch der lebenden Sprachen ist noch lange nicht verklungen, als wenn die Reform nur der Ausbildung von Kellnern und Bonnen diente; und in den Prüfungen wird mehr nach philologischem Wissen gefragt als auf Beherrschung der Sprache der Hauptwert gelegt und auf die Kenntnis der „Realien".

Klinghardt liebte es nicht anzugreifen. Wie er aber den Gegenstoß führte, dafür möge sich der Nachwuchs einige köstliche Proben aus den Verhandlungen der Neuphilologentage und unseren Fachzeitschriften verschaffen. Packend waren besonders die Vergleiche und die Art, wie er aus langwierigen, nicht selten langweiligen Reden und Fachsimpeleien den Kern heraushob, mit prätorischer Würde «minora non curat», ohne je zu verletzen. Gegner hatte er genug, keinen Feind. Konnte doch jeder stolz sein, wenn er überhaupt der Widerlegung für würdig erachtet wurde.

Je länger der Methodenkampf anhielt und je unerquicklichere Formen er annahm, so daß die Universitätsvertreter wiederholt ihre Zelte abbrachen, desto entschiedener wandte Klinghardt sich seiner alten Liebe zu, der *Phonetik*; betrat das Gebiet, wo er die größten Erfolge ernten, ein wirklicher Führer werden sollte.

Als Vorstudien erschienen 1914 (2. Aufl.) die „*Artikulations- und Hörübungen*. Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer". Er folgte den Anregungen von Trautmann, Beyer, Passy, Soames und Sweet, brachte indessen auf Grund eigener Beobachtungen und physiologischen Studiums so viel Neues gerade für den Schulbetrieb, daß eine Neuauflage zu wünschen wäre.

Einen weiteren, ungleich bedeutsameren Aufstieg zeigt Klinghardts letzte Schaffenszeit. Für uns Deutsche ist er der eigentliche *Intonator* geworden, hat uns zuerst gezeigt, wie das „in erkennbar getrennten Stufen erfolgende regelmäßige Auf- und Absteigen der Stimme" zu *lehren* ist. Es genügte nicht mehr, die fremden Laute, Wörter und Satzteile „richtig" wiederzugeben — „grauenvoll", wie M. Trautmann sie genannt, war die Aussprache längst nicht mehr. Wichtiger schien Klinghardt der fremde Tonfall; hier lag ja für ihn ein Hauptziel der Reform. Ihr widmete er, vollends nach seiner Versetzung in den Ruhestand und nach der Rückversetzung in die Ruhe seines sächsischen Tusculums, die noch ungeschwächte Kraft, der Jüngsten einer.

So entstanden in gemessenen Zwischenräumen die *Übungen* zum französischen, zum englischen und (in diesem Augenblick!) zum deutschen Tonfall. Die „Einleitungen" dazu zeigen Klinghardt auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung, aber auch als vollendeten Darsteller in der Muttersprache, der an Stelle gelehrter Ausdrücke allen verständliche deutsche eingeführt hat.

Anerkennung ist ihm in reichem Maße zuteil geworden, nicht nur daheim, fast noch entschiedener in den Vereinigten Staaten, wo führende Phonetiker, wie Tilly and Grandgent in ihren Vorlesungen und Seminaren auf Klinghardt fußen — im Gegensatz zu englischen Phonetikern, die mehr und mehr eine Kampfesstellung einnehmen oder ihre eigenen Wege gehen: für den selbstlosen Gelehrten eine bittere Erfahrung! Das deutsche Werk zum Abschluß zu bringen war trotz starker körperlicher Hemmungen das ganze Streben des seine Kräfte schwinden sehenden Mannes. Die Unterschrift unter den Verlagsvertrag war buchstäblich sein letzter Federstrich.

Und wenige Tage später traf ihn ein zweiter Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Eingebettet ruht er

bei seinen Eltern in Jahna. Nur seinem besten Freunde, Max Walter, war es vergönnt, im Sterbehause einige Abschiedsworte zu sprechen; dann fuhren sie ihn hinaus. Kleines Gefolge! Groß aber ist die Zahl der Freunde und Verehrer, die seiner in Liebe gedenken.

Er war ein aufrechter Mann in Haltung und Charakter, eine *anima candida*, ein „Mensch", der gehobenen Hauptes durchs Leben ging, der Neider und Kläffer nicht achtete, fremde Verdienste rückhaltslos anerkannte und die ihm anvertraute Jugend für Wahrheitsliebe zu begeistern wußte. Eigner Kinder sich zu erfreuen blieb ihm versagt. Eine um so stärkere Verpflichtung empfand die Gattin, die ihm fast 50 Jahre zur Seite gestanden und ihm, wie seinen vielen Freunden, ein Heim schuf, in dem er Ruhe und Erholung und in der schweren Krankheit treue Pflege fand.

Und die war nicht so leicht. Seine knorrige Natur, seine Arbeitswut verlangten ungewöhnliche Hingabe, hinderten ihn aber nicht edlere Freuden zu genießen, auf Reisen nicht weniger als in seinem Garten, wo er Blumen und Früchte zog. Diese bildeten bis zuletzt seine Hauptnahrung; alkoholische Getränke mied er grundsätzlich und unentwegt. Solcher Anregung bedurfte der lebhafte Geist nicht, noch sein sprudelndes Temperament. Kötzschenbroda war allmählich ein Mekka geworden, zu dem auch Nichtphonetiker pilgerten, freundlicher Aufnahme gewiß. Und wer von uns, der dort längere oder kürzere Zeit weilen durfte, wäre nicht dankbar für die reichen Beweise einer Freundschaft, welche Mann und Frau um die Wette zu erkennen gaben, eifrig und rührend unterstützt von einer treuen Hausgenossin.

Hamburg. Gustav Wendt.

H. KLINGHARDT †[1]).

Nous ne pouvons pas laisser passer sans un mot de regret le départ de ce vieux militant, mort le 21 août dans sa 80ième année.

Klinghardt était un des doyens de notre mouvement. Je me rappelle bien qu'au congrès de Francfort en 1887, comme quelque défenseur de la routine nous traitait de vieux emballés, il a pris la parole en disant, «Pas tous si jeunes que ça! J'ai bien mes quarante ans, moi!»

Klinghardt est trop connu pour qu'il soit utile de retracer sa carrière, même si j'en avais en mains tous les éléments. C'était un éducateur né, doué de capacité pédagogique de premier ordre, et d'une audace qui ne reculait pas devant les tentatives les plus hardies. Un des premiers, peut-être le premier en Allemagne, il a osé se servir de textes exclusivement phonétiques au début; les résultats, consignés dans ses brochures „Ein jahr erfahrung mit der neuen méthode; — Drei weitere jahre erfahrungen", ont été si brillants, qu'il a pu s'écrier: «Nous pouvons laisser de côté les discussions théoriques, et dire à nos adversaires: Venez, voyez, croyez.»

Mais il s'occupait aussi de phonétique théorique; il a écrit plusieurs livres et de nombreux articles, pleins de remarques fines

---

[1]) Im Anschluß an Prof. Wendts Nachruf drucken wir mit gütiger Erlaubnis von Prof. Passy dessen Gedenkworte aus dem «Maître phonétique» (Okt.—Dez. 1926) ab. Die Hrsg.

et d'aperçus ingénieux. Depuis un certain nombre d'années, il se livrait surtout à l'étude de l'intonation; il lui a consacré plusieurs ouvrages dont une partie est destinée à devenir classique. Huit jours avant sa mort il a complété le manuscrit de son ouvrage sur l'intonation allemande [1]).

J'ajoute que Klinghardt était un homme d'une grande bonté, d'une amabilité exceptionnelle. Même la guerre mondiale n'a pas ébranlé ses sentiments d'amicale cordialité: au plus fort de la mêlée, il me faisait parvenir par la Suisse des messages bienveillants; et quand mon fils a disparu en Artois, il a fait son possible pour retrouver ses traces. La paix faite, il a eu la gentillesse de m'inviter à venir chez lui.

Nous perdons en Klinghardt un vieux pionnier, un excellent collègue et un ami fidèle.

ZU ARDEN VON FEVERSHAM.

Das anonyme Trauerspiel *Arden von Feversham*, das von einigen Literaturhistorikern wegen seiner inneren Vorzüge sogar Shakespeare zugeschrieben worden ist, nimmt unter den Tragödien der Elisabethaner durch seinen Stoff eine besondere Stellung ein. Es stellt eine Handlung aus dem bürgerlichen Leben der Gegenwart dar, ein blutiges Verbrechen aus dem Jahre 1550, das damals ungeheures Aufsehen machte. Noch siebenundzwanzig Jahre später widmete ihm Holinshed in seiner Chronik fünf volle Seiten, und er ist die Quelle, aus der der Verfasser des Dramas geschöpft hat, der nach der allgemeinen Annahme kurz nach 1590, also zur Zeit von Shakespeares ersten Anfängen, sein Stück geschrieben hat, das 1592 für den Verleger Edward White gedruckt wurde.

Arden machte Schule und nach ihm erschienen noch mehrere „Mordtragödien" aus der jüngsten Gegenwart, von denen uns drei weitere erhalten sind, das gleichfalls anonyme Drama *A Warning for fair women* (gedr. 1599), Yaringtons *Two Tragedies in One* (gedr. 1601) und die ebenfalls Shakespeare zugeschriebene namenlose *Yorkshire Tragedy* (gedr. 1608). Keines dieser Stücke reicht an *Arden* heran, das nicht nur den Typus des dramatisierten Verbrechens am besten verkörpert, sondern von verschiedenen Autoren sogar als das „erste bürgerliche Trauerspiel der Weltliteratur" gerühmt wird.

Es ist gewiß eine erstaunliche Tatsache, daß ein Dichter in jener Zeit seinen Stoff aus dem bürgerlichen Leben zu nehmen wagte. Die Theorie des 16. Jahrhunderts sah einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen Tragödie und Komödie darin, daß die eine unter Königen und Fürsten, die andere in der bürgerlichen Welt spielte, und wie das Lustspiel nicht über seine niedere Sphäre herausgreifen sollte, so war es Vorschrift für das Trauerspiel, nicht von seiner stolzen Höhe herabzusteigen, da man der Ansicht war, *le piccole cose non essere capace della grandezza delle calamità, ne la povertà, dell' ampiezza de gl' infortunii* [1]). Die Ästhetiker von damals hatten zwar ein schlechtes Gewissen, wenn sie die von

---

[1]) Übungen im deutschen Tonfall. Für Lehrer und Studierende, auch für Ausländer von H. Klinghardt. 1927. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

[1]) Giraldi, *Discorso intorno al comporre delle commedie e delle tragedie.* Neudruck Milano 1864.

Aristoteles geforderte Erhabenheit der Charaktere (*βελτίους* oder *σπουδαῖοι*) ausschließlich auf den äußeren Rang der auftretenden Personen bezogen, aber da sie den Begriff der ästhetischen Erhabenheit nicht kannten und mit dem der moralischen Erhabenheit (homines maioris virtutis) nicht auskamen, so griffen sie in ihrer Verlegenheit zu dem bequemsten Mittel und hielten sich an die gesellschaftliche Stellung. Es war ein Ausweg, der durch die Tradition des Mittelalters vorbereitet war. *Aristoteles vitam regiam tragoediae tribuit*, hieß es nun allgemein, und in den Augen eines Kunstenthusiasten wie Francesco Patrici[1]) ist die *Odyssee* würdelos, eine *piccola e steril cosa*, weil sie nur das Schicksal zweier *ben piccoli signoretti* behandelt.

Wenn die klassizistische Theorie auf diese Weise tragische dem bürgerlichen Leben zugehörende Stoffe von der dramatischen Behandlung ausschloß, so wies sie auf der anderen Seite mittelbar auf solche wieder hin. Man knüpfte an eine Bemerkung des Horaz in seiner *Ars poetica* an, daß die Lateiner, die Bahn der Griechen verlassend, sich den *domestica facta* zugewandt hätten, und glaubte ihr die Berechtigung entnehmen zu dürfen, nicht nur nationale, sondern auch moderne Stoffe in der Tragödie zu behandeln. Der Italiener Denores[2]) schlug vor, die höllischen Tragödien von Tantalus und Ixion durch zeitgemäßere zu ersetzen, in denen ein Strafgericht über Juden, Türken, Heiden, besonders aber über den Ketzer Luther gehalten werde. Das Drama seines Landes war zu stilisiert und zu lebensfremd, um diese Mahnung mit Erfolg aufzunehmen, in England fiel sie aber auf fruchtbaren Boden. In Marlowes *Jude von Malta* spielt zwar die Handlung in den hohen und höchsten Regionen der Politik und entspricht damit der klassizistischen Vorschrift; der Held selbst aber ist nur ein jüdischer Händler, den sich der Dichter als seinen Zeitgenossen vorstellt, also eine Persönlichkeit, die nach der damaligen Theorie in zwiefacher Hinsicht für die Tragödie ungeeignet war.

Der Übergang zur bürgerlichen Verbrechertragödie war damit angebahnt, und er wurde erleichtert durch eine Stelle des Aristoteles, in der er feindselige Handlungen, die von Freunden und Blutsverwandten gegeneinander vollbracht werden, eine besonders starke dramatische Wirkung zuschreibt. Durch diesen Hinweis lenkte er die Aufmerksamkeit der modernen Tragiker auf möglichst blutige und grauenvolle Vorgänge innerhalb einer Familie, und da er in diesem Zusammenhang das Schicksal der Klytämnestra ausdrücklich als Musterbeispiel erwähnt, so suchte man nach seinem Rat eifrig nach Handlungen, die an Scheußlichkeit an die Verbrechen des Atridenhauses heranreichten; vor allem erschien die ehebrecherische Frau, die im Bunde mit dem Liebhaber den rechtmäßigen Gatten ermordet, als der Höhepunkt der Tragik. Eine solche lockte zur dramatischen Behandlung, wenn man sie in der Wirklichkeit fand, und da Aristoteles seinen Jüngern ausdrücklich empfahl, an derartigen brauchbaren Stoffen möglichst wenig zu ändern, so nahm man es selbst in den Kauf, daß die handelnden Personen keine Könige und Fürsten, sondern bescheidene Bürgersleute waren. Die Verfasser waren der Überzeugung, im Sinne des Aristoteles zu handeln, wenn sie die fehlende äußere Stellung der Per-

---

[1]) *Della Poetica.* Ferraro 1568.

[2]) *In epistolam Q. Horatii Flacci de arte poetica interpretatio.* Venetiis 1553.

sonen durch die Größe und Ungeheuerlichkeit ihrer Verbrechen ersetzten. Es kam ihnen mehr darauf an, daß sie in ihren Untaten als in ihrem Range Atriden waren.

Das ist die Auffassung des Dichters vom *Arden von Feversham.* In seiner Chronik fand er eine Geschichte, die der Ermordung Agamemnons glich, und weil sie das tat, wagte er sie zu dramatisieren, obgleich dieser ermordete Agamemnon nur ein kentischer Gutsbesitzer und sein begünstigter Nebenbuhler nur ein kümmerlicher Schneidermeister war. Der klassizistische Gesichtspunkt siegte über die sozialen Bedenken. Der Bericht Holinsheds wurde zu einem Drama ausgestaltet, nicht weil, sondern obgleich die Träger der Handlung dem Bürgerstande angehörten. Der Verfasser war kein Revolutionär und kein stürmischer Neuerer, er dachte nicht daran, wie es anderhalb Jahrhunderte später geschah, die Gleichberechtigung des dritten Standes im Drama und auf der Bühne zu fordern, sondern er ergriff, von klassizistischen Beweggründen geleitet, eine verbrecherische Tat, die in ihrem Wesen mit den Begriff des Standes nichts zu tun hat. Wenn man wie Creizenach *Arden von Feversham* als die erste bürgerliche Tragödie der Weltliteratur bezeichnet, so ist das nur bedingt richtig, nur unter der Voraussetzung, daß man ausschließlich das äußerliche Milieu in Betracht zieht. In Wirklichkeit ist das Drama viel klassizistischer als manches andere aus derselben Zeit, das unter Fürsten und Königen spielt, aber diese nicht als Vertreter ihres Standes, sondern als Menschen schildert.

Der Verfasser steht vollständig unter dem Einfluß Senekas und der klassizistischen Schablone, sogar die antike Schicksalsidee suchte er nachzubilden. Holinshed berichtet, Ardens Leichnam sei auf einer Wiese gefunden worden, die er rechtswidrigerweise einem gewissen Reede abgenommen habe, und dafür sei er von diesen verflucht worden. Der Chronist betrachtet es als einen merkwürdigen Zufall, der Dramatiker macht aus Fluch und Mord eine schicksalsmäßige Verkettung, wie sie ihm aus Seneka geläufig war. Dementsprechend wird der gedungene Meuchelmörder unter seinen Händen zum Vollstrecker des Schicksals und kann seinen Gehilfen (II, 2, 160ff.) im besten klassizistischen Pathos apostrophieren:

Ich bin der Mann,
den bei Geburt das Schicksal schon berief,
ein Ziel zu setzen Ardens Erdenwallen;
das Mittel du, das Messer mir zu wetzen,
des Stahl das Innere seines Busens sucht.

Das Stück stellt sich selbst als ein nicht sehr glückliches Kompromiß zwischen Holinsheds Erzählung und Seneckas *Agamemnon* dar. Es würde zu weit führen, hier im einzelnen nachzuweisen, wie jede Abweichung von der Chronik durch Rücksicht auf die römische Tragödie bedingt ist, es genügt, daß die drei führenden Charaktere, die ehebrecherische Frau, der schwächliche Liebhaber und der betrogene und ermordete Ehemann genau den Gestalten der Klytämnestra, des Ägist und Agamemnons nachgebildet sind. Wenn Alice Arden aus einem betrügerischen Weibchen, das sich eines wenig sympathischen Gatten zu entledigen wünscht, im Stück zu einer dämonischen Furie wird oder wenn ihr feiger habsüchtiger Ehemann, der aus Angst vor den vornehmen Verwandten seiner Frau ihre Liebschaft duldet, zu einem reinen, aber wehrlosen Opfer weiblicher Sinnengier wird, so verdanken sie das ihren zweitausend-

jährigen großen Vorbildern. Sie mögen dadurch als Menschen und poetische Gebilde gewonnen haben, aber wenn das der Fall ist, so ist dieser Vorzug auf Kosten ihrer Bodenständigkeit erkauft. Sie verlieren dadurch ihre nationale und soziale Eigenart und werden zu zeitlosen Geschöpfen, wie sie der Klassizismus von jeher hervorgebracht hat.

Damit ist auch das Urteil über das Drama selber gesprochen, es ist keine bürgerliche Tragödie, wenigstens nicht, wenn man unter einer solchen ein Werk versteht, das Vertreter des Bürgerstandes in ihrer Eigenart und in ihrer besonderen Interessensphäre im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Kreisen schildert. Nicht einmal die Nebenpersonen besitzen das Maß von Lokalkolorit, das in dem Elisabethanischen Drama beinahe allgemein üblich war. Man braucht sich nur die oben zitierte kurze Rede des gedungenen Mörders vor Augen zu halten, und man hat den Beweis in Händen, daß dieser Dichter nicht aus der unmittelbaren Gegenwart heraus, sondern unter einer klassizistischen Idee dichtet. Das bürgerliche Drama, wie es später in Erscheinung trat, bedeutet einen Sieg des Realismus über den Klassizismus, von diesem Realismus ist aber der Verfasser des *Arden* weiter entfernt als die meisten seiner Zeitgenossen. Er ist in erstaunlichem Maße Klassizist, und es ist gewiß eine interessante Tatsache, daß es gerade die klassizistischen Tendenzen waren, die ihn zu einem Stoff aus dem bürgerlichen Leben führten.

Nach dem Gesagten bedarf es keines weiteren Beweises, daß Shakespeare als Autor dieses anonymen Dramas nicht in Betracht kommt. Es ist das Erzeugnis einer Richtung, die der seinen gerade entgegengesetzt war.

Berlin. Max J. Wolff.

DIE ENGLISCHEN KNABENTHEATER UND IHR DRAMA.

Die Ansicht, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, wie es im Prediger Salomonis heißt, daß nach dem Auspruch Rabbi Ben Akibas „alles schon dagewesen" ist, gehört zu den Gemeinplätzen des Lebens und der Wissenschaft. Auch im Leben der Völker, so glaubt man allgemein, wiederholen sich die Dinge, führen parallele Entwicklungen zu ähnlichen Ergebnissen. So herrscht bis in die Gegenwart die Meinung, daß die Geschichte des modernen Theaters von seinen Ursprüngen bis zu seiner Blüte gewissermaßen eine Wiederholung, eine Replik oder Dublette des altgriechischen Theaters sei. Wie dieses aus dem Kultus, speziell aus dem Dienste des Gottes Dionysios hervorgegangen ist, so, nimmt man an, hat sich das moderne Drama aus dem religiösen Drama des Mittelalters, den sog. „Mysterien" mit innerer Konsequenz entwickelt. Das ist, soweit das englische Drama in Frage kommt, die Ansicht der bedeutendsten Literarhistoriker[1]). Aber diese Ansicht ist trotzdem falsch, wie die ganze Parallele zwischen dem Griechentum und den modernen Völkern. Sie muß falsch sein, weil die Kunst der modernen Völker nicht wie die Griechenlands, als natürliche Blüte des nationalen Geistes entstanden ist, sondern durch den Einfluß fremder geistiger Mächte, erst den einer von auswärts

---

[1]) Vgl. z. B. Ten Brink, *Geschichte der engl. Literatur*, II, 243, Ward, *English Dramatic Literature* I, 3ff.; Felix E. Schelling, *Elizabethan Drama* London 1911, I, XXVIII u. a. a. O.

eingeführten Religion, des Christentums, dann den des griechischen und römischen Schrifttums, zur Entfaltung gelangt ist. In der Tat haben die „Mysterien" auf das englische Renaissancedrama kaum irgendwelchen Einfluß ausgeübt. Es gibt auffallend wenig Dramen, deren Stoff der Bibel entnommen ist; abgesehen von einem Stück von Lodge und Greene *A Looking Glass for London and England* (c. 1590) und einer biblischen Historie von Peele *David and Bethsabe* sind uns nur einige Titel von Stücken überliefert, die auf den niederen Bühnen gespielt wurden und auch nur unbedeutendere Dichter, wie S. Rowley, Haughton, Chettle, zu Verfassern hatten. In der Tat ist das englische Drama zum Unterschiede vom griechischen, das auch unter Sophokles und Euripides noch ein Bestandteil der Feste des Gottes Dionysios, eine religiöse Kultushandlung blieb, seinem Wesen nach diesseitig, weltlich, areligiös, ja in seiner ersten wilden Jugendzeit sogar antireligiös. Größer war schon der Einfluß der „Moralitäten", des allegorischen Dramas, welches das religiöse Drama im 15. Jahrhundert allmählich ablöste. Eine der typischen Gestalten dieser Dramen, der sog. *Vice*, ein Verwandter des italienischen Harlekins und deutschen Hanswursts, hat in dem Narren der elisabethanischen Bühne seinen legitimen Nachfolger gehabt, und das englische Lustspiel knüpft in seiner lehrhaften Tendenz, seiner moralischen Kritik des Lebens und besonders in seiner Charakteristik an die Moralitäten an. Es ist aber auch hier nicht so, wie man in Übertreibung der historischen Betrachtungsweise angenommen hat, daß das regelmäßige Drama sich aus den Moralitäten zwangsläufig entwickelt habe, indem allmählich an die Stelle der allegorischen Deutung immer mehr die direkte Naturnachahmung getreten sei. So wesentlich auch für das Drama die Lehrhaftigkeit, die moralische Kritik des Lebens ist, so ist auch sicherlich von gleicher Wichtigkeit die Freude an diesem Leben und der Genuß, es gespiegelt zu sehen ohne didaktische oder moralische Absichten, sowie das Bestreben, durch diese rein künstlerische, absichtlose Darstellung die Hörer und Zuschauer zu erheitern. Dies Motiv wirkte kunstschaffend im Theater und Drama durch den Einfluß der Volks- und Hoffeste. Die dramatischen Unterhaltungen des Volkes, wie sie in England am Maitage und zu Weihnachten seit alter Zeit stattfanden und noch stattfinden — man spielt noch heute die Geschichte von Robin Hood und seinen Genossen und die von St. Georg und seinen Kämpfen mit dem Drachen und dem türkischen Ritter — haben für die Entwicklung des literarischen Dramas geringe, wenn auch immerhin einige Bedeutung gehabt. Von größter Bedeutung war jedoch für die dramatische Kunst in England die Einwirkung des Hofes und der Hoffestlichkeiten. Der königliche Hof war unter den Tudors wie unter den Stuarts der Mittelpunkt nicht bloß des politischen, sondern auch des gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens. Das Königtum liebte reiche Prachtentfaltung, rauschende Feste und fröhliche Unterhaltung und bedurfte dazu besonders auch des künstlerischen Wiederscheins des Lebens auf der Bühne. Der Hof hatte zu diesem Zwecke Berufsschauspieler in seinem Dienste, die bei Gelegenheit auch verwandt wurden, aber sein Hauptmittel waren die Knabentheater.

Daß solche Knabentheater bis etwa zum Tode Shakespeares bestanden und öffentlich Stücke aufführten, ist lange bekannt. Waren sie doch die Veranlassung der einzigen ausführlichen Äußerung Shakespeares über den Theaterbetrieb seiner Zeit und die

Schauspielkunst, der bekannten Stelle in *Hamlet* (II, 2), wo er von „der Brut von Kindern, den kleinen Nestlingen“ spricht, „die so laut kreischen und höchst grausamlich dafür beklatscht werden“. Man hat aber diese Kindertheater früher immer als eine Art Episode in der englischen Theatergeschichte betrachtet. Erst seit etwa 20 Jahren ist durch die Forschungen von E. K. Chambers, Ed. Feuillerat, Charlotte C. Stopes und William Wallace die wirkliche Bedeutung dieser ganz eigentümlichen Erscheinung in das rechte Licht gesetzt worden. Man hat die Staatsarchive und die der städtischen Behörden und adligen Familien und namentlich auch die Prozeßakten der Zeit durchstöbert und daraus ein Bild von dem Wesen dieser Einrichtung gewonnen, so daß es einigermaßen möglich ist, auf Hamlets Fragen an der genannten Stelle „Wer unterhält sie? Wie werden sie besoldet?" eine Antwort zu geben. Der ganze Komplex dieser Fragen ist nun noch einmal gründlich von einem amerikanischen Gelehrten Harold Newcomb Hillebrand in einer umfangreichen Schrift behandelt worden[1]). Er faßt die Resultate der bisherigen Forschung zusammen, erweitert und ergänzt sie durch eigene Forschungen und korrigiert allzu weitgehende Schlüsse, die im ersten Entdeckereifer namentlich von Professor Wallace aus dem Gefundenen gezogen worden sind[2]). Er versucht auch am Schlusse, in vorsichtiger Weise die ganze Bedeutung dieser merkwürdigen, in der Geschichte des Theaters einzig dastehenden Erscheinung für die Bühne und das Drama zusammenzufassen. Ich will hier versuchen, die ganze sehr interessante Angelegenheit, deren völlige Bedeutung auch der Verfasser des vorliegenden Buches nicht erkannt zu haben scheint, noch einmal selbständig zu behandeln.

Die öffentliche Aufführung von Dramen durch Schüler und Studenten ist keine auf England beschränkte Erscheinung. Das Schul- und Universitätsdrama wurde namentlich in Deutschland und den Niederlanden im 16. Jahrhundert sehr gepflegt; es wurde meist, aber durchaus nicht ausschließlich lateinisch geschrieben. Man war im allgemeinen der Ansicht, daß die Schüler dadurch an ein freies und ungezwungenes Auftreten gewöhnt werden könnten. Auch in England hat das Schuldrama im 16. Jahrhundert geblüht. Aufführungen bei Hofe werden berichtet von den Schülern der großen öffentlichen Schulen von Westminster, Eton und der St. Pauls- und Merchant Taylorsschule in London; unternehmende und tüchtige Lehrer, wie John Ritwise, Richard Mulcaster, Nicholas Udall verfaßten Stücke und übten sie ein, und auch in der Provinz, z. B. in Hitchin in Hertfordshire und in Shrewsbury, bestanden Schultheater, die weit und breit das Publikum anzogen. Historisch berühmt ist eine Aufführung der St. Paulsschule vom Jahre 1527 vor Heinrich VIII. und dem französischen Gesandten in Greenwich, deren Gegenstand eine lateinische Moralität war. Bis etwa 1575/76 erscheinen die Schultruppen neben anderen in den Berichten

[1]) *The Child Actors.* A Chapter in Elizabethan Stage History (University of Illinois Studies in Language and Literature vol. XI Nr. 1 u. 2) by Harold Newcomb Hillebrand. The University of Illinois 1926 355pp. gr. 8°. Pr. $ 2,00.

[2]) Vgl. *The Children of the Chapel at Blackfriars* 1597—1603, 1908 und bes. *The Evolution of the English Drama up to Shakespeare*, Berlin 1912 und dazu meine Besprechung im Beiblatt zur Anglia April 1913. S. 97—104.

über die Hofaufführungen[1]); dann verschwinden sie vollständig. Die Entwicklung, die die Kindertheater genommen hatten, drängte sie in den Hintergrund. Ihre Bedeutung für das Theater wird, wie mir scheint, von dem Verfasser des vorliegenden Werkes unterschätzt. Eine ganze Reihe von uns erhaltenen englischen Lustspielen, die durchweg an die römische Komödie anknüpfen, *Thersites* (1537), *Gammer Gurton's Needle* (ca. 1550—1553), ein Universitätsdrama von einem Mr. S., welcher gewöhnlich als William Stevenson identifiziert wird, des Pädagogen, Gelehrten und Dichters Nicholas Udall Lustspiel *Ralph Roister Doister* (ca. 1552), *Jack Juggler*, nach neuerer Annahme von demselben, und noch einige andere Stücke, Erziehungsdramen und andere (*The Disobedient Child, Misogonus, Tom Tyler and his Wife*) sind aller Wahrscheinlichkeit nach von Schülern gespielt worden, wenn dies auch nicht immer ausdrücklich bezeugt wird. Das Schuldrama hat an der Entwicklung des englischen Dramas einen hervorragenden Anteil; es hat die moralische Tendenz von den Moralitäten bis auf das spätere Lustspiel weitergeführt.

Neben den Schultheatern wurden schon im 15. Jahrhundert die Chorknaben der Königlichen Kapelle und ähnliche Singschulen zu öffentlichen Aufführungen verwandt. Als eine Art Vorläufer dieser theatralischen Betätigung bezeichnet man gewöhnlich die Wahl des Knabenbischofs am St. Nicolaustage (6. Dez.) und die Aufführungen am „Feste der Unschuldigen Kindlein" am 28. Dez. Jedenfalls gebrauchte man die Kinder sehr bald offiziell für Zwecke höfischer oder aristokratischer Unterhaltung, zunächst wohl hauptsächlich durch sog. *pageants*, d. h. Aufzüge und Schaustellungen mit Musik und Gesang, lebenden Bildern von allegorischer Bedeutung und erläuternden Reden. Damit dieser Zweck erfüllt wurde, verlieh die Regierung dem Lehrer der Königlichen Kapelle das Recht, Knaben anderer Singchöre und auch Schulknaben zu „pressen", d. h. durch königliche Order aufzugreifen und anzuwerben, wie die Matrosen für den Seedienst. Von dieser gewaltsamen Rekrutierung erhielten nur einige besonders begünstigte Kirchenchöre und Schulen Befreiung; dem Lehrer des Chores der St. Paulskirche wurde sogar das gleiche Recht der Anwerbung verliehen. Die Stellung und die Aussichten dieser Knaben waren nicht schlecht; dennoch kam es aber, wie das natürlich ist, gelegentlich zu Konflikten. Man beschwerte sich wohl nicht ohne Grund, daß die Lehrer das königliche Privileg für Zwecke privaten Erwerbs durch Theatervorstellungen mißbrauchten. In einem durch einen langen Prozeß besonders bekannten Falle, dem des jungen Thomas Clifton (1601), der aus einer Londoner Schule gegen den Willen seines Vaters entführt worden war, kam es, da dieser ein einflußreicher Mann war, zu schneller Rücksendung des Knaben und zu unangenehmen Folgen für den Leiter des Theaters Henry Evans, der es gewagt hatte, sich am Sohne eines „gentleman" — bei gewöhnlichen Sterblichen war es gestattet — zu vergreifen.

Die wichtigste Persönlichkeit in der Königlichen Kapelle war der „master of grammar", der Grammatiklehrer, der die Knaben

[1]) *By 1570*, sagt Hillebrand, *these school players had shot their bolt* (S. 22); das ist nicht genau. Aufführungen von Schul- und Universitätsdramen werden in den Revels Accounts bis 1575/76 genannt (s. Wallace, *Evolution* Ch. XXIII).

zu unterrichten und, wie es scheint, auch für ihren Unterhalt und ihre Wohnung zu sorgen hatte, wofür er von der Hofverwaltung besoldet wurde. Das Amt läßt sich bis zum Jahre 1444 zurückverfolgen. Unter William Newark, der es von 1493—1509 bekleidete, erlangte es zuerst eine besondere Bedeutung. Bei den glänzenden Festlichkeiten, die im Jahre 1501 zu Ehren der Hochzeit des Prinzen Arthur mit Katharina von Aragonien stattfanden, wirkten die Knaben als Darsteller und Sänger mit. Im Jahre 1506 erscheinen die Knaben zuerst auf der Bühne. In diesem Jahre hören wir auch zuerst den Namen William Cornish, der von 1509—1523 das Amt ihres Lehrers bekleidet. Was von diesem William Cornish überliefert ist, ist von sehr geringer Bedeutung. Es liegt daher kein Grund vor, ihn mit Professor Wallace als den Gründer des englischen Dramas, einen „Früh-Shakespeare" zu feiern. Diesen Anspruch habe ich schon früher zurückgewiesen, und auch H. N. Hillebrand lehnt ihn ab. Es bleibt aber doch die Tatsache, daß W. Cornish als Musiker, Schauspieler, Regisseur und Dramatiker der Kindertruppe der Königlichen Kapelle zuerst in weiterem Umfange mit großem Erfolge gewirkt hat. Von einem seiner Dramen, das Weihnachten 1515 bei Hofe aufgeführt wurde, *Troilus and Pandor*, ist zwar keine Zeile, aber eine ausführliche Beschreibung der dort entfalteten Pracht der Gewänder, Szenerie und Dekorationen erhalten. Das Stück, das sich offenbar an Chaucers *Troylus and Cryseide* anschloß und von dem größten Dichter des Mittelalters in England zu Shakespeare hinüberleitet, war sicherlich ein Ausstattungsstück. Von der Anschauung, nicht von der Moral, von der Lust der Sinne, nicht von der sittlichen Erhebung geht dieser Strom der Kunst aus.

William Cornish bedeutet für die Entwicklung des Dramas mehr eine Tendenz, eine Richtung als eine Erfüllung. Die Stellung der nächsten bedeutenden Persönlichkeit in der Geschichte des Dramas, des Interludedichters John Heywood, im Theaterbetrieb ist etwas unsicher. Er war nicht der offizielle Lehrer der Kinder der Königl. Kapelle. Es scheint mir aber doch sicher, daß er seine prächtigen dramatischen Skizzen für Kinder verfaßt hat, wenn auch nicht nur für die Kinder der Königl. Kapelle, sondern auch für die Chorknaben der St. Paulskirche, die neben ihnen am Ende dieser Epoche an Bedeutung gewinnen.

Die ersten Jahre der Regierung der Königin Elisabeth zeigen einen großen Aufschwung des Dramas und besonders des von Kindern gespielten. Ein anerkannter, ja berühmter Dichter steht von 1560—1566 an der Spitze der Königlichen Singschule und schreibt Dramen für die Aufführung bei Hofe; es ist Richard Edwards, von dem ein Stück, die „Tragikomödie" *Damon and Pythias*, auf uns gekommen ist. Neben dieser Kindertruppe, oft auch mit ihr zusammen, spielen bei Hofe die Singknaben der St. Paulskirche. Diese Truppe stand von 1551—1581 unter der Leitung von Sebastian Westcote, in dem wir durch die Forschungen Hillebrands einen bedeutenden und charaktervollen Mann kennen lernen, der nur durch seinen Gönner, den mächtigen Grafen Leicester, vor den schlimmsten Folgen religiöser Verfolgung wegen „Papisterei" geschützt wird. Von seinen dramatischen Dichtungen ist nichts erhalten, wenn man nicht mit Hillebrand, der seinem Helden auch gern etwas literarisches Gepäck beigeben möchte, die erst 1602 gedruckte Moralität „Streit zwischen Freigebigkeit und Verschwendung" ihm zuschreiben will.

Die Bedeutung der Kindertheater war damals schon so groß, daß der Kampf der Puritaner gegen die Bühne, der die ganze Geschichte des englischen Renaissancedramas von seinen ersten Anfängen bis zu seinem Untergange begleitet, sich zuerst gegen die Knabenbühne wendet. Im Jahre 1569 erschien ein Pamphlet „Entblößung und Auspeitschung der Kinder der Kapelle“[1]), von dem einige Auszüge auf uns gekommen sind. Aus diesen geht hervor, daß die Stoffe hauptsächlich der antiken Mythologie und Geschichte entstammten, „unzüchtige Fabeln entnommen aus den götzendienerischen heidnischen Dichtern“; ferner wird den Kindern vorgeworfen, daß sie „in Ihrer Majestät Kapelle den Sabbath durch die wollüstigen Verrenkungen ihrer zarten Glieder und den prunkvollen Schmuck ihrer Kleidung entweihen“. So waren die Knabentheater um die Mitte der 70er Jahre eine feste Institution in England; sie standen, wie die Listen der Hofaufführungen zeigen, im Vordergrunde des Theaterlebens, übertrafen die Truppen der erwachsenen Schauspieler an Leistung wie an öffentlicher Schätzung.

Das Jahr 1576 bildet einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte des englischen Dramas. In diesem Jahre erbaute James Burbadge für die Gesellschaft des Grafen Leicester das erste feste Theater in London, das *Theatre*, und wir beobachten von dieser Zeit an eine allmähliche Konsolidierung der Berufsschaupieler zu festen Gesellschaften unter dem Protektorat der Aristokratie und des Hofes. In demselben Jahre pachtete Richard Farrant, der Lehrer der Kinder der Königlichen Kapelle, für die Aufführungen Räume in dem alten Blackfriars- oder Dominikanerkloster, das nach seiner Auflösung in Privathände übergegangen war. Prozeßakten, die im Jahre 1912 von Prof. Feuillerat und später, aber noch in demselben Jahre etwas vollständiger von Prof. Wallace veröffentlicht worden sind, haben diese Tatsache festgestellt. Dies Theater bestand unter verschiedenen Lehrern bis zum Jahre 1584; dann wurde es durch Gerichtsbeschluß seinem Besitzer zurückgegeben. Die Truppe der Singknaben scheint noch eine Reihe von Jahren auf dem Lande weiter gespielt zu haben. Die Singknaben der Paulskirche spielten bis etwa 1590. Bis etwa 1584 ist von der Produktion der Paulskirche nichts erhalten, wie ja auch von dem Repertoire der Berufsschauspieler nur wenige, literarisch wertlose Dramen überliefert sind. Es ist aber nicht ohne Interesse, die Liste der Hofaufführungen durchzusehen und die Stoffe der von diesen gespielten Stücke mit denen der Kindertruppen zu vergleichen. Es ergibt sich daraus, daß die Dramen der ersteren fast durchweg romantisch-phantastischen, später auch wohl realistischen Charakter tragen, die letzteren antik-klassische Stoffe und seltener Moralitäten behandeln. Dieser Unterschied ist von Hillebrand nicht beachtet worden. Die Titel der Stücke der Schauspielergesellschaften lauten *Lady Barbara, Cloridon and Radiamanta, Predor and Lucia, Mamillia, Herpetulus der blaue Ritter, Philemon and Philecia, the history of Phedrastus, der einsame Ritter, der irische Ritter* usw., ferner „*die Geschichte des Köhlers*“, „*die grausame Stiefmutter*“ und „*der mörderische Michael*“; die der Kindertruppen: *Iphigenia, Ajax and Ulysses, Narcissus, Alkmaeon, Quintus Fabius, Timoclia bei der Belagerung Thebens durch Alexander, Perseus and Andromeda, the History of Mutius Scaevola* usw., ferner „*Wahrheit,*

[1]) Vgl. Warton, Thomas. *History of English Poetry* Ed. W. C. Hazlitt, London 1871, p. 217.

Treue und Gnade", „*A Moral of the marriage of Mind and Measure*", „*the History of Loyalty and Beauty*". Es gehen also von Anfang an zwei Richtungen des Dramas nebeneinander her, gepflegt von zwei ganz verschiedenartigen Bühnen. Von diesen erreicht das Drama der Kinderbühnen zuerst die Stufe der Literatur, wird eine sich ihrer Mittel und Ziele bewußte Kunst und zwar hauptsächlich durch die Tätigkeit John Lylys, des Verfassers des Moderomans *Euphues*.

Die Einzelheiten der Organisation der Kindertheater in dieser Zeit sind auch nach den neuesten Forschungen noch unklar. Neben John Lyly spielten eine große Rolle dabei Lylys Gönner, der Graf Oxford, einer der glänzendsten englischen Adligen der Zeit, und Henry Evans, der geschäftliche Theaterleiter, von Beruf Notar (scrivener), der in einem späteren Stadium der Entwicklung noch mehr hervortritt; auch der Lehrer der Paulskinder Thomas Giles wird mehrfach in den Hofrechnungen genannt. Etwa acht Dramen von Lyly neben solchen von einigen anderen Dichtern sind in den 80er Jahren bei Hofe aufgeführt worden. Es scheint, als ob die Gönnerschaft des Grafen Oxford, nach dem die Truppen mehrfach genannt werden, vielleicht auch seine Mitarbeit, denn er wird elbst als dramatischer Autor gerühmt, dem Kindertheater einen besonderen Anstoß gegeben habe. Das Hauptverdienst aber gebührt John Lyly. In seinen Stücken zeigt sich zum ersten Male im englischen Drama ein hoher Kunstverstand und Kunstwille. Aus antiken Stoffen, höfischem, beziehungsreichem und witzigem Dialog, leichter, anmutiger Satire und Komik und fröhlichen Liedern ist eine Kunst gewoben, die zwar nicht in die Tiefen des Lebens hinabsteigt oder sich zu seinen Höhen aufschwingt, die aber an die Stelle der Formlosigkeit, Roheit und Pedanterie ein einheitlich stilisiertes künstlerisches Abbild des Lebens setzt und die das anmutige Vorspiel ist zu den großen Dramen Shakespeares und seiner Genossen.

Diese Frühblüte war nicht von langer Dauer. Die Blackfriarsbühne war, wie wir sahen, schon 1584 den Kindern genommen worden. Im Jahre 1590 wurde auch die Paulsbühne geschlossen und blieb es ein ganzes Jahrzehnt. Man hatte sie in dem ersten öffentlichen Streite zwischen den Puritanern und der anglikanischen Kirche, der sog. Martin Marprelate (d. h. Prälatenverderber)-Kontroverse als Sprachrohr, und zwar auf seiten der Kirchenpartei benutzt. Es war aber den Theatern durch besondere königliche Verordnung ausdrücklich verboten, sich in Angelegenheiten der Politik und Religion zu mischen. Hier, wo man unmündige Kinder, die noch dazu selbst im Dienst des Gottesdienstes standen, zu heftiger Polemik mißbraucht hatte, griff die Behörde besonders energisch ein. So schließt die erste Epoche des Kindertheaters.

In dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, in dem die Knabenschauspieler verstummten, blüht das Theater der Berufsschauspieler mächtig empor. Die großen Dramatiker erstehen, erst Marlowe, Kyd, Greene und Peele und der größte Shakespeare. Dann, um die Wende des Jahrhunderts, als Shakespeares Kunst schon auf ihrer ersten Höhe stand, beginnt die zweite Epoche des Kindertheaters. Der rührige Theaterunternehmer James Burbadge erwarb im Jahre 1596 gewisse Räume in dem alten Blackfriarskloster und baute sie zu einem Theater um. Aber er bezog sie zunächst nicht selbst mit seiner Truppe, vielleicht weil die Bevölkerung dieses Bezirkes gegen die Errichtung eines öffentlichen Theaters

protestiert hatte. Im Jahre 1600 verpachtete die Familie Burbadge die Räume weiter an ein Konsortium, zu dem der Lehrer der Singknaben der Königlichen Kapelle Nathaniel Giles und der schon bei dem ersten Blackfriarstheater beteiligte Henry Evans gehörten. Der Hof begünstigte das Unternehmen, aber es war, wie Hillebrand nachweist, durchaus nicht etwa ein staatliches Theater, erhielt auch keinerlei Zuschuß, sondern war finanziell selbständig, wie die sog. „öffentlichen" Theater. Diesen gegenüber galten die Kindertheater als „Privattheater"; sie waren kleiner, gedeckt, hatten künstliches Licht, nahmen höhere Preise und hatten deshalb ein vornehmeres Publikum und kündigte den Anfang der Vorstellung auch nicht nach Sitte der alten wandernden Schaustellungen mit Trommeln und Trompeten an. Das waren die äußeren Unterschiede; die inneren ergaben sich, wie wir sehen werden, aus der Organisation der Theater selbst. Kurz vorher hatte auch das Theater der Paulsknaben wieder seine Tore geöffnet, und im Jahre 1607 erstand ein drittes Kindertheater, das sich nach dem König benannte, *The King's Revels Company*, in dem alten Whitefriars- oder Karmeliterkloster.

Die Führung dieser Theaterunternehmungen war durchaus geschäftsmäßig-kapitalistisch. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat eine Reihe von Prozeßakten aufgefunden, die über die Besitzverhältnisse der Theater Aufschluß geben. Es handelt sich hierbei immer um Geldstreitigkeiten, eingegangene und nicht erfüllte Verpflichtungen, die Verteilung der Einnahme u. ä. Wir sehen hier die Kehrseite dieser Kinderbühnen, deren Erfolg in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts so groß war, daß Shakespeare im *Hamlet* ausdrücklich erklärt, daß sie die Mode des Tages seien und in dem Streit mit den „gemeinen Theatern" den Sieg davontrügen. Um dieselbe Zeit besucht ein vornehmer Fremder, der Herzog Philipp Julius von Stettin-Pommern (18. September 1602), eine Vorstellung der Kinder als besondere Merkwürdigkeit und läßt darüber in seinem Reisetagebuche mit großer Anerkennung berichten. Noch im Jahre 1611 nennt auch der Prinz Otto von Hessen-Cassel in seinem Reisebericht „das theatrum da die Kinder spielen", „die beste Compani in London"[1]).

Nicht bloß zwischen den Kinderbühnen und den Schauspielergesellschaften, sondern auch zwischen den Kinderbühnen selbst herrschte übrigens eine scharfe Konkurrenz. Einmal (2. Dezember 1604) wird sogar von einer Prügelei berichtet zwischen Thomas Pierce, dem Lehrer der Paulsknaben, und einem Thomas Woodford, dem wir einige Jahre später als Unternehmer des Whitefriars-Theaters wieder begegnen; der letztere bekam durch Gerichtsurteil für die erlittenen Verletzungen £ 13 6 s. 8 d. Schmerzensgeld. Am interessantesten aber ist die durch die Forschungen von Charles William Wallace zuerst ans Licht gebrachte Tatsache, daß die Unternehmer des Whitefriars-Theaters von 1607 an den Lehrer der Paulsknaben eine jährliche Abfindungssumme, sog. *dead rent*, von 20 £ zahlten, damit er nicht spiele, und daß im Jahre 1609 die Leiter der Blackfriars-Bühne, damals Burbadge und seine Genossen, die Hälfte dieser jährlichen Rente übernahmen. Diese Methode, die Konkurrenz zu beseitigen, die an das Verfahren der modernen Kartelle und Trusts erinnert, wirft ein grelles Licht auf den geschäftsmäßigen Charakter dieser Theaterunternehmungen. Es waren besonders nach 1600 reine Produktionsgesellschaften,

[1]) E. K. Chambers II, 369.

geleitet nicht von einem einzigen Lehrer, sondern von einem Direktorium oder Aufsichtsrat. Seine Mitglieder waren keine berufsmäßigen Theaterleute. Henry Evans war Notar und brachte, als er die Leitung niederlegen mußte, seinen Schwiegersohn Alexander Hawkins hinein; ein anderer Edward Kirkham war *Yeoman of the Revels*, d. h. Beamter am königlichen Vergnügungsamt; ein dritter Philipp Rossiter wird als Lautenspieler bei der königlichen Musikkapelle, ein vierter Thomas Kendall als Schnittwarenhändler (*haberdasher*) bezeichnet, Robert Keysar war Goldschmidt, Martin Slatier Londoner Bürger und Eisenhändler, William Trevill Lichtzieher; der Beruf anderer ist unbekannt. Neben diesen Gewerbetreibenden, Beamten und Juristen gehörten zur Leitung der Kindertheater auch eine Reihe von Bühnenschriftstellern. Samuel Daniel, der bekannte Dichter und Verfasser klassizistischer Lesedramen, wurde auf ausdrücklichen Wunsch der Königin Anna am 4. Februar 1604 zum Zensor der damals nach ihr benannten Knabentruppe bestellt und empfing für seine Tätigkeit von den Leitern der Bühne ein kontraktlich garantiertes gutes Gehalt, um das der ziemlich bedürftige Dichter allerdings später einen Prozeß zu führen hatte. John Marston, einer der treuesten Dramatiker der Kinderbühne, besaß seit 1604 einen Hauptanteil am Blackfriars-Theater; als Teilhaber am Whitefriars-Theater werden ferner die Dramatiker Michael Drayton, Lord Barry, John Mason, Robert Daborne genannt. Alles das wissen wir aus einem ganzen Wespennest von Rechtshändeln; der Kampf um Besitz bildet den wenig poetischen Hintergrund dieser Kunstinstitute.

Eine andere Eigenart der Kinderbühnen war, daß sie ebenso wie in ihrer ersten Blütezeit unter Lyly in größerem Maße, als das bei anderen Theatern der Fall war, zum Schauplatz literarischer und politischer Polemik gemacht wurden. Alle Theater wurden gelegentlich zu solchen Zwecken verwandt, denn sie vereinigten die Funktionen, die heute unter Theater, Presse und Rednertribüne verteilt sind. Daß man aber persönliche Angriffe, Anzüglichkeiten und Sticheleien mit Vorliebe Kindern in den Mund legte, hat wohl darin seinen Grund, daß man mit der Verantwortungslosigkeit der Kinder rechnete. Die Ehrfurcht vor dem Kinde war damals etwas gänzlich Unbekanntes; auch Pikanterien und derbe Zoten legte man ihnen ohne Scheu in den Mund. So wurde auf den beiden Hauptknabenbühnen der berühmte Bühnenstreit zwischen Ben Jonson und den „Poetastern" d. h. Marston und Dekker ausgetragen. Und zu wiederholten Malen kam namentlich das Theater der Königlichen Kapelle in ernsthaften Konflikt mit den Behörden. Ein Stück seines Zensors, des sanften Hofdichters Samuel Daniel, wurde verboten, weil man in dem Titelhelden Philotas ein Abbild des Grafen Essex zu erkennen glaubte (1604); der Dichter selbst kam mit dem Schrecken und einem Verweis davon. Schlimmer war im folgenden Jahre der Konflikt wegen „*Eastward Ho!*", einem Lustspiel von Jonson, Marston und Chapman, in dem sehr gewagte und boshafte Sticheleien auf den König, seine neugebackenen Ritter und seine Landsleute, die Schotten, vorkamen und das den Dichtern Gefängnis eintrug und ihnen nach Ben Jonsons Bericht beinahe Nasen und Ohren gekostet hätte. Im folgenden Jahre wurden mehrere ("sundry"), vermutlich der Dichter und die Leiter des Theaters, in das Bridewellgefängnis geworfen wegen der Aufführung von Days "*The Isle of Gulls*" (die Insel der Tröpfe), worin man politische Anspielungen sah, die sich heute nicht mehr mit

Sicherheit feststellen lassen. Im Jahre 1608 endlich protestierte der französische Gesandte gegen die Aufführung von Chapmans „*Verschwörung des Herzogs Karl von Biron*“ als beleidigend für den französischen Hof. Kurz vorher, so hören wir, hatte das Knabentheater sogar gewagt, König Jakob, seine Günstlingswirtschaft und seine Geschäfte mit schottischen Bergwerken zu verspotten; der König wurde dargestellt, wie er auf einer Falkenjagd fluchte, einen Edelmann schlug und sich wenigstens einmal täglich betrank. Kein Wunder, daß der Monarch sehr wütend war und das Theater zu schließen drohte. Sein Zorn scheint schnell verraucht zu sein. Im Jahre 1609 aber schließt dieses Theater doch, da Burbadge die Bühne als zweites Theater für seine Truppe in Anspruch nimmt. Vielleicht wechselt es aber auch nur seinen Schauplatz; denn die Kindertruppe im Whitefriars-Theater, die sich ebenfalls königlicher Protektion erfreute und zuerst mit ihr zusammen bestand, ist vielleicht am Ende — die Verhältnisse sind nicht ganz klar — nur eine Fortsetzung derselben Unternehmung gewesen. Jedenfalls hört die Blüte des Kindertheaters, die Zeit, in der die kleinen Nestlinge „den Herkules und seine Last obendrein“, wie es im *Hamlet* (II, 2) heißt, davonzutragen schienen, etwa um 1608/1609 auf, wenn sie auch noch später einige bedeutende Dramen, unter anderen Ben Jonsons „*Schweigsame Frau*“ gespielt haben. Viele von diesen Kindern blieben bei dem Berufe und traten in eine Schauspielergesellschaft ein, als berühmtester Nathaniel Field, der auch als dramatischer Dichter hervorgetreten ist. Im Jahre 1613 ging die letzte größere Kindertruppe, die der „Kinder der Lustbarkeiten der Königin“, auf in einer von Henslowe finanzierten, 1611 gegründeten Truppe, die sich nach der Lady Elizabeth, der Tochter des Königs und späteren Pfalzgräfin und Königin von Böhmen nannte. Um 1616 verstummen die Knabenbühnen ganz und erstehen auch, abgesehen von sporadischen Einzelerscheinungen, nicht wieder auf. Ihre Zeit ist für immer vorbei.

Trägt nun die Kunst der Kinderbühnen innerhalb der dramatischen Produktion in England einen besonderen Charakter? Unterscheidet sie sich wesentlich von der, die auf den Bühnen der erwachsenen Schauspieler gepflegt wurde? Der Verfasser des dieser Betrachtung zugrunde liegenden Buches versucht, auf diese sehr wichtige Frage eine Antwort zu geben, aber seine Antwort befriedigt nicht. Über die Zeit vor 1576 läßt sich wenig sagen. Hillebrand hat wohl recht, wenn er meint, daß während dieser Anfangszeit kein wesentlicher Unterschied zwischen den Stücken der beiden Theatergattungen bestand, daß aber die Kinder die Leitung hatten, da sie vom Hofe begünstigt wurden und die Dramatiker für sie schrieben. Aber, wie schon vorher bemerkt wurde, zeigen die Titel der von 1576—1584 bei Hofe aufgeführten Dramen eine deutliche Scheidung der dramatischen Gattungen; die Schauspielertruppen begünstigen das romantisch-phantastische Genre, die Knaben ziehen klassische und moralisch-lehrhafte Stoffe vor. Und mit Lyly erhält das Drama der Knabentheater seine besondere Note, die es auch in der späteren Periode von 1600—1616 nicht wieder verliert. Diese Scheidung erklärt sich ganz naturgemäß aus den verschiedenen wirtschaftlich-sozialen Grundlagen der Theaterinstitute. Das ist ein Gesichtspunkt, der bei der Betrachtung der Theater überhaupt nicht genügend beachtet worden ist. Das Drama der Schauspielergesellschaften ist wie die vlämisch-

niederländische Malerei als Handwerk und aus dem Handwerk entstanden. Es ist daher in seinen Ursprüngen und bleibt zu nicht geringem Teile bis in seine Blüteperiode anonym, unpersönlich, Gemeinschaftsarbeit, und seine Richtung wird bestimmt durch den Geschmack des Volkes, der Zuhörer. Das Drama der Kindertheater ist von vornherein subjektive Kunst einzelner Dichter, die ihrer Persönlichkeit Ausdruck geben wollen und die höchstens unter dem Einfluß der höheren Schichten der Gesellschaft, des Hofes, der Aristokratie, der Gebildeten und Gelehrten stehen. Sie verhalten sich etwa zueinander wie die Chansons de Geste zu den Romanen des Chrestien de Troyes oder wie das Nibelungenlied zu den Kunstepen eines Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg oder Wolframs von Eschenbach. Es fehlt also bei den Knabendramen das volkstümliche Drama, ganz die nationale Historie und ferner die große auf volkstümlicher Sage und Legende beruhende Tragödie. Tragödien haben die Knaben zwar gespielt, aber ihre Tragödien haben alle etwas Exotisches, Fremdartiges, Melodramatisches, während in der Komödie das Geistreiche, Witzige, Niedliche vorherrscht. Ein besonderes Kennzeichen des Kinderbühnendramas war das musikalische Element. Die Kinder gingen aus den Singschulen hervor und mußten Gelegenheit haben, den Zuschauern ihre hübschen Stimmen und ihre Gesangeskunst zu zeigen. Deshalb ist die Einfügung von Liedern von Lyly an eine durchgehende Eigentümlichkeit ihrer Dramen. Als „Gewohnheit der Musik“ wird sie an einer bekannten Stelle in Websters Bearbeitung des *Malcontent* John Marstons ausdrücklich bezeichnet. Und Instrumentalmusik und Tanz verbanden sich hiermit naturgemäß. Vor allem aber tritt die Person des Dichters bei den Kindertheatern ganz anders in den Vordergrund. Auf den Haupttheatern ist er nur *playwright* „Dramenbauer“, eine wichtige, aber nicht die wichtigste Persönlichkeit bei der Herstellung eines Stückes; bei den Kindertheatern, wo die Schauspieler keinen bestimmenden Einfluß ausüben konnten, war er die Hauptpersönlichkeit neben den Unternehmern und vereinigte sehr oft, wie wir gesehen gaben, beide Funktionen in sich. Die Dichter der Kindertheater sind fast alle Literaten und fühlen sich als solche: Jonson, der selbstbewußteste Schriftsteller seiner Zeit, Marston, der als Satyriker begann, Chapman, der gelehrte Übersetzer der Ilias. Ähnlich wird es sich wohl mit Thomas Middleton verhalten haben, bei anderen, die nur gelegentlich für die Kinderbühne geschrieben haben, eben in ihren dort aufgeführten Werken. Das Ziel der für die „Privatbühnen“ schaffenden Dichter war nicht sowohl, den Geschmack des Publikums zu treffen, als, ähnlich wie bei dem französischen Romantikern, *épater le bourgois*, „den Philister vor den Kopf zu stoßen“, seinen Geschmack zu bilden, in neue Bahnen zu lenken. Die Dramatiker dieser Bühnen gehörten nicht zur Zunft; die Bühne war in gewissem Sinne eine freie oder Versuchsbühne, die Neuerungen wagte. Auf ihr ist von John Lyly das romantische Lustspiel geschaffen worden, das Shakespeare zuerst nachgeahmt und dann so weit übertroffen hat, indem er den geistreichelnden Gestalten des höfisch-gelehrten Dichters eine Seele gab und seinen Witz zum Humor vertiefte. In der zweiten Blüteperiode der Kindertheater steuert Jonson seine scharfen Kampfstücke „das Fest der Cynthia“ und den *Poetaster* bei, die die große realistische Komödie einleiten, und später dann noch eine einzige seiner Meisterkomödien, „Die schweigsame Frau“.

John Marston beginnt seine kurze dramatische Wirksamkeit mit dem Schauerdrama *Antonio and Mellida*, das an Kyds „Spanische Tragödie" und vielleicht den *Urhamlet* desselben Dichters anknüpft und zu Shakespeares *Hamlet* überleitet. Marston nimmt mit seinen etwa sieben Stücken eine ganz eigenartige Stellung ein; er ist geistvoll, aber ohne Maß, gedankenreich und tief und dann wieder roh und kunstlos, ideal gesinnt und zynisch, immer vom Erhabenen ins Lächerliche fallend, abstoßend und doch anziehend bei näherer Bekanntschaft. Er ist der Typus des genialen Dilettanten, des nicht zur Zunft gehörenden Außenseiters; seine dramatische Tätigkeit, die kaum zehn Jahre umfaßt, spielt sich allein auf der Kinderbühne ab, dann wird er Pfarrer. George Chapman ist neben Marston der vornehmste Dichter der Kinderbühne. Er beginnt zwar auf der Volksbühne, aber er macht sich hiervon los und schreibt allein für die Kinder, lustige sentimental-romantische Intrigenstücke und dann besonders jene Tragödien aus der gleichzeitigen französischen Geschichte, *Bussy d'Ambois* und *The Revenge of Bussy d'Ambois*, *The Conspiracy and the Tragedy of the Duke of Biron* und *Chabot, Admiral of France*, in denen der Dichter sich offenbar ein eigenes Feld schuf, etwas für literarische Feinschmecker, raffinierte Genießer, wie sie die Kinderbühne anziehen wollte. Es sind schlecht gebaute Dramen. Chapman ist ein sehr mittelmäßiger playwright, versteht die handwerksmäßige Seite seiner Kunst sehr wenig, aber sie enthalten bedeutende, große Charaktere und Stellen von gedankenreicher Poesie. Chapman ist eine hervorragende dichterische Persönlichkeit, aber Dramatiker nur, weil es die herrschende und die einträglichste Dichtungsart der Zeit war. Es erregt nur immer unsere Verwunderung, daß man Kinder zu Darstellern seiner heroischen Charaktere machte, aber die Zeit nahm daran keinen Anstoß. Noch erstaunlicher ist es, daß gerade das Theater der Chorknaben die Londoner Lokalkomödie gepflegt hat und daß weder die Leiter dieser Bühne noch das Publikum an der Darstellung ihres mehr als derben Realismus mit seinen heiklen Situationen, sexuellen Anzüglichkeiten und Frivolitäten durch junge Menschen Anstoß genommen hat. Die drei Stücke *Westward Ho* und *Northward Ho* von Dekker und Webster, *Eastward Ho* von Chapman, Marston und Jonson sind hier gespielt worden und namentlich hat nach einigen Versuchen auf Henslowes Bühne Thomas Middleton hier ein Feld für seine scharfe Beobachtungsgabe, seine Kunst des dramatischen Aufbaus und seine sehr weitherzige moralische oder vielmehr amoralische Kritik des Lebens gefunden, und einige kleinere Dichter, wie John Day, Lording Barry, und Nath. Field sind seinem Beispiele gefolgt.

Wenn so die Kindertheater der Darstellung des Lebens den weitesten Spielraum geben, die Grenzen der dramatischen Kunst, wenn auch keineswegs immer im Sinne eines geläuterten Geschmacks erweitern, so haben sie andererseits die Bedeutung, daß sie der im Hergebrachten, der Routine zu erstarren drohenden Produktionen neuen Anstoß geben. Hier kommt ihnen, wenn man so so sagen darf, die Unzünftigkeit des Betriebes, ihre Unabhängigkeit von den treibenden Kräften der großen Theaterinstitute zugute. So erklärt es sich auch, daß Beaumont und Fletcher, die bedeutendsten unter den Nachfolgern Shakespeares und auch seine Nachfolger als Hausdichter der Truppe des Lord Kammerherrn und seit Jakob I. des Königs ihre dramatischen Sporen sich bei den Kindern verdient haben. Dort namentlich erschien jene prächtige Parodie des bürger-

lichen Melodramas von Thomas Heywood und anderen, mit der die beiden aristokratischen Dichter eine neue und glänzende dramatische Laufbahn einleiteten, „Der Ritter von der brennenden Mörserkeule", und eine ganze Reihe geistvoller, witziger, amoralischer Stücke, die einen neuen Geschmack begründeten, folgten.

Das Wesen und die Bedeutung der Kindertheater liegt, wenn wir die ganze Frage noch einmal rückschauend betrachten, darin, daß es, gerade weil es außerhalb des zunftmäßigen Betriebes stand, diesem von Zeit zu Zeit neue Anregung und neue Vorbilder gegeben, ihm über die allen Lebendigen drohende Gefahr der Erstarrung und der Routine hinweggeholfen hat. Auf der Kinderbühne zeigte sich durch Lyly zuerst im Drama ein hoher Kunstverstand und Kunstwille und gab den bisherigen formlosen, rohen und pedantischen Versuchen Form und Gestalt. Auch später sind gerade von den Dichtern, die für die Kindertruppen schrieben, Marston, Jonson, Beaumont und Fletcher wichtige Anregungen ausgegangen, oder sie haben doch, wie Chapman und Middleton, ihre ganz besondere Note, vertreten nach Stoff oder Kunstauffassung eine ganz besondere Richtung, die auf den Haupttheatern nicht zur Geltung kommt. So haben die Knabentheater neben der großen Kunst eines Marlowe und Shakespeare und neben der Volkskunst eines Thomas Heywood, Dekker u. a. eine ganz besondere Rolle gehabt und eine wichtige Aufgabe erfüllt. Sie sind gewissermaßen der Sauerteig gewesen, der jene große kulturhistorische Bewegung, die das englische Renaissancedrama ist, in ihren Anfängen sowohl als in ihrer Blüte in Gärung gehalten hat. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, das Drama vor dem vorzeitigen Verfall und dem Erschlaffen in Routine und Epigonentum zu bewahren. Das ist wie mir scheint, die Mission der „Brut von Kindern" gewesen, der „kleinen Nestlinge", die, wie es im *Hamlet* heißt, „immer über das Gespräch hinausschreien und höchst grausamlich dafür beklatscht werden".

Berlin. Philipp Aronstein.

ENGLISH LITERARY CHRONICLE.

A New Poet.

Modern English poetry is almost exclusively lyrical or satirical. It is characterised for the most part by a breaking away, not only from the conventions of rhyme and metre, but also from the subject matter proper to verse. In the sense therefore that he is content to write unaffectedly in blank verse and on a theme taken from Bible history, Mr. Frank Kendon is something of a reactionary, a fact which perhaps accounts for the quiet reception which has greeted his latest book, *A Life and Death of Judas Iscariot* (John Lane, 6—). At the same time I do not remember to have read any poem of recent years which has more of the true quality of poetry in it than this. Mr. Kendon has not yet made a name for himself; he is known to a few admirers as the author of two small books of lyrical poems and sonnets, which are marked by depth of quiet feeling and a rare delicacy of language, but the reading public has not yet distinguished him from the mass of writers of amiable verse. The earlier part of this new poem, by far his most ambitious attempt, is the frankly invented story of Judas' childhood and youth, where the groundwork of his strange and fascinating cha-

racter is laid. The poet imagines him to have been the son of a wealthy landowner, and accustomed from earliest years to rule rather than to obey. Shocked by his father's cruel thrashing of a playfellow who had neglected his duty, Judas snatches the whip from the steward's hand and strikes his father to the ground, and leaves his home for ever. After wandering for ten years he finally comes to the house of a potter, with whom he lives for some months and learns his art. Another ten years pass, which Judas spends working as a village potter, unhappy always because his restless artist's nature is incapable of making the concessions necessary for true friendship. One day he gives alms to a blind beggar, and hears a traveller's tale about a village prophet in the north; shortly afterwards the beggar returns to thank him, for he had spent the money on a journey to the Prophet, who had restored his sight. The next day Judas sets out in search of Jesus. Jesus tells him of his own convictions and helps Judas to unburden his mind, and henceforward the poem follows the Gospel narrative, except that the motives that actuated Judas are reconsidered. In a brief prose preface the poet explains his belief that the motive of greed was never in the mind of Judas, but was suggested by the disciples because they were unable to understand his complex nature, and that, had it been, Jesus could never have chosen him. "Circumstances", Mr. Kendon supposes, "drive him into introspection; his whole disaffection is with himself, and the betrayal is an attempt, made in desperation, to prove to himself that he is capable of action. It is an effort to resolve his importunate doubts about his power, and his suicide shows that it failed."

Thus the poem is in part an acute psychological study, such as only an age profoundly interested in such problems could have produced. But, had it been no more than this, it would have been better written in prose. It is much more. It is a sustained flight of poetry such as few modern poets have aspired to, and to which fewer still could have attained. To say that a poet's work is "traditional" is often to mean no more than that he is content to sing the tunes of his predecessors. Yet the word should mean at the same time something more and something less. It should mean, not that he repeats the old worn-out conventions, nor that he consciously revolts against them, but that he takes them into himself, makes them a part of himself, and moulds them anew, developing them to express his new needs. In this sense Mr. Kendon is traditional. He has studied and loved the poetry of Shakespeare and the poetry of Keats, which many modern poets, in their frantic efforts to appear original, would seem never even to read, and, while his own verse is no sense borrowed from theirs, he owes them a debt which he would be merely too modest to acknowledge. Space does not permit of a quotation of sufficient length to exemplify his power of language at its best. The closing lines of the poem which describe the last act of Judas' unhappy life, are perfect in their dramatic restraint:

> To the edge of death
> He went, and thence looked out awhile
> Across the world and wilderness of time:
> "This thing I do," he said, "I do too late.
> Ah, wilt thou have me?" Then a lovely wind
> Went through the leaves, before the tree was shaken.
> He heard it. Then hung dead and heard it not.

Perhaps unequalled for beauty by anything in the poem itself is the marvellous Epilogue, in which the poet describes how he finishes it amidst the glory of an English spring:

> All things are turned to beauty! Every leaf
> Balanced today in ecstasy of life,
> Passive to brilliant sun owes winter all.
> Not by mere contrast with December, not
> By not being winter is May reckoned fair:
> She is the frost's corollary, brings forth
> Colours conceived in darkness, storm and tempest,
> The flower of earth's long labour — best in that.
> Pear blossom petals drop among my words;
> As though with fingers of a child the wind,
> The light wind, plays the corners of my page,
> Or stealing comes that every kiss it lends
> May seem surprising love, sweet noonday love
> Frightened at nothing.

Not to seem extravagant, I will only say, that I should not feel it impossible to read these lines, or indeed any others from the poem, within a few moments of reading any of the most lovely passages in English poetry.

A Critic and Novelist.

One of the best known of our younger writers is Mr. J. B. Priestley, who has made a considerable name for himself as a light essayist and as a critic of great originality and charm. His recent book on that very difficult subject, George Meredith, in the newly revived series of "English Men of Letters" (Macmillan 6/—) is a most capable piece of work; neither unduly laudatory, nor on the other hand unduly destructive in his criticism, Mr. Priestley always suggests that he has studied his author at first hand, and that he comes to the task of appraising him with a fresh and open mind. And, as he had already shown by his *Figures in Modern Literature* and *The English Comic Characters*, there is no writer more capable of conveying to his readers the pleasure he has himself experienced over a book. Though he has testified, in one of his best essays, to a wholehearted admiration for Mr. George Saintsbury, no one could be further from the attitude of that most distinguished of living critics than is Mr. Priestley. With Sir Edmund Gosse, the personal friend of Robert Louis Stevenson, Mr. Saintsbury represents the old type of the omniscient critic, who has read, or seems to have read, everything that has ever been written. Apart from English literature, Mr. Saintsbury has written so widely on French as to be one of the leading English authorities on the subject, and Sir Edmund Gosse, in addition to French and English, has made a minute study of Scandinavian literature. These critics, then, armed with an immense panoply of erudition, approach a new book with the eye of the historian, rather with that of the seeker after enjoyment. This means that they appeal broadly speaking more to the professional student of literature than to the casual reader. Mr. Saintsbury in particular, whose service to the cause of letters is akin to that of Sainte-Beuve, has never been, and never will be, a popular writer. His monumental learning expresses itself in a style which, heavy and clogged with paren-

theses, is a perpetual stumbling-block to the average reader, who loses patience before he has reached the pith of the argument. Mr. Priestley, though he does not lay claim to a tenth part of the erudition of his gigantic master, is yet far from being one of that increasing band of popular writers, who dilute the works of the great men to make them palatable to the illiterate or the lazy. He only differs from these classic critics, in that he approaches his subject purely from the point of view of one seeking literary pleasure and not from the historical angle. What does not interest him he leaves alone; what does interest him he takes and expounds, in so lively and enthusiastic a style that the invariable result of reading one of his essays or books is an irresistible desire to read, or reread, the subject of his criticism, that one may savour for oneself the joys of some book one had hitherto ignored, or it may be read without understanding.

His book on Meredith admits the inherent difficulties of that mighty man's allusive and elusive style, but he does not long linger on merely negative criticism. To anyone who has tried Meredith and given him up in despair, this little book should give fresh heart and lead him on to renew his attack on one who, with all his faults, is more and more coming to be regarded as one of the most significant of the late nineteenth century novelists.

Shortly after this book; Mr. Priestley made his first excursion into fiction. Using, rather unfairly, their knowledge that he was primarily an essayist, several critics have decided *a priori* that this is an essayist's novel, but they one and all agree that it is a work of unusual freshness and charm. It bears the mysterious title of *Adam in Moonshine* (John Lane 7/6) suggesting at once the romantic fantastic nature of the story. It shows strong marks of the wild exuberant fantasies of Mr. G. K. Chesterton — *The Ball and the Cross* and *The Man Who was Thursday* for instance — from which it derives that quality which is so characteristic of modern England, a despairing longing for romance and adventure in a world which seems less and less disposed to offer either. Adam Stewart is an undergraduate who, when the story starts is setting out by train for a solitary holiday in Scotland. A party of people on the platform arouses his curiosity, and it is to his unconcealed satisfaction that he sees some of them enter his compartment. Before the journey is over he has found himself caught up in a mysterious adventure which involves his giving up his proposed holiday, and joining a house-party of lunatics who are engaged in a hare-brained conspiracy to overthrow the royal House and substitute a king who is supposed to be the heir of the Stuart line. He then learns to his dismay and amusement that his own name has misled his eccentric hosts to take him for the heir in question, and the series of fantastic escapes and captures that follow makes the most entertaining reading. It is a theme which a second rate popular writer would have made into a commonplace farce, unworthy of serious consideration; Mr. Chesterton would have welcomed it gladly, and would have made of it a riotous extravaganza, illuminated with a blaze of intellectual fireworks. In Mr. Priestley's hands it becomes a sensitive piece of literature, witty, tender and ironical by turns, and permeated by that spirit of healthy romanticism which he contrives to bring to everything he puts his hand to.

A Popular Novelist.

E. T. Raymond is one of the better of that class of novelists whose work appeals hugely to the general mass of readers, and to a certain extent even to the more discerning, and yet really lacks the qualities that go to make enduring art. He scored a great success with his war novel, *Tell England*, and followed it up with a less powerful story of Public School life: his latest book, *Morris in the Dance* (Cassel, 7/6), can be recommended a an honest piece of novel writing, vivid and interesting. His hero is a youth of doubtful parentage brought up in shabby circumstances by a rather disreputable aunt. From earliest childhood the boy has a passion for the theatre; forced to earn his living he works in a stationer's shop, and nearly starves himself until he has saved a few hundred pounds, which he immediately spends on the hopelessly ideal enterprise of founding an artistic repertory theatre in his native town — the author probably has Brighton in his mind. His plays range from Greek Tragedy to Tchekov. Though it begins with a momentary success his scheme was of course foredoomed to failure, and the second half of the book shows his blind and quixotic devotion transferred from his abortive theatre to a dying Russian dancer who had acted in it, and with whom he had fallen deeply in love while rehearsing her in Tchekov's "Seagull". It is an unconventional tale, told without excessive sentimentality. That it fails to touch the heights of greatness is due perhaps to a certain theatricality in the situations, but the characters are well drawn and the language is original and expressive.

Shakespeare and Macchiavelli.

The "Talmud of commentary", under which, in Dean Inge's witty phrase, Shakespeare has been buried, has recently been added to by a most provoking and stimulating essay by Mr. Wyndham Lewis under the title of *The Lion and the Fox* (Grant Richards 15/—). It is impossible here to do more than draw attention to a work so large in conception and so varied in its matter. The central theme of the book is the influence of Macchiavelli on the Elizabethan theatre in general and on Shakespeare in particular. Macchiavelli uses the Lion and the Fox to symbolise the two contrasting types of personality, the strong, simple and open, and the subtle, complex and scheming natures, which he thinks the ideal Prince must combine in one mind. Mr. Wyndham Lewis shows how this contrast persists through Shakespeare's tragedy, most clearly stated of course in the opposition of Othello to Iago. But this is only the central thread of the book, into which a thousand strands are interwoven, some of them self-evident, many open to violent challenge, the whole forming a brilliant inquiry into the mind of Shakespeare. Perhaps the most obvious book to compare it with is Mr. Frank Harris' *Shakespeare the Man*, but it is subtler than this, wider in scope and less perverse. It is a book which every reader, whose views on Shakespeare are open to modification, should endeavour to read. Probably no one would go all the way with Mr. Wyndham Lewis: there would indeed be few who would not protest violently against some of his conclusions, as for instance that he had an essentially feminine nature; but everyone would rise from the book with the feeling that he must read Shakespeare through again in the light of a new set of ideas to be confirmed or rejected.

Alec Macdonald.

Repton.

DIE GEGENWÄRTIGE LAGE UND DIE ZUKUNFT DES DEUTSCHEN SPRACHUNTERRICHTS IN DEN VEREINIGTEN STAATEN.

Daß die Schriftleitung der Neueren Sprachen mir für meinen Beitrag zu dem Ehrenhefte, das der Tätigkeit meines verehrten Freundes, Herrn Geheimrat Dr. Max Walter, zu seinem 70. Geburtstage gewidmet sein soll, das obige Thema zur Bearbeitung vorschlug, begrüßte ich mit besonderer Freude. Denn der Wirksamkeit des Jubilars ist der Aufschwung zu danken, den der deutsche Sprachunterricht, und mit diesem der gesamte Unterricht in den modernen Fremdsprachen auch in Amerika in den Jahren vor dem Kriege genommen hatte.

Vielfach machte sich der Einfluß Dr. Walters geltend. Waren es wohl zunächst seine Schriften, die in die Bibliothek so manches Lehrers hierzulande Eingang fanden, so erhielten diese jedoch erst ihren konkreten Hintergrund durch die persönliche Tätigkeit ihres Verfassers in Amerika selbst als Lektor an dem Teachers' College der Universität Columbia zu New-York, dann aber auch, und das besonders, durch seine Reise durch das Land, die ihn mit dessen Haupterziehungsstätten und einer großen Anzahl von Sprachlehrern in Verbindung brachte. Wer hätte wohl nicht von der von Begeisterung und Überzeugung getragenen Rede, sowie von der gewinnenden kraftvollen Persönlichkeit Dr. Walters hingerissen werden sollen? Hunderte und Aberhunderte von jungen und alten Lehrern Amerikas pilgerten seit dieser Zeit nach Frankfurt, um den großen Lehrer, in dem sich Theorie und Praxis in seltener Weise zu einer Einheit verbanden, in seinem Arbeitsfelde zu beobachten und das Gesehene in ihrem eigenen Arbeitsfelde zu verwerten. Daß der deutsche Sprachunterricht dadurch den größten Gewinn davontrug, braucht wohl nicht erst erörtert zu werden, und es was nur ein kleiner Ausdruck der Dankbarkeit, wenn Schreiber dieser Zeilen das Septemberheft des Jahrganges von 1917 der „Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik" zu einem Max Walter-Ehrenhefte aus Anlaß von dessen 60. Geburtstage gestaltete. Daß dies in einer Zeit möglich war, in der die Kriegswogen auch in Amerika schon hoch gingen, und daß sich auch Schulmänner nicht-deutscher Abstammung nicht scheuten, Beiträge zu liefern, zeugt von der Verehrung, die dem Geburtstagskinde auch bei uns zuteil wurde.

In Max Walters Tätigkeit erreichte die durch Viëtor ins Leben gerufene Bewegung für eine Reform des fremdsprachlichen Unterrichts ihren Höhepunkt und ihre konkrete Form. Wie auch der einzelne über diesen oder jenen Punkt seiner Methode urteilen mag, das eine bleibt bestehen, daß Walter mit der Lebendigmachung der Fremdsprache im Geiste des Schülers Ernst machte. Es war dies auch der Kernpunkt für die Entwicklung des deutschen Sprachunterrichts in den Schulen der Vereinigten Staaten.

Die Bedingungen, unter denen jeder Lehrplan für die Schulen in Amerika aufgestellt wird, sind insofern von den in Europa vorherrschenden verschieden, als die amerikanische Schule keine Zweiteilung in ein niederes und höheres Schulwesen kennt. Das Prinzip der Einheitsschule, dessen Durchführung in der deutschen Schule mit Mühe und Not für die ersten vier Schuljahre erkämpft worden ist, ist für das Schulwesen der Ver. St. vom Kindergarten bis zur Universität das maßgebende. Es ist selbstverständlich,

daß der weniger begabte Schüler oder der zum Brotwerb gezwungene Sohn des Unbemittelten seine Erziehung früher abzubrechen gezwungen ist. Es sind daher in der Regel die ersten acht Schuljahre der Volksschulbildung zugewiesen, und es befinden sich in ihrem Lehrplan solche Lehrfächer, die den Schüler für sein späteres Leben vorbereiten und ihm die Elemente des Wissens vermitteln.

Hinsichtlich der Bedeutung des fremdsprachlichen Unterrichts im Lehrplan der amerikanischen Schule bedarf es wohl keiner besonderen Beweisführung, daß sich die Notwendigkeit der Erlernung fremder Sprachen in Amerika infolge der großen Ausdehnung des Landes, sowie infolge seiner geographischen Lage und seiner reichen Hilfsquellen seinen Bewohnern nicht so entschieden aufdrängt wie dem Deutschen, der auf den Verkehr mit seinen Nachbarstaaten angewiesen ist und daher deren Sprache kennen muß. Auch sieht der nur allzusehr auf das Praktische gerichtete Sinn des Amerikaners nur in einer verschwindenden Minderheit den kulturellen Gewinn, der aus der Kenntnis einer fremden Sprache für das Volksleben erwächst. Aus demselben Grunde ist es wohl auch nur der einsichtsvollste Schulmann, der den geistbildenden Wert des fremdsprachlichen Unterrichts würdigt. Alles dies erklärt es, daß dieser Unterricht bei weitem nicht die Ausdehnung und Bedeutung in der amerikanischen Schule hat wie in der europäischen. Große Universitäten sind gezwungen, Absolventen der High Schools aufzunehmen, die nur die Kenntnis des Englischen besitzen.

Trotz des Vorhergesagten erfreute sich die deutsche Sprache vor dem Kriege einer gewissen Pflege, die sich sogar bis in die Volksschule erstreckte, ja gerade in dieser von besonderer Bedeutung war. Sie entsprang dem Bestreben der deutsch-amerikanischen Bevölkerung, die deutsche Sprache ihren Kindern zu erhalten. Aus diesem Bestreben heraus hatten die eingewanderten Deutschen in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Privatschulen — freie und kirchliche — gegründet, in denen Deutsch als Unterrichtssprache gleichwertig mit dem Englischen galt und die sich lange Zeit einer großen Blüte erfreuten. Ihre Leistungsfähigkeit bewog auch vorurteilsfreie Angloamerikaner, ihre Kinder diesen Schulen anzuvertrauen. Es war wohl als Untergrabung dieser Schulen gedacht, daß man den deutschen Sprachunterricht in die öffentlichen Volksschulen einzuführen begann. Daß man damit jenes Ziel nur allzu oft erreichte, ist tief zu beklagen, während man andererseits die Aufnahme des Deutschen in den Lehrplan der Volksschule begrüßen mußte. Der deutsche Sprachunterricht wurde dadurch zu einem wirklichen Volksbildungsmittel. Wir fanden ihn in den Schulen einer großen Anzahl von Städten, namentlich solchen mit einem besonders starken Einschlag deutschamerikanischer Bevölkerung; und ihm ist es zu verdanken, daß dort das Deutsche als Umgangssprache und Sprache in der Familie bestehen bleiben konnte, solange von dieser aus der nötige Hinterhalt der Schularbeit gegeben wurde. Den allzu häufig nativistischen Schulbehörden wurde der deutsche Sprachunterricht in der Volksschule ein Dorn im Auge, und sie bemühten sich, offen und im Geheimen, ihn zu verdrängen oder zu unterbinden — leider an vielen Orten mit Erfolg. An anderen Orten aber wachte die deutsche Bevölkerung mit Argusaugen darüber, daß er nicht geschmälert wurde.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß der deutsche Sprachunterricht in der amerikanischen *Volksschule* in der Rücksicht-

nahme auf den deutschamerikanischen Teil der Bevölkerung begründet war und darum auch diesem in erster Linie dienen mußte. Sie bestimmte Methode und Unterrichtsziele. Erstere brauchte nur darauf aufzubauen, was das Kind aus dem elterlichen Hause mitbrachte; das Unterrichtsziel aber bestand vor allen Dingen darin, daß das köstliche Gut, die deutsche Sprache, den Deutschen erhalten bliebe und so viel als möglich gefördert werde. Die Lebendigkeit der Sprache war Vorbedingung und Endziel, und die Leistungen des Unterrichts waren nach dieser Seite hin mitunter überraschende, namentlich da, wo die High School es verstanden hatte, auf dem in der Volksschule gegebenen Unterricht weiterzubauen.

Leider aber war das nicht überall der Fall. Um einer sogenannten Wissenschaftlichkeit im Sprachstudium zu dienen, die in den Regeln der Grammatik ihr Heil suchte, verwarfen die High Schools nur allzuoft das von den Schülern an lebendigem Sprachgut aus der Volksschule Mitgebrachte und ergingen sich in einem Sprachunterricht, wie er uns ja aus den Zeiten des alten Ploetz u. a. nur allzu lebendig in Erinnerung steht. In dem gleichen Fahrwasser — in vielen Fällen wohl nur noch schlimmer — bewegten sich die Colleges und Universitäten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch einsichtsvollere Lehrer an den höheren Schulen gewesen wären[1]); aber die Mehrzahl war eben in der Starrheit des reinen Grammatikunterrichts befangen, dem jedes Leben der Sprache zum Opfer fiel. Einen Wandel erfuhren diese Zustände erst durch die Reformbewegung auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts. Welches Verdienst daran gerade der Tätigkeit Max Walters auch in Amerika zuzuschreiben ist, ist am Eingang dieser Zeilen bereits hervorgehoben worden.

Für den deutschen Sprachunterricht kam in dem Jahrzehnt vor dem Kriege eine Zeit der Blüte. Volksschule, High School und Universität hatten begonnen sich zu finden und bahnten sich die Wege zu gemeinsamer Arbeit. Wenn der Rückgang der deutschen Einwanderung auch die ursprünglichen Bedingungen für den Unterricht in der Volksschule in den Hintergrund drängte, so nahm er doch auf Grund seiner Leistungen einen großen Aufschwung. Er wurde mehr als früher zu einem Unterrichtsfache, dessen geistbildender und erziehlicher Wert auch von Nichtdeutschen anerkannt wurde, und die Zeit schien nicht mehr fern zu sein, in der ein organisch aufgebauter Lehrplan für die Klassen vom fünften oder sechsten Schuljahre an durch die Klassen der High School bis zum Eintritt in die Universität, wenigstens in größeren Schulsystemen zur Durchführung gekommen wäre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Deutsch das am besten unterrichtete Fach im Lehrplan der amerikanischen Schule zu der damaligen Zeit war.

---

[1]) Es sei hier nur erwähnt, daß einer der ersten Bahnbrecher für eine Reform des fremdsprachlichen Unterrichts auf amerikanischem Boden wirkte. Es war Dr. Gottlieb Steness, der in den Jahren 1841 bis 1890 als Lehrer des Deutschen in verschiedenen Städten des Ostens der Ver. St. tätig war. Sein Buch „Der Leitfaden", in dem er die Prinzipien der direkten Methode verwertete, erschien bereits im Jahre 1872. (Lotfield, The Direct Principle in the Teaching of Modern Languages. Scandinavian Scientific Rev., Vol. III, Nos. 3 u. 4.)

Da kam der Krieg und mit ihm ein schimpflicher und verlogener Feldzug gegen alles Deutsche auch in Amerika, wie er wohl einzig in der Geschichte der Völker dasteht. Noch heute möchte man sich manchmal den Schlaf aus den Augen reiben wollen in der Hoffnung, daß alles nur Traum und Spuk gewesen sei. Leider aber ist die Wirklichkeit nur noch schlimmer, als die Feder es schildern kann. In pöbelhafter, blinder Wut wurde alles angegriffen, was an deutschem Geiste im Lande zu finden war. Der deutsche Sprachunterricht in der Volksschule wurde restlos vernichtet, der in High Schools und Universitäten erbarmungslos verstümmelt, wenn nicht auch gänzlich beseitigt. Das deutsche Wort wurde von der Kanzel, aus dem öffentlichen Leben und dem Verkehr verbannt, und leider war sogar das Bestreben, es auch aus der Familie zu verdrängen, dank der Vergiftung der Jugend, wie sie von der Schule aus seitens der Lehrer, durch Kinos und durch mannigfaltige andere Kanäle der Propaganda betrieben wurde, nur allzuoft erfolgreich. Es würde zu weit führen, die statistischen Zahlen dafür anzuführen, wie weit der deutsche Sprachunterricht in den Schulen Amerikas zusammengeschrumpft war. Es seien hier nur die Zahlen für die Universität des Staates Wisconsin, des deutschesten Staates der Union, angegeben. Dort wurden im Jahre 1913—14 im ersten Semester 1802 Schüler, im zweiten 1553 von 30 Lehrkräften unterrichtet; im Jahre 1919 war die Anzahl der Studenten auf 414 im ersten und 395 im zweiten Semester, die der Lehrkräfte auf 8 herabgesunken.

Die Kriegshysterie hat sich allmählich gelegt, wenn auch wohl hier und da immer noch ein Zucken bemerkbar ist. Die gegen den Gebrauch der deutschen Sprache und ihren Unterricht erlassenen Gesetze werden wiederrufen oder als der Verfassung zuwider erklärt. Auf der ganzen Front — soweit die High Schools und Universitäten in Betracht kommen — ist ein Fortschritt bemerkbar. Die Schülerzahl hebt sich wieder, damit auch der Bedarf nach Lehrern. Vor allen Dingen ist auch die seelische Einstellung dem Deutschen gegenüber eine günstigere. Im letzten Schuljahre betrug die Zahl der an der Universität von Wisconsin Deutschstudierenden 1295 im ersten und 1175 im zweiten Semester; die Anzahl der Lehrkräfte aber war wieder auf 21 gestiegen. In gleichem Maße hat der deutsche Sprachunterricht wohl an allen anderen Universitäten zugenommen. Im Rate der Vereinigung der Lehrer der modernen Fremdsprachen nehmen die deutschen Lehrer wieder ihre geachtete Stellung ein, und ihre Sektion steht an Regsamkeit denen der anderen Sprachen sicherlich nicht nach. Soeben sind die Wege für eine Wiedererweckung der nationalen Vereinigung der Lehrer des Deutschen geebenet worden, ja dieselbe ist bereits zur Tatsache geworden. Ein eigenes Bundesorgan ist dazu bestimmt, die Interessen der Vereinigung zu vertreten.

Wenn wir daher einen Blick in die Zukunft tun, so dürfen wir wohl mit Gewißheit sagen, daß die Sache des deutschen Unterrichts in den Schulen der Vereinigten Staaten als günstig bezeichnet werden kann. Deutsch wird in absehbarer Zeit im Lehrplan der amerikanischen Schule eine den anderen Fremdsprachen ebenbürtige Stellung erhalten. Sollen wir uns damit zufrieden geben?

Der Amerikaner ist in dem Erlernen fremder Sprachen schwerfällig, und selten gelingt es, das Ziel zu erreichen, das die Reformmethode als das wesentliche bezeichnet, die Sprache so im Geiste des Schülers lebendig zu machen, daß er sie zum Ausdruck seiner

Gedanken und seines Empfindens benutzen kann. Für die deutsche Sprache liegt dieses Ziel im Bereiche der Möglichkeit, falls das Motiv, das einst dem deutschen Sprachunterricht den besonderen Impetus verlieh, wieder lebendig wird. Es ist dies der Wille des Deutschamerikanertums, sich für die Einführung und Pflege des von den Vätern ererbten Gutes einzusetzen. Wenn auch vielleicht im allgemeinen die Zahl derjenigen, die eine fremde Sprache wegen ihres kulturellen und geistbildenden Wertes getrieben wissen wollen, im Zunehmen begriffen ist, so mag sich der Amerikaner aus sogenannten praktischen Gründen noch auf lange Zeit hinaus zugunsten des Studiums des Spanischen entscheiden, von dem er materiellen Gewinn erwartet.

Der Anstoß für eine durchgreifende Hebung des Deutschen muß von dem deutschen Teile der amerikanischen Bevölkerung ausgehen. Wenn in ihm der Stolz auf seine Sprache und damit das Bestreben wieder erwacht, sie seinen Kindern zu erhalten, dann kann es nicht ausbleiben, daß mit dem Erfolge des Unterrichts, wie er sich unstreitig in den Leistungen und in der Freude am Studium selbst zeigen würde, auch ein weiteres Wachstum eintreten würde. Die Wahlfreiheit der Fächer in der High School gestattet es dem Schüler, ein Fach nach einem zweijährigen Studium fallen zu lassen. Daß im Studium einer fremden Sprache in zwei Jahren wenig zu erreichen ist, namentlich in einer Sprache wie der deutschen, ist klar. Schulmänner, die den Wert des fremdsprachlichen Unterrichts schätzen, wissen, daß ein Herunterschieben des Zeitpunktes für den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts bis in das 8. oder 7. Schuljahr für den Erfolg ausschlaggebend ist[1]). Den Deutschamerikanern wird es obliegen, die Bewegung für Verlängerung des Studiums des Deutschen und für einen früheren Beginn desselben zu befürworten. Anzeichen für eine größere Regsamkeit des Deutschamerikanertums sind vorhanden. Namentlich muß der seitens deutscher Vereine und Gesellschaften eingerichteten deutschen Schulklassen Erwähnung getan werden. Sie haben den Zweck, bereits dem jungen Schüler der Volksschule die Gelegenheit zu geben, mit dem Studium des Deutschen zu beginnen. Der Heranbildung von geeigneten Lehrkräften wird erneute Aufmerksamkeit geschenkt. Der wichtigste Schritt ist soeben durch die Vereinigung des Nationalen Lehrerseminars mit der deutschen Abteilung der Staatsuniversität von Wisconsin getan werden. Das Seminar ist eine Schöpfung des Deutschamerikanertums. Während der drei Jahrzehnte vor dem Kriege war es im Interesse der Hebung des deutschen Sprachunterrichts durch die Heranbildung von tüchtigen Lehrkräften tätig, und wir hoffen, daß seiner Wirksamkeit durch die Verbindung mit der genannten Universität eine neue Blütezeit be-

[1]) Die neuerdings in immer weitere Kreise eindringende Bewegung einer Reorganisation des zwölfklassigen amerikanischen Schulsystems in sechs Klassen (anstatt acht) für die Elementar- und sechs Klassen (anstatt vier) für die Mittelschule (High School) dürfte für eine Herabsetzung des Beginns des fremdsprachlichen Unterrrichts günstig sein. Das siebente, achte und neunte Schuljahr ist als Junior High School gedacht, und einem Beginn des Fremdsprachunterrichts im siebenten Schuljahr sollte bei gutem Willen der leitenden Kreise nichts im Wege stehen. Der Unterricht selbst würde dadurch nur gewinnen.

vorsteht, deren Früchte dem deutschen Unterricht zugute kommen sollen.

Dem fremdsprachlichen Unterricht wird als rein idealstes Ziel die Förderung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern zugeschrieben. Leider sind die Erfolge des Unterrichts gewöhnlich nicht derart, daß eine solch eingehende Kenntnis der Fremdsprache erreicht würde, die allein dieses Verständnis für das andere Volk vermitteln könnte. Nirgends aber sind die Bedingungen für Erreichung dieses Zieles so günstig und dieses gleichzeitig so erstrebenswert, wie im Unterricht im Deutschen in der amerikanischen Schule. Wenn je zwei Völker innige Beziehungen zueinander pflegen sollten, so sind es Deutschland und die Vereinigten Staaten. Dem Deutschamerikanertum aber wird es zur besonderen Pflicht, das Mittel dazu, die gründliche Erwerbung der deutschen Sprache wieder fest in die Hand zu nehmen. Der deutsche Sprachunterricht, der unter solchen Gesichtspunkten getrieben wird, sollte vorbildlich für den fremdsprachlichen Unterricht der ganzen Welt sein.

Madison. Max Griebsch.

NEUERE UND NEUE ARBEITEN ÜBER AMERIKANISCHES ENGLISCH.

So lange auch der Streit um das amerikanische Englisch schon dauert, erst in den letzten Jahren mehren sich Werke über den Gegenstand, die durch Fülle der Beobachtungen oder Gründlichkeit der Betrachtung das schwere Problem über die Höhe einer mehr oder minder leidenschaftlichen Polemik interessierter Liebhaber hinauszuheben und mit der Sachlichkeit einer wissenschaftlichen Frage zu erörtern suchen.

In der Kolonialzeit war es selbstverständlich, daß die Sprache des Mutterlandes auch der Siedlung Muster und Vorbild war; als aber die politische Unabhängigkeit errungen war, da suchte man auch die Umgangssprache des neuen Staatengebildes irgendwie als etwas Selbständiges zu kennzeichnen, und Noah Webster (1758—1843), der nachmalige Verfasser des bekannten "American Dictionary of the English Language" (1828), begründete bald nach dem ersten Revolutionskriege eine kurzlebige „Philologische Gesellschaft" (1788), die unter anderem den Zweck hatte, das koloniale Englisch als "Federal English" zu einer neuen demokratischen Würde zu erheben. Um diese Zeit (1784) entstand auch das Wort „Amerikanismus" zur Bezeichnung der sprachlichen Besonderheiten des amerikanischen Englisch. Schon 1816 konnte der Bostoner Jurist John Pickering das erste verdienstliche Wörterbuch von Amerikanismen („A Vocabulary or Collection of Words and Phrases which have been supposed to be peculiar to the U. S. of A.") erscheinen lassen. Die Empfindlichkeit der Engländer aber ließ all den wirklichen und vermeintlichen Spracheigentümlichkeiten der ungetreuen Kolonien meist nur abweisenden Spott oder Geringschätzung zuteil werden, und andererseits fanden sich auch in den Vereinigten Staaten genug Leute, besonders solche mit gelehrter Bildung, die Aussprache, Wortformen und Wortschatz der amerikanischen Gemeinsprache am Maßstabe des Schulenglisch maßen und als „unkorrekt" oder „vulgär" empfanden und verurteilten.

Ein wichtiger Schritt zur objektiven Erforschung amerikanischer Sprachformen wurde getan, als der Harvarder Philologe

und bekannte Balladenforscher J. J. Child am 19. Februar 1889 die "American Dialect Society" zusammentreten ließ, deren "Dialect Notes" bis jetzt auf fünf Bände angewachsen sind[1]). Eine zweite Zeitschriftenveröffentlichung trat unlängst (Oktober 1925) in Baltimore an die Öffentlichkeit; es ist dies "*American Speech*", eine von Louise Pound, Kemp Malone und A. Kennedy herausgegebene Monatsschrift, die in einer für die Allgemeinheit berechneten Weise sprachliche Fragen des amerikanischen Englisch erörtert und in einigen ständigen Rubriken fortlaufend über die neuesten amerikanischen Sprachschöpfungen und Sprachdummheiten berichtet[2]). Ein großes, zusammenfassendes Wörterbuch amerikanischer Ausdrücke ist Richard H. Thornton, "An American Glossary", 2 Bde., Philadelphia und London, 1912, das allerdings dem neuesten Wortschatze weniger gerecht wird.

Die oben erwähnte Neigung von Engländern und gewissen Amerikanern, die amerikanische Sprachform als etwas Minderwertiges zu empfinden, hat seit langem eine mächtige Gegenbewegung ausgelöst, die, wie auf anderen Gebieten des amerikanischen Geisteslebens, auch hier, in sprachlichen Dingen, die verhältnismäßige Unabhängigkeit und selbständige, neuschöpfende Kraft des amerikanischen Volkstums behauptet. Der bedeutendste Vertreter dieser Gegenbewegung ist heutzutage H. L. Mencken, der in seinem großen Werke "The American Language" (1. Aufl. New York 1919, 2. Aufl. 1921, 3. Aufl. 1923) der amerikanischen Gemeinsprache ein bleibendes Denkmal gesetzt hat[3]). Mencken schrieb als Nichtphilologe für Nichtphilologen: kein Wunder, daß manche seiner Ausdrücke und Anschauungen vor dem sprachgeschichtlich Geschulten nicht bestehen konnten. Einige besonders wichtige Berichtigungen und Ergänzungen zu Menckens Buch hat Wilhelm Franz in einem Aufsatze „Amerikanisches und Britisches Englisch", Kluge-Festschrift, Tübingen 1926, S. 29—39 geboten. Er weist u. a. auf die Wurzeln hin, die das heutige Amerikanische auch in den englischen Dialekten hat, hebt gleichlaufende Tendenzen im amerikanischen und britischen Sprachleben hervor und gibt insbesondere für den Typus des vulgäramerikanischen Präteritums "*I seen*" die richtige psychologische und historische Erklärung. Die englische einfache Präteritalform *I saw* wird durch die analytische Perfektform *I have seen* ersetzt und daraus entwickelt sich über verschiedene satzphonetische Kürzungsformen (*I've seen* > [aie se:n] schließlich *I seen*.

---

[1]) Vorhanden in der Gießener Universitätsbibliothek.

[2]) Vorhanden in der Gießener Seminarbibliothek. In einer der letzten Nummern wurde z. B. gemeldet, daß ein findiger amerikanischer Friseur den Ort, wo er die Bubiköpfe behandelt, kühn „*bobateria*" nannte (von "*to bob one's hair*", die Haare kurz schneiden).

[3]) Über dieses Buch habe ich in einer ausführlichen Besprechung im „Literaturblatt für germ. und roman. Philol." 44 (1923), Sp. 169 bis 174 berichtet; allgemeine Gesichtspunkte, besonders im Verhältnis zu konservativeren Tendenzen, wie sie u. a. bei Brander Matthews zum Ausdruck kommen, bietet meine „Amerikanische Prosa", Leipzig 1926, S. 32f. Das Prädikat „ausgezeichnet" für Menckens Buch erscheint mir auch jetzt noch, nach neuerlicher Vornahme des Werkes, als durchaus angemessen. [Anders K. Brunner in N.-Spr. 35 (1927), S. 225].

Menckens stärkste Seite ist eine ungeheure Fülle verläßlichen Materials. Aber für den, der dem Gegenstande ferner steht und dem es nur auf die Hauptlinien ankommt, in denen Mencken die „amerikanische Sprache" dahinschreiten läßt, genügt eine verständnisvolle Auswahl schlagender Beispiele, in schärferer Gliederung und strafferer Durcharbeitung. Es war daher ein glücklicher Gedanke des deutschen Anglisten H. Spies, Menckens Buch einer kürzenden Umarbeitung und Übersetzung zu unterziehen, die die charakteristische Frische des Originals beibehält, seine reiche Dokumentation stets erkennen und dabei das Ganze in wissenschaftlich einwandfreier Formulierung erscheinen läßt. Menckens Werk enthält in zweiter Auflage (die etwas vermehrte dritte Auflage ist mir nicht zugänglich) XVII und 492 Seiten in Großoktav (S. 388 bis 492 Anhänge, Bibliographien und Register). Die deutsche Bearbeitung Mencken-Spies, *„Die amerikanische Sprache (Das Englisch der Vereinigten Staaten)"*, B. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1927 [5,60 RM. geheftet, 7 RM. gebunden], ist VIII und 176 Großoktavseiten stark. Davon fallen auf den Text 141 Seiten, das übrige sind Anmerkungen (S. 142—147, leider in übermäßig kleinen Typen gedruckt), ein Wörterverzeichnis der behandelten Amerikanismen mit Sacherklärung, für das cand. phil. Joh. Schmidt verantwortlich zeichnet (S. 148—171), und ein Namen- und Sachregister (S. 172—176). Trotz dieses stark gekürzten Umfangs ist es geradezu erstaunlich, wieviel wertvolles Material Spies durch geschickte Auswahl und zweckmäßige typographische Anordnung in seine Bearbeitung aufnehmen konnte und wie sein sicheres sprachgeschichtliches Wissen und Empfinden ihn das wirklich Wesentliche herausgreifen ließ. Kein Wunder, daß Mencken selbst von dieser Leistung so befriedigt ist, daß er nun eine Rückübersetzung dieser verkürzten Bearbeitung ins Englische anstrebt.

Ich lasse einige ergänzende Bemerkungen folgen, die für kommende Neuauflagen vielleicht von Nutzen sein können. Zur Bibliographie: Als wichtiges Werk über die amerikanische Aussprache ergänze J. S. Kenyon, *American Pronunciation*, Ann Arbor, Mich., 1924 [vgl. darüber unten], sowie die Zeitschrift *American Speech* (vgl. oben). — Zu Anm. 4: Es wäre ein Hinweis auf den französischen und deutschen Sprachatlas angebracht. — S. 4, 1. Anm. geht das Zitat von Marsh unversehens in Menckens nicht übersetztes Englisch über. Ähnliche Nicht-Übersetzungen stören auch in Kap. IV, z. B. S. 55, 56, 58; ferner S. 108 ein Zitat, das dem deutschen Durchschnittsleser kaum verständlich sein dürfte. — S. 5. besser "*the* cultivated speech" als „*die*". — S. 6. Der englischen Frage "Ought American to be taught in our schools?" ist jetzt für deutsche Handelsschulen der gleiche Wunsch gegenüberzustellen (vgl. Hugo Dietze, *Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts an Handelsschulen*, Leipzig 1927, S. 71—72). — S. 15. am. "*rough-house*" ist wohl besser mit „Lärmen, lautes, flegelhaftes Benehmen" zu geben als mit „Verwirrung" (desgl. im Glossar); "*to fly off the handle*" (S. 30) heißt wohl meist „in Wut geraten", „aufgeregt, nervös werden". — S. 16: Zu "Johnsonese" vgl. Krapp, *The English Language in America*, I 281 u. ö. — S. 18: „positivistische Gelehrte" ist doch eine recht freie Übersetzung für "grammarians"; aber Spies zählt Mencken der „idealistischen Richtung" bei (vgl. Vorwort). — S. 21 A und Glossar: "*buttinski*": 'one who interferes with the business of others', wird nur verständlich durch den slang-Ausdruck, von dem das Wort abgeleitet ist:

'*to butt in*', sich einmischen, eindrängen (zu engl. *to but(t)*, mit dem Kopf (oder den Hörnern) stoßen. — S. 26: Zu *Santa Claus* vgl. auch Krapp, II 44; desgl. zu S. 33: ib. I, 53f. über die schwierige Frage der Heimat der ersten englischen Ansiedler. — S. 34: '*codfish-aristocracy*' wäre in den Anmerkungen begrifflich und geschichtlich zu erklären; der Hinweis auf Mencken befriedigt nicht. — S. 35: Die Darstellung Menckens, als ob der "nasal twang" gewissermaßen erst mit dem Nationalgefühl zu Jacksons Zeit sich herausgebildet habe, ist doch recht mißverständlich; vgl. Krapp, II, 13f., 23. — S. 38—39 (über das amerikanische Nationalgefühl): ein gutes Beispiel, wie Spies den Ton Menckens mit Kritik zu dämpfen weiß. Dagegen bezweifle ich, ob S. 40 der Zusatz „und damit alles Schöne und Gefühlvolle" (nicht so bei Mencken[2]) im Sinne der Menckenschen Auffassung des Puritanismus ist. — S. 42 u. ö. könnte der Ausdruck 'back-formation" nicht besser und ohne Mißverständnis mit „Rückbildung" gegeben werden? — S. 43: "*true blue*" als Amerikanismus erfordert einige Erklärung; denn in der Bedeutung „echt" ('true blue Protestant', usw.) ist es doch auch im Englischen häufig. — S. 44: *gumshoe* ist wohl sicher Lehnübersetzung aus 'Gummischuh', ebd. 'range' ist wohl kaum in der angegebenen, etwas ausgefallenen geographischen Bedeutung beabsichtigt, sondern eher '*gas-range*' = 'Küchengasofen'. — S. 45: Daß Mrs. Bloomer die betreffenden Kleidungsstücke (eine Art Pyjamahose mit weiter Bluse) tatsächlich erfunden oder getragen hat, ist geschichtlich erwiesen. — S. 48: *cinqua* (span.) ist Druckfehler für *cincha* ('Sattel)gurt'. — S. 44 und 46: '*carpet-bagger*' wird doch nur im politischen Sinne gebraucht. — S. 48: *to ante up* ist Poker-Ausdruck; die Bedeutung ist meist: 'seinen Einsatz machen', 'Geld setzen auf' (vgl. meine *Amer. Prosa*, S. 149, Z. 37). — S. 50: Der irische Einfluß in Wendungen wie *a-riding* scheint mir etwas zweifelhaft; vgl. Franz a. a. O. und Krapp II 268 mit frühen Belegen. — S. 50 Anm. Unter 'skiddo' versteht Mencken wohl nicht den Vogel „Seetaucher", sondern das rätselhafte Zeitwort „sich aus dem Staube machen", das S. 45 Anm. als '*skedaddle*' angegeben ist (eine andere Nebenform ist *skaddle*, vgl. *Amer. Prosa*, S. 170, Z. 13). — S. 57: "*initiative, referendum, recall*" sind, streng genommen, keine „Wahlausdrücke", sondern wichtige Teile des Parteiprogramms radikaler Demokraten (vgl. *Amer. Prosa*, S. 14). — S. 59, vorletzte Zeile: 'Amerikaner' ist störender Druckfehler für 'Engländer'. — S. 60, Z. 7: Der deutsche Einfluß bei der musikalischen Terminologie darf wohl bestimmt angenommen werden (ebenso wie S. 81 für manche der adverbialen Fügungen). — S. 62: zu *some* vgl. Franz, a. a. O. — S. 67: zu '*darn*': vgl. Krapps (I 118f.) interessanten Versuch, das Wort mit ae. *dierne*, me. *derne* zusammen zu bringen. — S. 75: „Furcht vor der Waffe": die Wendung in diese Wiedergabe kaum verständlich. — S. 78: Zu 'shall' und 'will' auch Krapp II 264f. — S. 90: Die wichtigen Intonationsunterschiede des britischen und amerikanischen Englisch sollten einmal experimentell oder durch genaue akustische Untersuchung dargetan werden. — S. 92: "*jimmy* (eines Einbrechers)" versteht nur, wer weiß, daß *jimmy* (engl. auch *jemmy*) 'Brechstange' bedeutet. — S. 107, 109: Wer ist Joseph Jacobs? Wer sind die Verfasser von 'Chimmie Fadden' und von 'David Harum' [das letztere von E. N. Westcott]? — S. 114: die Auffassung des „Eindringens des Part. Perf. ins Präteritum" ist im Sinne von W. Franz (vgl.

oben) zu verstehen. — S. 120: Die „Nivellierung" der Vokale ist besonders auch dadurch charakterisiert, daß für engl. [ei], [ou] der diphthongale Charakter stark reduziert ist. — S. 125: Zu den amerikanischen Doppelnamen vgl. die interessanten Ausführungen Krapps I, Kap. III. — S. 133: *flapper* 'Backfisch' ist ursprünglich unbestreitbarer Britizismus; vgl. Mencken[3], S. 364A. — S. 134: Daß zwischen Slang und Standessprachen ein unmittelbarer Zusammenhang besteht, ist an den sich gegenwärtig herausbildenden Slangausdrücken der rasch wachsenden, gesellschaftlich wichtigen Negerkolonie in Harlem, einem nördlichen Stadtteil von New York, zu beobachten. Als Verbreitungsweg spielt hier wie in ähnlichen Fällen neben der Presse auch die Erzählungsliteratur eine wichtige Rolle. Vgl. etwa Carl van Vechtens "*NiggerHeaven*" (New York 1926) mit seinem üppigen Konversationsslang, zu dessen Verständnis S. 285—286 ein "Glossary of [50] Negro Words and Phrases" beigegeben ist.

Auf die Sonderprobleme der amerikanischen Aussprache des Englischen geht das mir leider unzugängliche Buch von G. P. Krapp, *The Pronunciation of Standard English in America*, Oxford University Press, New York 1919, ein. Ein neueres Werk über denselben Gegenstand ist die in Deutschland anscheinend wenig gekannte Veröffentlichung von Professor John Samuel Kenyon, Ann Arbor, Michigan 1924 (G. Wahr, Publisher), VII und 200 Seiten. Das Buch ist vor allem als Schulbuch gedacht, für den phonetischen und Aussprache-Unterricht in amerikanischen Colleges. Es ist besonders deshalb interessant, weil die hier zugrunde gelegte Norm, die Aussprache des Verfassers, die Lautgebung des heute maßgebendsten Landstriches ist, des Mittelwestens, oder, wie der Verfasser sagt, "the cultivated pronunciation of his own locality — the Western Reserve of Ohio". Diese Aussprache ist ihm typisch für "the speech of the North", d. h. für jenen weiten Landstrich, der sich vom Staate New York bis herunter nach Philadelphia und westlich landeinwärts erstreckt. Von dieser nördlichen Redeweise unterscheidet der Verfasser dann noch die Sprache des Ostens (in der Hauptsache Neuengland) und der Südstaaten. Die Beschreibung der Laute ist besonnen und zuverlässig; feinere Intonationsfragen sind leider unberücksichtigt gelassen.

Schreibt Mencken als Nichtphilologe, mit Temperament und frischer Unbekümmertheit, unbeschwert von allzuviel historischer Sprachbetrachtung (mit Ausnahme der trefflichen geschichtlich-soziologischen Behandlung des amerikanischen Wortschatzes), so steht das wissenschaftlichste aller Bücher, das über das amerikanische Englisch bis jetzt erschienen ist, vorwiegend auf geschichtlich-deskriptivem Boden. Professor George Philip Krapp, der treffliche Anglist der Columbia-Universität, hat in seinem monumentalen, zweibändigen Werke "*The English Language in America*" (The Century Company; For the Modern Language Association of America, New York 1925, für Europa: Oxford University Press (Humphrey Milford) London; XV und 377 S., V und 355 S.) mit dem Rüstzeug des Philologen eine Arbeit geleistet, die über den geschichtlichen Verlauf gewisser Abschnitte in der amerikanischen Sprachgeschichte so erschöpfend Auskunft gibt, als das bei den zurzeit vorhandenen Mitteln überhaupt möglich ist. Es behandelt vor allem die allgemeine Entwicklung dessen, was er den "Standard Speech" nennt, d. h. die Sprache des gebildeten Amerikaners, und während Mencken, als radikaler Vertreter jener

oben angedeuteten Gegenbewegung, im "Common Speech", in der Vulgärsprache, das typische Amerikanisch erblickt, steht Krapp auf einem neutralen (vielleicht würde Spies sagen: „positivistischen") Standpunkt. Es ist ganz im Sinne von W. Franz, wenn Krapp in seinem Vorwort schreibt: "This history was not written to cover a special plea for a distinctive American language, illiterate or otherwise. On the contrary, the author feels, as every disinterested student of American English must feel, that historical study brings American English into a closer relation to the central tradition of the English language than is commonly supposed to exist by those who have not looked at English in America from the historical and comparative angle. At various times of heated sentiment, attempts have been made to manufacture tradition, to construct a peculiar American language where none existed ... Most frequenty the genuine American language has been supposed to be a speech markedly different from the standard English of cultivated conversation or the body of English literature — in short a popular and more or less illiterate dialect. But why popular speech should be considered more genuine, more essentially American, than standard speech it is difficult to see."

Der Gang von Krapps Darstellung, die vielleicht durch straffere Zusammenfassung an Anschaulichkeit noch gewonnen hätte, ist kurz folgender. In einem Abschnitt "The Mother Tongue" werden alle formativen Einflüsse gekennzeichnet, die bei der Entstehung der amerikanischen „Muttersprache" mitgewirkt haben, wobei insbesondere die Rolle Neuenglands hervorgehoben wird. Bei aller Übereinstimmung des Wortschatzes bildeten sich allmählich drei große phonetische Haupttypen auf dem amerikanischen Sprachgebiete heraus, die Krapp als den östlichen (i. e. neuenglischen), den südlichen, und den westlichen oder allgemeinen Typus unterscheidet[1]). Die Bedingungen, unter denen diese drei Typen entstanden, sind wesentlich soziologischer Art, und es ist bezeichnend, daß der geschichtlich jüngste, der westliche, heutzutage als „allgemeiner" bezeichnet werden darf. Auf Grund der wenigen vorhandenen Vorarbeiten wird dann gezeigt, wie verwickelt das Verhältnis der modernen englischen Mundarten zu ihren vermuteten Reflexen im Amerikanischen ist, und die allgemeine sprachliche Lage Amerikas wird zu der Deutschlands mit seiner Schriftsprache und seinen Dialekten in Parallele gesetzt — Im 2. Kapitel, "Vocabulary" betitelt, legt Verfasser großes Gewicht auf die amerikanische und britische sprachliche Gemeinsamkeit, die er in "the central character or idea of the English language" findet. „Die englische Sprache", das ist der Oberbegriff, dem sich unleugbar das amerikanische und das britische Englisch einfügen, und bei solcher Betrachtung sind wertbetonte Vergleiche fehl am Ort; die leidenschaftslose, historische Beobachtung tritt in ihre Rechte. Auch die viel umstrittenen „Amerikanismen" verlieren an Gefühlsbetonung (Krapp bringt hier auch einige ausführliche Einzeluntersuchungen), und der Mann der Wissenschaft erschaut im Geiste ein großes amerikanisches Wörterbuch, das als Ergebnis der Zusammenarbeit vieler nicht nur einzelne Wörter, sondern zusammenhängende Sätze für die bessere Beurteilung der

---

[1]) Dieser „allgemeine" Typus entspricht also Kenyons "speech of the North" (vgl. oben).

Bedeutungsverschiebungen enthalten solle[1]). — Das immer anziehende Kapitel der "Proper Names" findet auch bei Krapp eine eingehende Darstellung, wobei u. a. die bekannten Bezeichnungen *Jonathan*, *Uncle Sam*, *Yankee* und *Dixie* aufs neue untersucht werden. Als Desideratum stellt sich hierbei heraus einerseits ein großes, für wissenschaftliche Zwecke brauchbares Ortsnamenlexikon und andererseits ein ebensolches Nachschlagebuch für amerikanische Familienanmen. — Besonders sauber gearbeitet und an neuen Ergebnissen reich erscheint der Abschnitt "Literary Dialects", wo Krapp in exakter philologischer Methode nachweisen kann, daß die einzelnen literarischen Dialektdenkmäler (*Biglow Papers* für den Osten, *Pike County Ballads* für den Südwesten, eine Erzählung von J. Ch. Harris für den Süden, Bret Harte für den Westen) im Grunde nur allgemeines oder vulgäres Umgangsamerikanisch mit einigen lokalen Wörtern und Aussprachen enthalten, so daß auch hier die These von der großen Einheitlichkeit des amerikanischen Sprachgebiets sich wieder bewahrheitet. Besonders eingehend werden dann die Negerdialekte der Baumwollen- bzw. der Reisplantagen untersucht. Bei der ersten Gruppe ist das Resultat fast das gleiche wie oben, bei den letzteren, den sog. Gullahdialekten, ergibt sich ein dem Pidgin-Englischen verwandter Sprachtypus. — Das große Kapitel über „Style", das u. a. gewisse literarische Typen der Vereinigten Staaten in ihrer geschichtlichen Abfolge soziologisch erfaßt, stellt (in glücklichen Übereinstimmungen mit Folgerungen, die sich jedem Beobachter aus Mencken ergeben,) als grundlegenden Unterschied zwischen englischen und amerikanischen literarischen Stil heraus, daß die britische Schreibweise "*structural*", d. h. architektonisch, ist: "In British writing the thought and its expression are considered as elaborated together into a compact and mutually dependent unity which gives to this writing a kind of organic architectural character" (S. 275, Bd. I). Der amerikanische Stil dagegen ist uneinheitlicher, unruhiger, unausgeglichen: "American style, on the contrary, rests not upon a basis of structural organisation, but is more a matter of points, of successive brilliant moments, of verbal ingenuities and surprises." —Zwei kürzere Abschnitte über "American Spelling" und "American Dictionaries" beschließen den ersten Band. Der zweite Band enthält im wesentlichen eine auf umfassenden Einzelstudien fußende historische Beschreibung des amerikanischen Lautstandes, wobei die Schreibungen der ältesten amerikanischen Urkunden und alter privater Aufzeichnungen, die Reime des 17. und 18. Jahrhunderts und die spärlichen Grammatikerzeugnisse systematisch

---

[1]) Inzwischen hat die University of Chicago einen solchen Plan näher ins Auge gefaßt, und H. Craigie, einer der Redakteure des NED, ist bereits daran, die nötige Organisation in die Wege zu leiten; vgl. Mencken-Spies, S. 3. — W. A. Craigie veröffentlicht soeben als "Tract No. XXVII" der S. P. E. (Society for Pure English) eine kurze, aber inhaltsreiche Schrift "*The Study of American English*" (Oxford, Clarendon Press 1927). Tract No. 24 (Oxford 1926) enthält eine lange Liste erläuterter amerikanischer Slang-Wörter, die Prof. F. Newton Scott aus den Werken von Sinclair Lewis ausgezogen hat; wir lernen daraus, daß "*Babbit*" in der englischen Ausgabe mit einem Slang-Glossar ausgestattet wurde! Einige Ergänzungen zur Liste Scotts bietet Tract No. 27, S. 217—219.

ausgebeutet werden. Folgende Schlußfolgerungen werden zusammenfassend aufgestellt (S. 28f.)

1. Die Besonderheiten der amerikanischen Aussprache stellen sich im allgemeinen als Überbleibsel älterer Sprachgewohnheiten dar, die in irgendeinem englischen Dialekt oder Sprachgebiet zu finden waren oder noch zu finden sind.

2. Der östliche Typus des amerikanischen Englisch steht dem Südenglischen näher, der westliche oder allgemeine Typus steht dem Nordenglischen näher.

3. Die vorhandenen Ähnlichkeiten beruhen nicht auf bewußter Nachahmung durch die Amerikaner, sondern auf gemeinsamer Grundlage.

4. Viele Eigentümlichkeiten, die jetzt besonders als charakteristisch für den südlichen amerikanischen Typus empfunden werden, sind ältere, früher auf einem weiteren Gebiete der Vereinigten Staaten verbreitete Sprachgewohnheiten.

Nach der ausführlichen Darstellung des amerikanischen Lautsystems wird der zweite Band von einem kurzen Kapitel über "Inflection and Syntax" geschlossen, das einige Einzelpunkte aus Formenlehre und Syntax behandelt unter dem Gesichtspunkte, daß auch hier nur ganz wenige Eigentümlichkeiten mit Sicherheit auf fremdsprachliche, außerenglische Einflüsse zurückzuführen seien. Eine umfangreiche Bibliographie, die auch die besprochenen literarischen Werke umfaßt, nebst Registern und Wörterverzeichnis beschließt das solide Werk, von dem wir nur wünschen möchten, daß ihm bald ein ähnlich umfang- und aufschlußreicher Nachfolger auf syntaktischem Gebiete erstehen möge.

Wir Anglisten aber, die wir lebendige und nicht tote Sprachforschung betreiben, freuen uns, daß das Problem der „amerikanischen Sprache", von so verschiedener Seite angefaßt, wie Mencken und Krapp es tun, sich allmählich zu lichten beginnt und daß an diesen Studien auch deutsche Gelehrte wie W. Franz und H. Spies so verdienstlichen Anteil nehmen. Die meisten von uns werden freilich aus diesem neuen Fache nicht so sehr Einzelkenntnisse schöpfen wollen, die uns nur mittelbar berühren können, wir alle aber dürfen daraus große, grundsätzliche Erkenntnisse ableiten, die uns den ewig jungen, geistigen Vorgang der „Sprache" erhellen und aufs neue die Wechselwirkung von Sprache und Gesellschaft erhärten.

Gießen. Walther Fischer.

NOCH EINIGES ZUR FRAGE DER „ERLEBTEN REDE".

In der 1926 erschienenen Studie von *Marguerite Lips «Le style indirect libre»* Payot, Paris, sagt die Verfasserin, daß ich Bally Dummheiten unterschiebe, die ich allein ausgedacht hätte[1]). Ich will

[1]) «C'est faire dire à d'autres des bêtises qu'on est seul à imaginer» S. 112. Es handelt sich um folgendes: Bally wollte in seinem Aufsatz: «Le style indirect libre» G. R. M. 1912, und er will es auch heute noch, die französische E.R. (Erlebte Rede = style ind. libre) aus der indirekten Rede ableiten: «il disait qu'il était malade» > E.R. «il était malade». Diese Ableitung würde die Zwischenstufe voraussetzen: il disait (qu') il était m. = dtsch. „er sagte, er sei krank". Die Unmöglichkeit auch von einer solchen Zwischenstufe aus eine Brücke zu E. R. «il était malade» zu schlagen, hielt ich durch deutsch

der streitbaren Dame diese Kratzwunde nicht weiter übel nehmen, da sie — was löblich ist — für ihren Lehrer eine Lanze bricht. Freilich ist aus der Arbeit schwer zu ersehen, wer eigentlich spricht, ist es Fräulein Lips, oder ist es Herr Bally selbst? Aus Sprache, Denkweise, Auffassung, Methodik läßt sich kein Aufschluß gewinnen. Und Bally wird nicht nur fortlaufend zitiert, er ergreift zwischendurch auch persönlich das Wort. Um keinem Unrecht zu tun, wollen wir daher in der Besprechung uns des Sigels LB. oder BL. (Bally-Lips) bedienen.

Der Wert der Arbeit beruht auf dem reichen Material, das sie zur Beurteilung der „Erlebten Rede" (E. R.) beisteuert. Aus Lafontaine, der sie bekanntlich mit voller Meisterschaft handhabt, werden weitere Belege beigebracht. Sonst vermögen LB. aus dem klassischen Zeitalter nur vereinzelte Spuren von ihr bei Ch. Perrault und Boileau nachzuweisen. Interessantere Ergebnisse bringt die Untersuchung der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Hier war noch eine Lücke auszufüllen. Die Vermutung in meiner Studie „Die Erlebte Rede" 1921 („E. R."), daß einer Zeit nüchternen Denkens ein Stilmittel, das beim Erzähler und Leser lebhafte Phantasiebetätigung voraussetzt, fremd sein werde, findet sich bestätigt. In der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts taucht die E. R. nur in einem Sonderfall auf, nur in Ich-Romanen (Marivaux: Vie de Marianne, Prévost: Manon Lescaut), also Erzählungen, in denen der Dichter eine Person ihre eigenen Erlebnisse erzählen läßt. Hier fühlt sich der Schriftsteller mit der Ich-Person der Erzählung eins, er erlebt unmittelbar selbst alles mit, er sieht sich mit einem dédoublement du moi selbst auf der Bühne, wohnt seinem eigenen Handeln und Leiden bei und hört sich selbst reden und denken. In ER-Erzählung, bei der sich der Schriftsteller mit dem sprechenden Menschen seiner Erzählung nicht identisch fühlt, s. „E. R." S. 12, 13, trifft man die E. R. erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an, bei Diderot, Rousseau und vor allem bei Marmontel, der sich ihrer ebenso gern und ebenso sicher bedient wie hundert Jahre vor ihm Lafontaine. Dabei ist sich Marmontel der Eigenart und der Vorzüge dieser Darstellungsart bewußt. Sie gestatte ihm, wie er sagt, de supprimer les «dit-il» et les «dit-elle» du dialogue vif et pressé». Ferner meint er: «Cette manière de rendre le récit plus rapide n'est pénible qu'au premier instant: dès qu'on y est accoutumé, il fait briller le talent de bien lire», also man gewöhne sich bald an die Neuheit, und sie gebe dem Vorlesenden Gelegenheit, seine Kunst an den Tag zu legen. Dies ist richtig: Der Vortrag der E. R. ist eine Kunst, da sie belebt ist und daher belebt, erlebt vorgelesen werden muß. Marmontel tut aber noch einen weiteren bedeutsamen Ausspruch, aus dem hervorgeht, daß er auch den psychologischen Ursprung der E. R. erkannt hat: «Quand je fais parler mes personnages, tout l'art que j'y emploie est d'être présent à leur entretien et d'écrire ce que je crois entendre». Dies war und ist auch meine Deutung der Entstehung der E. R., und ich habe zur Stütze meiner Auffassung in meiner Studie die

---

„er sagte, er *sei* krank" gegenüber E.R. „er *war* krank" für erwiesen. Daß «il disait il était malade» nicht französisch ist, daß es, wie Fräulein Lips sagt, du petit nègre wäre, war ich mir natürlich wohl bewußt. Gründen sich doch meine „formalen" Bedenken gegen die Ballysche Theorie gerade auf der Tatsache des *Fehlens* dieser Zwischenstufe.

Aussage von Taine angeführt, daß der echte Dichter sich zu seinen Personen wie ein Zuschauer und Zuhörer verhalte: «ils parlent et il les écoute» und weiterhin eine entsprechende Äußerung von O. Ludwig, s. «E. R.» S. 12 u. 14. Die passive Haltung des Schriftstellers wird auch von Thackeray bezeugt. Er sagt, daß er seine Personen nicht kontrolliere und oft selbst erstaunt sei über ihre Gesten und Reden. Und dasselbe sagt auch Flaubert in einem Briefe an seinen Freund E. Feydeau: «Tu verras comme tes personnages parleront bien, du moment que tu ne parleras plus par leur bouche. Tu t'amuseras trop avec eux. Voilà tout le secret.» Die genannten Schriftsteller sind nun, von dem rein verstandesmäßig eingestellten Taine abgesehen, auch gerade diejenigen, die von der E. R. den reichlichsten Gebrauch machen: Marmontel, Thackeray[1]), Ludwig, Flaubert.

LB., denen ich die obigen Aussprüche von Marmontel und Flaubert entnehme, verfolgen darauf die E. R. weiter in die Romantik. Sie finden sie schon bei Chateaubriand, Mme de Staël, B. Constant, dann bei bei V. Hugo, Vigny, Nodier, G. Sand, Mérimée, Stendhal, Balzac, Dumas Père. Im romantischen Roman ist sie, wie ich schon in meiner „E. R.“ feststellte, so recht zu Hause. Aber auch Flaubert bedient sich ihrer und in besonders starkem Maße, woraus sich schließen läßt, daß es bei ihr weniger auf subjektive oder objektive Einstellung ankommt als auf die Stärke der Einbildungskraft. Über Zola hinaus, der vom style indirect libre geradezu besessen sei, wird die Untersuchung — leider — nicht fortgeführt.

Mit der Analyse der Belegstellen durch LB. bin ich im großen und ganzen einverstanden. Offenbar ist, was sie grammatisch als style ind. libre bezeichnen, dieselbe Erscheinung, die ich, psychologisch, als E. R. ansehe. Einige Fälle, in denen wir in der Auslegung nicht übereinstimmen, werden im Verlauf der Besprechung erwähnt werden. Nur ein Fall sei gleich vorweggenommen. Zu der Stelle aus Flaubert, Trois Contes, S. 33: «Mme Aubain, qui comptait les mailles d'un tricot, le posa près d'elle, décacheta la lettre, tressaillit, et, d'une voix basse, avec un regard profond: C'est un malheur ... qu'on vous annonce. Votre neveu ... il était mort. On n'en disait pas davantage. Félicité tomba sur une chaise,» äußern sich LB. wie folgt: «Les paroles de Mme Aubain n'ont d'autre but que d'annoncer cette mort: pourquoi donc Flaubert l'exprime-t-il par l'indirect libre? Ici un facteur nouveau entre en jeu: c'est malgré elle que la maîtresse apprend à sa servante le sort de son neveu; elle cherche à atténuer l'effet de cette nouvelle et Flaubert rend délicatement cette hésitation par l'emploi de l'indirect libre.» Es soll «il était mort» eine Aussage von Mme A. sein?! Ihre letzten Worte sind doch offenbar «votre neveu ...» Sie sagt nichts mehr und sie braucht nichts mehr zu sagen, da die Anwesenden schon aus dem Eindruck, den der Brief auf sie macht, «elle tressaillit»

---

[1]) Beim ersten Blick in die Vanity Fair stoße ich auf „erlebte Rede“ S. 485: «The poor mother was fain to content herself with these selfish demonstrations of attachment, and tried to convince herself how sincerely her son loved her. *He must love her. All children were to: A little anxious for novelty and — no, not selfish, but self-willed. Her child must have his enjoyments and ambition in the world. She herself, by her own selfishness and imprudent love for him, had denied him his just rights and pleasures hitherto.*»

und aus ihrer ernsten, stockenden Sprechweise, aus der Erwähnung, daß es sich um ein Unglück handle, die Tatsache entnehmen: er ist tot! Dies «il était mort» ist ein in E. R. wiedergegebener Denkakt der beiden Personen, zu denen Mme A. spricht. In meiner Ausgabe der Trois Contes (Fasquelle) ist auch dementsprechend S. 46 gedruckt: «C'est un malheur . . . qu'on vous annonce. Votre neveu . . .» und dann in einer neuen Zeile: Il était mort.

In dem Kapitel «Historique des recherches sur le style ind. libre» S. 220ff. wird von Frl. L. — denn hier wird sie es hoffentlich allein sein — behauptet, daß Bally im Jahre 1912 in seinem ‚Le style ind. libre' «un procédé de grammaire inconnu» behandelt habe. Dies ist nicht richtig. Wohl war Bally damals, weil er alle früheren Untersuchungen dieser sprachlichen Erscheinung nicht kannte, selbst der Ansicht, etwas ganz Neues entdeckt zu haben. Wie kann aber Frl. L., die selbst als Vorläufer Ballys Behaghel 1877, 1899, Tobler 1894, Kalepky 1899, Herdin 1905 zitiert, dies heute noch behaupten?? — Nein, Ehre wem die Ehre gebührt! Unrichtig ist ferner: «M. Lorck a utilisé la thèse de doctorat de Mlle G. Lerch.« Auch ich habe erst 1922, ein Jahr nach meiner „E. R.", diese Arbeit in dem Auszug der Festschrift für Vossler kennen gelernt. Im übrigen deckt sich das, was G. Lerch als „uneigentliche direkte Rede" bezeichnet, nicht mit dem, was ich unter E. R. verstehe.

Nun aber zum theoretischen Teil! Hier haben wir es offenbar mit Bally zu tun, da unverändert dieselben Ansichten vorgebracht werden, die er schon in seinem Aufsatz von 1912 vertreten hatte. Ich könnte mich daher mit einem Hinweis auf meine Entgegnung in der „E. R." S. 24ff., S. 45ff. begnügen. Doch ist inzwischen etwas Neues hinzugekommen. B. macht mir und mit mir der Münchener Schule, zu der er mich rechnet, den Vorwurf, daß wir genetische und statische Betrachtungsweise der Sprache nicht auseinanderhielten. Dies sei auch der Grund, weshalb wir ihn nicht verstünden, S. 221ff., und ich bin es «qui met le comble à la confusion qu'il faudrait dissiper» S. 108. Schade, daß B. seine Behauptung nicht näher begründet, vielleicht würde ich dann klarer sehen. Wie die Sache aber liegt, kann ich ihm nur das eine zugeben, daß ich ihn in der Tat nicht verstehe. Denn aus seinen neuesten Ausführungen bin ich nicht viel klüger geworden als vordem. Ich laufe daher auch andauernd Gefahr, ihn falsch zu interpretieren und ihm „Dummheiten anzudichten". Doch versuchen wir noch einmal seinen Gedanken gerecht zu werden. Ballys Betrachtungsweise ist statisch, synchronisch. Der *zeitige* Wert, die valeur actuelle, des Imperfekts in: il pensa qu'elle partait ist, wie er richtig sagt, die eines bloßen grammatischen Zeichens, das die Unterordnung des Satzes anzeigt. Dies ist, fügen wir hinzu, auch die heutige Geltung des deutschen Konjunktivs in: er dachte, sie reise ab. Er stellt ferner fest, daß die E. R. heute zu einem fait conventionnel de la langue écrite geworden ist[1]). Auch hiermit bin ich einverstanden. Jedes üblich gewordene, in die allgemeine Sprache, in die langue, aufgenommene Ausdrucksmittel erstarrt zu einem signe linguistique. Dann aber gibt B. selbst zu: «Si actuellement les temps transposés (il pensa qu'elle *partait*, *partirait*) sont des signes de subordination, personne ne doute que ces temps découlent de situations où ils avaient une valeur autonome, soit temporelle

[1]) LB. nehmen an, daß sie schon zur Zeit von Dumas père ein bloßes cliché littéraire war.

comme l'imparfait français, soit modale comme son conditionnel,» S. 41. Soweit gehen wir Hand in Hand.

Wie aber B. auf Grund des status quo die Genesis der betreffenden sprachlichen Erscheinungen deuten will, bleibt mir nach wie vor ein Geheimnis. Er tut dies auf folgende Weise: Den Ursprung des Imperfekts in il pensa qu'elle était partie erklärt er daraus, daß man das Präsens von elle est partie ins Imperfekt „transponiere“, weil man eines Zeichens für die Unterordnung benötige. Wie kann aber das Imperfekt auf diese Weise entstehen, wenn ein Imperfekt schon da ist, vorhanden ist, ein Imperfekt, das früher, woran auch B. nicht zweifelt, temporale Bedeutung hatte ? ? Was die E. R. angeht, so soll sie doppelten Ursprungs sein (s. das Kapitel: Origine du style ind. libre, S. 101ff. u. passim). Sie wäre erstlich daraus hervorgegangen, daß man die Konstruktion für Tatsachenmitteilung, Erzählung, wegen übereinstimmender Merkmale «par changement d'interprétation», «par confusion» für die Darstellung von Rede gehalten habe, und zweitens daraus, daß man, ebenfalls wegen übereinstimmender Merkmale und infolge falscher Auslegung, was indirekte Rede, also Bericht ist, für selbständige Rede der Personen der Erzählung ansehe. Endlich gäbe es im style ind. libre noch etwas (die wirkliche Frage), das sich weder aus der Erzählung noch aus der ind. Rede ableiten lasse. Dies sei aus der direkten Rede entnommen «par voie d'analogie». Es soll also B daraus entstehen, daß man A oder C als B auslegt! Es entstehen Birnbäume, wenn man Äpfel- oder Kirschbäume wegen übereinstimmender Merkmale für Birnbäume hält! Der Vergleich scheint mir auch insofern zutreffend, als die von B. angenommenen sprachlichen Prozesse völlige Metamorphosen im Gefolge haben würden: A und C verwandeln sich in ein ganz anders geartetes B. Ist doch nach Ballys eigener Beschreibung der style ind. abstrakt, monoton, unaffektisch, leblos; der style ind. libre dagegen, der eine bloße Variante des style ind. sein soll, konkret, polyton, affektisch, belebt: «il permet de conserver les exclamations, les intonations, et en général, les procédés expressifs propres au direct».

Diese ganze Entstehungstheorie auf Grund der Verwechslung von Zeichen war und verbleibt mir völlig unverständlich. Sollte aber immer noch «un malentendu qui se perpétue» vorliegen, so bin ich der Belehrung durchaus zugänglich. Auch ich möchte es gern aus der Welt geschafft sehen.

Leider läßt sich aber die Kluft zwischen Bally und mir überhaupt nicht überbrücken, weil wir von Anfang an diametral auseinandergehen. Er will Erscheinungen grammatisch deuten, die nach meiner Überzeugung sich nicht grammatisch, weder statisch noch historisch-genetisch, weder synchronisch noch diachronisch, sondern nur psychologisch erklären lassen.

Sprechen hat nichts mit der Grammatik zu tun, sondern nur das Gesprochene, das Gesagte. Der Sprechende verfügt über die Sprache mit allen ihren Ausdrucksmöglichkeiten. Dir. Rede und E.R. sind aber in die Erzählung eingefügte Sprechakte. In den Bereich der Grammatik gelangt man erst mit der ind. Rede, die unter den Begriff des Sagens fällt und an bestimmte feste Konstruktionen gebunden ist.

Die psychologische Verknüpfung von dir. Rede, E. R., indir. Rede stellt sich mir so dar:

I. Sphäre der Gegenwart.

1. *Sprechen*: D. R. «je *suis* malade» «ich *bin* krank»
   E. R. «il *est* malade» «er *ist* krank».
2. *Bewußtseinsinhalt*: «il *est* malade» «er *sei* krank» (frz. und dtsch. verschieden wegen verschiedener innerer Stellungnahme gegenüber einem Aussageinhalt, s. „E. R." S. 30 — „er sei krank" ist die Quelle der dtsch. „festgestellten" Rede, s. ib. S. 28, 29).
3. *Sagen*: Ind. R. «il dit qu'il *est* malade» „er sagt, er *sei* krank" (Mitteilung des Bewußtseinsinhalts).

II. Sphäre der Vergangenheit (Darstellung in der Erzählung).

1. *Sprechen*: D. R. (il disait) «je *suis* malade» „ich *bin krank*"
   E. R. «il *était* malade» „er *war* krank" (Der Erzähler fühlt sich in die Vergangenheit versetzt und faßt daher auch die von einer Person der Erzählung ausgesagte Tatsache als vergangen auf.).
2. *Bewußtseinsinhalt*:
   «il *était* malade» „er *wäre* krank"
3. *Sagen*:
   «il disait qu'il *était* malade» „er sagte, er *wäre* (sei) krank".

Der Wechsel in der Person: „ich"—„er" ergibt sich aus dem Gegenüber von Sprecher und Hörer.

In meiner Studie habe ich das Verhältnis der verschiedenen Arten der Redewiedergabe zueinander durch Vorgänge im Theater veranschaulicht. Der Schauspieler spricht: «je suis malade», der Zuhörer erlebt: «il est m.», entnimmt den Tatbestand: «il est m.» und teilt dem Nachbar auf seine Frage qu'est-ce qu'il dit? den Tatbestand mit«il dit qu'il est m.». Da der Nachbar sich nach dem Aussageinhalt erkundigt, ist für ihn «il est m.» nicht mehr Rede, sondern ein Faktum. So wird aus Rede Erzählung.

Noch besser läßt sich an der Hand einer anderen Situation ein Einblick gewinnen. Vor Gericht oder beim Notar protokolliert der Schreiber die Aussagen. Er kann sie 1. in gesprochener Form aufzeichnen: „ X sagt: Ich traf Y und schlug ihm vor . . ." oder 2. in erlebter Form: „er traf Y und schlug ihm vor . . ." oder 3. in festgestellter Form: „er habe Y getroffen und ihm vorgeschlagen . . ." oder 4. in berichteter Form: „X sagt, daß er Y getroffen und ihm vorgeschlagen habe . . ." Im Falle 3 und 4 würde er selbst Stellung zum Aussageinhalt nehmen. Nun hat er aber als bloßes Aufnahmeorgan zu dienen, und so macht er seine Aufzeichnungen in Form 1 oder 2. Geschieht es in E. R., so wird der Richter beim Durchlesen des Protokolls aus ihm nicht mehr Rede, sondern Fakten entnehmen: „er traf Y und schlug ihm vor . . ." Hier wäre also die Filiation: Dir. R. > E. R. > Erzählung.

Wie der Gerichtsschreiber vor den Zeugenaussagen, so verhält sich auch, wie wir gehört haben, der Schriftsteller gegenüber den Aussagen der Menschen seiner Erzählung: «J'écris ce que je crois entendre» (Marmontel) und das Ergebnis eines solchen Verhaltens ist die E. R.

Von E. R., die einem Protokollführer in die Feder fließt, bietet uns *Gamillscheg* in seinen „*Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre*" reichliche Belege. Das gewaltige Material, das seiner Untersuchung zugrunde liegt, ist nämlich aus frühmittelalterlichen Gerichts- und Notariatsakten geschöpft. Es seien nur zwei Fälle angeführt. In einer Urkunde vom Jahre 862 heißt es :«Supplicaverunt . . . quo adversus cupidorum insidias eos praemuniremus . . . *Denique Hilduinus . . . ad eorum stipendiis necessaria testamentum concessionis . . . eis benigne largitus fuerat, quod . . . admodum roborari fecerat . . . et ipse piissimus Caesar . . . imperatoris jure firmaverat*». Gamillscheg übersetzt: „Sie baten, daß wir sie gegen die Anfeindungen der begehrlichen Leute schützen sollten. Letzter Tage habe sie Hilduin zu ihrem notwendigen Unterhalt mit seinem Testamente reichlich beschenkt, das er ihn habe bestätigen lassen, und das der apostolische Kaiser mit souveränem Rechte bestätigt habe". Er hätte auch in der Übersetzung den Indikativ beibehalten können, da nach der indirekten Rede des ersten Satzes offenbar E. R. einsetzt: Ils nous supplièrent de les protéger: *L'autre jour H. les avait richement dotés dans son testament, qu'il avait fait confirmer et que l'empereur avait confirmé.* Eine Urkunde des 10. Jahrhunderts führt den Inhalt eines Schriftstücks in E. R. an: «Ipsas cartulas quas ipse infans ostendit: *Andrea donaverat . . . Petro medietatem . . . reliqua medietate . . . reserbaverat potestatem . . . Petrus clarificaverat . . . quod ei placuerat . . .*» Gamillscheg: „Andreas habe Peter die Hälfte gegeben, über die rechtliche Hälfte habe er sich das Verfügungsrecht zurückbehalten. Peter habe angegeben, daß sein Wunsch gewesen sei . ." .[1]).

Das Auftauchen der E. R. ist, wie wir sehen, an die Situation gebunden. Sobald gewisse Voraussetzungen gegeben sind, fließt sie dem Schreibenden — nur bei diesem tritt sie ja in Erscheinung — ganz unwillkürlich in die Feder. In meiner Studie S. 13 habe ich dargelegt, in welcher Lage und seelischen Verfassung der Schriftsteller sein muß, der auf die E. R.-Darstellung verfällt[2]). Diese Vorbedingungen können sich nun aber jederzeit und aller Orten realisieren. So begegnen wir denn auch der E. R. in allen bisher auf sie hin untersuchten Sprachen, im Französischen, Deutschen, Englischen, Skandinavischen, Italienischen, Spanischen[3]), Russischen, und zwar sowohl in alter wie in neuer Zeit. An eine Entlehnung von einer Sprache in die andere vermag ich nicht zu glauben. Auch wäre eine solche Verpflanzung nur denkbar, wenn sie auf

---

[1]) Da mir Gamillschegs Studie nicht zur Hand ist, zitiere ich nach Notizen, die ich mir vor Jahren gemacht habe. Die betreffenden Stellen befinden sich aber, glaube ich, auf S. 167, 168. Auch G. steht den von ihm festgestellten Erscheinungen ausschließlich als Grammatiker gegenüber.

[2]) Sobald die E. R. zu einem konventionellen Ausdrucksmittel geworden ist, ist dies natürlich nicht mehr der Fall.

[3]) Über die E. R. im Spanischen wird demnächst eine Dissertation von *Friedr. Todemann*, einem meiner Schüler, im Druck erscheinen.

einen zur Aufnahme des Neuen schon vorbereiteten, empfänglichen Boden erfolgte, d. h. es müßte die E. R. bei der Übertragung in die Fremdsprache auch in dieser von vornherein als Rede aufgefaßt werden. Ich stimme so O. Jespersen zu: "It (die E. R.) seems on the whole so natural that it may easily have come into existence independently in different places". Nur die größere oder geringere zeitweilige Beliebtheit der E. R. mag mit der Nachahmung ausländischer Vorbilder zusammenhängen.

O. Jespersen "The Philosophy of Grammar" 1924, S. 290ff. hält die E. R. auch für eine Art ind. Rede und meint, es sei nicht leicht, einen ihrer Wesensart adäquaten Namen zu finden. Die Bezeichnung Ballys: «style ind. libre» lehnt er ab, aber auch die von mir gewählte: „Erlebte Rede". Ich möchte den Grund für diese Ablehnung darin sehen, daß dem Engl. und Dän., wie auch den anderen mir bekannten Sprachen ein Äquivalent zu deutsch: „(seelisch) erleben, (seelisches) Erleben" abgeht. "Experienced" gibt es nicht wieder, und auch nicht französisch „vécu" «un roman vécu». Hätte J. ein dem deutschen Wort entsprechendes englisches vorgefunden, ich glaube fast, auch er würde es gewählt haben. Denn mit dem Namen, für den er sich entscheidet "represented speech", ist er selbst nur halb zufrieden: "I have found no better term." Dies represented speech übersetzt er mit „vorgestellter Rede", dän. „forestillet tale". Jedoch sagt er weiterhin: "The writer does not experience or 'live' (erleben) these thoughts or speeches, but represents them to us, hince the name I have chosen." Hier würde aber dem "represent" deutsch „darstellen" entsprechen[1]). Wir hätten also „*dargestellte Rede*". Diese Bezeichnung habe ich nun in meiner „E. R. "S. 55 selbst verwendet: „Stilistisch ist die E. R. das dargestellte Wort" und auch *O. Walzel* sagt: „Durch ‚Erlebte Rede' wird Erzählung im strengen Sinn des Wortes zu eigentlicher Darstellung" („Von Erlebter Rede" S. 26). Aus dem Gesichtspunkt stilistischer Wirkung wäre also die Bezeichnung nicht zu beanstanden, doch gibt sie keinen Aufschluß über die Erscheinung an sich.

Der Name „Erlebte Rede" hat auch den Vorzug, daß er die Erklärung für alle dieser Redeform eigentümlichen sprachlichen Merkmale in sich schließt. Alle ihre Abweichungen von der Gestaltung direkter Rede ergeben sich unmittelbar aus der Tatsache, daß der Schriftsteller die Rede der Menschen seiner Erzählung erlebt und in erlebter Form mitteilt. Auch der Grund für stärkere Abweichungen wird so ersichtlich: Ein "come at once" direkter Rede (in der Erzählung) wird zu "he was to come", einem erlebten Befehl; ein «veuillez venir» zu «il le priait de venir», einem erlebten Wunsch. Womöglich noch deutlicher tritt dies in einem Falle zutage, den ich in meiner „E. R." S. 32, 33 besprochen habe[2]). Die Sprache der Gebärde, mag diese sich in Geste oder Tonfall äußern, also die *wortlose* Sprache, ist der E. R. natürlich fremd. Doch nimmt der Schriftsteller die Gebärde wahr und er deutet sie. Ein in drohendem Ton ausgesprochenes je m'en irai: «Si Pierre

---

[1]) Dän. forestille bedeutet sowohl „vorstellen" wie „darstellen" (fremstille).

[2]) Es sind hier die Übertragungen in ind. Rede zu streichen. „Sie sagte, sie drohe zu gehen" ist, worauf mich L. Spitzer aufmerksam macht, unmöglich. Es könnte nur heißen: „Sie sagte in drohendem Ton, sie werde gehen."

ne veut pas, je m'en irai» verwandelt sich so in E. R. in: «Si Pierre ne voulait pas, il menaçait de s'en aller[1]).»

O. Walzel: „Von erlebter Rede", Zeitschrift für Bücherfreunde 1924, S. 17 ff. und „Handbuch der Literaturwissenschaft" I S. 240 und S. 380ff. hat meine Bezeichnung der Redeform übernommen. „Sie darf", meint er, „erlebte Rede" heißen, auch weil sie vor allem den Vorgang erleben läßt, ihn nicht durch bloßen Bericht ins Begriffliche wendet." („Von Erlebter Rede" S. 27). Den Ausführungen Walzels stimme ich voll und ganz bei[2]).

Köln. Etienne Lorck.

KÖPFE AUS DEM JÜNGSTEN FRANKREICH.

I. Charles Robert-Dumas.

Unweit der köstlichen Terrasse am Schloß von Saint-Germain-en-Laye, dort wo die altehrwürdige *Forêt de Fontainebleau* das Gartenland des Seinetals überragt, wohnt in einem blumenumrankten kleinen Hause der Märchendichter Charles Robert-Dumas.

Er hat die alte Gattung des Kindermärchens neu erweckt. Zu einer Zeit, wo in der Literatur die seelisch Verkommenen, *les détraqués*, mit den echten Heiligen um die Gunst der Dichter und der Leser zu streiten scheinen, hat er die ewigen Gestalten und Schicksale der reinen Kinder und bösen Hexen in schönem Französisch neu erstehen lassen.

Charles Robert-Dumas (ein Doppelname) ist in Paris geboren 1875. Der Vater entstammte der Vendée, die Mutter war Lothringerin von Herkunft. Er wurde Lyzealprofessor und dabei ein *homme de lettres*. Sein erstes Buch erschien 1906 unter dem Namen *Charles Darelles*: es war ein Roman gegen die Übergriffe des Militarismus. Das zweite Buch nannte sich *A la Dérive: roman social, histoire d'un pauvre bougre*, 1909 bei Douville herausgekommen. Der Sozialismus als große geistige Bewegung hatte eben damals weite Kreise erfaßt, und solche Gedanken lenkten auch ihm die Feder. Dann wurde für seine Tätigkeit entscheidend, daß er mit Paul Reboux bekannt geworden und durch ihn an die Zeitung *Paris-Journal* gekommen war. Hernach bis 1914 schrieb er für das *Journal* als Berichterstatter und als Verfasser von Novellen und Erzählungen. Es wurden im ganzen 200 solcher Stücke. Ein Teil davon ist auch in Schulausgaben bei Moritz Diesterweg in Frank-

---

[1]) Ein weiteres hübsches Beispiel bei LB. S. 44: «Mme. Lorilleux, le cœur noyé a chaque goutte qui mouillait sa robe, proposa de se réfugier sous le Pont-Royal: *d'ailleurs, si on ne la suivait pas, elle menaçait d'y descendre toute seule.* Et le cortège alla sous le Pont-Royal». Zola, l'Assommoir, S. 98.

[2]) In meiner „E. R." S. 64 hatte ich gesagt, daß der Erzählung in der E. R. ein Mittel zu Gebote stehe, das ihr gestatte, auf ganz *natürliche* Weise auch das unausgesprochene Wort, das bloß Gedachte, in Erscheinung treten zu lassen, während der Monolog des Dramas ein konventioneller Notbehelf, ein Kunstgriff sei. „Natürlich" ist hier im Sinne von „natürlich, ungekünstelt wirkend" aufzufassen. So meinte ich dasselbe, was auch Walzel sagt: „Die ‚E. R.' überwindet das Kunstvolle, aber auch Künstliche eines Selbstgesprächs in Anführungszeichen." O. Walzel, „Von Erlebter Rede", S. 24, 25.

furt a. M. erschienen. Ein anderer Teil wurde ins Deutsche übersetzt: im Weltspiegel, in der Welt am Montag, im Uhu. Guy de Maupassant war der überragende Meister, dem er für die Kunstform Anregungen dankte.

Wenn Robert-Dumas hier mit Geschick und Glück sich in beliebten und eingebürgerten Gattungen anbauen konnte, so bedeutete es ein Wagnis und einen Schritt ins Freie, als er auf Veranlassung von Emile Faguet echte Märchen zu schreiben begann. Im Jahr 1913 erschien der erste Band, mit seitenfüllenden, farbigen Bildern von Henry Morin: *Contes bleus de ma mère-grand* (bis heute in einer Auflage von 7000 gedruckt). Es folgten 1914 die *Contes roses* . . ., 1921 *Contes mauves*, 1926 *Contes verts*; alle in gleicher Weise illustriert. Verleger war derselbe Boivin (Paris VI rue Palatine), bei dem 1923 die neufranzösischen Übertragungen von Crestiens *Erec* und *Yvain* durch den liebenswürdigen Dichter André Mary erschienen sind.

Emile Faguet schrieb damals im Vorwort der *Contes bleus*: *Vous avez ressuscité un genre, ce genre des contes merveilleux s'adressant à la sensibilité de l'enfant pour l'éveiller en s'associant à son imagination toujours en éveil. Vous ne pesez pas, vous n'insistez pas, vous n'intervenez pas. Le conte se déroule comme de lui-même, en plein naturel. Il est juste assez merveilleux pour allécher ce qu'il y a de fantaisie dans l'âme de l'enfant et juste assz plein de bon sens, de judicieuse vue générale des choses, de saine raison, de juste morale pour être un aliment solide encore des jeunes esprits. J'ajoute que les grandes personnes peuvent aussi se plaire à ces récits qui sont enfantins sans être puériles et qui sont écrits dans une langue curieuse et fine.*

Dieses Vorwort von Emile Faguet hat Wert nicht nur als Anerkennung für den Verfasser. Es wird uns Deutschen bedeutsam, weil es gewissermaßen ein Märchen in französischem Gescamack beschreibt.

Und in der Tat, die jungen Leute dieser Märchen sind gar wohl erzogen und unterhalten sich sogar nicht ohne *esprit*. Nicht anders die Hunde und Wölfe und Katzen: hilfreich und artig, fast mit *élégance*. Wenn ein schwergeprüftes Paar Hochzeit hat, dann schreitet stolz der brave Crac oder Ouragan im festlichen Zuge voran. Diese Kinder verstehen die Sprache der Vögel und Wölfe: *Les bruits qui pour nos oreilles ne sont que l'harmonieuse musique, étaient pour lui hymnes pleins de sens, paroles d'amour, cantiques glorifiant le Créateur, le soleil, la nature.* Und ein hilfreiches Füchslein ist ein Vorbild von *esprit, intelligence, entendement, finesse. La fille aux loups, Le petit homme de la meule, Histoire de la belle verrotière* (die arme Fischertochter, die im Schlick am Meere Würmer sucht); *Les deux oies blanches d'Aubépine*: in allen diesen jungen Menschen ist kindliche Einfalt im Gleichgewicht mit klarem Denken. Und nirgends drängt sich ein Verfasser mit seinem weltgewohnten Witz hervor. Die Könige, nicht nur im *Prince bûcheron*, sind meist übel beraten und zeigen selten Scharfblick. Wenn ein Märchen schließt: *Et c'est ainsi que finit cette histoire, par un mariage où les deux époux furent heureux*, dann ahnt der Wissende wohl manches Mal, wie ein leises überlegenes Lächeln die Lippen des Schreibenden kräuseln mochte. Aber Dumas versagt sich diese Gelegenheit, wie frühere Märchendichter mit seinem *esprit* zu glänzen.

Wir erinnern uns, daß eben, als die *Contes bleus* zuerst erschienen, das französische Schrifttum sich in bedeutungsvoller

Weise erweiterte. Um das Jahr 1912 kam eine neue Jugendgemeinschaft hoch, die sich im schroffsten Gegensatz zu den vorausgegangenen Altersgenossen des Jahres 1905 fühlte und wußte. Vorausgegangen waren eben damals Expressionismus und Kubismus: der Jubel über die Triumphe der Maschine und des konstruktiven Denkens. Die Jugend, die 1905 hervortrat, hatte sich nicht genug tun können in der Genugtuung, daß es der Mensch so herrlich weit gebracht; auch der gealterte Verhaeren stimmte mit seinen *Rythmes souverains* verzückt in diesen Jubel ein, als ob erst jetzt für ihn sein Zeitalter angebrochen wäre. Bald aber fiel eine schwere Enttäuschung über die Seelen. Die Erfindungen opferwilliger Diener am Ideal kamen nur der Macht des Kapitals zugute. Und die nachfolgende Jugend, die um 1912 auf den Schauplatz des geistigen Kämpfens trat, zog aus: *à la recherche de l'âme perdue anéantie ou cachée.*

Es war um dieses Jahr 1913, daß die Märchendichtung wie auf einer Lichtung neu ins Blühen kam. *Le grand Meaulnes,* diese märchenhafte Geschichte einer Jugend, von Alain-Fournier (1886 bis 1914), dem Schwager von Jacques Rivière, erschien in demselben Jahr 1913. Und über die Bühne zogen die Märchen- und Sagenspiele von Alexandre Arnoux. Louis Pergaud (1882—1915) und Derennes schrieben ihre Tiergeschichten. Auch das Mittelalter des eigenen Volkes und das ältere, noch nicht elegante, sondern herbe und göttergläubige Hellas empfingen die Liebe des neuen Jugendgeistes. Der Wandel war überraschend, schnell und gründlich: Vom *fictif et artificiel* zum *vrai et naturel.* Nur wer es weiß, wie das überlieferungstreue Denken der Franzosen auf Stil und Form für immer festgelegt ist, kann diese Wandlung in ihrer Tiefe ganz ermessen, die damals zwischen zwei Generationen, der von 1905 und der von 1912, sich vollzogen hat. Und wir erleben heute noch in der Erinnerung täglich diese Menschheitstragödie, daß jene Imperialisten von 1905, die 1914 am Steuerruder saßen, einen Krieg entfesselt haben, dem zuerst oder zumeist die Jugend von 1912 hüben und drüben zum Opfer fiel. Sie war ausgezogen, der Seele ihr Recht und ihr Sein neu zu gewinnen, und viele ihrer Besten schieden durch den jähen Tod, zu beiden Seiten, aus dem Kampf um Geist und Gestalt der kommenden Geschlechter.

Auch Charles Robert-Dumas stand draußen gegen uns Deutsche. Als Hauptmann lag er in den Argonnen lange gegen die Württemberger. Auch mit seiner Feder verweigerte er nicht die Anteilnahme. Seit 1913 schon hatte er begonnen, eine Reihe volkhafter Erzählungen herauszugeben: *Les Héroïques* (bei Fayard). Ihrer eine, *Amour sacré,* wurde in über 100000 Exemplaren verkauft. *Ce qu'il faut connaître de la rue* war eine andere Reihe, die die Franzosen über sich selber belehren sollte.

Sein letztes Wagnis und sein letzter Schritt ins Freie war die Aufführung von Goethes Faust I in sachlich-unveränderter Bearbeitung. Am 15. Mai 1925 ging bei Gémier[1]) im Odéon vor gefülltem Haus ein *Faust* von ganz anderer Art über die Bühne, als ihn das französische Publikum von Gounod und seiner *Marguerite* her gewöhnt war. Louis Forest vom Matin arbeitete mit bei dieser neuen *adaptation du Faust à la scène française.* Gémier selber spielte den Mephisto, aber mit einer Maske, die der Rolle wenig angemessen war. Dagegen hatte Mlle Boitel als Gretchen vollen

[1]) Vgl. über Firmin Gémier die hübsche Studie von Paul Gsell, Paris, Editions Sansot 1921.

Erfolg auch vor dem Willen des deutschen Dichters. Im ganzen war es ein Versuch von widerspruchsvoller Art, weil Robert-Dumas mit seinen Wünschen nach einer unverfälschten Auffassung nicht überall durchdrang. In der Presse tobte ein heftiger Kampf für und wider, weil viele Kritiker sich von der ihnen gewohnten französierten Gestalt nicht losmachen konnten, und die Aufführung selbst den Sinn der Übersetzung nicht rein herausgebracht hatte.

Im Juni dieses Jahres war Charles Robert-Dumas in Deutschland. Er sprach auf dem Neuphilologentage in Würzburg. Er erzählte über seinen *Faust* bei Gémier im Hochstift in Frankfurt a.M. Er gab denselben lebensvollen Vortrag im Auditorium maximum der Berliner Universität für das Romanische Seminar, die Oberlehrerschaft und einige geladene Gäste. In launigem Stehen und munterem Hin- und Widerschreiten gab er uns einen liebenswürdigen Eindruck von seiner Aufführung und ihren Schwierigkeiten, gab er uns vorzügliche Proben seines Werkes und seiner eigenen *verve*, gab er uns den Beweis, daß hier ein ganz volkhaft-ursprünglicher Franzose die allertiefste und reichste deutsche Dichtung im eigenen vollen Herzen nacherlebte.

Reich muß es sein und voll und gebefreudig, das Herz, das hier oder dort dem Nachbarvolk nicht nur gerecht, auch dankbar und verstehend werden soll. Hier genügt es nicht — das zeigt uns jeder Tag — auf ein abstraktes Europäertum sich allzu schnell zu einigen und alles Trennende zu übersehen: was man nicht sah, wird um so mehr gefährlich. Noch weniger kann es uns daran genügen, so wie uns kürzlich hier empfohlen wurde, „in die romanischen Häute hineinzuschlüpfen“: das bildet zur Technik, aber nicht zum Charakter aus. Nur wer sich gründlich und ehrlich im eigenen Hause auskennt und ehrfurchtsvoll die alten Götter ehrt, wird fremde Andacht und fremde Würde achten.

Es ist ein seltsam Ding um diese Nähe, in der sich die beiden Nachbarvölker als Schüler vom Hellas-Rom und Jesus von Nazareth bislang gehalten haben. Es ist ein anderes wundersames Ding um jenen Eigenwuchs, der trotz alledem ein jedes dieser Völker für sich hält. Wie in den getrennten Zweigen eines Hauses, die sich nicht ohne weiteres verstehen, gelegentlich ein junges Glied erwächst, das mehr als eine geistige Möglichkeit in sich vereinigt, so wird durch einzelne Franzosen oder Deutsche Verständnis und Verständigung vollzogen. Der Märchendichter und Faustübersetzer, von dem wir hier berichten, scheint dem, der näher mit ihm umgehen durfte, auch äußerlich die sichtbar-klaren Spuren von solchem Doppelreichtum aufzuweisen. Die feurig-dunklen Augen und das Temperament sind die des Mittelmeermenschen. Der hohe Wuchs, die breiten Schultern, der schlanke Kopf überragen dieses Geblüt und kündigen Beimischung germanisch-nordischen Blutes deutlich an. Vererbter Reichtum auch der Seelenart ist Geist geworden und machte einem bodenständigen und unzweideutigen Franzosen den Kampf um einen ungefälschten Faust zur Pflicht des Geistes.

Berlin-Schlachtensee. Eduard Wechssler.

LE MOULIN ENCHANTÉ.

Au temps où vivaient encore les fées, il y avait une petite fille qui s'appelait Lucette et qui n'aimait pas du tout faire la cuisine. Elle détestait particulièrement moudre le café, car cela la fatiguait de tourner, pendant de longues minutes, la manivelle.

«Je voudrais avoir un moulin qui moudrait tout seul», se disait-elle.

Or, un jour qu'elle cueillait des salades dans le jardin, à côté d'un grand rosier fleuri, une toute petite femme, jolie comme un cœur et vêtue d'un rayon de soleil, lui apparut. Elle sortait d'une grosse rose blanche et s'accoudait aux pétales comme au balcon d'une fenêtre.

«Petite, lui dit-elle, je suis la fée des roses. Que veux-tu de moi ? Des fleurs qui ne se flétrissent jamais ? Des roses qui parlent ? Des violettes qui chantent ? Des clochettes qui sonnent ?

— Non, Madame la Fée, je voudrais un moulin, qui sache moudre tout seul.

— Eh bien, mon enfant, rentre chez toi. Dis à ton moulin:

Mouds, mon cher petit moulin,
Mouds, mouds très fin,
Petit moulin,
Mouds sans fin,
Le café, le sel ou le grain.

Et ton moulin se mettra à moudre tout seul, sans arrêt, jusqu'à ce que tu lui dises:

Petit moulin a moulu
Parce que je l'ai voulu.
Maintenant au nom des fées.
Moulin, il faut t'arrêter!
Clic, clac, tip, top, cric, crac, flip, flop!

Mais fais surtout bien attention de ne pas oublier la seconde chanson, sans quoi rien au monde ne pourrait arrêter ton moulin.

— Grand merci, Madame la Fée.»

Lucette fit à la fée une révérence comme on fait lorsqu'on est bien élevée aux gens de qualité et elle prit sa course toute contente vers la maison.

«Lucette, lui dit sa mère lorsqu'elle entra en gambadant dans la cuisine, mouds-moi ce sel, mouds-le très fin: c'est pour la table.

— Oui, maman.»

Lucette prend son moulin, l'emplit de sel, va dans le jardin et chante:

«Mouds, mon cher petit moulin,
Mouds, mouds très fin;
Petit moulin,
Mouds sans fin
Le café, le sel et le grain!»

Aussitôt la manivelle se met à tourner et le moulin à moudre vite, vite, si vite, que le sel fin en sortait comme la neige tombe du ciel. Lucette veut l'arrêter. Mais, ô terreur, elle a oublié la seconde chanson de la fée. Elle s'embrouille dans les cric, crac, croc, flic, flac, flip, flop, tip, tap, top; elle mélange tout; et plus elle essaye de mettre de l'ordre dans ces mots, moins elle y arrive! Et la manivelle tourne, tourne sans fin; et le moulin moud sans trêve; et le sel fin fait devant elle des tas qui deviennent des collines, des collines, qui seront des montagnes. Alors prise de peur, elle se sauve avec son moulin. A toutes jambes elle court vers la mer et derrière elle court une large traînée de sel. Elle arrive au bord de l'eau. Elle y jette d'un grand élan le moulin qui moud toujours...

Et depuis ce temps-là, le moulin continue à tourner dans l'eau, et à moudre sans relâche du sel encore, du sel toujours.

Et voilà pourquoi, dit la légende, l'eau de mer est salée.

St. Germain-en-Laye. Charles Robert-Dumas.

ELEMENTARE SPRECHERZIEHUNG UND NEUSPRACHLICHER ANFANGSUNTERRICHT.

Die Unterweisung in der Aussprache beim elementaren fremdsprachlichen Unterricht erfolgte bisher im wesentlichen nach didaktischen Grundsätzen, die nur aus der Eigenart des fremden Lautsystems und den praktischen Erfordernissen des Faches selbst hergeleitet waren. Das war der selbstverständliche und wohl auch unvermeidbare Weg, weil die Lernanfänger aus dem vorbereitenden Deutschunterricht an sprechtechnischen Vorstellungen und bewußtem Können im Organgebrauch so gut wie nichts mitbrachten. Der neusprachliche Anfangsunterricht hatte fast ausschließlich die Einsicht in den sensomotorischen Sprechvorgang und die Vorstellungen von den Lauten und ihren Organstellen zu vermitteln; er brauchte von Anfang an eine gewisse Einsicht in das System der Laute, weil deren Fremdartigkeit gegenüber den Schriftbildern dem lernenden Kinde eine neue, ungewohnte Aufgabe stellte, während der muttersprachliche Elementarunterricht nur die Assoziation bereits vorhandenen lautlichen Könnens mit den Schriftbildern im Lese- und Schreibunterricht herzustellen hatte. Allein die Tatsache, daß die systematische Unterweisung in einer möglichst idiomatischen Aussprache und die hierzu nötige Organübung bei nicht wenigen Pädagogen den Bedenken einer unnötigen Verwendung wertvoller Zeit auf unerhebliche Äußerlichkeiten begegnete, beweist zur Genüge, wie wenig die nicht nur ästhetische, sondern auch ethische Bedeutung der sprechkundlichen Belehrung und Organübung beachtet wurde. Wenn derartige Bedenken heute wohl als überwunden gelten können, so liegt das in erster Linie an der Geltung, die die Phonetik als wissenschaftliche Disziplin sich errungen hat, und an der allgemeinen und anerkannten Hebung des unterrichtlichen Niveaus durch die an dieser Wissenschaft geschulten Lehrer. Dazu kommt aber der allgemeine Einfluß der kunsterzieherischen Bewegung auf die pflegliche Behandlung nicht nur des Sprachgebrauchs, sondern auch der technischen Mittel der Rede, der einer anderen Wertung dieses Unterrichtsgegenstandes in Mutter- und Fremdsprache die Wege ebenete. Die Wissenschaft von der Sprache als Ausdrucksmittel erkennt neben der „Sprachkunde", die die Sprache als Entwicklungserscheinung betrachtet, mehr und mehr auch die „Sprechkunde", die Kunde von der Sprache als Funktion, als ihr Gebiet an.

Der Schulunterricht hat nicht nur um der fachlichen, sondern auch um der erziehlichen Aufgaben willen allen Anlaß, sich um diese Dinge zu kümmern, und gerade der neusprachliche Anfangsunterricht der neuen Schule, in deren "Richtlinien" die sprecherzieherischen Aufgaben Eingang gefunden haben, darf es im Interesse des einheitlichen Aufbaus der Bildungsarbeit von der Grundschule aufwärts nicht unterlassen, sein Verfahren zu überprüfen. Er muß sich klar sein über die Voraussetzungen, mit denen er rechnen darf, und über die Aufgaben der verwandten Fächer, also des Deutsch- und Musikunterrichts, auf

der Klassenstufe, mit der er zu tun hat. Jeder Unterricht soll an das Gewordene anknüpfen und die geistige Entwicklung in naturgemäßer Weise weiterführen. Daß das ganze Gebiet von der ersten Leseübung des Grundschülers bis zur Erlernung der Fremdsprachen eine psychologische Einheit bildet und deshalb auch eine didaktische Einheitlichkeit erfordert, hat E. Meumann mit Recht betont[1]. Es darf nicht übersehen werden, daß der Beginn der schulmäßigen Erlernung der neueren Sprachen in die bis zum 14. Lebensjahre reichende Periode der allgemeinen Sprachentwicklung fällt und auf ihre psychologischen Gesetze Rücksicht zu nehmen hat. Was nach dieser Periode kommt, will H. Gutzmann — dem wir für die Kenntnis der körperlich-geistigen Vorgänge beim Sprechen und Sprechenlernen viel verdanken — nicht mehr Sprachentwicklung nennen, sondern eher Sprachausbildung.[2]). Der neusprachliche Anfangsunterricht hat deshalb nach dieser Richtung hin die Aufgabe, das bei den Schülern bereits vorhandene funktionelle Können und die bereits vorhandene Einsicht in den sensomotorischen Akt fortzusetzen und zu erweitern. Er bringt einmal eine Erweiterung der Lautbestandes und der Intonationsempfindung durch neue, in der Muttersprache nicht vorhandene Komplexe und ferner eine Erweiterung der Bedeutungsassoziationen durch neue Beziehungen zwischen Lautkomplexen und Sinninhalten.

Die im Anschluß an die preußischen Richtlinien für die Grund- und Volksschulen ausgearbeiteten und zum Teil veröffentlichten Lehrpläne (z. B. der Berliner Lehrplan, herausgegeben vom Lehrerverband Berlin, 1924) verzeichnen durchweg planmäßige Übungen im lautrichtigen Sprechen unter Berücksichtigung der Abweichungen von der Mundart, sprechtechnische Übungen, die nicht nur im ersten Grundschuljahr bei der Lautgewinnung und Lautbeobachtung am Platze sind, sondern auch später als Hör- und Sprechübungen gepflegt werden müssen. Auch die Richtlinien für die höheren Schulen Preußens legen Wert auf die Sprecherziehung, die während der ganzen Schulzeit notwendig ist. „Sie beginnt mit Atem-, Laut- und Freisprechübungen, die sich möglichst bald von der rein körperlichen zur körperlich-geistigen Übung vertiefen. In VI und V ist der Grund zu legen, insbesondere bei Schülern, die die richtige Gewöhnung von früher her nicht mitbringen. In den späteren Jahren muß bei jeder Sprechleistung des Schülers, vor allem beim Reden, Lesen und Vortragen, dieses Ziel im Auge behalten werden; die in der sprachgefährdeten Zeit drohenden Entwicklungshemmungen müssen vermieden werden. In ständiger Fühlungnahme mit dem Musik- und neusprachlichen Unterricht ist der Schüler dahin zu bringen, daß ihm seine persönliche Stimm- und Sprachleistung nach Tonlage und sonstiger Ausdruckseigenart bekannt wird.“ (I. Teil, Deutsch, Nr. 2.) Für den Musikunterricht der Grundschule und der Anfangsklassen der höheren Schule wird die planvolle Entwicklung des Gehörs, des Vermögens unmittelbarer Erfassung und Darstellung des Rhythmus, der Beherrschung des Kräftespiels von Spannung und Lösung in Tonfolge und Zusammenklang als Aufgabe gestellt.

Im fremdsprachlichen Unterricht überkreuzen sich sprachkundliche und sprechkundliche Absichten und Gedankengänge

---

[1]) Abriß der experimentellen Pädagogik, S. 326.

[2]) Des Kindes Sprache und Sprachfehler, Leipzig 1894, S. 110 bis 111.

fortwährend, wobei auf der Unterstufe das sprechkundliche Element einen breiteren Raum einnimmt, während später das sprach- und geistesgeschichtliche Element in den Vordergrund tritt. Im Deutschunterricht der Grundschule spielt die Aufgabe der individuell-funktionellen Schulung die Hauptrolle. Atem-, Laut- und Sprechübungen sollen die für alles Sprechen wichtigste Assoziation zwischen der Lautempfindung und den Bewegungen der Artikulationsorgane fördern und durch das Bewußtwerden dieser Assoziation die Kindesmundart zur Gelenkigkeit und Treffsicherheit steigern. Wo eine bodenständige Mundart mit in die Schulstube gebracht wird, hat die Schule an diese anzuknüpfen und die hochsprachliche Belehrung von ihr aus durch die Bewußtmachung des verschiedenartigen Lautbestandes aufzubauen. Die Sprecherziehung als Mittel der muttersprachlichen Ausdrucksfähigkeit übt also das funktionelle Können, d. h. in erster Linie die Bewegungsempfindungen, die die Grundlage des Bewußtseins von der eigenen Beteiligung an der Umwelt sind. Sie entwickelt das Vermögen Lautnuancen aufzufassen, Klangfarben zu unterscheiden und die Lautvorstellung mit der Vorstellung von der Lautquelle zu verknüpfen. Sie weckt damit das Gefühl für die ästhetische Bedeutung der Sprachlaute, für die Lust- oder Unlustgefühle bei der motorischen Erzeugung der Laute und schafft die Grundlage für die Empfindung der persönlichen und nationalen Eigentümlichkeiten des Sprachklanges.

Der neusprachliche Anfangsunterricht kann hiernach bei den Kindern, die nach den Absichten des Grundschullehrplanes unterrichtet worden sind und einen den Absichten der Bestimmungen gerecht werdenden Deutsch- und Musikunterricht auf der Unterstufe der höheren Schule empfangen, mancherlei als Voraussetzung für seine Arbeit erwarten. Das Kind hat zunächst die Tatsache beachten gelernt, daß wir nur beim Ausatmen sprechen. Systematische Übungen zur Gewöhnung an die Bauchatmung, wie sie jetzt fast überall in den Elementarklassen üblich sind, dienen der Kraft und Gleichmäßigkeit der Rede und fördern das Muskelgefühl und die Willensbeteiligung beim Sprechakt[1]).

Der Begriff des Lautes als eines rein klanglichen Gebildes kann vorausgesetzt werden. Wenn auch das Kind von den ersten Lebensjahren an Laute wahrnimmt und nachbildet, so wird die intimere Bekanntschaft mit dem Sprachlaut doch erst dadurch angebahnt, daß das Kind infolge seines Bewegungstriebes die Sprachwerkzeuge in Tätigkeit setzt und zur bewußten Beobachtung der bei der Erzeugung der Laute hauptsächlich beteiligten Organe angehalten wird[2]). Das Interesse an dem lautlichen Moment ist geweckt.

Die Vergleiche mit der Mundart und die im Elementarunterricht üblichen technischen Mittel der Gegenwirkung gegen Sprachfehler wie Poltern, Aphasie, Stammeln, Stottern[3]) erfordern eine erste Einführung in die Theorie der sensomotorischen Vorgänge

---

[1]) Vgl. Nissen, Säuberung der Aussprache in Sexta (in den Beiträgen zum Deutschunterricht, herausgegeben v. Edert, Leipzig 1927), S. 11—12.

[2]) Vgl. Flagstad, Psychologie der Sprachpädagogik, Leipzig 1913, S. 19.

[3]) Vgl. K. Eckhardt, Der Deutschunterricht auf der Unterstufe als Pflege der Kindessprache, I. Teil, Langensalza 1927, S. 14ff.

bei der Bildung der Laute und eine Unterscheidung der Vokale (ungehemmter Luftstrom, Verschiedenartigkeit der Mundöffnung und Zungenlage) und Konsonanten (Hemmungen des Luftstromes). Der für die neueren Sprachen so wichtige „Urvokal" [ə] wird von verschiedenen Methodikern des elementaren Deutschunterrichts[1]) als Ausgangspunkt für die vokalische Artikulation verwandt. Im Bereich der Konsonanten führt der „Blählaut" zu einer Unterscheidung der stimmhaften und stimmlosen Laute. Der Laut ist bewußt geworden als ein festes Zubehör zu eigenen Bewegungen der beteiligten Organe, und es gelingt jetzt leichter, durch die willensmäßige Betätigung der Organe auch neuartige, in der Muttersprache nicht begegnende Laute zu vermitteln. Gutzmann sagt[2]): „Bei gehöriger Ausbildung der Sinne bildet sich der Wille ganz von selbst in bestimmter Richtung aus."

Auch für die Fragen des Satztones, der Taktwerte, die höhere oder tiefere Stimmlage, die Intensität der Rede schafft der sprechtechnische Deutschunterricht und der Musikunterricht mit seiner Übung im Schätzen der Tonhöhen und im Erfassen des Rhythmus die Vorbedingungen. Daß die Gewöhnung an die Besonderheiten des fremden Tonfalls von den ersten Übungen an zu den Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts gehört, ist heute eine allgemeine anerkannte Forderung. Sie findet eine außerhalb des engeren Faches liegende Stütze in den allgemeinen sprecherziehlichen Aufgaben. Ein gröberes Unterscheidungsvermögen bezüglich der Tonverhältnisse muß für die normale Erfassung der Tonnuancen als ausreichend angesehen werden.

Flagstad, der die Grundbedingungen des Gehörsinnes im Hinblick auf die Laut- und Tonwelt, die wir ihm im Sprachunterricht darzubieten haben, eingehend dargelegt hat, weist auf die große Bedeutung der Verknüpfung der Lautvorstellung mit der Vorstellung von der Lautquelle hin, also auf die Hinzufügung der Vorstellungen von Raum und Stoff[3]). Er nimmt bei den Vokalen eine überwiegend stoffliche Auffassung an, eine Vorstellung von den wechselnden Formen der Mundhöhle, und bei den Konsonanten eine mehr räumliche Auffassung, die Empfindung des Luftstromes und der sich ihm entgegenstellenden Hindernisse. Daraus glaubt er zum Teil die Tatsache erklären zu können, daß die Vokale weniger leicht mißverstanden werden als die Konsonanten. Dabei ist in erster Linie an die Sexta als Anfangsklasse des fremdsprachlichen Unterrichts gedacht, also an die sogenannte Stufe des naiven Erlebens, die sich aus allgemein-psychologischen Gründen am meisten zur Einführung in die fremde Klangwelt empfiehlt. Hier fehlen noch die heute besonders beachteten Minderwertigkeitskomplexe, die in der beginnenden Reifezeit gerade für den Sprachunterricht so erschwerende Hemmungen bringen. Der Schüler der Unterstufe kennt noch nicht die Furcht sich lächerlich zu machen, sondern er beteiligt sich an der Heiterkeit der Kameraden, die durch seine einer frischen Imitation entspringenden lautlichen Experimente erregt wird. Darauf beruht zu einem erheblichen Teil die Tatsache, daß auf dieser Stufe, wenn eine verständige sprecherzieherische Arbeit der beteiligten Fächer vorangegangen ist und nebenhergeht, nicht nur die Lauteinprägung überraschend schnell

---

[1]) z. B. Nissen in der oben zitierten Schrift.
[2]) a. a. O. S. 86.
[3]) a. a. O. S. 15ff.

gelingt, sondern daß namentlich der zuerst absonderlich klingende Tonfall des fremden Idioms leichter angenommen wird als später. Es fehlt noch ganz das kritische Verlangen nach Systematisierung und Begründung; die einfache Nachahmung herrscht vor, getragen von dem Lustgefühl, das sich bei dem Aufnehmen der gehörten Klänge und der eigenen Ausdrucksbewegung einstellt.

Diese ästhetische Seite der Sprachlaute ist von großer pädagogischer Wichtigkeit. Die dem Lehrer bekannte Freude der ersten fremdsprachlichen Schulstunden hat ihren Grund nicht in dem stofflichen Element des Neuen, in der begrifflichen oder Beziehungsbedeutung der neuen Lautinhalte, sondern lediglich in dem formal-funktionellen Vorgang. Sie gleicht im Grunde dem Lustgefühl des Turners, das in dem Wechsel zwischen Spannung und Entspannung der beteiligten Organe besteht, oder dem Wohlgefallen an der kultivierten Ausdrucksbewegung, das uns ein künstlerischer Vortrag bereitet. Ob die nächste räumliche oder geistige Umgebung des Kindes, die Schulstube, das Elternhaus und der Tagesverlauf, ob kleine Lieder und Gedichte, ob noch andere Stoffe den ersten Übungsstoff abgeben, ist für die Einführung in die Laut- und Tonwelt der fremden Sprache unerheblich. Wenn wir trotzdem gerne von der nahen Umgebung ausgehen, so geschieht es mehr um des systematischen Aufbaus des Wortschatzes willen; für die Einführung in die Laute bilden den Ausgangspunkt die ästhetischen Gefühle der angedeuteten Art, die nur auf dem formalen Element der Abwechslung, der durch den fremden Sprachklang hervorgerufenen Stimmung und dem Lustgefühl bei der eigenen Organbetätigung beruhen.

Die Methodik der elementaren Sprecherziehung steckt noch in den Anfängen. Der Gegenstand selbst ist eine der wichtigsten Aufgaben der Grundschule und der unteren Klassen der weiterführenden Schulen. Man wird bestimmte Ziele und Wege erst nach mehrjähriger Arbeit an den neuen Problemen formulieren können. Schon jetzt aber muß — und dazu wollen diese Ausführungen anregen — der neusprachliche Anfangsunterricht sein Interesse an diesem Gebiet bekunden, da er einmal von den Elementarklassen eine Vorarbeit für seine eigenen Aufgaben erwarten darf und zum anderen sein eigenes Verfahren in Anlehnung an die beteiligten Nachbarfächer auszubilden hat. Einige Grundsätze für dies Verfahren, die nicht neu sind, aber aus den oben berührten Zusammenhängen eine tiefere Begründung herleiten, ergeben sich von vornherein.

1. Ein nur auf die akustisch-optische Erfassung der fremden Laute und des Tonfalls (Imitation, Lautschrift) und auf die Schulung der Artikulationswerkzeuge für deren motorische Nachbildung eingestellter Vorkursus ist notwendig. Die Betätigung der Sinne und das Muskelgefühl spielen eine erhebliche Rolle. Die Übung im Erfassen der Schriftzeichen der Worte und die Befestigung der Assoziation zwischen den Lauten und Schriftzeichen kommt erst später als besondere Aufgabe hinzu.

2. Auf eine bestimmte Reihenfolge der einzuübenden Laute im Sinne eines phonetischen Systems kommt es nicht an; Vokalismus und Konsonantismus werden von Anfang an gemischt. Dabei kommt ein entschlossenes Herangehen an die grobsinnfälligen Eigentümlichkeiten der fremden Laute, namentlich im Konsonantismus, der Freude an der Eigenbetätigung beim Nachbilden und auch dem starken Aufnahmedrang des zehnjährigen Schülers besonders entgegen.

3. Eine zu schnelle Häufung der lautlichen Schwierigkeiten kann durch häufiges Scheitern bei der Nachbildung hemmende Unlustgefühle erregen. Da der ganze Prozeß nur die Erzeugung neuer Lautkomplexe durch bereits geläufige Organbetätigungen darstellt, muß das Neue vorsichtig in die motorischen Akte eingefügt und durch die Organempfindung assoziiert werden.

4. Von Anfang an ist das intonatorisch Neue mit dem lautlich Neuen zu verknüpfen.

5. Der Unterricht hat nicht der begrifflichen Stufenfoge vom Einzelnen zum Ganzen, sondern der lebendigen vom Ganzen zum Einzelnen zu folgen. Wie der Zeichenunterricht von der Skizzierung des Gesamteindruckes ausgeht und dann erst die Ausführung der Einzelheiten lehrt, so hat der Sprachunterricht zunächst an den Gesamtklang der Worte oder Wortkomplexe zu gewöhnen und dann erst die Einzelheiten zu betrachten. Er wird also nicht mit dem Einzellaut, sondern mit dem Worte oder noch besser der intonatorisch gebundenen Wortgruppe beginnen.

6. Ob bei den ersten Übungen dieser oder jener Sachinhalt bevorzugt wird, ist für die Einführung in die Lautwelt unerheblich, da die unmittelbare Befriedigung des Schülers an dem neuen Gegenstand ganz oder mindestens überwiegend auf die Form gerichtet ist und dem Gebiet der ästhetischen Gefühle entstammt. Die Auswahl des ersten Übungsstoffes nach formalen Gesichtspunkten, die eine leichte Anknüpfung an bereits vertraute Lautvorstellungen und Muskelempfindungen ermöglichen, ist wichtiger als eine Auswahl im Hinblick auf den später wünschenswerten Schatz an Worten und Beziehungsformen, da im Anfang das lautliche Interesse durchaus im Vordergrund stehen muß und als einheitliches, nicht durch Nebenzwecke gestörtes Interesse am stärksten wirkt.

Charlottenburg. Walter Hübner.

WALTERS HÖRÜBUNGEN.

Um den zehnjährigen Schüler mit gutem Erfolg in die Fremdsprache einzuführen, sollte man dankbar jedes neue Mittel begrüßen, das geeignet ist, diese Arbeit zu erleichtern. Als ein solches Mittel empfehlen sich die Hörübungen, die Herr Geheimrat Walter dem Grundbuch für Sexta seines französischen Unterrichtswerks vorausschickt. In einer beigefügten Begleitschrift wird mitgeteilt, daß der Verfasser mit der planmäßigen Verwendung dieser Hörübungen bewußt einen neuen Weg beschreitet, daß dieser Weg aber bereits methodisch erkundet ist. Da Geheimrat Walters unterrichtliche Ratschläge immer auf intimer Sachkenntnis beruhen, so drängte es uns, die Verwendbarkeit dieser Hörübungen einmal praktisch nachzuprüfen. Die Hoffnungen, die wir an das neue Verfahren zu knüpfen berechtigt waren, haben sich vollauf erfüllt.

Einer der Hauptvorzüge der Reformmethode war, daß sie mehr Lebendigkeit in das Schulzimmer brachte. Abstraktes Denken, verbunden mit langem Stillsitzen, ist dem Kinde wesensfremd. Der Jugendliche hat das unabweisbare Bedürfnis, geistige Vorgänge mit körperlichen Bewegungen zu begleiten. Wer dies berücksichtigt, schafft in dem Kinde eine lernwillige Gesinnung, die für das Gelingen seiner Arbeit von nicht hoch genug zu veranschlagender Bedeutung ist. Lust und Liebe sind cum grano salis

auch hier die Fittiche zu großen Taten, und Eifer und Schaffensfreude im Schüler geweckt zu haben ist der halbe Erfolg. Der Erreichung dieses Zieles haben nun nach unserer Erfahrung die Walterschen Hörübungen auf das glücklichste Vorschub geleistet. Mit blitzenden Augen wurde der die Hörübung zunächst vorführende Lehrer verfolgt, und dann entbrannte der Wettkampf, nun selbst Ausführender zu werden. Wurden auch wohl anfangs nur die einzelnen Stufen der Handlungsreihe selbst behalten, so zeigte doch bald die Möglichkeit der Abänderung der Reihenfolge, daß die Einzelhandlungen sich fest mit den fremdsprachlichen Klängen zu verketten begannen. Es dauerte nicht lange, und der Schüler wußte genau das «Passez devant moi» von dem «Passez derrière moi» zu unterscheiden, wenn auch beim ersten Ändern der Reihenfolge der Befehle der Fuß noch in der falschen Richtung zuckte. Grobe Unsicherheit in der Erfassung des Sinnes der fremden Lautgruppe konnte durch mehrmalige Wiederholung desselben Befehles leicht behoben werden. Wurde nach einem «Baissez-vous» das gewohnte «Redressez-vous» ausgelassen und gleich «Retournez à votre place» befohlen, so führte der Schüler diese neue Bewegung in gebückter Stellung aus, ein Beweis dafür, daß nicht nur mechanische Abhaspelung der Handlungsreihe stattfand. Bald setzte auch, wie Walter richtig beobachtet hat, das innerliche Sprechen ein, die Lippen der Schüler vibrierten bei der Ausführung der Bewegungen mit, und dann begann das eigene, wenn auch zunächst nur unvollkommene Sprechen der Jungen, genau wie beim Kinde, das die Muttersprache erlernt. Nach der Stunde, im Gang, auf dem Schulhof und im Elternhaus wirkte das Erlebte fort. Die Schüler übten gegenseitig oder mit ihren Eltern, ein neuer Beweis für die methodische Richtigkeit dieser Hörübungen. Ein Kollege der in der Familie einer meiner Sextaner verkehrt, erzählte mir, daß ihn der Junge oft mit den Worten empfing: «Bonjour, monsieur. Allez à la fenêtre. Baissez-vous» etc. Das spricht für sich selber. Doch sehen wir den Hauptgewinn aus den Hörübungen nicht in diesen eigenen Sprechversuchen der Schüler, sondern in der vielfältigen und unaufhörlichen Schulung des Ohres an den fremden Lautgruppen, ein Vorgang, dem, wie auch Plaut in einem Aufsatz über die Verwendung des Grammophons im Unterricht ausgeführt hat, nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet werden kann.

Neben diesen weniger meßbaren Ergebnissen brachten uns die Hörübungen aber auch die Aneignung eines reichen Sprachmaterials. Nach vier Wochen zählten wir etwa 75 Substantive und 70 Verben, ungeachtet der zahlreichen Präpositionen und Adverbien, die dem Schüler geläufig geworden waren, ein gewiß nicht zu verachtender passiver Wortschatz. Da sich bei der Aneignung dieser Ausdrücke akustisches und motorisches Gedächtnis gegenseitig unterstützten, so gruben sich diese Wörter und Wendungen sicher viel tiefer in die Seele des Schülers ein als bei der Bucharbeit. Es waren alles lebendige Ausdrücke und keine Buchwörter, die dem Jungen vertraut wurden, und die körperliche Bewegung, die ihre Einprägung begleitete, half, ihre begriffliche Differenzierung scharf ins Auge fallen zu lassen. Wörter wie plier und plisser, monter und montrer wurden in ihrer lebendigen Bedeutung gesehen und unterschieden. Ein reiches grammatisches Material stand und steht uns für die Durchdringung zur Verfügung, und Intonation sowie idiomatisches Gepräge der fremden Sprache wurden dem Schüler zur Selbst-

verständlichkeit. Ein Nachlassen des Interesses für diese Hörübungen konnten wir nicht bemerken, im Gegenteil, die Schüler baten oft um die Wiederholung der bekannten und Ausführungen neuer Handlungsreihen.

In den acht Wochen, in denen wir die Walterschen Hörübungen in den Mittelpunkt unseres Unterrichts in Sexta gestellt haben, sind sie den Schülern und uns selbst zu einer Quelle der Freude geworden. Sie sind dem Wesen des Kindes angemessen und verraten, daß Walter ein Kenner der Kinderseele ist. Wir möchten sie im Anfangsunterricht nicht mehr missen und sind sogar entschlossen, sie über die Zahl 14, die Walter angibt und die gewiß keine Beschränkung sein soll, fortzusetzen, solange wir die Möglichkeit haben, in der Klasse ausführbare, neue Handlungsreihen zu erfinden.

Frankfurt a. M. H. Lücker.

VOM ARBEITSUNTERRICHT EINST UND JETZT.

Daß der Grundgedanke des Arbeitsunterrichts — die Aktivierung des Schülers — allen wirklichen Pädagogen einmal aufgegangen ist, kann als feststehend angenommen werden. Viele freilich haben es bei Theorie und Forderung bewenden lassen. Einer, der ihn auch in der Praxis am wirksamsten gefördert hat, ist ohne Zweifel Max Walter. Das dürfen getrost auch Nicht-Neuphilologen zugeben.

Es war vor mehr als 20 Jahren, als ich das Glück hatte, Walter buchstäblich „ins Haus zu fallen". Ich hatte seine Schriften mit Begeisterung gelesen. Nun wollte ich das lebendige Leben sehen. Auf der Durchreise! Fast schämte ich mich, den verehrten Mann wie eine Sehenswürdigkeit aufzusuchen. Bezaubernd war die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, mit der er selbst die erste Verlegenheit und Fremdheit überwinden half. Und nun gings ans Werk. Tertia, Französisch. Lektüre von Lavisse, Histoire de France. Ich werde es nicht vergessen. Welch sprühendes Feuer beim Lehrer, welches Leben in den Herzen und Köpfen der Schüler! Da zuckte es in den Augen und auf den Lippen aller hinab zum linken Flügelmann, als der Zauber der Persönlichkeit in kunstreicher Methode den Stoff zu beleben begann. Es war Arbeitsunterricht im besten Sinn.

Es war ein Anfang, wie alles damals auf dem Gebiete der Methodenreform und der Reformmethode. Ein Anfang auch des Arbeitsunterrichtes. — Stillstand auf erreichter Stufe, satte Befriedigung über den unzweifelhaften Sieg der Methode wäre das Ende. Der Weg zur Vollendung muß immer offen bleiben. Weiterbildung ist das beste Zeichen der Lebensfähigkeit.

Solche Weiterbildung sucht der heutige Arbeitsunterricht im engeren Sinne. Ausbildung der Fragetätigkeit der Schüler und entsprechende Zurückhaltung des Lehrers ist nur eines der äußeren Kennzeichen; eigenes innerliches Erfassen aller kleinen und großen Probleme durch die Schüler ein weiteres, wesentliches.

Soll ich, freundlicher Aufforderung folgend, in Ferienstimmung und fern der Heimat, aus der unendlichen Fülle der Möglichkeiten ein Zufallsbeispiel geben?

Lektüre auszuwählen, wird immer die große Kunst des Neuphilologen sein. Die Wahl unterliegt sachlichen (kulturkundlichen), persönlichen, jugendpsychologischen, didaktischen Grund-

sätzen. Fast zu viel der Rücksichten, Aber läßt sich nicht der arbeitskundliche Gesichtspunkt mit allen jenen verbinden? Jede Lektüre, auch die sachlichste, sollte im guten Sinne interessant sein oder besser interessant gemacht werden.

Französischen Charakter, französische Wesenszüge zu zeigen, bemüht sich der kulturkundliche Unterricht. Zahlreiche, z. T. vorzügliche Lesebücher wollen diesem Zwecke dienen.

Wie ich einen dieser Züge zu vermitteln versuchte, sei berichtet.

Ich wählte einen Zufallsfund, eine Episode aus Anatole France.

„Bei den Revolutionskämpfen von 1848 dringt ein Volkshaufe gegen eine loyale Militärabteilung vor. An der Spitze ein begeisterter Student. Der Führer der Soldaten, ein Offizier, erblickt den Gegner und stürzt sich mit gezogenem Degen auf ihn. Fast berührt die tödliche Waffe die Brust des Feindes, da gelingt es diesem, dem Offizier den Degen aus der Hand zu winden. Einen Augenblick stehen beide Aug' in Auge, unentschlossen, überrascht von der plötzlichen Wendung. Aber nur einen Augenblick da überreicht der Jüngere dem Älteren, der Sieger dem Überwundenen ritterlich die eroberte Waffe: Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen den Degen zurückgebe, mit dem Sie so lange dem Vaterlande gedient haben. — Der Entschluß des Offiziers ist ebenso rasch gefaßt. Er löst das Kreuz der Ehrenlegion von der Brust und überreicht es dem jungen Gegner: Erlauben Sie, daß ich Ihnen die höchste Anerkennung des Vaterlandes, die Sie sicher einmal verdienen werden, im voraus überreiche."

Ich weiß nicht, in wie weit es mir gelungen ist, aus längerer Erinnerung und ohne Nachschlagemittel die Geschichte richtig wiederzugeben. Worauf es ankommt, ist die Behandlung in der Klasse (auf der Grenze der Mittel- und Oberstufe).

Kein Zweifel, daß die erste Darbietung vom Lehrer mündlich und möglichst frei zu geben ist. Aber wie führe ich die Schüler am besten an das Problem heran?

Probleme sind tot, sobald sie gelöst sind. Der Arbeitsunterricht will fragen, fragen und suchen lehren, nicht Lösungen, Antworten geben.

Kurzum, ich gab meine Geschichte nur bis zur Überreichung des Degens. Und nun hieß es (natürlich auf französisch): „Was tat nun wohl der Offizier? *Was würdest du, Meyer, Schulze, Müller tun, wenn du jetzt an seiner Stelle ständest?*

Nimm zuerst alle deine *Einbildungskraft* zusammen, denke dich ganz und gar in die Lage hinein, so daß du alles genau vor dir siehst. Dann übe deine *Urteilskraft* und suche die Lösung."

Man muß es erlebt haben, wie so die seelischen Kräfte der Schüler in Bewegung geraten! Und es ist nebenbei hochinteresant, die verschiedenen Ansichten zu hören und damit die Einzelart der Schüler kennen zu lernen. Adelige Offizierssöhne urteilten anders als Söhne der bürgerlichen Schichten. Jeder, auch der Trägste, suchte seine Meinung zu bringen und zu verteidigen. Und das führte geraden Wegs dahin, wohin ich die Klasse haben wollte: Zur Spannung auf die wirkliche, die französische Lösung, die, wenn die Spannung aufs höchste gestiegen (gegebenenfalls erst in der nächsten Stunde), zu geben und an der nun das wesentlich Französische zu entdecken war. Rein sprachlich aber führte die Behandlung zu lebhafter Eigenbetätigung der Schüler, löste

auch dem Schwerfälligen einigermaßen die Zunge, gab zu Hieb und Stich in Rede und Gegenrede Anlaß (vgl. die Problembehandlung in meinem Buche: Vom Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen).

Gewiß kann die Geschichte auch ausgewertet werden, wenn man sie in bisheriger Weise vortragend oder lesend gleich ganz vermittelt. Gewiß muß der Schüler auch lernen, in häuslicher oder klassengemeinschaftlicher Lesearbeit ein Ganzes zu erfassen und zu begreifen. Das alles soll auch in Zukunft nicht zu kurz kommen. Auch soll gewiß nicht die Methode über die Sache triumphieren.

Aber als Vorarbeit zu solch letzter, ganz eigener Erarbeitung schien mir der geschilderte Versuch doch dienlich zu sein.

Und Lesebuch, zusammenhängende Lektüre, häusliche Präparation, schriftliche Auswertung?

Auch das soll alles bleiben, wenn auch z. B. die Behandlung der zusammenhängenden Lektüre, etwas des Cid, recht wohl ins Gebiet der Problembehandlung und Diskussion gerückt werden kann, was vielleicht bei anderer Gelegenheit zu zeigen wäre. Nur habe ich gegen das häusliche Lesen auf gewissen Vorstufen ein Bedenken:

Man denke sich, daß der Schüler meine Geschichte schon zu Hause „präpariert" habe. Selbst wenn ich etwa nur die erste Hälfte „aufgegeben" hätte, wäre sicher von der Mehrzahl der Schüler die fertige Lösung durch oberflächliches Lesen vorweggenommen worden. Ich suche daher, wo ich ein Lesebuch benutze, dem häuslichen „Vorlesen" auf dieser Stufe vorzubeugen und nehme daher auch nie die Stücke nach der Reihenfolge des Buches, damit ich Neues stets selbst bringen kann. So suche ich auch dem ärgerlichen Zustande zu entgehen, der immer eintritt, wenn ein Lehrer das künstliche Gebäude seiner Lehrstunde durch voreilige Antworten sitzengebliebener Schüler gefährdet sieht, was erfahrungsgemäß so oft bei Probestunden der Referendare stört. Am liebsten wären mir *Lesebogen*, die *nur eine einzige solche Darbietung enthielten* und die ich erst verteilen würde, wenn ich die mündliche Vorbehandlung erledigt hätte. Der häuslichen Nacharbeit bleibt dann noch genug. (Geeignete Hilfsmittel, Nachschlagewerke, Anmerkungen, Wortwörterbücher und Sachwörterbücher müssen allerdings geboten werden.) Und für die (freien) schriftlichen Arbeiten, sowohl die häuslichen wie die Klassenarbeiten, fließt aus der mündlichen Diskussion so viel Stoff, daß eher über Überfluß als über Mangel zu klagen wäre. Haben doch die zwölf Themen, die ich bei der letzten Cid-Behandlung engerer Begrenzung halber aus weit größerer Zahl für eine solche Klassenarbeit (der U I alten Realgymnasiums) ausgewählt hatte, den 25 Schülern nicht genügt, so daß doch noch einige um Erlaubnis zur Behandlung anderer Themen baten. Wenn Meister Walter diese Zeilen liest, so möge er in ihnen nichts als Dankbarkeit für die einstigen ersten Anregungen erblicken. Er, der immer seine Freude am Leben, an der Entwicklung, am Fortschritt, an der selbständigen Arbeit Mitstrebender gehabt hat, er wird gewiß auch der jüngsten Entwicklung sein warmes Herz öffnen mit der echten Jugendlichkeit, die ihm immer eigen war und die ihm immerdar erhalten bleibe.

Chamonix. Rudolf Münch (Hannover).

FRANZÖSISCHE LEKTÜRE IN O I UND KULTURKUNDE.

Als ich im Februar 1901 als junger Lehrer nach Frankfurt geschickt wurde, um Reformschulen und neusprachliche Reformmethode kennen zu lernen, und so zum ersten Male mit dem hochverehrten Altmeister Walter zusammenkam, war das Mißtrauen gegen die neue Methode noch ziemlich groß, der Kampf zwischen Grammatikern und Reformern noch nicht auf dem Höhepunkt angekommen. Während ich selbst von den Vorzügen und der Durchführbarkeit des Frankfurter Lehrverfahrens überzeugt war, wurde mein Bericht in dem heimischen Neuphilologenverein mit großem Zweifel aufgenommen. Heute ist das Wichtigste dieser Didaktik und Methodik als fester Bestandteil und amtliche Norm in die Richtlinien aufgenommen. Über wesentliche Punkte der damaligen Probleme besteht volle Klarheit und einheitliche Auffassung im Kreise der Fachgenossen, die „direkte Methode" findet den Gegenpol kaum mehr ernstlich verteidigt. Von dem allezeit regen Leben im deutschen Unterrichtsbetrieb zeugt indessen die Tatsache, daß mit demselben Ernste, mit dem das „Wie" der Spracherlernung und -anwendung damals erörtert wurde, nun das „Was" des Sprachinhalts behandelt wird unter dem Gesichtspunkt der kulturkundlichen Vertiefung. Allerdings ist damit nicht eine ganz neue Sache in Erscheinung getreten, die Fragen der Lektüreauswahl, der „Realien", der geistigen Verarbeitung enthielten längst wesentliche Inhaltsbestandteile der neuesten Probleme, und eine Molièrestunde bei Walter zeigte schon 1901 wohl alles, was der Arbeitsunterricht heute billig verlangen kann. Es ist indessen in gewisser Hinsicht kennzeichnend für das Reifen von Ideen, daß Walters Werk über das Englische nach dem Frankfurter Lehrplan erst jetzt nach 25 Jahren seine Fortsetzung durch die Hallenser Moosmann und Scherping gefunden hat und so endlich zu der Darstellung des Anfangsunterrichts die praktische Ausführung der Arbeit in Prima gekommen ist, in gewisser Hinsicht die Frucht von der Aussaat jener Jahre. So steht das Werk des englischen Unterrichts nach direkter Methode in erfreulicher geschlossener Einheit dem Fachgenossen vor Augen und wird zweifellos reiche Anregung gewähren. Das Französische kann sich eines solchen Vorzugs noch nicht erfreuen. Ist die Methode im allgemeinen auch in beiden Fächern die gleiche, so würde doch Auswahl und Darstellung des Stoffes besonders der Prima ein Parallelwerk als nicht überflüssig erscheinen lassen. Seitdem der Begriff der Kulturkunde in den Mittelpunkt der Erörterungen gestellt wurde und die fleißige Arbeit der Philologen an den neuen Lehrplänen, nach Weisung der Richtlinien, in eifrigem Suchen nach einer Lösung sich abmüht, ist eine kurze Atempause eingetreten, die den Beginn der praktischen Arbeit und zugleich der kritischen Bewertung anzeigt gegenüber den Theorien, wie sie in den bekannten Vorträgen und Schriften aufgestellt und in den neuen kulturkundlichen Lesebüchern zur Anwendung gelangt sind. Es ist also eine kurze Zeit der Prüfung und Besinnung gegeben worden, die wohl von allen ernst strebenden Fachgenossen zu einer sorgenvollen Nachprüfung der eigenen Arbeit benutzt worden ist. Überall haben sich da Zweifel gezeigt, eine Auseinandersetzung mit dem, was als neue Norm verkündet wurde, war in der täglichen Arbeit nicht zu umgehen. Diese Einzelerfahrungen bedürfen der Sichtung und Klärung, und so wird wohl erst nach jahrelangem gemeinsamen

Suchen der Weg sich finden, der für die Mehrheit am gangbarsten erscheint. Und gerade darauf kommt es mehr an als auf eine geistvolle theoretische Lösung, welche dankbar anerkannt werden muß, aber natürlich nur einen Anfang bedeuten kann. In diesem Sinne mögen die Unterrichtserfahrungen mit einer Oberprima hier Platz finden, zugleich als dankbarer Gruß für den rüstigen Siebziger, der von Frankfurt aus auch unsere Arbeit in Halle freundlich lenkt und berät.

Für die Gesamteinstellung des Lehrplanes ist zunächst die Stellungnahme zu der Frage der Stoffverteilung nach historischer oder rein sachproblematischer Art wesentlich. Und da haben wir geglaubt, trotz mancher Bedenken die zeitliche Entwicklung für die Gruppierung der literarischen Werke zugrunde legen zu sollen. Die Klarheit der stofflichen Behandlung spricht hierfür, da eine Zeitströmung immer auf den anderen beruht oder in Antithese sich aus den früheren erklärt, und die Rücksicht auf die Konzentration in den großen kulturgeschichtlichen Problemen weist denselben Weg. Auch bei dieser Stoffordnung lassen sich zusammenfassend kulturkundliche Fragen im Sinne von Schön und Klemperer behandeln, während es zweifelhaft erscheint, ob eine andere, der Neigung jedes Lehrers überlassene Ordnung in dem Gesamtorganismus des Schulunterrichts zu übersichtlicher Klarheit führt. Den Hübnerschen Vorschlägen entsprechend, da hier die einfachste Lösung vorliegt, behandelt der Lehrplan der O II Mittelalter und 16. Jahrhundert, U I die klassische Zeit mit dem 18. Jahrhundert, samt Revolution, OI das 19. und 20. Jahrhundert. Die Aufgabe der OI setzt somit bei der Zeit Napoleons ein und umfaßt Romantik, Realismus und Naturalismus, Symbolismus und Dekadenz sowie das Werden des neuen geistigen Frankreichs nebst den verschiedenen jetzt nebeneinander herlaufenden Strömungen. An ihnen ganz vorüberzugehen, erscheint mir im Sinne eines Gesamtbildes nicht richtig. Als Handbuch dient auch jetzt noch Klincksiecks französisches Lesebuch, das zugleich eine Gedichtsammlung ersetzt und auch in mancher Hinsicht trotz der rein literarischen Einstellung das besondere kulturkundliche Lesebuch entbehrlich macht. Die Einrichtung der Unterstützungsbücherei gestattet uns jedoch, wertvolle Ergänzungen aus Einzelheften des kulturkundlichen Lesebuchs von Fröhlich-Schön, die an die Schüler verteilt werden, zu geben, desgleichen Einzelkapitel aus dem Esprit français von Wechßler-Grabert-Schild zur Ergänzung zu lesen. Der Unterrichtsgang des Vorjahres gestaltete sich folgendermaßen: Nach einem Rückblick auf das 18. Jahrhundert und besonders Rousseau wird zunächst der Begriff „Romantik", festgelegt, dabei das betr. Kapitel «De la poésie classique et de la poésie romantique» von Mme de Staël gelesen. Die Vorläufer der Romantik, Staël und Chateaubriand, werden in ihrer Bedeutung umrissen, sodann das kleine Diesterwegheft Nr. 15 Des moeurs des Allemands gelesen. Die Gegenüberstellung deutschen und französischen Wesens gibt Anlaß zu kulturpsychologischer Betrachtung, wobei auch die Vergleichung mit heutigen Zeiterscheinungen nicht zu vergessen ist. Um sodann die Seelenstimmung, aus der die romantische Poesie erwachsen ist, zu verstehen, wird Musset, La maladie du siècle (auch aus den Diesterwegheften, Nr. 62) gelesen. Auch hier gibt der Vergleich mit der Geistesstimmung der deutschen Jugend nach dem Weltkriege und manchen politischen Erscheinungen Gelegenheit zu vertiefenden Betrachtungen. Für die romantische Poesie ist

als Musterbeispiel L'automme und Le lac von Lamartine sehr geeignet (Religiöses, Naturgefühl, Individualismus und Weltschmerz); als ergänzendes Gegenstück dient Le Cor von Vigny (mittelalterliche Sagenelemente, romantische Stimmung). Dazu kommt Musset mit wenigen Proben als der wahre Lyriker. Zur Einführung in das romantische Theater werden Stellen aus Hugos Préface de Cromwell (Weidmann) gelesen, aus denen die Gesetze für Theater, Stil und Sprache sich ergeben. Schon hierbei wird die Erörterung über die Eigenart der französischen Romantik einsetzen mit ihrem Gegensatz zur deutschen und englischen. Die entsprechenden Seiten aus Klemperers Einleitung zu seiner französischen Prosa des 19. Jahrhunderts werden vorgelesen und betrachtet. Dabei ist die Überleitung zu der Weiterentwicklung der französischen Literatur- und Geistesbewegung gegeben, auch kommen hier Wesenszüge des französischen Volkes (Sinn für Ordnung und Harmonie, Ablehnung des Unbegrenzten, rhetorischer Stil, Einstellung zur Natur) im Sinne von Wechßler „Esprit und Geist" zur Betrachtung. Ein romantisches Drama aus dieser Zeit zu lesen erübrigt sich, wenn etwa Hernani in zwei Stunden, vielleicht mit verteilten Schülervorträgen, Anlaß zur Gegenüberstellung mit einem gelesenen klassischen Stück gegeben hat. Indessen könnte auch an dieser Stelle unter sofortiger Heranziehung der Neuromantik Rostands Princesse lointaine in etwa drei Wochen gelesen werden. V. Hugo als Dichter kann kurz abgemacht werden, einige epische Stellen (Klincksieck, L'expiation, Waterloo, La Conscience) genügen, dazu könnten einzelne Gedichte über Napoleon (auch Béranger) eine Erörterung über das Napoleonproblem in der Zeitgeschichte und Literatur bringen.

Die Zeit des Realismus und Naturalismus ist nicht zu verstehen ohne einen Hinweis auf die allgemeine geistige Entwicklung, Comtes Positivismus und die naturwissenschaftlichen Entwicklungstheorien. Abgesehen von den wenigen brauchbaren Proben aus Klincksieck, der hier zu wünschen läßt und einzelnen Stellen aus dem auch sonst zur Ergänzung benutzten bekannten Fuchs, Tableau de l'histoire de la litt. fr. (Velh.), wird vielleicht eine kursorische Lektüre entsprechender Kapitel aus Seignobos, Histoire de la Civilisation contemporaine, oder Hanotaux, La Fleur des Histoires françaises, geeignete Dienste leisten, wobei Bemerkungen über die französische Kunst eingeflochten werden. Zu erwägen wäre, ob hier eine geschichtliche Lektüre, etwa Historiens modernes (Velh.) einsetzen könnte an Stelle der mehr kulturgeschichtlich eingestellten erwähnten Lektürestoffe. An die Prosaschriftsteller, bei denen die Entwicklung des Romans zu behandeln wäre mit Ausblicken auf die deutsche und nordische Literatur, schließt sich die zusammenhängende Behandlung der Parnassiens und der französischen Dichtung bis zum Ende des Jahrhunderts. Auch im Anschluß an die im Klincksieck ausgewählten Gedichte lassen sich manche Züge des französischen Wesens erläutern (z. B. Coppée, Petits Bourgeois oder Régnier, Ville de France, oder Sully Prudhomme, La Patrie und Un songe: Vaterland, Ideal des Kleinrentners, Gemeinschaftsgefühl u. ä.). Abschließend gibt die Lektüre von Brunetière, Sur le caractère essentiel de la lit. fr. (Essai) oder Texte, L'hégémonie littéraire de la France, einen Überblick über die Grundzüge der französischen Literatur und die Möglichkeit der Herausstellung einzelner Charakterzüge (Sociabilité, Unanimisme).

Indessen scheint, wie schon angedeutet, das Gesamtbild nicht vollkommen, die Gesamtauffassung überhaupt falsch, wenn man nicht in einer zusammenhängenden Betrachtung die Überwindung des Pessimismus und Naturalismus behandeln wollte mit einer weiterführenden Betrachtung bis in unsere Tage. Wertvolle Hilfe werden uns dabei bieten Curtius „Die Wegbereiter des modernen Frankreich" und „Französischer Geist im neuen Europa", Klemperer in dem oben erwähnten Werke, sowie Platz „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich". Vortrag des Lehrers, übersichtliche Dispositionen an der Tafel, Notizen der Schüler und ausarbeitende Wiederholungen müssen hier die fehlenden Hilfsmittel ersetzen. Bergsons Bedeutung ist besonders hervorzuheben. In Parallele zu dem oben behandelten Mussetschen Abschnitt tritt hier vorteilhaft das Vorwort von Bourgets Disciple, das leider noch nicht in Schulausgabe vorhanden ist. Die Aufgabe und Grundstimmung des jungen Frankreichs kommt hier kräftig zum Ausdruck. Dreyfusaffaire und geschichtliche Entwicklung mit Betonung des neuen Nationalisme und der Action française sind zu behandeln. Dazu Traditionalismus und Latinismus, Neuklassik, Der Franzose als Erbe Roms (auch politisches Problem!). Als Lektüre in dieser Zeit empfehlen sich Proben aus neuen Erzählern, Anatole France, und das Kapitel La meilleure France aus Romain Rollands Jean Christophe, schließlich Gedichte aus dem Hefte La France lyrique moderne (Diesterweg). Auch hier wird die Gegenstellung zum deutschen Wesen zu betonen, auch die falsche Anschauung vom dekadenten Frankreich zu beseitigen sein und der Tatwille, la solidarité, la contagion mutuelle, die Einstellung zur Religion und Kirche wiederum Anlaß genug geben zu kulturkundlichen Betrachtungen, die am Schluß eine Zusammenfassung der im Laufe des Jahres herausgearbeiteten Charakterzüge krönt.

Somit dürfte sich ergeben, daß auch in einem ganz einfachen, der literarischen Entwicklung folgenden und die entsprechenden Lesestoffe einordnenden Lehrgänge die Möglichkeit einer kulturkundlichen Behandlung französischer Probleme in ausreichendem Maße gegeben ist. Stoffauswahl und Literaturproben können dabei in den verschiedenen Jahren wechseln, ohne daß dieser praktische Rahmen sich wesentlich zu verschieben brauchte. Der angegebene Lesestoff scheint vielleicht schon etwas reichlich, doch ist er bei verständiger Auswahl zu bewältigen dank der Methode Walters, die auf überflüssiges Übersetzen verzichtet, und unter Heranziehung der Schüler zu Mitarbeit in verteilten Berichten. Schön wäre es allerdings, wenn bei alledem noch Zeit ausgespart werden könnte, um etwa ganz am Schluß noch ein Meisterwerk der Klassik beschaulich genießen zu können und so den Schülern einen bleibenden Eindruck zu geben von einer Kunst, die sie in den früheren Jahren noch nicht in vollem Maße verstehen konnten. Klassizismus der Ausklang des Ganzen als Krönung des französischen Geisteslebens!

Halle (Saale). G. Hanf.

BESPRECHUNGEN.

H. E. Palmer, J. V. Martin & F. G. Blandford, *A Dictionary of English Pronunciation with American Variants* (In Phonetic Transcription). Cambridge, Heffer, 1926, 5 *s.*

Der Cambridger Verlag W. Heffer entfaltet seit einer Reihe von Jahren eine rührige Tätigkeit in der Veröffentlichung theoretischer Untersuchungen und praktischer Handbücher aus dem Gebiete der Phonetik. Das kürzlich erschienene Dictionary of English Pronunciation von Palmer, Martin und Blandford reiht sich den von dem Verlage herausgebrachten Arbeiten würdig an.

Das neue Ausspracheworterbuch setzt sich ein dreifaches Ziel:

1. Darstellung der englischen Aussprache in der „genaueren" („narrow") Form der Umschrift der Association phonétique, für die bisher ein Wörterbuch fehlte,

2. Angabe der wichtigsten amerikanischen Aussprachevarianten in den Fällen, wo die amerikanische Aussprache des Englischen wesentliche Unterschiede gegenüber der englischen Musteraussprache (Received Pronunciation) aufweist,

3. Zusammenstellung einer Auswahl aus dem überreichen englischen Wortschatz, die das unwesentliche englische Sprachgut ausschließt und sich beschränkt auf "words worth learning".

Damit sind zugleich auch die wichtigsten Punkte gekennzeichnet, die das neue Werk von dem Pronouncing Dictionary von Jones unterscheiden und ihm neben diesem seine Existenzberechtigung sichern.

Planvoll und wohldurchdacht ist die in dem Buche getroffene Auswahl des Wortschatzes; über die Grundsätze, nach denen sie erfolgt ist, äußern sich die Verfasser ausführlich in der Einleitung (XXI—XXVIII). Was sie geben wollen, ist die Sprache der Unterhaltung im weitesten Sinne, der Zeitschrift, der Zeitung, des zusammenhängenden Textes jeder Form unter Ausschluß des rein Technischen und des Archaischen. In Einzelfällen wird man vielleicht nicht zustimmen; manche Wörter, die dem Nichtengländer, für den das Buch in erster Linie mit gedacht ist, im "Plain English" des Alltags begegnen, vermißt man, wie etwa char-à-banc, cater, puny, wicket; andererseits wird man auf Wörter wie kerosine verzichten können. Neben canon [kænjən], das genauer cañon zu schreiben wäre, sollte das sicherlich häufigere canon [kænən] nicht fehlen.

Die phonetische Umschrift des "narrow system"[1]), die erst neuerdings in zusammenhängenden Texten in weiterem Umfange Anwendung findet (u. a. jetzt in den englischen Texten des Maître phonétique) und die hier zum ersten Male in einem Aussprachewörterbuch begegnet, mutet fürs erste noch etwas fremdartig und ungewohnt an.

Die Verfasser stimmen — abgesehen von der Anwendung des "narrow system" der Umschrift — bis auf „sehr wenige Ausnahmefälle" mit Jones überein. Wo mehrere Möglichkeiten der Aussprache desselben Wortes vorhanden sind, geben sie jedoch nur die wichtigsten Varianten — meist die extremen — (z. B. [əˈbei] und [ouˈbei]

[1]) Siehe unten.

unter Auslassung von [o'bei]. Gelegentlich bringen sie jedoch auch die eine oder andere bei Jones nicht verzeichnete Form (z. B. [nei-vigeitə] neben [nævigeitə] [pou'liːs] neben [pə'liːs]).

Daß in Fällen wie "omission" die schwächste Form [ə'miʃən] an erster Stelle aufgeführt wird (bei Jones steht sie zuletzt!), wird man nicht gern lesen in den Kreisen der "Society for Pure English" und des „Beirates" der „Britischen Rundfunkgesellschaft", die sich dafür einsetzen, daß allen Vokalen in unbetonten Silben "a flavour of their original character" gegeben werde.

Die Spalte "American Variants" ist ein erster Versuch, die „amerikanische" Aussprache nach dem heutigen Stande der Forschung in einem Wörterbuch niederzulegen. Die Verfasser wollen keinen "Standard of American Pronunciation" festlegen, sondern nur von Fall zu Fall aufzeichnen "that a large number of educated Americans (including Canadians) use or tend to use instead of the Received Pronunciation, the pronunciation indicated or one closely approximating to it" (XXXVII).

Die grundsätzlichen Darlegungen über die "American Variants" in der Einleitung (XXXVII—XLVII) sind zugleich eine gute Einführung in die Phonetik des „Amerikanischen"; sie lassen erkennen, daß auf diesem Gebiete noch mancherlei Probleme der Klärung harren.

An Druckfehlern sind mir aufgefallen:
S. 212, Spalte 1, am statt jam,
S. 214, Sp. 2, dʒʌgs statt dʒʌgz,
S. 273, Sp. 2, pər'æliləis statt -lisis,
S. 313, Sp. 1, ratigning statt rationing,
S. 420, Sp. 1, varifies statt verifies,
ferner unter "American Variants" (Spalte 3) Einsatz von [ə] für den retroflexen Laut in ashore (S. 27), cheers und cheered (S. 62), co-operators (S. 83), enquirers (S. 133), iceberg (S. 186).

Zur Umschrift noch einige erläuternde Bemerkungen[1]: Die bisher in zusammenhängenden phonetischen Texten und in Aussprachewörterbüchern im weitesten Umfange angewandte und allgemein geläufige Lautschrift ist die „vereinfachte" Form ("broad" transcription) der Umschrift der Association phonétique. Sie ist — bei aller Sorgfalt der Lautgebung und der wissenschaftlichen Begründung — besonders auf die praktischen Bedürfnisse, vor allem die Bedürfnisse des Sprachunterrichts in erster Linie zugeschnitten. Daher versucht sie mit einem Mindestmaß von Lautschriftzeichen auszukommen und beschränkt sich darin, so weit es das Bedürfnis der Klarheit nur irgend zuläßt. Auf die Wiedergabe feiner und feinster Lautschattierungen verzichtet sie, immer im Hinblick auf ihre praktische Verwendbarkeit, die durch die Anwendung einer allzu großen Zahl von Schriftzeichen, diakritischen Merkmalen usw. nur beeinträchtigt werden würde.

Der Wiedergabe feinerer Lautunterschiede dient die „genauere" Form der Umschrift der «Association phonétique» ("narrow" transcription)[2]. Die Abweichungen, die diese gegenüber der „vereinfachten" Form aufweist, betreffen beim Englischen — und nur

[1]) Ausführlicher soll über den derzeitigen Stand der Lautschriftfrage in einem der nächsten Hefte dieser Zs. berichtet werden.

[2]) Die Unterscheidung von "narrow" und "broad" transcription rührt von Sweet her.

dieses sei hier in Betracht gezogen — in erster Linie die Darstellung der Vokalwerte. Entscheidend für die Verwendung von Sonderzeichen ist hier die Tatsache, daß die sogenannten „langen" Vokale iː, ɔː, uː, əː auch in qualitativer Hinsicht von den „kurzen" Entsprechungen i, ɔ, u, ə abweichen und daß es nur „Näherungswerte" sind, die bei der Wiedergabe der Vokale in seat [siːt] und sit [sit], law [lɔː] und box [bɔks], fool [fuːl] und full [ful], bird [bəːd] und better ['betə] gleichgesetzt werden, wie es bei der Anwendung der „vereinfachten" Form der Umschrift geschieht. Die „genauere" Form unterscheidet und umschreibt [siːt] und sɪt], [lɔː] und [bɒks], [fuːl] und [fʊl], [bɜːd] und ['bɛtə].

Wie das letzte Beispiel — ['bɛtə] — zeigt, erscheint auch der e-laut der Tonsilbe hier in einer abweichenden Form. Die „genauere" Umschrift gibt den Vokallaut in get, red usw. durch [ɛ] wieder. Daß gerade im Falle dieses Lautes und seiner lautschriftlichen Wiedergabe — schon in der „vereinfachten" Umschrift — die Dinge besonders schwierig liegen, ist bei Jones, *An Outline of English Phonetics* (1922) p. VI und An English Pronouncing Dictionary (1924) p. XXII nachzulesen.

Der Fall zeigt zugleich, daß auch die „genaue" Umschrift den tatsächlichen Lautverhältnissen nicht völlig gerecht zu werden vermag, denn sie hat [ɛ] nicht nur in get, red usw., sondern auch in Fällen wie air [ɛə], care [kɛə] usw. deren erstes Vokalelement sich lautphysiologsich nicht ganz unerheblich von dem Vokallaut in get usw. unterscheidet.

Bei der Verwendung der Sonderzeichen der „genaueren" Umschrift kann in vielen Fällen auf die Bezeichnung der Vokallänge verzichtet werden, ohne daß dadurch die Gefahr der Unklarheit oder Mehrdeutigkeit entsteht. (Ein anschauliches Beispiel dazu liefert der Lautschrifttext von D. Jones, *New Signs*; Maître phonétique 1926, 26f.)

Bei der Wiedergabe der Affrikaten werden die Zeichen der beiden Elemente so eng zusammengerückt oder auch verbunden, daß sie als Ligatur erscheinen und den Eindruck eines Lautes erwecken[1]).

Frankfurt a. M. Berthold Cron.

H. E. Palmer, *A Grammar of Spoken English.* W. Heffer, Cambridge, 1927. 292 S. Price 12/6.

H. E. Palmer, der englische Berater des japanischen Unterrichtsministeriums und Leiter des "Institute for Research in Teaching English" in Tokio, ist ein tüchtiger Sprachkenner und ausgezeichneter Methodiker. Seine Bücher "The Oral Method of Teaching Languages, Memorandum on Problems of English Teaching, Colloquial English I. 100 Substitution Tables, English through Actions" zeigen eine sehr lebendige, für meinen Geschmack allerdings etwas übersystemisierte, Auffassung vom Sprachunterrichte und auch

[1]) Die neuen Lautzeichen finden sich auch in den von D. Jones für das Englische und P. Passy für das Französische verbesserten Viëtorschen Lauttafeln im Verlage von N. G. Elwert (G. Braun) Marburg (Lahn.) Für die alten Lauttafeln können für die abgeänderten Lautzeichen Blätter zum Überkleben bezogen werden.



wir deutschen Neuphilologen können von ihm, der übrigens die Leistungen Viëtors, Klinghardts, Walters u. a. anerkennt, manches lernen.

Die Bedeutung des vorliegenden Buches nun liegt in drei Dingen. Das hier dargestellte English ist "that used in *every day conversation* by the vast majority of *educated* speakers living south of the Trent and east of the Severn, the British Channel and Devon, and particularly those who are *natives of London* and the Home Counties. In pronunciation, in choice of words and expressions, and in grammatical usage, it represents faithfully the type of dialect which the author has carefully and conscientiously observed in the speech of the majority of those with whom he has generally come into contact. It is, moreover, the only spoken dialect which he feels competent to teach" (S. XXXV). Das ist nun (vgl. auch die Definition S. XXXI) von D. Jones "Received Pronunciation" gar nicht weit entfernt ("An English Pronouncing Dictionary, Introduction" §§ 7—10), und so haben wir, wenn wir zu diesen zwei Büchern etwa noch Collinsons "Contemporary English" hinzunehmen, eine ziemlich genaue lautliche, grammatische und wortkundliche Übersicht des heutigen Englisch der RP. Es entspricht dieser Definition des behandelten Englisch, daß manche Schwierigkeiten von einer neuen Seite her beleuchtet werden; so sagt Palmer von "it is me, him, her, us, them", daß es vorkommt "in the normal and spontaneous speech of everyday life, especially between friends and in the conversation of men-folk"; der Nominativ erscheint "in careful and deliberate speech, especially between strangers and womenfolk" (§ 107). Ebenso sagt er vom Akkusativ "whom: the [m] is generally omitted except in the more formal and ceremonious style" (§ 440) und gibt als Beispiele "who(m) did you see, did you give it to?" aber "To whom did you give it?" "Much, many, far" werden in der Umgangssprache bis auf wenige, in §§ 140, 362 genauer umschriebene Fälle durch "a lot, a large number, plenty, a good deal, a long way" ersetzt. Der zweite Vorzug des Buches liegt darin, daß sämtliche Beispiele in Lautschrift und mit Palmers Intonationszeichen gegeben sind. Ich habe es bei der Durcharbeitung der ersten, 1924 erschienenen Ausgabe erfahren, wieviel das für den Lernenden bedeutet. Daß die Angabe "on a strictly phonetic basis" auf dem Titelblatte kein leeres Wort ist, zeigt etwa die Behandlung der verschiedenen Formen von "can": [kæn, kən, kṇ, kŋ; ka:nt, ka:n, ka:m*p*, ka:ŋ*k*; kud kəd kd, kt], die nicht einmal Jones alle anführt. Endlich gibt Palmer aus methodischen Gründen eine große Menge von Beispielen zu jeder grammatischen Erscheinung, so für die normale Pluralbildung nicht weniger als fünfundfünfzig. Und wiederum aus einem methodischen Grunde, arbeitet Palmer auch mit dem alltäglichsten und gewöhnlichsten Wort- und Satzvorrate. Das wird bei den Sätzen etwas eintönig; dafür aber fehlen erfreulicherweise im § 216 Verba wie "bid, chide, rid", Formen wie "carven", die unsere deutschen Schulgrammatiken oft ohne jede Kennzeichnung ihres literarischen oder altertümlichen Charakters aufzählen. Freilich vermisse ich da aber auch Zeitwörter wie "burn, set", die doch zweifellos dem lebenden Englisch eigen sind und in dieses Verzeichnis, das *alle* in der Umgangssprache lebenden unregelmäßigen Zeitwörter enthalten müßte, hineingehören. Es ist auch hier interessant, Palmers Angaben mit anderen Quellen zu vergleichen. So klagt das "Dictionary of Modern English Usage" über "laid" als Partizip von "lie"; Palmer aber sagt von

dem korrekten "lain: is practically unknown in spoken English". In der grammatischen Darstellung selbst finden wir manches Neue in der Bezeichnungsweise und in der Anordnung des Stoffes, und der Mangel eines Registers hat sich mir empfindlich fühlbar gemacht; denn auch nach mehrmaliger Durcharbeit des Buches findet man nicht immer, was man braucht.

Es ist ganz unmöglich, den Reichtum des Buches in einer knappen Anzeige zu erschöpfen oder zu all dem ungewöhnlichen, das hier im "correct usage" der *gesprochenen* Sprache erscheint, kritisch Stellung zu nehmen. Und doch sind noch nicht alle Erscheinungen verzeichnet. So fehlt bei den "Conjunctions" die Fügung "the way (that"), die mir im neueren Umgangsenglisch ziemlich häufig scheint: "Isn't it wicked *the way that* we leave the most beautiful anything for our food? (Hugh Walpole, Maradick at Forty" 110) zeigt mir einen möglichen Ursprung dieser ganz verbreiteten Fügung. Auch das Scheinsubjekt "it" in der Fügung "It's no use telling him" könnte §§ 450—462 erwähnt sein. Wie weit ist "like = as" (amerikanisch auch = "as if"), z. B. "I can't talk like you do" im "correct usage" anerkannt? Aber wie gesagt, es wäre eine ziemlich umfängliche Abhandlung notwendig, um zu all dem Auffallenden Stellung zu nehmen, und meistens werden Palmers Aufstellung durch die Darstellung der Umgangssprache in der neueren Literatur vollauf bestätigt.

Wie heute noch Sweets Elementarbuch und "Primer" zum unentbehrlichen Rüstzeug jedes einzelnen Anglisten gehören, so verdient auch dieses Buch seinen Platz auf dem Arbeitstisch eines jeden von uns; da er im Unterrichte der Grammatik „nur das Wesentliche und in der Sprache wirklich Lebendige zu behandeln" hat (Richtlinien, Taschenausg. I 116), tut er am besten, sich Palmers verläßlicher und auch methodisch hervorragender Führung anzuvertrauen.

Graz. Fritz Karpf.

English Goethe Society. New Series. Vol. III. ed. by J. G. Robertson, London. Moring 1926. 144 S.

Auch dieser wie die früher angezeigten Bände der englischen Goethe-Gesellschaft zeugt von der lebendigen Forscherarbeit dieses Kreises. Die vier ersten der 6, zwischen 1924 und 1926 vorgelegten Aufsätze befassen sich mit Goethe. *Gooch* berichtet über den politischen Hintergrund von Goethes Leben; der Glasgower Germanist *Smith* bietet eine vortreffliche, vernünftig eingestellte Betrachtung über Goethe und Rousseau, *Sandbach*-Birmingham erörtert die spärlichen Beziehungen zwischen Goethe und Grillparzer, der Oxforder *Montgomery* bespricht kritisch (mit Beipielen) die ersten Übersetzungen von Faust (Lord *Gower*, 1823) und Dichtung und Wahrheit (*Lloyd*? 1824). Die beiden Schlußaufsätze geben höchst lehrreiche Aufschlüsse über Kenntnis und Aufnahme deutscher Dichtung in England zwischen 1790 und 1830. Frl. *Purdie* (Bangor) äußert sich über den „deutschen Einfluß auf die Kunstballade der englischen Romantik" (Scott, Lewis, Taylor, Southey, Byron, Coleridge), wobei sie Schillers Kritik an Bürger hätte erwähnen können; und *Stokoe*-Cambridge hat aus alten Zeitschriften eine lange Reihe sehr amüsanter „Urteile über deutsche Literatur vor 1820" ausgegraben, gesättigt mit "stupidity, ignorance, prejudice, and conservatism", nach denen sich ermessen läßt, gegen welche Mauern *Carlyle* und *De Quincey* anrennen mußten.

E. Albert (M. A. Edin.), *A History of English Literature.* Section Two, Ch. IX to End. A Practical Textbook for Senior Classes. Harrap. London. 1923. Alleinvertretung f. deutschsprechende Länder. Teubner, Leipzig. S. 237—542. 4 M.

Enthält die vier Schlußkapitel von Alberts Buch (Age of Transition, Return to Nature, Victorian and Post-Victorian Ages: 1730—heute). Knappe Sachlichkeit, klare Gliederung, gute Übersichten, reichliche Textproben, bibliographische und andere Hilfsmittel, sowie besonders die jedem Kapitel angegliederten Übungen zur Literaturgeschichte, Stilvergleichung und Poetik empfehlen das brauchbare Buch auch für unsere Oberklassen und englischen Arbeitsgemeinschaften zu gelegentlicher Verwendung.

A. M. Schmidt, *Von deutscher Dichtung.* Leipzig. Quelle & Meyer. 1924. 152 S.

Eine „Poetik in anschaulicher Form" will der Verfasser in diesen sieben Ferienkursvorträgen geben. Das ist ihm hier und da ganz gut geglückt, so bei dem Durchblick vom Hildebrandslied bis zur Medea, den er „Das Tragische und das Sittliche in der Dichtung" betitelt, oder in den Erörterungen über das „Wesen der dramatischen Dichtung, die höchst eindringlich Kleists Guiskard als Beispiel hoher dramatischer Kunst erleben lassen. Aber die übrigen Vorträge, über Goethe (Gedankendichtung und Faust), Wesen der Epik (Nibelungenlied und Kellers Dorfnovelle) und Lyrik (Storm) bieten wenig Besonderes. Nur der 7. Vortrag: Die musikalischen Werte der Dichtersprache und der Vortrag" enthält, in Anlehnung an Sievers, Luick und Saran schätzenswerte Anregungen.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

La Fontaine, *Fables.* Texte intégral établi avec une introduction, une bibliographie, des notes explicatives et une table de concordance par Gustave Michaud. 2 vol., Editions Bossard, Paris 1927.

Diese neue Ausgabe der Fabeln ist in der hier bereits einmal besprochenen Sammlung *Les meilleures œuvres dans leur meilleur texte* erschienen, einer Sammlung, deren Bände sich durch ganz besonders sorgfältigen Druck in schönen Lettern auf bestem Papier auszeichnen. Sie enthält außer sämtlichen Fabeln auch La Fontaines Abhandlung *La vie d'Esope le Phyrgien.* Die von dem bekannten Literarhistoriker Michaud verfaßte Einleitung über des Dichters Leben und Werk liest sich gut, ohne besonders in die Tiefe zu gehen. Wenn, in Wiederholung des Urteils der Frau von Sévigné, die Fabeln zweimal als *divines* gerühmt werden, so hätte vielleicht der moderne Beurteiler dieser Vokabel preziöser Wertschätzung entraten können. Dieses Wort, auf La Fontaines Fabelsammlung angewendet, sagt uns heute gar nichts. Hier haben wir es mit poetisierter Menschlichkeit in tierischer Verkleidung zu tun, und wir bleiben ganz und gar im Menschlich-Persönlichen. In der bibliographischen Notiz hätte vielleicht auch Vosslers Buch „La Fontaine und sein Fabelwerk" (Heidelberg 1919) erwähnt werden können. Auch französische La Fontaineverehrer könnten es mit Nutzen lesen.

Wien. Walther Küchler.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *Oktober-November 1927.* *Heft 7*

SCHÖN ANNIE, FRAISNE UND GRISELDA.

Mehrfach ist von Forschern auf die Ähnlichkeit zwischen dem Eschenlai der Marie de France (Le Fraisne) und der Griselda-novelle von Boccaccio hingewiesen worden. So von M. Landau in seinem Buche über die Quellen des Decamerone und von W. Hertz in seiner Übersetzung der Lais der französischen Dichterin. Mehr als bloße Ähnlichkeit nimmt Duval an, wenn er in der *Histoire littéraire de la France* (t. XIV, S. 798) sagt: „Le lai du Frêne est incontestablement le type de la célèbre nouvelle de Grisélidis"[1]). Neuerdings hat auch E. Castle in dem Aufsatz „Über die Quelle von Boccaccios Griseldanovelle" das isländische Märchen von Grishildur, das dänische Märchen von Syrith und auch Boccaccios Erzählung mit dem Eschenlai, „das schon eine ganze Gruppe von Motiven des Griseldismärchens enthält," in Zusammenhang gebracht[2]). Doch da es sich in der Griseldaerzählung um eine Scheinhochzeit handelt, veranstaltet, um die Heldin auf die Probe zu stellen, während im Eschenlai weder von Scheinhochzeit noch von Probe die Rede ist, so liegt es doch wohl nahe, anzunehmen, daß wir es mit verschiedenen Märchengruppen und Motivenkreisen zu tun haben.

Zu welchem Motivenkreis gehört das Eschenlai?

In der Anmerkung zu dem Märchen „Die schwarze und die weiße Braut" (Kinder- und Hausmärchen Nr. 135) weisen die

---

[1]) Zitiert nach den Anmerkungen von R. Köhler in Warnkes vortrefflicher Ausgabe der Lais der Marie de France, dritte verbesserte Auflage, Halle 1925, S. CVIII f.

[2]) Im „Archivum romanicum", Bd. VIII (1924), S. 281 ff. Vgl. auch die Aufsätze des Verfassers in dieser Zeitschrift Bd. XXXIII, S. 241 ff. und S. 354 ff.

Brüder Grimm auf die Verwandtschaft dieses Märchens mit dem Eschenlai hin. Wohl in Anlehnung an diese Äußerung behauptet dann Tegethoff in seiner Ausgabe „Französische Volksmärchen“, daß das Eschenlai das Thema von der untergeschobenen Braut um das Griseldismotiv bereichere[1]). Aber schon R. Köhler hat in seinen vergleichenden Anmerkungen zu den Lais der Marie de France (in Warnkes Ausgabe) mit vollem Recht bemerkt, daß das Eschenlai nicht zu den Märchen von der untergeschobenen Braut gehöre, in denen es sich darum handelt, daß an Stelle der wahren Braut eine falsche ohne Wissen des Bräutigams eine Zeitlang untergeschoben wird[2]).

Das Eschenlai ist vielmehr, wie Köhler weiterhin feststellt, zusammenzubringen mit einem volkstümlichen Motiv, das uns in einer großen Reihe von Balladen, besonders schottischen[3]), schwedischen, dänischen, auch einigen holländischen und deutschen überliefert ist. Es sind die Balladen von Schön Annie, wie sie nach dem in ihnen am häufigsten vorkommenden Namen der Heldin genannt werden mögen.

Das Eschenlai, das aus dem 12. Jahrhundert stammt, und die Balladen, deren früheste im 16. Jahrhundert aufgezeichnet wurde, sind völlig unabhängig voneinander. Es ist anzunehmen, daß dem Lai wie den Liedern eine ältere Überlieferung zu Grunde liegt, welche die Balladen treu bewahrt haben, während sie von der französischen Dichterin bereits kunstmäßig ausgestaltet worden ist.

Der gemeinsame Inhalt der Balladen und des Eschenlais ist kurz folgender: Ein Mädchen unbekannter Herkunft (geraubt, verkauft in den Balladen, aus dem Kloster geholt im Lai) ist lange Jahre hindurch die Geliebte eines vornehmen Herrn gewesen, der eines Tages eine Braut zu rechtmäßiger Ehe ins

---

[1]) „Die Märchen der Weltliteratur“, herausgegeben von Fr. v. d. Leyen und P. Zaunert. „Französische Volksmärchen“, Jena 1923, Bd. 1, S. 312.

[2]) S. CIX f.

[3]) Die schottischen Balladen von Fair Annie sind gesammelt in der von Francis James Child veranstalteten Ausgabe „The English and Scottish Popular Ballads“ Bd. II (Boston and New York o. J.); mit einleitenden Bemerkungen auch über die anderssprachlichen Fassungen. Die dänischen Balladen stellte S. Grundtvig zusammen in seinen „Danmarks Gamle Folkeviser“ Kopenhagen 1877/1890 Bd. 5[1], S. 13ff.

Haus bringt. Die bisherige Geliebte fügt sich, ihren Schmerz verbergend, dem Willen des Mannes, leistet sogar bei dem Hochzeitsfest freundliche Dienste, wird aber noch vor dem eigentlichen Vollzug der Ehe als Schwester der Braut erkannt und tritt nun als Gattin an deren Stelle. Es handelt sich also um Dichtungen, deren Pointe in dem Motiv der rechtzeitigen Erkennung der bisher unbekannten Abkunft des Mädchens besteht, wodurch das drohende, harte Schicksal in Glück und das anfängliche Leid in Freude verwandelt wird[1]).

Der volkstümliche Charakter der Balladen zeigt sich darin, daß sie ausführlich bei der anschaulich und packend vorgetragenen Schilderung des schmerzlichen Schicksals des preisgegebenen Mädchens verweilen, um dann die glückliche Wendung durch die Erkennung kurz abzutun.

Die Lage ist sehr einfach. Schön Annie fügt sich dem Verlangen oder dem Befehl des Geliebten und Herrn. Es bleibt ihr keine andere Wahl. Sie erklärt sich ohne weiteres, in einer Fassung nach kurzer Weigerung, bereit, für Haus und Wirtschaft weiter zu sorgen. Sie begrüßt die Braut und verrichtet ihre Dienste, äußerlich gefaßt; aber die heimlichen Tränen, die sie hinter dem Rücken der Leute vergießt, bezeugen ihren Schmerz. Sie läßt ihm erst freien Lauf, als das Hochzeitsfest vorüber ist und die Vermählten zu Bett gegangen sind. Sie schlägt zusammen mit ihren sieben Söhnen in der Nähe der Hochzeitskammer ihr Lager auf und bricht in lautes Klagen aus, das sich zu leidenschaftlichem Jammer, wilder Verzweiflung und zur Verwünschung des treulosen Mannes steigern kann. Und diese Klagen der Verlassenen sind es, die zu ihrer Erkennung führen. Die Braut, beunruhigt durch die schmerzlichen Töne, tritt zu der Jammernden, fragt sie nach ihrer Herkunft und erkennt sie als Schwester[2]). Der Zweck der Ballade bestand wohl nur darin, den Hörer durch die eindringliche Schilderung des traurigen Geschicks der leichtherzig preisgegebenen Geliebten zu rühren, Mitleid mit ihr zu erregen und dann zum Schluß durch die un-

---

[1]) Für die Zwecke der vorliegenden Betrachtung darf es genügen, wenn der Inhalt der Balladen in den wesentlichen, ihnen meist gemeinsamen Zügen berücksichtigt wird und Abweichungen in der Überlieferung nur gelegentlich herangezogen werden.

[2]) So, mit unerheblichen Abweichungen, in den meisten schottischen Balladen.

verhoffte Wendung das Mitleid in Mitfreude zu verwandeln. Es fehlt ihr, wie es scheint, jede Absicht, die Frau irgendwie zu idealisieren, etwa indem sie ihre Ergebenheit, ihre geduldige Liebe und Demut feierte. Daß diese Absicht nicht bestand, geht schon aus dem wenig einheitlichen und nicht sich gleichbleibenden Verhalten des Mädchens hervor, das erst sein natürliches Gefühl zurückdrängt, nur heimlich den Tränen nicht wehrt und dann, wie am Ende seiner Kraft, jammert und weint. Ganz folgerichtig ist es daher, daß die überraschende, glückliche Wendung sich nicht als Konsequenz des Verhaltens von Schön Annie, etwa als Belohnung für ihre liebende Selbstüberwindung ergibt.

Das Eschenlai der Marie de France verfährt hier anders. Und gerade dadurch, wie die Dichterin den glücklichen Ausgang herbeiführt, unterscheidet sich ihre Erzählung so wesentlich von den Balladen, mag sie auch in der gleichen stofflichen Überlieferung wurzeln.

Marie de France hat die Persönlichkeit des Mädchens in höfischem Sinne herausgearbeitet. Ihre im Kloster erzogene Fraisne ist ein Idealbild feiner Weiblichkeit. Sie ist „belle et enseigniee, sage, curteise e afaitiee." Sie ist von edlen Herren umworben, erst nach langem Werben erhört sie den sie liebenden Ritter, verläßt das Kloster und folgt ihm auf sein Schloß. Als dann der Ritter, um erbfähige Kinder zu bekommen, eine Ebenbürtige heiraten und ihr entsagen will, sind alle seine Hofleute traurig, sie, die sie lieben und verehren, verlieren zu müssen.

Das Verhalten der Fraisne entspricht zunächst dem von Schön Annie. Sie läßt sich ihren Schmerz nicht merken und dient ihrem Herrn und Geliebten weiter. Auch bei der Hochzeitsfeier ist sie im Hause tätig und dient der Braut. Sie vergießt nicht einmal verstohlene Tränen wie die Heldin der Ballade. Alle verwundern sich über sie, selbst die Brautmutter beginnt sie zu lieben und zu achten, und es tut ihr leid, ihr dieses Schicksal bereitet zu haben. Am Hochzeitsabend erreicht Fraisne den Gipfel ihrer entsagenden Selbstentäußerung. Sie bekümmert sich selbst um die Herrichtung des Hochzeitslagers, und da sie die Decke nicht gut genug findet, so breitet sie ihre eigene Decke, in der einst die Mutter sie ausgesetzt hatte, über das Brautbett.

Durch diese unerhörte Tat höchster Liebe und Selbstüberwindung aber begründet sie ihr Glück; denn diese Decke führt ihre Erkennung als Schwester der Braut herbei; als ebenbürtige Standesgenossin des Ritters, der nun sie zu seiner Gattin macht.

Keine einzige der bekannten Balladen hat diesen feinen Zug so daß seine Erfindung doch wohl der französischen Dichterin zuzuschreiben ist. Wie einzigartig dieser Zug der freiwillig-spontanen Hingabe eines Besitzstückes, das dann die Erkennung herbeiführt, bei Marie de France ist, erkennt man, wenn man liest, wie in einigen schwedischen, dänischen und deutschen Balladen der Verratenen zugemutet wird, der sie verdrängenden Braut ein Geschenk zu machen. Etwa eine goldene Brosche, die ihr gehört. Aber sie weigert sich. Und gerade diese Brosche führt dann ihre Erkennung herbei[1].

Schön Annie denkt nicht daran, sich ihres Schmuckes zu entäußern. Das ist menschlich so begreiflich. Das ist nur der Ausdruck ihres inneren Widerstrebens bei aller äußeren Ergebung in das Unvermeidliche, ist Auflehnung des Instinkts. Die Heldin der Marie de France aber erstickt allen natürlichen Stolz. Jeder Egoismus ist vergessen, sie kennt nur zärtliche Sorge aus großer Liebe.

In dieser Überwindung des natürlichen Egoismus im Liebesgefühl verändert Marie de France die Überlieferung von Grund aus, verinnerlicht, vergeistigt, idealisiert sie ihre Heldin.

Die Balladen sind volkstümliche poetische Gebilde. Das ist der wunderbare Reiz ihrer wilden Schönheit, daß sie ganz im Sinnlich-Triebhaft-Poetischen verharren.

Die rührende Ergebung der Verlassenen, ihr leidenschaftliches Klagen und Verwünschen, dieser Wandel von Sanftmut zu Empörung gibt uns in zwei poetischen Bildern zwei verschiedene Stimmungen, die wir nacheinander, jede in ihrer Art, als seelische Offenbarungen auf uns wirken lassen, die stille, widerspruchslose Ergebenheit und den elementaren Ausbruch des Schmerzes. Wenn wir uns von der Resignation des Mädchens haben rühren lassen, finden wir doch auch die Empörung verständlich und berechtigt, und jeder wird wohl den schottischen Balladen, in denen nacheinander beide Stimmungen sich finden, eine stärkere Wirkung zugestehen als den schwedischen und dänischen, in denen der Leidenschaftsausbruch fehlt.

Ganz anders ist es mit dem Lai. Ein Ausbruch der Leidenschaft ist hier undenkbar und würde aus dem Stil fallen. Er würde den Sinn der Erzählung verändern. Hier kann nur von Ergebung und verzichtender Liebe die Rede sein. Tätiger Ver-

---

[1]) Bei Child, Bd. II, S. 66.

zicht gegenüber der bloß leidenden Hinnahme des Schicksal in der Ballade. Aus dem Bereich des Instinkts gelangen wir in den der Gesinnung.

Wie hat man sich nun das Verhältnis von Eschenlai und Griseldaerzählung zu denken?

Der ältere Herausgeber der Lais der Marie de France, Roquefort, hat an die Möglichkeit einer direkten Beeinflussung der Erzählung durch das Lai gedacht: „La conduite de Frêne en pareille circonstance peut avoir donné l'idée du célèbre conte de Grisélidis“[1]). Dieser Auffassung hat Grundtvig widersprochen. Er glaubte an zwei verschiedene Entwicklungen eines und desselben Grundstoffes. Köhler hält diese Möglichkeit zwar nicht für undenkbar, aber nicht für besonders wahrscheinlich.

Er trifft wohl auch hier das Richtige; denn wenn der stoffliche Zusammenhang zwischen dem Eschenlai und den Balladen außer Frage steht, so gehören doch wohl Eschenlai und Griseldaerzählung stofflich nicht zusammen.

Im Eschenlai wird die vermeintlich unebenbürtige, tatsächlich schon geopferte Geliebte als ebenbürtig und heiratsfähig erkannt, und diese Erkennung wird herbeigeführt durch die Tat ihrer selbstlosen Liebe. In der Griseldaerzählung wird die aus niederem Stande erhobene Gattin von ihrem Gatten auf die Probe gestellt, ob sie so gehorsam ist, wie er es wünscht. Als letzte Probe verstößt er sie zum Schein, inszeniert eine Scheinhochzeit mit einem Fräulein, das niemand anders ist als ihre eigene Tochter, erklärt angesichts des demütigen Verhaltens der Geprüften die Probe für bestanden und feiert zum zweitenmal mit ihr Vermählung. Während es sich also im Eschenlai weder um Bedingung, noch Versprechen, noch Probe, noch Scheinhochzeit handelt, führt die Griseldaerzählung alle diese Elemente ein und führt das glückliche Ende herbei, weil die Heldin die Bedingung erfüllt, die man von ihr verlangt.

So sind die beiden Dichtungen stofflich, man könnte auch sagen körperlich, von einander unabhängig und verschieden, aber im Seelischen sind sie einander ähnlich; denn beide feiern die heroische Selbstüberwindung eines in seiner Liebe getäuschten, selbstlosen Weibes.

Während Schön Annie nur das rührende, beklagenswerte Opfer ist, das eigentlich bloß durch einen Zufall und ohne ihr

---

[1]) Zitiert nach Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais, S. CVIII.

Zutun zu ihrem Glück geführt wird, sind Fraisne und Griselda idealisierte Menschen, die durch ihr seelisches Verhalten, durch Opfertat, Selbstüberwindung, Entsagung und Liebe sich ihr Glück gewinnen.

Die Balladen sind gewachsen aus der volkstümlichen, poetischen Einbildungskraft, die Gefallen findet an der Herbeiführung seltsamer Situationen, deren Leid in Glück umschlägt. Die Poesie des merkwürdig Tatsächlichen genügt ihnen. Die Erzählungen von Fraisne und Griselda dagegen sind literarische Kunstprodukte, die den poetischen mit dem sinnvoll seelischen Gehalt verbinden, indem sie nicht nur eine merkwürdige Begebenheit berichten, sondern ein Vollbringen aus persönlicher Kraft heraus feiern.

Wie ist nun diese Gemeinsamkeit des seelischen Gehaltes der beiden Erzählungen zu erklären?

Da direkter Zusammenhang ebenso wie verschiedene Entwicklung aus gleichem Grundstoff abzulehnen ist, so darf vielleicht die Ansicht Köhlers, daß die Übereinstimmung auf ein zufälliges Zusammentreffen zurückzuführen sei, in Erwägung gezogen werden.

Es mag ja zunächst unwahrscheinlich aussehen, daß ein so ausgesprochen seelisches Motiv wie Gesinnung und Verhalten von Fraisne und Griselda, ein Motiv, das in der mittelalterlichen Erzählungsliteratur so vereinzelt auftritt, von zwei Autoren, die ganz unabhängig voneinander sind, in zwei zeitlich so weit auseinanderliegenden, stofflich so verschiedenen Erzählungen hätte erfunden werden können. Aber es besteht doch wohl die Möglichkeit, daß dem so ist, besonders wenn man bei genauerem Zusehen erkennt, daß die seelische Haltung in beiden Fällen doch nicht ganz die gleiche ist.

Marie de France ist in vertiefender und steigernder Weiterbildung ihrer volkstümlichen Vorlage — derselben, oder einer ähnlichen, die zu den Balladen geführt hat — zu ihrer Idealisierung der Heldin gelangt. Sie brachte den in der Vorlage gegebenen Keim zu schöner Blüte, indem sie die stille, leidende Resignation der Preisgegebenen zur selbstlosen Tat des Verzichts weiterentwickelte. Sie handelte damit im Sinne eines ihrer Zeit vertrauten Frauenideals, das feines höfisches Wesen mit Demut und Bescheidenheit nicht nur im Dulden, sondern auch im Handeln zu verbinden wußte. Im Sinne eines Ideals, wie es etwa Chrestiens Enide verwirklichte.

Dieses mittelalterliche Ideal hingebender, aber nicht schwacher Weiblichkeit, das durch die schmeichelnde und schwärmerische Troubadour- und Trouvèrehuldigung der Frau als Herrin und Gebieterin nicht hat verdrängt werden können, ist von dem Erzähler der Griseldageschichte, ohne daß er deswegen das Eschenlai zu kennen brauchte, aus seinen Zwecken heraus wieder aufgenommen worden. Vielleicht unter dem Einfluß neuer Strömungen des mittelalterlichen Bewußtseins, von denen Marie de France noch nicht berührt war.

Die Hergabe der Decke durch Fraisne wirkt sinnfällig-symbolisch wie eine aus plötzlichem Entschluß hervorbrechende spontane Geste der Liebenden und Verzichtenden.

Das Verhalten der Griselda dagegen ist die immer wiederholte Bewährung des Gehorsams, nicht des sklavischen Gehorsams der Ehefrau gegenüber dem Gatten, sondern eines Gehorsams, der aus der Kraft einer über den brutalen Zwang sich erhebenden Gesinnung wächst.

Diese Gesinnung der Griselda ist doch nicht ganz dieselbe wie die der Fraisne. Sie ist ihr ähnlich, aber nicht gleich. Ein anderer Dichter konnte sie in anderem Zusammenhang erleben und gestalten.

Die Gesinnung der Griselda, die in schweigendem und tätigem Gehorsam sich nur äußerlich erniedrigt, ist nicht so sehr verschieden von jenem Ideal absoluten Gehorsams, das die Legende des heiligen Franz von Assisi kennt. Vielleicht hat der unbekannte erste Erzähler der Griseldageschichte, er, dem Boccaccio gefolgt ist, einen Hauch dieses Ideals gespürt und, auch von ihm angeweht, sich das Idealbild seiner Griselda ersonnen.

Wenn die Griseldageschichte mehr ist als eine krasse und schon damals absurde Übertreibung der Forderung des unbedingten Gehorsams der Ehefrau, so muß ihr ein solcher Zug zum Absoluten innewohnen, muß eine Idealisierung der Griselda beabsichtigt gewesen sein.

Ob wirklich der Griseldaerzähler bewußt oder unbewußt unter dem Einfluß franziskanischer Stimmungen gestanden hat, diese Frage ist vielleicht mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Was sicher zu sein scheint, ist die Tatsache, daß sowohl im Eschenlai wie in der Griseldaerzählung seelische Werte zu dichterischem Ausdruck gebracht worden sind, die sich mit franziskanischem Geiste immerhin berühren: Entsagungsfähigkeit und Liebeskraft, die über Mißachtung und Ungerechtigkeit, über

Zwang und Gewalt triumphieren. Vorstellungen und Werte, die dem christlichen Mittelalter geläufig waren und die im Zusammenhang mit dieser christlichen Gesinnung Marie de France und der Griseldaerzähler poetisiert haben. Marie de France in ihrem Milieu und unter dem Einfluß des höfischen Geistes, der Griseldaerzähler vielleicht berührt von dem mächtigen und tiefen Strom der franziskanischen Geistesart, im Anschluß an die Motive der Prüfung und des Gehorsams, die ihm durch märchen- und legendenhafte Überlieferung vertraut geworden sein mögen.

Hamburg. Walther Küchler.

EINE VERGLEICHENDE DARSTELLUNG DER LEHRE VOM KONJUNKTIV IM FRANZÖSISCHEN UND ENGLISCHEN.

Die Frage nach dem Wesen des französischen Konjunktivs dürfte durch Lerch und namentlich Regula, die ihrerseits die von Ricken und Wähmer schon vor vielen Jahren aufgestellten Theorien gleichsam wiederentdeckt haben oder daran anknüpfen, erschöpfend beantwortet sein. Ihren praktischen Niederschlag haben die Ergebnisse ihrer Forschungen bereits in der zweiten — verkürzten — Ausgabe der Grammatik von Engwer-Lerch gefunden. Die entscheidende Wendung in der Auffassung von der Natur des Konjunktivs ist bedingt durch die Erkenntnis, daß dem Konjunktiv neben seiner modalen Bedeutung noch eine andere, die „thematische“, eignet, d. h. das im Konjunktiv stehende Verb gibt etwas nur gedanklich „Gesetztes“, das Thema an, das zum Gegenstand der Beurteilung gemacht wird. Daher ist dieser Konjunktiv von Lerch bzw. Regula mit gutem Grunde als „Konjunktiv des psychologischen Subjekts“, bzw. „thematischer Konjunktiv“ oder „Konjunktiv des Ergreifens“ (= des vorstellungsmäßigen Setzens) bezeichnet worden, zu dem die Aussage des übergeordneten Satzes das psychologische Prädikat bildet. So ist der Konjunktiv in diesem Falle ein „psychodynamisches Mittel, das den betreffenden Satzteil als nebentonig kennzeichnet“ [1]). Die Beurteilung kann das Verhältnis des gedanklich „Gesetzten“ zur Wirklichkeit berühren — die Wirklichkeit wird als möglich, als

[1]) Regula, Zum französischen Konjunktiv. Jahrbuch für Philologie II, S. 211.

unsicher, als fraglich hingestellt oder verneint — oder sie kann, das Verhältnis zur Wirklichkeit unberührt lassend, affektischer Natur sein.

Wie weit vom Konjunktiv im Englischen, sowohl seinem modalen wie seinem thematischen Charakter nach, dasselbe gilt wie vom Konjunktiv im Französischen, möge aus der folgenden Darstellung hervorgehen.

Der Konjunktiv im Französischen.

Vorbemerkung: Der Konjunktiv hat modale und thematische Bedeutung. Modal bezeichnet er 1. Begehren, 2. die Unsicherheit. Als Modus der Unsicherheit begegnet er nur noch in der Wendung *que je sache* (aber z. B.: que je vois). *je ne sache* und im Nachsatz des irrealen Bedingungssatzes. Thematisch steht er als Gegenstand der Aussage im Sinne eines psychologischen Subjekts

I. Der Konjunktiv als Modus der Willensäußerung.

1. Im Hauptsatz bezeichnet er

a) einen Wunsch.

α) Der Wunsch wird als erfüllbar gedacht: Konjunktiv des Präsens.

Puisse-t-il bientôt arriver. *Puissiez-vous* réussir dans vos projets. *Puissent* vos projets réussir! Dieu *soit* loué. *Vive* le roi. Qui *vive?* *Que* Dieu vous *bénisse!* *Que* la terre lui *soit* légère. Le ciel nous *entende!* soupira le président.

Anm: Ist der Wunsch nicht durch *puisse* umschrieben, oder wird der Satz nicht durch den Konjunktiv des Vollverbs eingeleitet, steht gewöhnlich que mit dem Konjunktiv.

β) Der Wunsch wird als unerfüllbar gedacht: Konjunktiv des Präteritums bzw. Plusquamperfekts.

Plût à Dieu qu'il en fût ainsi! (Ac.) *Fût-il* déjà *venu*, ce temps désiré!

b) eine Aufforderung.

Qu'il sorte! *Qu'on attende* mes ordres! *Qu'on* me *laisse* seul! *Sauve* qui peut!

c) eine Einräumung.

Coûte que *coûte!* *Advienne* que pourra!

d) eine Annahme.

Soit 30 à diviser par 10. *Soit* l'angle α égal à l'angle β. *Qu'il fasse* une gelée, et il n'y aura plus

moyen de quitter le pavillon. *Que* la nuit *fût* belle, il ferait un tour dans le parc.

2. Im Nebensatz steht er
   a) als Ausdruck des Forderns, Bittens, Erlaubens, Verbietens, Hinderns, der Erwartung, der Notwendigkeit, des Widerspruchs in Subjekt- und Objektsätzen.

   Les democrates *demandaient que* tout homme, s'il en avait les moyens, *eût* le droit d'acheter toute terre, même une terre noble. La pieuse tante *entendait qu'*Hermine *continuât* à se préparer à la vie monastique. *Écris*-lui *qu'il remplisse* mieux ses devoirs. *Dis* lui *qu'il* se *souvienne* de son père. Je vous *prie que je* n'*entende* plus parler de cela! *Permettez que je sorte.* Je *défendis que* les fenêtres *restassent* ouvertes pendant la récréation. *Empêchez qu'il le sache! J'attendais qu'elle eût fini* ses phrases. On *s'attendait* certainement *à ce que* l'Angleterre *soutînt* la politique française. *Il faut que tu obéisses* à tes parents. Il est de la plus haute *importance que* le général *soit* prévenu le plus tôt possible. Le roi a *tenu à ce que* la cour de Berlin en *fût informé.* La citoyenne trouve à *redire que j'aille voir* guillotiner. Je *m'oppose*, je *m'oppose* de toutes mes forces *à ce que* cette couronne soit donnée.

   b) als Ausdruck der Absicht
      α) in Finalsätzen, die eingeleitet sind durch *pour que, afin que.* J'avais caché mon visage *pour qu'*il ne me *vît* pas pleurer.

      Nach dem Imperativ steht *que: Approchez que* l'on vous *voie.*

      β) in Temporalsätzen mit finalem Sinn, die eingeleitet werden durch *jusqu'à ce que, en attendant que*:

      Je marcherai au hasard, *jusqu'à ce que je l'aie trouvé.* Les ouvriers mécontents peuvent choisir le moment où le patron a le plus besoin d'eux et cesser le travail *jusqu'à ce qu'il ait accepté* leurs conditions. Je resterai *jusqu'à ce* que vous *ayez fini.* Vous pourrez vous amuser en *attendant que je revienne.*

      Anm.: Auch da, wo kein finaler Sinn vorliegt, ist der Konjunktiv analogisch nach *jusqu'à ce* que eingedrungen.

Jusqu'à ce que ma petite Yvonne *se mît* au lit, sa mobilité, son petit bavardage me divertissaient.

γ) in Konsekutivsätzen mit finalem Sinn:

Le budget est réglé d'avance, chaque année, *de façon qu'on puisse équilibrer* les recettes et les dépenses. Richard Wagner a composé à la fois la pièce et la musique, *de façon que* la musique *fût liée* à l'action.

Dagegen: En abordant, un des éclaireurs saute avec *tant* de précipitation, *que* la barque *se remplit* d'eau. En même temps les moyens de transport se perfectionnaient *au point qu'on pouvait faire* en six jours le voyage d'Angleterre en Amérique.

δ) in Attributsätzen mit finalem Sinn:

On s'accordait à demander une organisation plus forte *qui permît* de résister à l'étranger. M. Thiers s'était jeté au milieu de l'Assemblée pour lui arracher une résolution *qui confirmât* le régime dont il était le chef.

c) als Ausdruck der Einräumung

α) in Adverbialsätzen, die eingeleitet werden durch

α^1) *quoique, bien que.* Un antiquaire remarqua la canne, *quoiqu'elle fût* alors *couverte* d'une épaisse couche de poussière. *Bien que* les blessures *fussent* déjà vieilles de six jours, Pasteur réussit à empêcher la rage d'éclore.

α^2) *si ... que, pour ... que, tout ... que.* Cette augmentation, *si* énorme *qu'elle soit* n'est pourtant pas en proportion de l'augmentation de commerce. *Pour* sages *que soient* les hommes, ils ne sont pas infaillibles.

Anm.: Nach pour ... que, tout ... que steht auch der Indikativ: *Pour (tout) grand qu'il* est ...

α^3) *que ... ou (que).* *Que* l'usine lui *appartienne ou qu'il n'en soit* que le directeur, le chef d'industrie dispose de capitaux énormes. Les marchands étaient obligés de s'approvisionner et de vendre, *qu'ils fissent* des pertes ou des profits.

α^4) *soit que ... soit que.* L'idée qu'elle ne le verrait plus peut-être, *soit qu'il fût tué, soit qu'il s'expatriât*, la frappait de stupeur.

β) in Attributsätzen mit einräumendem (verallgemeinerndem!) Sinne:

L'ordre d'empêcher *qui que ce fût* de sortir de Paris avait été notifié dans la soirée. On voulait même que tout homme, *quelle que fût* sa naissance, pût exercer les exploits, même les plus hauts.

d) als Ausdruck der Annahme

α) im Objektsatz nach *supposer* („annehmen“, „den Fall setzen“).

Supposez que je sois le médecin.

β) im Adverbialsatz nach *pourvu que, à moins que (ne), pour peu que.*

Pourvu qu'ils soient laborieux et dociles aux lois, vous ne trouverez point de meilleurs sujets. Ça réussira *à moins que tu ne perdes* courage. Il le ferait *pour peu qu'on* l'en *priât.*

Hierher gehört auch der Konjunktiv nach *si* im irrealen Bedingungssatz der Vergangenheit.

II. Der Konjunktiv des psychologischen Subjekts.

Der abhängige Satz steht im Konjunktiv, wenn durch ein Wort des übergeordneten Satzes die Aussage des abhängigen Satzes beurteilt wird.

1. Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird nachdrücklich bestätigt oder sonstwie affektisch bewertet.

a) Der abhängige Satz ist ein Subjekt- oder Objektsatz.

α) Das beurteilende Wort geht der beurteilten Aussage voraus.

Il *est remarquable que* personne *n'ait dit* que Louis XIV. fût un grand homme. N'étant pas très fertile en idées, il *est naturel que je tienne* au peu que j'en ai. *N'est-ce pas assez que j'aie* devant les yeux l'affreuse couleur de tes plumes? La société est mal organisée; il faut la changer; pour la changer *il suffit que* le gouvernement le *veuille. Quel malheur que* Lefèvre ne *soit* pas avec nous! Je quittai Rouen avec *la stupéfaction qu'*une statue de Jeanne d'Arc sur son bûcher *n'eût pas* encore été élevée sur cette place historique. Il a exprimé son *regret de ce que*

M. Lloyd George, au lieu du ministre des Affaires étrangères, bien mieux qualifié, *ait prononcé* le fameux discours. On regardait autrefois comme un *grand succès qu'*un livre *se vendît* à quelques milliers d'exemplaires. Les démocrates *s'indignaient qu'*un noble *refusât* de recevoir un bourgeois dans son salon. On *se plaignait que* la nation *fût* divisée en classes.

β) Das beurteilende Wort folgt der beurteilten Aussage. In diesem Falle ist das psychologische Subjekt als solches schon rein äußerlich durch seine Stellung (vor dem psychologischen Prädikat, das an der Tonstelle steht) gekennzeichnet.

Que l'histoire de Romulus et de Rémus ne *soit* qu'une légende, tout le monde le *sait* aujourd'hui (Ploetz). *Qu'elle ne se fît* aucune illusion sur les raisons de ce changement, cela est *certain*. *Qu'il y eût* quelque chose d'anormal, j'étais bien obligé de le *reconnaître*.

b) Der abhängige Satz ist ein Relativsatz, dessen Aussage durch ein zweites, nominales Attribut, das den Nachdruck trägt, beurteilt bzw. eingeschränkt wird[1]. Das nominale Attribut ist daher häufig ein Adjektiv im Superlativ oder ist ein Wort wie *le premier, le dernier, l'unique, seul.* Voilà la *plus belle* maison *que je connaisse.* (Der Sprechende will nicht sagen, daß er das Haus kennt, sondern, daß er es als das schönste kennt.) Vous êtes *le premier homme qui ayez vu* cela. (Sie sind der Mann, der es als erster gesehen hat.)

Le blocus continental de Napoléon était le régime de prohibition *le plus exclusif qu'on eût jamais vu.* La mort de Socrate, philosophant tranquillement avec ses amis, est *la plus douce qu'on puisse désirer.* C'est bien *le comble* de mal *qu'on puisse faire.* Les cheveux sont *tout ce qui n'ait pas changé.* La *seule* fois, je crois, *où il ait* vraiment *eu* des remords.

1. Zusatz: Soll betont werden, daß der attributive Relativsatz eine Aussage enthält, die an Wichtigkeit nicht hinter dem gefühlsbetonten Attribut zurücksteht, also selbständige, unabhängige Geltung besitzt, so steht der Indikativ.

---

[1]) Daher berührt sich dieser Fall mit dem unter 2c genannten.

Elle fit une compresse, déchirant le *premier linge, qu'elle trouva* sous sa main. Le Cid ne fut pas le *seul ouvrage* de Corneille *que* le Cardinal de Richelieu *voulût rabaisser.*

2. Zusatz: Die Gefühlsbetontheit des Attributs des übergeordneten Satzes braucht nicht immer durch die Form (z. B. durch den Superlativ) zum Ausdruck zu kommen: C'est une *des grandes erreurs qui soient* parmi les hommes.

2. Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit hin beurteilt.

a) Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird als möglich oder zweifelhaft beurteilt.

α) Der abhängige Satz ist ein Subjekt- oder Objektsatz.

Il semble que ce mal *soit* sans remède. *Il est possible qu'il soit* arrivé. *Il se peut* que de bons règlements *fassent* produire *à* meilleur compte. *Il arrive* parfois qu'un homme de moralité inférieure *agisse* bien. *Il n'est pas sûr qu'il obéisse. Est-il vrai qu'il* se *soit* bien battu? *Je n'ai aucune raison de croire qu'*un résultat positif quelconque *ait* déjà été obtenu. Nous venons simplement te demander, citoyen, dit l'un des commissaires, *s'il est vrai que tu sois* à la veille de partir. *Où avez-vous vu que* des gens ruinés *aient* des amis? *Je doute qu'il ait réussi.*

β) Der abhängige Satz ist ein Attributsatz.

Qu'y a-t-il qui vous *fasse* peur? *Si c'est une chose qui se puisse faire,* elle sera faite. *Connaissez-vous un homme qui soit* complètement heureux?

b) Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird als unmöglich oder unwahrscheinlich beurteilt.

Il est impossible que tu *aies* raison. *Il est invraisemblable qu'il pleuve* aujourd'hui. *Il n'est pas probable (vraisemblable) qu'il* en *soit* ainsi.

c) Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird als nur teilweise zutreffend beurteilt.

α) Der abhängige Satz ist ein Subjektssatz.

Il s'en faut de beaucoup qu'il en soit ainsi. *Il est rare qu'il dorme* bien.

β) Der abhängige Satz ist ein Attributsatz, der etwas von einem der Menge nach eingeschränkten Begriff aussagt.

Il *n'y* a *que* Dieu qui soit tout-puissant. Il y a *peu d'hommes qui soient* capables de chercher et de trouver la vraie gloire. Ce Fauchevent était un des *rares ennemis qu'eût* encore M. Madeleine à cette époque.

Anm.: Will der Sprechende den Nachdruck auf die Aussage des Nebensatzes legen, d. h. das positiv Gegebene betonen, dann steht der Indikativ: De l'air il n'en vint point; le peu *qu'il y en avait* dehors était impuissant à entrer.

d) Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird verneint.

α) Der abhängige Satz ist ein Subjekt- oder Objektsatz.

Ce n'est pas que le jeune *eût trompé* les espérances de son père. *Je n'ai jamais su que* cet argent *fût* à nous. *J'ignorais* qu'il y *eût* un berger dans l'île. *Je nie qu'elle ait* le cœur d'une femme. *Rien ne peut faire supposer que* le village *soit occupé* par l'ennemi.

β) Der abhängige Satz ist ein Attributsatz, der etwas von einem verneinten Begriff aussagt.

Il n'y a personne qui le sache. Il n'est pas de pays où l'on tienne ses engagements plus fidèlement qu'en Ecosse. *Je ne voudrais pas un homme qui ne soit pas dévoué* au roi.

e) Der abhängige Satz ist ein Adverbialsatz, und zwar

α) ein Adverbialsatz der Folge.

La grandeur *n'est pas d'un tel prix qu'il faille* l'acheter si cher. *Êtes-vous donc si étrangers* à Jérusalem *que vous ne sachiez* ce qui s'y est passé ces jours derniers?

β) ein mit *avant que, sans que* eingeleiteter Adverbialsatz:

Je ne viendrai pas *sans qu'on m'invite.* J'irai le voir *avant qu'*il *parte.*

Übersicht über den äußern Anwendungsbereich des Konjunktivs.

Der Konjunktiv

I. in Hauptsätzen als Ausdruck der Willensäußerung
1. des Wunsches (vgl. I, 1a)
2. der Aufforderung (vgl. I, 1b)
3. der Einräumung (vgl. I, 1c)
4. der Annahme (vgl. I, 1d)

II. in Nebensätzen und zwar

1. in Subjekt- und Objektsätzen als Ausdruck

a) der Willensäußerung (vgl. I, 2a) nach unpersönlichen Ausdrücken und Verben wie

il faut / *il est nécessaire* / *il est besoin* } es ist nötig
il importe es ist wichtig
il n'importe es tut nichts
qu'importe was tut es?
il est temps es ist Zeit
vouloir / *entendre* } wollen
aimer gern sehen, wollen
aimer mieux lieben wollen
préférer vorziehen
désirer / *souhaiter* } wünschen
demander / *exiger* } fordern
prétendre verlangen
admettre zulassen
souffrir / *permettre* } erlauben
consentir einwilligen
défendre verbieten
empêcher verhindern
craindre fürchten
supposer annehmen, den Fall setzen

Zusatz: Nach den Verben des Beschließens *décider*, *résoudre*, *déterminer*, *arrêter* (verordnen), *convenir* (übereinkommen) steht gewöhnlich Futur bzw. Konditional. (Für den, der die Anordnung trifft, ist die Verwirklichung nur eine Frage der Zeit). *Il a été arrêté que l'affaire suivrait* son cours. *Il est convenu que tu viendras* nous voir souvent.

b) des psychologischen Subjekts (vgl. II 2 a α, II 2 b, II 2 c, II 2 d δ) nach unpersönlichen Ausdrücken und Verben,

α) die an und für sich eine Ungewißheit oder Nichtwirklichkeit bezeichnen wie

il se peut / *il est possible* } es ist möglich
il est impossible es ist unmöglich
il est rare es ist selten
il s'en faut (de) beaucoup es fehlt viel
il semble es scheint
douter zweifeln
nier leugnen
ignorer nicht wissen
contester bestreiten

Anm. 1: Nach *il semble* (= es scheint so, ist aber doch recht ungewiß) findet sich auch der Indikativ. Nach *il me* (*te* usw.) *semble* steht der Indikativ, doch ist auch der Konjunktiv nicht selten: Bientôt *il lui sembla qu'on murmurait* sous ses pieds. *Il semble* qu'à cette époque, les nobles *n'existaient* que pour se battre

entre eux. Nach *il paraît* steht nur der Indikativ: *Il paraît* que toute sa fortune *a été mangée* à de mauvais jeux d'argent qu'il avait faits cet hiver à Paris.

Anm. 2: Nach *il arrive* begegnet neben dem Indikativ auch der Konjunktiv.

Anm. 3: Nach *ne pas ignorer* (wohl wissen) steht naturgemäß der Indikativ: *Je n'ignorais pas* qu'il *était parti*. Nach *ne pas douter*, *ne pas nier* steht neben dem Futur bzw. Konditional der Konjunktiv mit *ne*: *Vous ne devez pas douter* un instant *que nous exécuterons* le traité et tout le traité. *Personne ne doute* ici que la politique aggressive de M. Delcassé *n'ait été* encouragée par l'Angleterre. *Tu ne peux pas nier qu'elle ne soit* jolie.

β) die fragend, verneinend oder bedingend eine Ungewißheit bezeichnen wie

il est { *clair*, *sûr*, *certain* } es ist sicher
il est *vrai* es ist wahr
il est *évident* es ist augenscheinlich
il est { *probable*, *vraisembable* } es ist wahrscheinlich

dire sagen	*penser* denken
avouer gestehen	*croire* glauben
assurer, *affirmer* } versichern	*se douter* ahnen
	espérer hoffen
déclarer erklären	*savoir* wissen
jurer schwören	*s'imaginer* sich denken
répondre antworten	u. a.
écrire schreiben	

Anm. 1: Wird dagegen die Tatsächlichkeit der abhängigen Aussage, nicht das Urteil darüber, betont, so steht der Indikativ: *Personne ne croirait que* cette vaste exploitation *a cessé* de fonctionner.

Anm. 2: Enthält der abhängige Satz ein Begehren, so steht natürlich der Konjunktiv: *Écris-lui q'uil remplisse* mieux son devoir. *Dis-lui qu'il se souvienne* de son père.

γ) die eine Gemütsbewegung oder Gemütsäusserung bezeichnen, wie

c'est dommage das ist schade	*se réjouir*, *être bien aise* } sich freuen
c'est un bonheur das ist ein Glück	*être triste*, *être désolé* } betrübt sein

être fâché böse sein
avoir honte sich schämen
être heureux glücklich sein
être content zufrieden, froh sein
s'étonner sich wundern
être surpris erstaunt sein
regretter bedauern
se plaindre sich beklagen

Ferner überwiegt das Urteil über die Tatsache des Nebensatzes die Tatsache selbst nach Verben und unpersönlichen Ausdrücken wie

comprendre, concevoir erklärlich finden
s'expliquer sich erklären, können, begreiflich finden
il est juste es ist gerecht
c'est assez, *il suffit* } es genügt
il est remarquable es ist bemerkenswert
il est facile es ist leicht
il est difficile es ist schwer
il est singulier es ist sonderbar
mériter, *être digne* } verdienen
trouver bon gut finden
trouver mauvais übel vermerken

Il se borne à répondre qu'il *comprenait bien qu'on lui adressât* une pareille demande. Vgl. dagegen: Je *compris que j'avais donné* un coup d'épée dans l'eau. Je *m'explique que* je me *sois* trompé. C'est un homme qui *mérite qu'on le plaigne.*

1. Zusatz: Ist der abhängige Satz durch *de ce que* (= über die Tatsache) angeschlossen, so ist die Verbindung mit dem regierenden Satz gelockert: nicht nur der Affekt wird betont, sondern auch die Tatsache, die Wirklichkeit, die ihn bedingt, so daß die Aussage des Nebensatzes der affektischen Beurteilung nicht mehr untergeordnet (beachte die Bezeichnung subjonctif!), sondern nebengeordnet ist. *Il se plaint de ce qu'on l'a insulté. Nous sommes heureux de ce que vous avez réussi.* Doch dringt auch hier, offenbar aus dem Bedürfnis nach Angleichung heraus, immer mehr der Konjunktiv ein.

2. Zusatz: Auch ohne das Zwischenglied *de ce que* kann die Aussage des abhängigen Satzes gleichwertige Bedeutung haben, so daß dann der Indikativ steht: *On se plaint qu'à* Paris la police *est* trop peu nombreuse.

2. in Adverbialsätzen als Ausdruck
 a) der Willensäusserung nach
  α) *pour que, afin que* (*que*). Vgl. I, 2 b α.
  β) *jusqu'à ce que*, en *attendant que.* Vgl. I, 2 b β.

γ) *de manière que, de façon que, de sorte que, que.* Vgl. I, 2 b δ.

δ) *quoique, bien que, soit que . . . soit que,* si . . . que, *pour . . . que, tout . . . que, que . . . ou (que)* Vgl. I, 2 c α.

ε) *pourvu que, à moins que (ne), pour peu que sans que.* Vgl. I, 2 c α.

b) des psychologischen Subjekts nach konsekutivem *que,* sowie nach *sans que* und *avant que.* Vgl. II, 2 e.

3. In Attributsätzen als Modus

a) der Willensäusserung, wenn der Relativsatz eine geforderte Eigenschaft angibt. Vgl. I, 2 b γ.

b) des psychologischen Subjekts

α) wenn das Relativpronomen sich auf einen nur gedachten, eingeschränkten, verneinten oder in Frage gestellten Begriff bezieht. Vgl. II, 2 a β, II, 2 c β, II, 2 d β.

β) wenn das Relativpronomen sich auf einen durch einen Superlativ oder *le seul, l'unique, le premier, le dernier* gesteigerten Begriff bezieht. Vgl. II, 1 b.

Der Konjunktiv im Englischen.

Vorbemerkung: Der Konjunktiv hat modale und thematische Bedeutung. Modal bezeichnet er ein Begehren. Thematisch steht er als Gegenstand der Aussage im Sinne eines psychologischen Subjekts.

I. Der Konjunktiv als Modus der Willensäußerung.

1. Im Hauptsatz bezeichnet er

a) einen Wunsch.

α) Der Wunsch wird als erfüllbar gedacht: Konjunktiv des Präsens (nur in formelhaften Wendungen!), sonst Umschreibung mit *may.*

Hallowed be thy name! Thy Kingdom *come!* *Suffice* it to say that . . . Long *may he reign! May he defend* our laws!

β) Der Wunsch wird als unerfüllbar gedacht: Konjunktiv des Präteritums von *to be,* sonst Umschreibung mit *might.*

O were I able to waste it all myself. Es kann auch formelhaft gewordenes *I wish, I would* vor den Konjunktiv treten: *(I would) he were* a Christian. *I wish I could help* him. *Might* the Salvation army

save all drunkards! Die Umschreibung mit *did* steht zur nachdrücklichen Hervorhebung des Wunsches: *Did I only know* whether it is true.

b) eine Aufforderung: Umschreibung mit *let.*
Let there *be* light! Es werde Licht! *Let* him *enter!* Er trete ein!

c) eine Einräumung: Konjunktiv des Präsens von *to be* oder Umschreibung mit *may* oder *let.*
Let it cost what it *may.* Much *may be said* on both sides. The house *may be* very grand, she said to herself, but it's not like our book-shop.

d) eine Annahme: Konjunktiv des Präsens von *to be* oder Umschreibung mit *may* oder *let.*
Be it ever so humble, there is no place like home. *Let* angle α *be* equal to angle β.

2. Im Nebensatz steht er

a) als Ausdrucks des Wünschens, Bittens und Forderns in Subjekts- und Objektssätzen.

α) Wunsch, Bitte (bescheidene Willensäußerung) werden durch *may* bzw. *might* bezeichnet.
I pray to God *that we may arrive* safely. The manufacturer *wished that* the price of corn *might be* lower. *She hopes that* she *may live* (Im Französischen dagegen gewöhnlich Indikativ!) to reach the country again.

Anm.: Doch ist nach to hope auch Futur oder Kond. möglich als Ausdruck des bloßen zeitlichen Verhältnisses. I *hope* that the work *will be* done. Vgl. F. espérer, wonach allerdings auch der Konjunktiv vorkommt.

β) Die Forderung (nachdrückliche Willensäußerung) wird durch *shall* bzw. *should* bezeichnet.
It is necessary that we *should* submit to the laws[1]). Father *resolves* that Mary *shall* go with him to London. Cromwell *ordered* that Wake *should* be pardoned. After much talk it was *decided* that the monk and the friar *should try* their strength.

b) als Ausdruck der Absicht

α) in Finalsätzen: Umschreibung mit *may* bzw. *might.*
I give you a price *that* you *may work* well. Many

---

[1]) *Should* läßt darauf schließen, daß es sich hier eher um ein Konjunktiv des psychologischen Subjekts handelt.

able men supported the Corn Laws *that* the landowner *might enjoy* large incomes.

β) in Temporalsätzen mit finalem Sinn, die eingeleitet werden durch *till*: Umschreibung mit *shall* bzw. *should*.

I will keep my post *till* some better man *shall relieve* me. She waited patiently *till* her friend *should give* her the chance of a word.

γ) in Attributsätzen mit finalem Sinn: *may, might*.

It was not easy to devise *any expedient which might avert* the danger. You must have a helpmate *who may share* your lot. He plants trees *that may benefit* another generation.

c) als Ausdruck der Einräumung

α) in Adverbialsätzen, die eingeleitet werden durch

α[1]) *though, although*: *may, might*. *Though you may be right*, we cannot follow your advice. *Although he might be a* great man, he could not avert this danger from his country.

α[2]) *however* (= wie auch immer): *may, might*. By ingnoble acts we lose our claim to the title of a gentleman, *however high we may be placed*.

α[3]) *whether* — *or*: *be, were*. *Whether* the answer *be* correct or not, it is certainly very witty. *Whether* the answer *were* correct or not, it was certainly very witty.

β) in Attributsätzen mit einräumendem (verallgemeinerndem!) Sinn: *may, might, shall, should*.

Whatever his rank *may be*, he must be punished. We always were so merry, *wherever we might be*. *Whoever may have told* the story, he has told a lie. *Whosoever shall smite* thee on the right cheek, turn to him the other also.

d) als Ausdruck der Annahme: *may, might, should*[1]).

α) im Objektsatz nach *suppose*:

To suppose you should commit such a terrible crime. *Suppose that he were absent.*

---

[1]) Unwahrscheinliche Annahme.

β) im Adverbialsatz nach *provided (that)*, *in case (that)*, *unless*, *even if*[1]).

We promised to accept his proposal *provided (that) it should* be to our disadvantage. He directed some slaves to follow at a distance *in case* their assistance *might be* required. He will not say anything *unless* it *(should) be* necessary.

II. Der Konjunktiv des psychologischen Subjekts. Der abhängige Satz steht im Konjunktiv, wenn durch ein Wort des übergeordneten Satzes die Aussage des abhängigen Satzes beurteilt wird.

1. Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird affektisch bewertet: *should.*

a) Das beurteilende Wort geht der beurteilten Aussage voraus.

It is not *surprising that they should spend* much of their time on foreign soil. Does it not strike you as *curious that* London, the capital or metropolis *should be* in the far south-eastern corner. He finds it quite *natural that* English *should become* the universal language. It is a *fitting thing that* our record of Famous Englishmen *should open* with Alfred the Great. It is *quite right that we should seek* that God should love us. It is *unconceivable that he should attempt* to come on board. A gentle bride, as she is, is well *worthy that you should sue* and *win* her with the sword. He *deserved that* the Gods *should lean* out to observe him.

b) Das urteilende Wort folgt der beurteilten Aussage. In diesem Falle ist das psychologische Subjekt als solches schon rein äußerlich durch seine Stellung (vor dem psychologischen Prädikat, das an der Tonstelle steht) gekennzeichnet.

That he *should have treated* it seriously, furnished next the subject of cogitation.

2. Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit hin beurteilt.

a) Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird als möglich oder zweifelhaft beurteilt: *may*, *might*.

---

[1]) Vgl. dazu frz. quand même.

α) Der abhängige Satz ist ein Subjekt- oder Objektsatz.

It is possible that at Liverpool the price of wheat *may be* lower than in London. *I doubt that he should have succeeded.* He is afraid to climb a tree *fearing that he may fall* down. They were *afraid* a change *might ruin* England.

Anm. 1: Soll nicht die Möglichkeit, sondern nur die Zukunft des Geschehens zum Ausdruck gebracht werden, so steht Futur bezw. Konditional. *I am afraid he will come. I was afraid he would come.* Im Französischen steht nach den Verben des Fürchtens immer der Konjunktiv und zwar der der Willensäusserung.

Anm. 2: Nach *lest* = damit nicht = daß, nach den Verben des Fürchtens steht neben *may* und *might* auch *should.* He feared *lest* the young man *should be left* without help. Vgl. Französisch: *craindre que-ne* + Konj.

β) Der abhängige Satz ist ein Attributsatz.

In going up the river the salmon overcome *any obstacle they may meet.* Permission to use the drawing room will be withdrawn from any *person who shall write or make* marks on any part of a printed book.

b) Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird als unmöglich oder unwahrscheinlich beurteilt.

It es *impossible that* he *should have done* it. It is *not likely that he should help* him.

c) Der Sachverhalt des abhängigen Satzes wird verneint. Der abhängige Satz ist ein mit *before* eingeleiteter Adverbialsatz.

Before night coming on *should make* it too trying to her own feeling, she issued out of doors.

Übersicht über den äußern Anwendungsbereich des Konjunktivs.

Der Konjunktiv steht als Ausdruck der Willensäußerung

I. in Hauptsätzen und zwar
  1. des Wunsches (vgl. I, 1 a)
  2. der Aufforderung (vgl. I, 1 b)
  3. der Einräumung (vgl. I, 1 c)
  4. der Annahme (vgl. I, 1 d)

II. in Nebensätzen und zwar

1. in Subjekt- und Objektsätzen als Ausdruck

a) der Willensäußerung (vgl. I, 2 a) nach unpersönlichen Ausdrücken und Verben wie

it is necessary	es ist nötig	*should*
it is important	es ist wichtig	
it is time	es ist Zeit	
to request	fordern	*shall, should*
to order	befehlen	
to decide	bestimmen, beschließen	
to resolve	beschließen	
to suppose	annehmen	
to desire, *to wish*	wünschen	*may, might*
to beg, *to pray*	bitten	
to hope	hoffen	

b) des psychologischen Subjekts (vgl. II, 2, 1) nach unpersönlichen Ausdrücken und Verben,

α) die eine Ungewißheit oder Nichtwirklichkeit bezeichnen:

it is possible	es ist möglich	*may, might*
to fear, *to be afraid*	fürchten	
it is impossible	es ist unmöglich	*should*
it is improbable, *it is not likely*	es ist unwahrscheinlich	

β) die eine Gemütsbewegung oder Gemütsäußerung bezeichnen, wie

it is surprising	es ist überraschend	*should*
it is a pity	es ist schade	
to wonder	sich wundern	
to regret	bedauern	
to be sorry	leid tun	

Ferner überwiegt das Urteil über die Tatsache des Nebensatzes die Tatsache selbst nach unpersönlichen Ausdrücken und Verben, wie

it is just	es ist gerecht	*it is right*	es ist recht
it is remarkable	es ist bemerkenswert	*to be wortly*, *to deserve*	verdienen

2. in Adverbialsätzen als Ausdruck
   a) der Willensäußerung nach
      α) *that*, der einen Absichtssatz einleitet: *may*, *might*. Vgl. I, 2 b α.
      β) *till: should*. Vgl. I, 2 b β.
      γ) *though*, *although*, *however* + Adj. (Adv.) *whether-or*: *may*, *might*. Vgl. I, 2 c α.
      δ) *provided (that)*, *in case (that)*, *unless*, *even if*: *may*, *might*, *should*. Vgl. I, 2 d β.
   b) des psychologischen Subjekts nach *before*. Vgl. II 2 c.
3. In Attributsätzen als Ausdruck
   a) der Willensäußerung, wenn der Relativsatz
      α) die geforderte Eigenschaft angibt: *may*, *might*. Vgl. I, 2 b γ.
      β) durch ein verallgemeinerndes Relativpronomen eingeleitet wird: *may*, *might*, *shall*, *should*. Vgl. I, 2 e β.
   b) des psychologischen Subjekts, wenn das Relativpronomen sich auf einen unbestimmt vorgestellten Begriff bezieht. Vgl. II, 2 a β.

Konzentrischer Unterricht bedingt nicht zeitliches Nebeneinander, sondern liegt überall da vor, wo auf die Beobachtung gleichartiger Betrachtungsgrundsätze in den verschiedenen Fächern Wert gelegt wird. Was den Sprachunterricht anbetrifft, so kann eine solche Konzentration dem Lehrer wie dem Schüler nicht nur eine wesentliche Erleichterung bei der Erarbeitung eines neuen grammatischen Tatbestandes der zweiten Fremdsprache gewähren, wenn auf bekannte gleichartige Erscheinungen in der ersten zurückgegriffen wird, sondern sie wird auch gleichzeitig einem tieferen und gründlicheren Eindringen in ein neues Stoffgebiet die Wege ebnen. Auf Schritt und Tritt stößt der Schüler auf Verwandtes, und es liegt nahe, daß sich dabei dieselbe Freude auslöst, die dem Menschen eigentümlich ist, wenn er an einem fremden Orte bekannte Personen oder Dinge wiederfindet.

Elmshorn. Gustav Humpf.

ZU FESSLER-CLOSSQUETS AUFSATZ ÜBER DIE EINHEITSREGEL FÜR DIE ANWENDUNG DES FRANZÖSISCHEN KONJUNKTIVS IN N.-SPR. XXXV, S. 29—33.

Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Ausgestaltung der französischen Schulgrammatik.

Herr Fessler-Closquet hat eine Formel aufgestellt, die dem Schüler gleichsam als Leitfaden durch das Labyrinth des Modusgebrauches dienen soll. Er scheint aber nicht zu wissen, daß er mit dem Bestreben, an Stelle des veralteten mechanischen Regelkrames eine wissenschaftliche und praktisch brauchbare Regel zu setzen, offene Türen einrennt; sonst hätte er seines Vorläufers Wilhelm Ricken wenigstens mit einem Wort gedenken müssen. Herr Fessler-Closquet findet es freilich noch für notwendig, den Konjunktiv „nach den Verben, welche eine Gemütsbewegung ausdrücken", zu „erklären" und zwar geschieht dies in einer Weise, die man am besten mit den Worten des bekannten Musikschriftstellers Heidenreich kennzeichnen kann: „Anlehnen ist verzeihlich, anremmeln aber greulich." Den Satz: je m'étonne que vous ayez trouvé un acheteur nach dem psychologischen Akzent der beiden Teile in der Art des Verfassers zu analysieren, ohne eine Quelle anzugeben, ist nach dem Ausspruch eines angesehenen Forschers wohl eine „Leistung". Oder sollte der in Leipzig (oder Berlin?) lebende Verfasser von der Reformbewegung in Deutschland gar keine Kenntnis haben, daß er sich wegen seiner vermeintlich umstürzlerischen Ansichten entschuldigt, während doch der von ihm „noch nicht" gewollte völlige Bruch mit der herrschenden Schulroutine schon vollzogen ist? Dann mag er schleunigst Engwer-Lerchs gekürzte Ausgabe der französischen Sprachlehre (Bielefeld und Leipzig 1927, Velhagen & Klasing) in die Hand nehmen und § 323 ff. studieren, um daraus zu erfahren, daß „seine" Erklärungen — mirabile dictu — bereits Verwertung gefunden haben, wenn auch in höherer Fassung. Da nun seine Formel, auf den fundamentalsten Erkenntnissen vom Wesen des Modusprinzipes aufgebaut, im Gegensatz zur Rickenschen Formel auch den Begehrungskonjunktiv in der indirekten Form wenigstens *einwandfrei* erfaßt, wäre eine weitere fachmännische Prüfung derselben eigentlich überflüssig. Wenn ich mich nun dennoch mit ihr befasse, so tue ich es, weil mir die Gelegenheit geboten ist, der öfter an mich ergangenen Aufforderung, meine Modustheorie einem breiteren Lesekreis zu-

gänglich zu machen, endlich nachzukommen. In aller Kürze will ich die Ergebnisse meiner Untersuchungen, die sich auf die unabhängig voneinander gewonnenen Entdeckungen Lerchs und Wähmers stützen, so klar als möglich darlegen. Wir wollen uns zu diesem Zweck Fessler-Closquets *Einheitsregel* einmal näher besehen. Sie lautet: Wenn der durch die Konjunktion que eingeleitete Nebensatz 1. eine als Gewißheit gedachte Mitteilung enthält, welche 2. ebenso wichtig oder gar noch wichtiger ist als das im Hauptsatz Ausgedrückte, so ist im Nebensatz der Indikativ anzuwenden; ist aber auch nur eine einzige der Bedingungen 1. und 2. nicht erfüllt, so steht das Verbum des Que-Satzes im Subjonctif. Da gilt es vor allem, die Bedingungen aufzuzeigen, unter denen „eine als Gewißheit gedachte Mitteilung" eine verschiedene psychologische Akzentuierung erfährt.

Wenn wir die beiden Sätze:

1. Je crois *que cet homme vous en veut*
2. *Je comprends* (*il est naturel* / *je crois bien* / *je ne m'étonne pas*) } que cet homme vous en veuille

hinsichtlich ihrer psychodynamischen Verhältnisse miteinander vergleichen, so fällt die Gewichtsverschiebung in 2. gegenüber 1. sofort auf. In 1. liegt der Schwerpunkt der Aussage auf dem Que Satz, in 2. dagegen auf dem Hauptsatz. Der Grund hierfür liegt in der verschiedenen *Erfassungsart* des dem Que-Satz zugrunde liegenden Denkinhaltes: in 1. wird der Nebensatzinhalt vom Sprechenden vollständig frei ausgedacht, „effiziert"; er bildet daher den Kern der beabsichtigten Äußerung, das „*Sinnprädikat*" oder den eigentlichen *Urteilungsgegenstand* und hat wegen der seelischen Bedeutsamkeit der in ihm enthaltenen *modal begrenzten* Aussage *Satzwert* und deshalb *Akutbetonung*. Er ist, kurz gesagt, ein *Autosemantikum*, ein selbständiger psychischer Inhalt.

In 2. wird der Nebensatzinhalt nicht erst in der flüssigen Substanz der Urteilung *festgestellt*, sondern als bereits vorhanden, in der erstarrten Form des Beurteilungsgegenstandes, „Sinnsubjektes" nur *ergriffen*, „*affiziert*", um erst einer weiteren Stellungnahme dargeboten zu werden[1]). Gewiß enthält der Nebensatz

[1]) Vgl. je suppose *une erreur*+ de votre part = *que vous vous êtes trompé*++ — *geurteiltes* (affiziertes) *Objekt*+, bzw. *Objektiv*++

eine Tatsache, doch ist diese nicht der Kernpunkt der Aussage, sondern wird nur *mit*erfaßt. Er hat demnach nur den Wert eines untergeordneten *Satzteiles* und daher *Gravisbetonung*. Da er vom gegenstandstheoretischen Standpunkt die Stelle eines *Determinanden* (Subjektes) einnimmt, zu dem der Hauptsatz: je comprends den *Determinator* (Prädikat) bildet, ist er bloß ein *Synsemantikum*.

Die Unterscheidung zwischen 1. und 2. beruht auf der Erkenntnis der psychodynamischen Verschiedenheit zwischen Subjekt und Prädikat. Ein Satz, der wie in 2. nur einen *Vorstellungsgegenstand* umschreibt, ist eigentlich kein „Satz", da er der *Abgeschlossenheit* entbehrt, die ihm das im Sinnprädikat zur Geltung kommende Setzungsmoment verleiht. Für den *sekundären Urteilsausdruck* ergibt sich demnach folgende Modusformel: Der *Indikativ* steht zur Bezeichnung des *autosemantischen* Satzteiles, d. i. des *Urteilungsgegenstandes* („*Sinnprädikates*"), der Konjunktiv dagegen zur Bezeichnung des *synsemantischen* Satzteiles, bzw. des *Beurteilungsgegenstandes* („Sinnsubjektes").

Der Konjunktiv kann aber auch einen *autosemantischen* Satzteil bezeichnen, wenn er *unmittelbare* Bedeutung hat. So im Falle *positiven Begehrens* (je veux que vous fassiez ce travail), wo der durch den Konjunktiv ausgedrückte Begehrungsgegenstand (das „Desiderativ") das *vollständige* Sinnprädikat enthält (que vous fassiez ce travail! = faites ce travail). Hier liegt der echte Begehrungskonjunktiv vor.

Die Begründung, die der Verfasser für den Gebrauch des Konjunktivs nach Verben des Befehlens, Wollens, Heischens usw. gibt, gehört zu den tief eingewurzelten grammatistischen Märchen und bedeutet überdies ein logisches Monstrum. Es heißt auf S. 31 unten: „In allen diesen Sätzen enthält der Que-Satz *regelmäßig* eine Ungewißheit, da der Befehl *nicht immer* vollzogen, der Wunsch *nicht immer* erfüllt wird" (die im Widerspruch stehenden Ausdrücke sind von mir hervorgehoben). Ob die Begehrung realisiert wird oder nicht, kommt für die Moduswahl in keiner Weise in Betracht, da im Augenblick der Begehrungsäußerung ihr Gegenstand bekanntermaßen nur *annahmeweise* erfaßt werden kann. Daß es sich aber überhaupt nicht um den Ausdruck der *Unsicherheit* handelt, wie so oft fälschlich

---

(Urteilungsgegenstand). *L'erreur** est facile à comprendre = *que vous vous soyez trompé***, c'est facile à comprendre — *beurteiltes* (affiziertes) Subjekt*, bzw. Objek*tiv*** (Beurteilungsgegenstand).

behauptet wird, beweisen jene Fälle, wo das Begehrungsobjektiv gleichzeitig als verwirklicht geurteilt wird (le hasard voulut que le comte rencontrât les moines au couvent; le peintre avait obtenu que Vieille-Suisse posât pour lui; je tâchais qu' il y eût toujours une personne tierce avec nous); vgl. dazu meine Abhandlung: Über die modale und psychodynamische Bedeutung der französischen Modi im Nebensatze S. 154, 155, ZRPh XLV. Der Konjunktiv bezeichnet den Annahmecharakter der Begehrung. Im Falle *negativen Begehrens* (je ne veux pas que vous ayez une mauvaise opinion de moi) bezeichnet der Konjunktiv den *synsemantischen* Satzteil.

Nachdem wir so das lebendige Prinzip der Modusgebung aufgezeigt haben, erübrigt es sich, die in den meisten Grammatiken nach äußerlichen Gesichtspunkten geordneten Typen der Nebensätze vom Standpunkt des Modusgebrauches zu behandeln. Eine Übersichtstabelle der verschiedenen Modusfälle bringt der in der Zeitschrift „Idealistische Philologie" Bd. IV erscheinende Aufsatz: Über die Beziehungen zwischen Erfassungsart, psychologischem Gewicht und Modalität das Denkinhaltes; vgl. indessen Jahrbuch für Philologie Bd. II, S. 216/17 u. ZRPh. XLV, S. 196.

Brünn. Moritz Regula.

FREIE GEISTIGE ARBEIT IN DEN FREMDSPRACHEN.

Der hier abgedruckte Bericht ist vielen Fachgenossen schon durch das Manuskript bekannt geworden. Ihr Drängen veranlaßt mich, ihn nun doch noch zu veröffentlichen, obgleich ich weiß, wie gefährlich es ist, „Arbeitsbeispiele" der Kritik auszusetzen. Um der Sache willen soll es trotzdem geschehen. Die ursprüngliche Fassung ist nicht geändert worden. —

Vor zwei Jahren hat sich meine Untersekunda bewußt auf eine freiere Art der geistigen Tätigkeit eingestellt. Zunächst haben wir die neue Arbeitsweise im Deutschen versucht (vgl. darüber den Aufsatz in der Z. für Deutschkunde 1925) und sind erst allmählich zu den Fremdsprachen übergegangen. Von Sexta an hatten wir uns bemüht, die Gedanken der neusprachlichen Reformmethode zu verwirklichen, und das kam uns jetzt sehr zustatten. Die Klasse hatte großes Verständnis für freie geistige Tätigkeit und zeigte bald, daß durch bewußte und planvolle Schulung auch in den Fremdsprachen erfreuliche Leistungen möglich wurden.

Ihre allgemeine Aufgabe war, die bisher mit meiner Hilfe gewonnenen und bewußt erkannten und geübten Arbeitsweisen möglichst selbständig anzuwenden und dadurch neue Erkenntnisse zu gewinnen. „Der Infinitiv im Englischen" war das besondere Ziel. Für grammatische Untersuchungen waren die Knaben planmäßig geschult worden vor allem durch die gemeinsame Arbeit im Französischen (Konjunktiv, Infinitiv, Artikel. Einfluß der

Methodik von E. Otto; im Englischen der Syntax von Deutschbein). Die geplante Arbeit am englischen Infinitiv war seit vierzehn Tagen vorbereitet worden durch eine selbständig ausgeführte Stoffsammlung. Dafür wurden schon zu anderen Zwecken bearbeitete Abschnitte aus dem Übungsbuch von Lincke (= Ü) und besonders aus der Lektüre (Our Island Story, V. u. Kl. = L) verwertet. Für die gemeinsame Bearbeitung stand eine Doppelstunde zur Verfügung. Vier Fachkollegen konnten zu meiner Freude einen wesentlichen Teil der Leistung beobachten. Die nun folgenden, während der Arbeit gemachten Aufzeichnungen mußten leider aus formalen und drucktechnischen Gründen überarbeitet und vereinfacht werden. Trotzdem möchten sie ein möglichst getreues Bild von der Tätigkeit der Schüler geben. Fröhlich-ernstes Arbeiten, gemeinsames Schaffen, unermüdliches Ringen soll diese unvollkommene Darstellung wiederspiegeln. Wieviel Arbeit muß da der kundige und nachsichtige Leser leisten! —

Hz.: Wir wollten den Gebrauch des Infinitivs im Englischen kennen lernen.

V.: gibt Worterklärung. Verbum finitum, verbum infinitum.

W.: Das wußten wir schon.

Lehrer: Weiter! Alle anpacken!

F.: Wir haben Stoff gesammelt. Ich habe einmal to find und einmal to be found.

A.: Wir wollen uns erst über eine planmäßige Arbeitsweise unterhalten. Wie haben wir im Französischen beim Artikel gearbeitet?

W.: Wir haben den Stoff gesammelt und geordnet. Die Gesichtspunkte für die Anordnung fanden wir während der Arbeit. Zunächst haben wir ganz einfach das Gleiche zusammengestellt, z. B. La France, la Prusse, dann wieder en France, en Prusse. Dadurch gewannen wir schon bestimmte Ergebnisse. Dann stellten wir abweichende Formen fest, z. B. dans la Grande-Bretagne, le roi de Prusse. Um diese zu verstehen, suchten wir, den Sinn herauszuarbeiten, zogen möglichst die bisher gefundenen, allgemein gültigen Sprachgesetze heran und verglichen dabei immer wieder mit den anderen Sprachen.

L.: Am besten benutzen wir hier doch das beim französischen Infinitiv Gelernte. Da fanden wir einen reinen Infinitiv und einen präpositionalen. Der reine Infinitiv konnte alle Satzteile vertreten. Ob das im Englischen auch der Fall ist?

A.: Wir wollen versuchen, den Stoff danach zu ordnen. (Geschieht.)

L.: Unsere Vermutung wird bestätigt. Auch im Englischen kann der Infinitiv verwandt werden als Subjekt, als Prädikatsnomen und als Objekt.

G.: Ja, aber im Französischen fanden wir als Subjekt nur den reinen Infinitiv. Hier steht doch immer to vor dem Infinitiv. Das muß einen Grund haben.

W.: Im Englischen muß immer to stehen. Sieh dir mal das Beispiel an: To punish the people of Boston Harbour ... L. 162, 19. Da könnte man den Infinitiv sonst mit dem Imperativ verwechseln. (Ich gebe meist nur ein Beispiel, die Schüler brachten möglichst viele.)

G.: Das könnte man im Französischen auch.

Wz.: Nein, im Französischen haben Infinitiv und Imperativ verschiedene Formen. Wir haben also gefunden, daß beim englischen Infinitiv to steht, um ihn vom Imperativ zu unterscheiden. Gesetz der Deutlichkeit.

H.: Er könnte sonst auch mit dem Substantiv verwechselt werden. Work is work, play is play. Alfred had work ist ganz etwas anderes als Alfred had to work. (Ü. 21, 9.)

Hg.: Im Deutschen wird der Infinitiv durch die Endung genügend gekennzeichnet. Die englischen Infinitive haben keine Endung mehr, und deshalb muß vorne to stehen. Wir haben schon oft das Gesetz beobachtet: Wo eine Endung abfällt, muß aus Gründen der Deutlichkeit vorne etwas hinzugefügt werden. Denkt an die Deklination! Im Deutschen haben wir die Endung; im Englischen meist of und to.

J.: Im Französischen fand sich übrigens auch eine Präposition, wenn der Infinitiv logisches Subjekt war. Da hatte de noch die alte Grundbedeutung. Wie ist es damit im Englischen?

S.: Ein Beispiel heißt: It was difficult to take the castle. Ein anderes: It is pleasant to know ... L. 171, 7. Der Infinitiv hat also auch als logisches Subjekt die Präposition. Hier kann das to aber nicht wie im Französischen die Bedeutung „von her" haben. Wir kennen doch auch das Plattdeutsche. Da drückt to doch nur die Richtung, das Ziel, den Zweck aus.

W.: Ich kann mir nur denken, daß das englische to aus Gründen der Deutlichkeit steht. Es kennzeichnet einfach wieder den Infinitiv.

G.: Aber in dem Beispiel: It is pleasant to know liegt doch etwas wie „von her". Es wird die Ursache der Freude ausgedrückt. Im Plattdeutschen drücken wir das deutlicher durch einen Nebensatz aus: He freut sick, wenn he slapen kann, dat he slapen kann. Das Englische ist zwar kürzer, aber das Plattdeutsche ist dafür deutlicher. Gesetze der Deutlichkeit, der Bequemlichkeit.

Kn.: Man kann aber auch im Plattdeutschen sagen: He freut sick to eten, to slapen.

L.: Das französische de hatte seine Grundbedeutung ja auch bei den Verben der Gemütsbewegung behalten. Das pleasant drückt doch auch eine Gemütsbewegung aus. Wie ist es bei den Verben?

P.: He was shocked to find ... Ü. 25, 12.

W.: Das to kennzeichnet den selbständigen Infinitiv. Zugleich wird die Ursache ausgedrückt.

H. F.: Im Beispiel 'to find him, he went home' drückt das to aber wie im Plattdeutschen deutlich das Ziel aus.

A.: Das haben wir auch im Französischen bei à.

N.: Im Hochdeutschen doch auch. „Zu", noch stärker final durch „um zu."

P.: Das stimmt mit dem englischen Beispiel (Ü. 31, 26) In order to rule as he liked ...

Lehrer: Faßt das Gefundene zusammen.

W.: Beim englischen Infinitiv steht to, um ihn vom Imperativ zu unterscheiden. Das to drückt auch das Ziel, den Zweck aus, was verstärkt wird durch in order to. Auch Ursache und Grund können durch den Infinitiv ausgedrückt werden.

S.: Wir haben auch Beispiele für Infinitive mit as to und how to: England was so fortunate as to be delivered from this faithless king. Ü. 34, 8. Will you be so kind as to pass the salt. (Gr. § 193.) King John understood how to conceal his real feelings. (Ü. 35, 10.) (Wird besprochen. Satzlehre der Quarta aufgefrischt. Gesetz der Bequemlichkeit und Kürze.)

T.: Ich habe eine ganze Reihe von Beispielen, wo der Infinitiv ohne to steht. He would go, I can speak English, I must stay.

M.: Wir stellen fest, daß dies nach den bekannten Hilfsverben der Fall ist.

H.: Wie ist das zu erklären?

L.: Eine Verwechslung mit dem Imperativ ist ausgeschlossen. Auch soll ein Ziel nicht besonders ausgedrückt werden. Es handelt sich um die modalen Hilfsverben.

Lehrer: Vergleicht mit anderen Sprachen!

H.: Im Französischen haben wir gehabt le roi le fit punir und dabei auf die enge Verbindung zwischen Hilfsverb und Infinitiv hingewiesen.

T.: Im Deutschen haben wir etwas Ähnliches. Er darf kommen = He may come.

Lehrer: Drückt das Deutsche durch einen Begriff aus!

T.: Er komme!

W.: Das muß auch im Englischen ein Begriff sein.

Wz.: Da konnte kein to eindringen.

Lehrer: Das stimmt. Du denkst wohl an unsere Arbeit beim Artikel im Französischen.

T.: Weil doch ein enger Begriff vorliegt, ist der Infinitiv gewiß nicht selbständig. Schon deshalb wäre ein to völlig überflüssig.

L.: Wir haben etwas Neues gefunden. Ich will zusammenfassen. Nach modalen Hilfsverben findet sich der reine Infinitiv, es liegt eine sehr enge Verbindung vor; es ist ein Begriff, der Infinitiv ist gar nicht selbständig.

Hz.: Ein to konnte weder eindringen, noch war es nötig.

W.: Ich muß euch noch etwas fragen. Im Französischen hieß es zwar Je le vois venir, aber Je veux le faire und im Deutschen „ich will es tun." Da ist die Verbindung doch nicht so eng. Das Pronomen ist eingedrungen.

Lehrer: Darauf wollen wir ein andermal eingehen. Ich will dir aber jetzt schon verraten, daß du auf der Oberstufe in älteren Texten finden wirst: je le veux faire; die Verbindung war also früher wenigstens sehr eng. Weiter!

J.: Im Französischen haben wir, wenn wir etwas Neues gefunden hatten, stets nach ähnlichen Beispielen gesucht. Das wollen wir hier auch tun.

N.: Im Französischen hatten wir noch Je l'entendis chanter. Also dieselbe enge Verbindung besteht auch bei den Verben der sinnlichen Wahrnehmung.

P.: Im Englischen ist es ähnlich. (Beispiele werden gegeben.)

L.: Wir finden demnach in allen drei Sprachen I see him come, Ich sehe ihn kommen, Je le vois venir.

S.: Hier handelt es sich überall um die Verbindung des Infinitivs mit einem Verbum der sinnlichen Wahrnehmung. Die Verbindung ist im Französischen am engsten, wie die Stellung des Pronomens zeigt.

M.: Das Französische scheint mir am klarsten. Im Englischen zerreißt doch das Pronomen die enge Verbindung.

N.: Wir hatten im Französischen aber neben: on entendit gronder le canon, auch ou entendit la canon gronder. Das war bei der Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv.

N.: Für diese Konstruktion habe ich im Englischen viele Beispiele gefunden. (Wird nochmals gründlich besprochen.)

Lehrer: Zurück zur „engen Verbindung"!

P.: Die wird überall durch das Objekt zerrissen.

H.: Im Französischen hängt das wohl mit dem jeweiligen Schwerpunkt der Aussage zusammen. Einmal liegt der Ton auf canon, ein andermal auf gronder.

R.: Wir hatten gefunden: entendit gronder ist ein Begriff, dazu ist Objekt le canon. Das andere Mal ist le canon gronder ein Begriff = Objekt = Kanonendonner.

S.: Im Englischen ist es vielleicht ähnlich.

W.: Ich habe noch ein anderes Beispiel, wo es sich aber nicht um ein Verbum der sinnlichen Wahrnehmung handelt: Good men began to try to make people see the wickedness of slavery. (L. 170, 3.)

H. F.: Da folgen zwei Infinitive mit to aufeinander.

P.: Ich habe Beispiele, wo der zweite Infinitiv kein to hat.

Lehrer: Das können wir nachher beurteilen. Ihr wolltet jetzt doch etwas anderes.

T.: Es kommt an auf to make people see.

H.: Wo ist die enge Verbindung? „make see" oder „people see"?

Lehrer: Übersetzt wörtlich ins Deutsche.

W.: Die Leute sehen zu machen, zum Sehen zu bringen.

L.: Ich habe ein einfacheres Beispiel: They intended to make John sign ... Ü. 32, 2. Sie beschlossen, John zum Unterzeichnen zu bringen, zu veranlassen.

Lehrer: Bei „veranlassen" muß euch doch etwas aus dem Französischen einfallen.

K. J.: Faire und laisser, veranlassen und zulassen.

G.: Den Unterschied gibt's auch im Englischen: They were resolved not to let King John do as he pleased Ü. 31, 28. Da handelt es sich um ein Zulassen.

(Die anderen Verben für veranlassen und zulassen werden mit meiner Hilfe herausgestellt. Dabei kommen die Jungen auch auf die ihnen bekannten faktitiven Verben im Französischen, auf zwei Objekte usw.)

Lehrer: „Zu etwas bringen, veranlassen", das haben wir doch auch mal im Deutschen gehabt; trinken — tränken; schwimmen — schwemmen.

Hg.: Ach ja, bei den kausativen Verben.

(Wird wieder aufgefrischt.)

W.: Dann ist hier to make see ein Begriff, ein Kausativum und people Objekt.

Lehrer: Bis jetzt haben wir den reinen Infinitiv gefunden nach Hilfsverben, nach den Verben der sinnlichen Wahrnehmung und nach to let, to make.

Hr.: Ja, aber L. 148, 12 steht: William was made to believe.

H.: „Wenn die Form sich ändert, ändert sich auch der Sinn", heißt ein Gesetz.

Lehrer (lachend): Das ist hier furchtbar schwierig.

P.: Es ist ja Passiv. Beim Passiv hat also to make den Infinitiv mit to nach sich.

W.: Das müssen wir auch erklären. Ist das to aus Gründen der Deutlichkeit notwendig?

L.: Sicher ist die Verbindung nicht so eng wie im Aktiv. Das ist eigentlich komisch, denn hier steht doch kein Objekt dazwischen.

H.: Ich finde es deutlicher. Auch kann man fragen „wozu", es liegt vielleicht etwas von Richtung, Zweck darin. Jedenfalls ist der Infinitiv selbständiger.

Lehrer: Bildet von dem Satze die aktive Form!

S.: They made William believe. (Der Akkusativ mit dem Infinitiv wird dem Nominativ mit d. I. gegenübergestellt.)

P.: Ich habe ein Beispiel, wo auf to make auch im Aktiv ein Infinitiv mit to steht. They made up their minds to do without the things L. 161, 30.

W.: Vielleicht liegt es an dem up; to make up their minds ist ganz deutlich ein Begriff = they resolved to do ...

N.: Solch einen ähnlichen Satz habe ich gefunden. Charles decided to march into England L. 133, 20.

G.: Auch wenn ein Akkusativ vorhergeht, findet sich meist der Infinitiv mit to. He asked his father to describe ... (Ü. 1, 7). Das ist wieder der Akk. m. d. I.

K. J.: Da gehört his father to describe zusammen. Wenn man umstellt, gibt es ja einen ganz anderen Sinn.

V.: Im Französischen haben wir beim Konjunktiv und beim Infinitiv die Verba zur besseren Übersicht immer in bestimmte Gruppen geordnet. Das wollen wir hier auch tun. (Die Einteilung wird im Anschluß an Bekanntes ohne große Mühe gefunden.)

H.: Nach unseren Beispielen findet sich im Englischen der Akkusativ mit dem Infinitiv viel häufiger als in den anderen beiden Sprachen.

W.: Ich möchte den Grund wissen.

M.: Denke an die Sprachgesetze. Die Konstruktion ist klar und kurz und nicht so umständlich wie unsere Nebensätze. Das konnten wir ja besonders sehen an den Sätzen mit as to, how to. Das paßt wieder zu dem, was wir früher über die Engländer und ihre Sprache gefunden haben.

P. Aber die Schrift! (Im Anschluß an früher Besprochenes folgt ein an und für sich interessanter Meinungsaustausch, der aber zu weit führt.)

Lehrer (mahnend): Thema!

L.: Daß die Engländer diese bequeme Konstruktion so entwickeln konnten, ist kein Wunder. Ihre Sprache ist doch aus der deutschen und aus der französischen entstanden, wo sich der Akkusativ mit dem Infinitiv ebenfalls findet.

Lehrer: Später werdet ihr noch mehr Gründe finden. Wer noch etwas hat, bringe es vor!

N.: Vorhin hatten wir: They intended to make John sign. Ich habe auch gefunden: He intended going to England. Da ist nach intend kein Infinitiv.

Lehrer: Das haltet fest! Hier steht statt des Infinitivs eine andere Form. Das ist unsere nächste Aufgabe.

P. Wir hatten noch nicht entschieden, ob to wiederholt werden muß oder nicht. Charles decided to march into England and fight for his crown. L. 133, 20.

Hf. H.: Aber The British wanted to be able to enlarge their colonies and to stretch out to the west. L. 158, 20.

N.: Der Gebrauch schwankt; das to kann deshalb nicht von Bedeutung sein. Hat der zweite Infinitiv to, so ist er wohl selbständiger, auch wird das Ziel stärker betont.

R.: Wir hatten noch: Weapons are to be seen. Ü. 29, 30. Many houses are to be found Ü. 6, 4. Die deutsche Übersetzung bringt dafür die aktive Form des Infinitivs.

L.: Das Englische ist genauer. Die aktive Form des Infinitivs bei to be ergibt ja doch einen ganz anderen Sinn. Bei den modalen Hilfsverben hatten wir: You are to do it = du sollst es tun.

Lehrer: Dann wäre das Deutsche schlechter.

A.: Nein, im Deutschen ist der Sinn doch klar. Eine Verwechslung mit einer anderen Konstruktion ist hier ausgeschlossen.

Lehrer: Das Wichtigste haben wir gefunden. Später können wir nach Bedarf und nach unseren wachsenden Kräften ergänzen und vertiefen. Wer noch besondere Beispiele zu haben glaubt, kann sie in der nächsten Stunde bringen.

Faßt noch einmal die neuen Erkenntnisse zusammen. (Geschieht.) Vergleicht bis zum nächsten Mal eure Ergebnisse mit den Angaben der Grammatik. Sucht nur das Bekannte heraus. —

M.: (in der nächsten [3.] Stunde): Was wir erarbeitet haben, steht auch in der Grammatik. Aber es sind immer nur die Angaben. Von den anderen Sprachen und den Sprachgesetzen steht da gar nichts. Da machte unsere Arbeit viel mehr Freude.

Lehrer: Die Grammatik soll auch nur die Tatsachen bringen. Die Sprachgesetze gewinnen wir doch durch das Beobachten und Vergleichen der Sprachen selbst. Und muß ich euch noch erzählen, daß selbständige, unermüdliche und planvolle Arbeit Freude bringt? (Leuchtende Augen!)

Haben die Schüler ihre Aufgabe gelöst? Ich überlasse den Herren Kollegen das Urteil, besonders denen, die selbst auf diesem schwierigen Gebiet befriedigende Versuche gemacht haben. Nach meiner Erfahrung eignen sich die Fremdsprachen besonders für freie geistige Arbeit. Wenn in der oben gekennzeichneten Weise verfahren wird, läßt sich der bildende Wert dieser Arbeitsweise kaum bestreiten. Durch eine solche Arbeit dringen die Schüler ein in das Wesen des betreffenden Volkes, erkennen sie den Geist der Sprache, des sprachlichen Lebens überhaupt. Sprachgesetze, Bedingungen und Triebkräfte werden ihnen inhaltsvolle Begriffe. — Verschiedentlich haben auch Mathematiker und Naturwissenschaftler hospitiert, und die waren besonders überrascht. „Sie arbeiten ja ebenso wissenschaftlich wie wir! Es finden sich ja oft ganz ähnliche Gedankengänge! Da haben wir eine ganz verkehrte Vorstellung von der Spracharbeit gehabt!" — Wie schön, daß die Herren die Arbeit freitätiger Schüler anerkannten. Und dabei war nicht nach einem starren Schema verfahren worden, sondern der Stoff hatte möglichst die ihm zukommende Bearbeitung gefunden. Im Mittelpunkt aber standen die Schüler und ihre ständig sich entwickelnden Kräfte. So allein ist wirkliche Konzentration möglich, können Stoff- und Lehrbuchfragen gelöst, lebensvolle Lehrpläne aufgestellt, die Erziehungsziele annähernd erreicht werden: Durch kraftvolle Eigentätigkeit, durch planmäßiges Zusammenarbeiten wachsen junge Menschen heran zu verantwortungsmutigen in der Volksgemeinschaft wirkenden Persönlichkeiten.

Über die Arbeit der Oberstufe vgl. die wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht 1926/27 des Realgymnasiums Eckernförde.

Eckernförde. J. K. Rasmussen.

DIE WÜRZBURGER TAGUNG DES BAYERISCHEN NEUPHILOLOGENVERBANDES.

6. bis 8. Juni 1927.

Der X. Bayerische Neuphilologentag wurde Montag, den 6. Juni, durch eine *geschlossene Sitzung* in der Oberrealschule eröffnet. Der 1. Vorsitzende des Verbandes, Prof. Dr. Nic. Martin,

München, stellte den guten Besuch der Tagung fest und schärfte den Versammelten ein, daß es sich auf der Tagung bei der Erörterung der ersehnten Neuerungen im neusprachlichen Unterricht nur darum handeln könne, wenige Gesichtspunkte, und zwar vor allem solche praktischer, aktueller Natur, hervorzuheben. Nach einem Berichte des Kassenwarts, Studienprofessors L. Pohl, der eine Vermehrung der Mitgliederzahl feststellte, und nach Erledigung sonstiger geschäftlicher Angelegenheiten berichtete der 1. Vorsitzende über die kräftige, aber leider erfolglose Arbeit des Verbandes gegen die Zurückdrängung der neueren Sprachen in der Oberrealschule. Er hob dabei anerkennend hervor, daß sich auf der vorjährigen Düsseldorfer Tagung der Allgemeine Deutsche Neuphilologenverband geschlossen hinter die bayerischen Kollegen gestellt und eine Entschließung angenommen habe, daß es pädagogisch untragbar sei, eine neuere Sprache in nur zwei Wochenstunden zu lehren. Im letzten Frühjahr sei eine Denkschrift ausgearbeitet und dem bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus vorgelegt worden. Der Vortragende beklagte, daß das Ministerium fachmännische Gutachten seltener als früher einhole. Der Verband fordere, daß der neusprachliche Unterricht in seinem früheren Umfang wiederhergestellt werde.

In der sich anschließenden *öffentlichen Sitzung*, die ebenfalls in der Oberrealschule stattfand, hielt Universitätslektor Prof. J. Vernay, Würzburg, einen Vortrag in französischer Sprache über *Le courant nationaliste et le courant humanitaire dans la littérature française d'aujourd'hui.* Nach einem orientierenden Überblick über die moderne französische Literatur, in der sich vier Hauptströmungen, eine philosophische, mystische, nationalistische und humanitäre, unterscheiden lassen, wurden die beiden lezteren mit ihren bedeutendsten Vertretern charakterisiert. Das wichtigste Organ des aus dem Kriege von 1870/71 hervorgegangenen literarischen Nationalismus ist die „Action française", die wichtigsten Autoren sind Barrès und Maurras, für deren „Traditionalismus" nationales und katholisches Empfinden eins sind. Das Gegenstück zur nationalistischen ist die humanitäre Strömung, die schon vor 1914 durch Rolland vorbereitet wurde und durch das Erlebnis der Greuel des Weltkrieges zahlreiche neue Anhänger, darunter Barbusse, Duhamel, Dorgelès, gewonnen hat. Der Vortragende zeigte nicht nur die politischen Antriebe, sondern auch die weit zurückreichenden literarischen Wurzeln des modernen Humanitarismus.

Hierauf hielt Prof. Dr. W. Doegen von der Lautabteilung der Berliner Staatsbibliothek einen Vortrag über *die Bedeutung der Lautplatte für Wissenschaft und Unterricht* mit Vorführung von Lichtbildern und Lautplatten aus seiner „Lautbibliothek". Es wurden Lieder und gesprochene Texte vorgeführt und zwar so, daß die mit dem Lautsprecher gegebenen Texte gleichzeitig in Schriftsprache, Lautschrift und, wenn nötig, in deutscher Übersetzung auf der Leinwand erschienen; dazu kam gelegentlich noch die Photographie des betreffenden Menschen zur Vervollständigung des „Stimmporträts". Der Vortragende zeigte besonders, wie sich der Lautsprecher für die Einübung der Intonation und auch außerhalb des sprachlichen Unterrichts, z. B. für die Erdkunde verwenden läßt.

Am gleichen Tage fand im Festsaal des Akademischen Gesangvereins ein gut besuchter *Begrüßungsabend* statt, der unter der

Leitung von Oberstudienrat Dr. R. Schiedermair, Würzburg, stimmungsvoll verlief und auf dem besonders die beiden Senioren der Reformbewegung, Geheimrat Dr. M. Walter, Frankfurt, und Prof. Dr. G. Wendt, Hamburg, gefeiert wurden.

Der folgende Tag begann mit der Eröffnung einer *Buch- und Lehrmittelausstellung*, die von den Universitätsprofessoren Geheimrat Dr. L. Jiriczek, Dr. A. Franz und Dr. A. Hämel in der Universität veranstaltet wurde und von zahlreichen Verlagen beschickt war.

Um 9 Uhr eröffnete Prof. Dr. Nic. Martin, München, in der Aula der Universität die *öffentliche Festsitzung* mit einer Ansprache, in der er die Ehrengäste, die Vertreter der Behörden, der befreundeten Standesvereine und die aus ganz Bayern sowie mehreren außerbayerischen Städten erschienenen Delegierten der neuphilologischen Kollegenschaft willkommen hieß. Er gedachte pietätvoll der seit der letzten Tagung verstorbenen Verbandsmitglieder, mit besonderer Anerkennung des jüngst heimgegangenen Geheimrats Dr. Link als eines hervorragenden Vorkämpfers der neuphilologischen Ideale und des neusprachlichen Gymnasiums. Hierauf erinnerte er an die V. Tagung des Bayerischen Neuphilologenverbandes, die vor 19 Jahren ebenfalls in Würzburg stattgefunden und dank der schon damals so rührigen und opferwilligen Würzburger Ortsgruppe, sowie dank dem Einvernehmen zwischen Universität und Schule einen ergebnisreichen Verlauf genommen hatte. Seit jener Hauptversammlung haben der Weltkrieg und der harte Existenzkampf dem neusprachlichen Unterricht eine Erweiterung des Arbeitsfeldes und eine neue Zielsetzung gebracht. Dem lange Zeit lahmgelegten Handel und vielen Industriezweigen dienten die neueren Sprachen als Brücken zur Wiedererschließung des Weges zum Ausland. Außerdem hat sich mehr denn je die Erkenntnis durchgerungen, daß unser Streben bei der Geistesbildung darauf gerichtet sein muß, nicht nur die Kenntnis der Sprachformen, des gewandten Sprechens und der fremden Literatur, sondern auch schon in der höheren Schule das tiefere Verständnis für die fremde Psyche und die fremde Kultur anzubahnen und soweit als möglich zu vermitteln. Der fruchtbare und in den Dienst unserer *deutschen* Bildung einzustellende Gedanke des Kulturunterrichts beherrscht die augenblickliche Entwicklung unserer neusprachlichen Unterrichtsauffassung und Methode. Das Ideal, dem die Neuphilologen beim nationalen Erziehungs- und Bildungswerke zustreben, besteht darin, durch ihre Mitarbeit zu beweisen, daß sich die neueren Sprachen als vollwertige Lehrfächer nicht nur im engen Rahmen einer sog. Fachdisziplin, sondern — um ihres selbständigen Wertes willen — erst recht im allgemein bildenden *humanistischen und nationalen* Sinne durchaus eignen. Der neusprachliche Unterricht unserer Zeit will und soll sich als ebenso tragfähiger Grundpfeiler in das nationale Erziehungsgebäude einfügen wie der Unterricht der antiken Sprachen. Nachdem die neuere Philologie — nach Munckers Worten — an der Universität etwas wie eine Zentralwissenschaft geworden ist, sollte sich die Auswirkung hievon auch im Schulwesen offenbaren. Freilich ist die dafür notwendige Voraussetzung die, daß unser höheres Schulwesen in Bayern und insbesondere jenes, bei dem die neueren Sprachen die Träger der humanistischen Bildung sind, mehr als bisher mit neuphilologischem Geist erfüllt werde. Der Redner schloß mit dem Wunsch, daß der Würzburger

Neuphilologentag einen Markstein für ein Aufwärts der neuphilologischen Bewegung im humanistischen Geiste zum Heil der studierenden Jugend unseres bayerischen und deutschen Vaterlandes bilden möge. — Es folgten Worte der Begrüßung von seiten der Behörden, von Ministerialrat Dr. Bauerschmidt aus dem Bayerischen Kultusministerium, von dem Würzburger Bürgermeister Zahn, von dem Vertreter der thüringischen Unterrichtsverwaltung, Oberregierungsrat Dr. Tenner, und von dem Vertreter der Würzburger Universität und der Deutschen Akademie, Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Merkle.

Der festlichen Begrüßung schlossen sich folgende Referate an: Zuerst sprach Geh. Studienrat Dr. B. Herlet, Würzburg, über *das neusprachliche Gymnasium.* Der Vortragende überblickte, was die bayerischen Neuphilologen in den 42 Jahren seiner Berufstätigkeit erreicht haben, und fand, daß sie im allgemeinen mit dem, was für die Ausbildung des Nachwuchses geschehen ist, zufrieden sein können. Auch die für ihre Tätigkeit geltenden Regeln (die bestehende Schulordnung) können wohl gebilligt werden. Leider entspricht aber die durch die gleiche Schulordnung den lebenden Sprachen zugestandene Stundenzahl den an Schüler und Lehrer gestellten Anforderungen nicht. Besonders an den Oberrealschulen ist seit ihrer vor etwa 20 Jahren erfolgten Gründung ein krasser Widerspruch zwischen Stundenzahl und Anforderungen zu beklagen. Nicht einmal das Realgymnasium gewährt den lebenden Sprachen den nötigen Spielraum, und das Reformrealgymnasium ist in Bayern praktisch nicht vorhanden. Da diese Schulgattung nach der preußischen „Neuordnung" einen so breiten Raum einnimmt — in Preußen gibt es gutem Vernehmen nach etwa 130 solche Anstalten —, so glauben die bayerischen Neuphilologen mit Zuversicht hoffen zu dürfen, daß bei der vorauszusehenden Reform des höheren Schulwesens auch in Bayern endlich mit der von der Zeit geforderten Umwandlung einer größeren Anzahl von Schulen in Reformrealgymnasien, d. h. neusprachliche Gymnasien Ernst gemacht wird. Dabei ist aber nicht wünschenswert, daß die neue preußische Stundentafel unverändert übernommen wird[1]).

Universitätsprofessor Dr. A. Franz, Würzburg, sprach über *Gegenwartsfragen auf neuphilologischem Gebiet in Bayern.* Die alte neuphilologische Einheit ist zerschlagen, die Einzeldisziplinen haben kaum noch etwas gemeinsam, und dem einzelnen ist die Synthese nicht mehr möglich. Wirtschaftliche und politische Gesichtspunkte bestimmen in ganz Deutschland die Auswahl und die Betonung der neusprachlichen Forschungsgebiete und die Lehrpraxis stark. Die wirtschaftliche Bedeutung Südamerikas und der Wert des Englischen für den Handel bedingen die Bevorzugung des Spanischen und des Englischen, und die Bedrückung deutscher Provinzen durch französische Besatzungstruppen beeinträchtigt die Verwendung des Französischen für Unterrichtszwecke. In der neuphilologischen Forschung kann der Wunsch nach geistesgeschichtlicher, kulturhistorischer und ästhetischer Deutung als bezeichnend angesehen werden gegenüber der rein philologischen, sprach- und literarhistorischen Einstellung. Am charakteristischsten aber ist die volkspsychologische Auswertung der Fremdkulturen: das überhistorische Wesentliche in den

[1]) Dieser Vortrag wird in einer Zeitschrift erscheinen.

geistigen Äußerungen der Fremdvölker (der Engländer, der Franzosen, der Spanier usw.) soll gefunden, gelehrt und mit den deutschen Wesenszügen verglichen werden.

In Bayern ist der Boden für die Neuphilologie nicht günstig. Die Organisation des fremdsprachlichen Unterrichts in Bayern steht jetzt im Mittelpunkt des Interesses. Folgende Gesichtspunkte sind wichtig:

Die drei modernen Sprachen, die wegen der Lage und der Geschichte in Bayern den ersten Anspruch auf Berücksichtigung hätten, sind Französisch, Italienisch und Spanisch. Die slavischen Sprachen werden voraussichtlich später für Deutschland sehr wichtig werden. Sie alle treten jetzt dem Englischen gegenüber völlig zurück. Die neueren Sprachen besitzen in Bayern meist eine Randstellung. Die Zwangskoppelung Englisch-Französisch ist vom Gesichtspunkte der Konzentration in Studium und Unterricht, vor allem vom Gesichtspunkte der Konzentration auf Kulturkunde, nicht praktisch. Schärfere Auslese der Lehrer schon auf der Schule und bei den Prüfungen ist notwendig. Numerus clausus und Spätanstellung sind Notmaßnahmen, die viel schaden. Die Hauptsache ist die Überleitung wenig Geeigneter in andere Erwerbszweige[1]).

Universitätsprofessor Dr. A. Hämel, Würzburg, behandelte das Thema der *Bedeutung der romanischen Kulturwelt.* Auf der Antike und dem Christentum bauen sich die romanischen Kulturen auf. Und von beiden erben sie den Sinn für das Gesellschaftliche, der sich in drei Gruppen: civitas, natio, patria, äußert. Aber das alternde Rom brauchte eine Blutauffrischung. Sie kam von den Germanen. Der Grundcharakter der romanischen Nation bleibt jedoch römisch. Somit sind die romanischen Völker die Hüter und Erben der römisch-christlichen Kultur. Frankreich, das bereits im 12. Jahrhundert seine Einheit erreicht, schwingt sich bald an die Spitze der romanischen Nationen, führt sie geistig und leitet sie. Spanien wird erst gegen Ende des 15., Italien gar erst im 19. Jahrhundert ein geeinigtes Reich. Frankreich beherrscht die Romania zunächst das ganze Mittelalter hindurch. Der Sinn für das Staatliche ist bei ihm besonders stark entwickelt. In der Dichtung kommt er klar zum Ausdruck: vor allem in der Chanson de Roland und in der Klassik zur Zeit Ludwigs XIV. Der Sinn für die Begrenzung und starre Regulierung zeigt sich am deutlichsten zur Zeit der Glaubenskriege und vor allem in der Calvinischen Reformation. In Spanien führt der langandauernde Glaubenskrieg zu einer Überspannung des Nationalen, zu einer Ablehnung aller fremden Elemente. Durch diese Selbstabschließung wird der staatliche Niedergang vorbereitet. Aber der starke nationale Sinn lebt dort trotz allem weiter. Spanien bildet mit Südamerika eine geistige Einheit, die im Begriffe ist, eine neue eigenartige Geistigkeit zu formen, deren Anfänge bereits erkennbar sind. Auch in Italien ist der Sinn für das Staatliche wiederholt zum Ausdruck gekommen: bei Dante, bei Machiavelli. Die Haupterbin Roms in Italien war aber die Kirche, die die Lehrerin der Völker wurde. 700 Jahre lang führt die Romania die abendländische Welt. Erst Frankreich, dann kurze Zeit Italien und Spanien, seit dem 18. Jahrhundert wieder Frankreich. Aber seit der Aufklärung muß sich die Romania mit dem deutschen Geist in der Beherrschung der

---

[1]) Dieser Vortrag wird in einer Zeitschrift erscheinen.

Welt teilen. Die Romantik ist deutscher Geist, und das ganze 19. Jahrhundert bringt eine starke Mischung zwischen romanischer und germanischer Geistigkeit. Mächtig greifen romanische und germanische Kulturen ineinander über. Es wäre deshalb gänzlich verkehrt, die romanischen Nationen für weniger wichtig für unser eigenes Geistesleben anzusehen als die stammverwandten germanischen Völker. Gerade die romanischen Kulturen dienen dazu, unsere eigene Art besser erkennen zu lassen, da sie viel mehr unser Gegenpol sind als die germanischen[1]).

Geh. Rat Universitätsprofessor Dr. J. Schick, München, behandelte das Thema: *Probleme der vergleichenden Märchenforschung.* Der Schwerpunkt wurde auf die Wandermärchen gelegt, die Bestimmung der Ursprungsländer, der Wege ihrer Wanderung. Als ein besonders fester Punkt wurde gleich zu Anfang die Wanderung von Märchen aus Indien hingestellt. Die großen indischen Sammlungen, Pantschatantra, Sieben Weise Meister, Jataka, Vetala, Kathasaritsagara, dazu noch 1001 Nacht wurden kurz erwähnt und typische Beispiele aus ihnen vorgeführt. Die Wanderwege gehen von Indien einerseits nach Tibet, China, Korea und Japan, andererseits über Persien nach Arabien in das Gebiet des Islam, von da nach Syrien, Ägypten und bis nach Spanien hinüber — Hebräisch spielt auch öfters die Vermittlung. Endlich gelangen sie in den griechischen Kulturkreis mit den Zentren von Byzanz und Alexandrien, sowie auf mehrfache Weise nach Italien. Aus dem griechischen Milieu kommen sie ins Bulgarische, Serbische, Russische, von Rom aus in alle Sprachen des Westens. Oft ist leicht ersichtlich, wie die verschiedenen Religionen namentlich erbauliche Märchen vorwärts treiben: Hinduismus, Buddhismus, Jainismus, der Islam, das Christentum, oder auch wie literarisch-schriftliche Vermittlung sie in Übersetzungen von Kulturkreis zu Kulturkreis weitergibt. Es wurde aber auch betont, daß für manche Märchen Indien doch wohl nicht Ursprungsland, sondern Importland ist, z. B. für die Sintflutsagen, das salomonische Urteil, den Schatz des Rhampsinit, wie ja sicher auch die Alphabete Indiens, namentlich des Devanagari, Import von Westen sind. Für manche Märchen des Orients, z. B. 1001 Nacht, hat man auch westlichen Ursprung und Wanderung von Westen nach Osten angenommen. Allgemeine Fragen der Märchenentwicklung sowie der Forschungsmethoden wurden berührt, z. B. Wanderung oder Polygenese, mündliche oder schriftliche Verbreitung, Ringbildung oder Verschmelzung und dementsprechend richtige chemische Scheidung der Ingredienzien, Kennzeichen und Zahl der Wandermärchen, Suchen nach der Urfassung, partieller Verfolg ihrer Geschichte nach einzelnen Motiven, oder chronologisch-historische Gesamtdarstellung vom Ursprung bis zur Gegenwart usw., wobei auf das Für und Wider sowie die mancherlei Gefahren und Entgleisungen bei solchen Untersuchungen hingewiesen wurde. Endlich wurde noch ein flüchtiger Blick auf den Einfluß der Wandermärchen speziell auf die englische Literatur geworfen: auf den Beowulf, Motive in der anglodänischen Sage sowie in der Artussage, insbesondere Chaucer und Shakespeare: einige der schönsten Canterbury Tales, wie später poetische Erzählungen von William Morris und Longfellow, beruhen auf Wandermärchen, desgleichen reichlich ein halbes Dutzend wohlbekannter Gestalten

[1]) Dieser Vortrag wird in einer Zeitschrift erscheinen.

und Motive bei Shakespeare. Zum Schluß wurden die Gefahren und die Schwierigkeiten, aber auch das Faszinierende in der Erforschung dieses „Ozeans der Erzählungsströme" hervorgehoben, dieses Meeres, „das flutend strömt gesteigerte Gestalten' vom einfachen buddhistischen Märchen bis hinauf zu Shakespeares Hamlet.

Die Mittagspause wurde durch einen *Weinfrühschoppen* mit Imbiß in der Kelterei des Bürgerspitals ausgefüllt, der die Gäste über die Leistungsfähigkeit der Würzburger Weinkeller in Erstaunen setzte.

Am Nachmittag gaben die Universitätslektoren Professor J. Vernay und Dr. C. Klavehn in französischer bzw. englischer Sprache einen *Bericht über die Neuanschaffungen* im Romanischen und Englischen Seminar der Würzburger Universität. Hierauf sprach Studienrat Dr. O. Wahnschaffe, Kitzingen, in einer öffentlichen Sitzung in der Universität in teilweiser Anlehnung an Voßlers „Sprachphilosophie" über *Grammatik, Logik und Sprache.* Man sieht in der Sprache gewöhnlich die geistige Tätigkeit schlechthin, behauptet doch schon Plato, daß alles Denken ein sprachliches sei. Die irrige Lehre der Identität von Logik und Sprache ist besonders im 19. Jahrhundert nachdrücklich verteidigt worden. Erst Steinthal hat 1855 diese Anschauungen gründlich widerlegt und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die Sprache weder mit dem Denken überhaupt noch mit einer besonderen Art des Denkens identisch ist. Zu dieser Überzeugung kann uns auch eigene Überlegung führen. Schon bei dem Versuch, die elementarsten Bestandteile der Logik und Grammatik, den Begriff und das Wort, einander gleichzusetzen, scheitern wir an zahllosen Mißverständnissen. Am häufigsten glaubt man Urteil und Satz als identisch betrachten und in verwickelten Sätzen ein beträchtliches Maß von logischer Denkarbeit sehen zu dürfen. Beides ist gleich falsch. Erdmann hat das Verhältnis von Logik und Grammatik mit Recht dahin formuliert: Nichts Grammatisches hat als solches logische Bedeutung und nichts Logisches als solches grammatische Bedeutung. Die Unabhängigkeit der inneren Sprachformen von den logischen Denkformen sollte sichergestellt werden. Logik und Grammatik untersuchen zwar denselben Gegenstand, das formulierte Denken, aber von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus. Bei der beschränkten Stundenzahl können wir uns Abschweifungen in solche Fragen nicht erlauben, da wir nicht Lehrer der Philosophie, sondern der Sprache sind. Für uns Neusprachler gilt es vielmehr, die Schüler in die fremde Sprache durch möglichst vieles Sprechen, dem zu Unrecht das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen im Wege steht, hineinzugewöhnen. Das läßt sich zweifellos am besten dadurch erreichen, daß von Anfang an der Gebrauch der Fremdsprache sich auf alle Vorgänge im Schulzimmer, nicht nur auf die im Buche durchgenommenen Stücke erstreckt. Das ist kein gedankenloses Schwätzen; wirkliche Gedankenlosigkeit, analog dem rein Handwerklichen in der Kunst, liegt höchstens beim Übersetzen vor, weil hier der Zweck der Sprache, die Mitteilung, bewußt verleugnet wird. Dieser Alltagsgebrauch der Sprache wird die Schüler auch für die Aufnahme des Schönsten, was der Sprachunterricht zu bieten hat, für ein wirkliches Verständnis der literarischen Werke, fähig machen, wozu niemals logische Erwägungen behilflich sein können. Angesichts dieser Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts ist die Beschränkung der Stundenzahl für uns Neusprachler unerträglich.

Soll die Sprache nur dazu dienen, Geistesgymansitk zu treiben, dann mögen im Verein mit anderen Fächern auch wenige Stunden genügen. Soll jedoch in die fremde Kulturwelt eingeführt werden, dann kann der Verkehr mit deren Anschauungskreis nicht häufig genug stattfinden. Sollte man aber gar glauben, man könne durch eine grammatisierende Logik zur einzelnen Sprache hinführen, so wäre man im stärksten Irrtum befangen.

An Stelle von Universitätsprofessor Dr. E. Gamillscheg, Berlin, der am Kommen verhindert war, hielt der französische Schriftsteller Prof. Ch. Robert-Dumas, ein Übersetzer von Goethes „Faust", in französischer Sprache einen improvisierten sehr launigen Vortrag über *Paris vor und nach dem Kriege.* Er stellte das gemütliche Leben auf den Straßen in der „guten alten Zeit" der heutigen Hast gegenüber und betonte die Notwendigkeit einer Annäherung und eines Zusammenschlusses der Völker.

Der Tag fand einen guten Abschluß durch eine *Festvorstellung* von Shakespeares „Sommernachtstraum" mit der Musik von Mendelssohn im Stadttheater.

Am 8. Juni sprach Geh. Rat Dr. M. Walter, Frankfurt a. M., in *öffentlicher Sitzung* in der Universität *über den Wandel der Methodik des neusprachlichen Unterrichts.* Zunächst schilderte der Vortragende, wie er durch eigene Erfahrungen zu seiner Reform des neusprachlichen Unterrichts gelangt ist. Der polnische Unterricht, den er in seiner Jugend genoß, war so eingerichtet, daß der Schüler die Wörter der Lektionen genau so wie die Lateinstunden zu Hause vor der Durchnahme der betreffenden Lektionen lernen mußte und daß zahllose Sätze übersetzt wurden, daß der Lehrer aber nie in der fremden Sprache zu den Schülern sprach. Alles, was er in diesen Stunden gelernt hat, hat er vergessen, was er dagegen im Gespräch mit Polen gelernt hat, weiß er noch heute. Es ist also ein Unfug, ein Durcheinander von Sätzen zu bieten und die Vokabeln vorher lernen zu lassen. Bei einem Aufenthalt in England kam er zu der Überzeugung, daß ein Übersetzen aus der Muttersprache in die fremde Sprache, wenn man diese noch nicht kennt, falsch ist; er lernte mehr, indem er das, was er tagsüber im Gespräch mit Engländern aufgenommen hatte, schriftlich reproduzierte. Aus der schlechten Aussprache des Deutschen durch englische Schüler lernte er die gute englische Aussprache. Ausbildung in Phonetik ist für das Lehren der neueren Sprachen unerläßlich. Die Debattierübungen, die in englischen Schulen üblich sind, sollte man in Deutschland öfter veranstalten, damit die Schüler das freie Sprechen lernen. Duden veranlaßte ihn dann, auf einer Provinzialversammlung einen Vortrag über seine neue Methode zu halten. Er ist jetzt davon abgekommen, im Unterricht nach der Lautschrift sofort die Orthographie einzuführen. Im Anfangsunterricht soll zuerst das „Bählautlied" (das der Vortragende vorsang) gelernt werden. Er empfiehlt, im Anfang zum Zweck einer rein passiven Aufnahme der fremden Sprache, Handlungen vor den Schülern auszuführen, sie in der fremden Sprache zu beschreiben und sie von den Schülern zunächst stumm nachahmen zu lassen. Der Vortragende wies eindringlich auf die für die Reform wichtigen Werke von Viëtor, Morf, Klinghardt, Olbrich und Wendt hin und empfahl dringend die von D. Jones herausgegebene Zeitschrift „Maître phonétique"[1]).

[1]) Dieser Vortrag wird in einer Zeitschrift erscheinen.

Anschließend hielt Universitätslektor Dr. C. Klavehn, Würzburg, einen Vortrag in englischer Sprache über *Galsworthy's Message on Education.* Galsworthy will weder predigen noch ein System schaffen. Seine Bedeutung als Erzieher liegt in seinem reifen und edlen Menschentum. Aus der Erkenntnis unserer eigenen Ohnmacht gegenüber scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzen mag Kleinmut entspringen, aber dieser muß überwunden werden, denn gerade die Gegensätze sind wesentliche Teile eines Ganzen, Entwicklungs-, vielleicht Läuterungsstufen, die wir nicht verachten dürfen. Der „Forsytism", d. h. die Lebenseinstellung der besitzenden Klasse, besteht in einer so ausschließlichen Sorge für die Selbsterhaltung, daß eine Hingabe an ein Ideal unmöglich wird, und in dem "sense of property". Von diesen und sonstigen einengenden Vorurteilen der Gesellschaft möchte G. uns befreien und uns helfen das wirkliche Leben zu verstehen; die Furcht vor der Verletzung der Konventionen hindert die Entwicklung der Persönlichkeit. Er tritt für die Bedrückten und Entrechteten ein, z. B. für die "outcasts" seiner Romane. Der Mensch ist für ihn nicht die Krone der Schöpfung, alle Geschöpfe sind als Glieder einer ewigen Entwicklung gleich notwendig und berechtigt. Durch die Achtung vor der Individualität entsteht "harmony", wahre Lebensbejahung.

In der folgenden *geschlossenen Sitzung* referierte zunächst Stud.-Prof. Dr. H. Molenaar, Neustadt a. H., über *die neueren Sprachen am Gymnasium* und verlangte eine stärkere Betonung der neueren Sprachen an dieser Schulgattung. Darauf sprach Stud.-Ass. H. Laudensack, Würzburg, über *die Notlage der neuphilologischen Studienassessoren.* Die Auswirkungen des verlorenen Krieges und der Nachkriegszeit haben insbesondere die neuphilologischen Studienassessoren in die größte wirtschaftliche Bedrängnis gebracht. Die Beseitigung dieser Not muß von dem Staat als eine seiner dringlichsten Aufgaben betrachtet werden. Die schlimmen Folgen des gegenwärtigen Systems (wie Überalterung, drückende Not, Verhinderung einer rechtzeitigen Eheschließung, Raubbau an der Gesundheit) zu beseitigen ist auch im Staatsinteresse gelegen. Nicht minder verhängnisvoll ist der gegenwärtige Zustand für die Schule. Die Bildung zu starker Klassen hat ein Sinken der Leistungen der Schüler zur Folge, sie vereitelt eine individuelle Erziehung und macht die Durchführung der ministeriellen Forderung, „den Unterricht in die Schule zu legen", unmöglich. Es liegt im Interesse der Assessoren, der Schule und des Staates, daß möglichst bald Mittel und Wege gefunden werden, die aus der gegenwärtigen Not herausführen können. Vor allem müssen sofortige direkte Unterstützungsmaßnahmen für die Assessoren im Vorbereitungsdienst getroffen werden: die Unterhaltszuschüsse müssen erhöht, jede Aushilfe, die mehr als vier Wochen dauert, muß grundsätzlich bezahlt und die Beiträge der Assessoren für die staatliche Krankenkasse müssen ganz oder teilweise vom Staat übernommen werden. Auch eine gleichmäßige Verteilung der Stellen unter die einzelnen Fächer kann die Lage der neuphilologischen Assessoren verbessern; durch Zulassung der Germanisten zu Gymnasien z. B. kann für die neuphilologischen Studienassessoren an Realschulen mehr Platz geschaffen werden. Die Not kann besonders gelindert werden durch die Erschließung neuer Stellen, durch den Ausbau von Realschulen zu Oberrealschulen, durch Errichtung neusprachlicher Gymnasien, durch Überleitung in andere Fächer, durch die Teilung zu starker Klassen, durch Verminderung der Höchststundenzahl u. a. m.

Als letzter Vortragender formulierte Prof. Dr. Nic. Martin, München, die unten abgedruckten Beschlüsse.

Hierauf wurde die alte Vorstandschaft wiedergewählt und Prof. Dr. G. Wendt, Hamburg, zum Ehrenmitglied des Bayer. Neuphilologenverbandes ernannt. Für die nächste Tagung, die in zwei Jahren stattfinden soll, wurde Nürnberg ausersehen. Die Tagung, deren vor allem durch die organisatorische Arbeit von Univ.-Prof. Dr. A. Hämel und Oberstudienrat Dr. R. Schiedermair gesicherter glänzender Verlauf alle Teilnehmer befriedigt hatte, fand durch ein geselliges Beisammensein im Würzburger Hofbräukeller einen würdigen Abschluß.

Würzburg. F. Rauhut.

Beschlüsse des X. Bayer. Neuphilologentages (Würzburg, 6.—8. Juni 1927).

1. Gegen die bei Einführung der 30-Pflichtstundenwoche eingetretene *Benachteiligung des neusprachlichen Unterrichts* an den höheren Knabenanstalten Bayerns ist baldigst Abhilfe in die Wege zu leiten. Mindestens der vorherige Umfang des neusprachlichen Unterrichts sollte in allernächster Zeit wiederhergestellt werden. Die Zurückdrängung einer als Pflichtfach geltenden modernen Fremdsprache auf nur zwei Wochenstunden ist untragbar. Es ist daher unbedingt erforderlich, daß der neusprachliche Unterricht der fünften und sechsten Klasse der Realschulen bzw. Oberrealschulen und jener in der neunten Klasse der Gymnasien um je eine Wochenstunde vermehrt werde.
2. Bei Gelegenheit der zu erwartenden Neuordnung des bayer. höheren Schulwesens ist eine größere Anzahl von *Reformrealgymnasien*, d. h. *neusprachlichen Gymnasien*, ins Leben zu rufen, in denen die lebenden Sprachen richtungsgebend sind.
3. *Fortbildung der Lehrer für neuere Spachen betr.*:
   a) Zur Förderung der praktischen Ausbildung der Lehrer für neuere Sprachen ist in den jährlichen Staatshaushalt ein Betrag von 24 000 M., eingeteilt in 30 *neuphilologische Reisestipendien* zu durchschnittlich 800 M., und zwar als gesonderter Haushaltstitel einzusetzen.
   b) Von *Städten*, die höhere Unterrichtsanstalten besitzen, sollen für jede derartige Anstalt jährlich wenigstens *zwei neuphilologische Reisestipendien* zu je 800 M. bewilligt werden.
   c) Jeder an einer höheren Schule tätige Neuphilologe soll auf Wunsch nach einer Reihe von etwa sieben Jahren unter Fortbezug seines Gehaltes zu einem *Studiensemester* an eine In- oder Auslandsuniversität beurlaubt werden.
   d) Zur wissenschaftlichen Fortbildung der Lehrer für neuere Sprachen möge in Bälde wieder an einer bayerischen Universität ein *neuphilologischer Ferienkurs* veranstaltet werden. Den Teilnehmern sind wie i. J. 1922 entsprechend Beihilfen zu gewähren.
4. Bei der *schriftlichen Reifeprüfung* aller bayerischen neunklassigen höheren Lehranstalten sind die Aufgaben in *sämtlichen* Lehrfächern seitens des Staatsministeriums zu stellen.
5. Zur Behebung der augenblicklichen *Notlage der neuphilologischen Studienassessoren* wird an das Staatsministerium für U. u. K. die dringende Bitte gerichtet, geeignete Maßnahmen baldigst in die Wege zu leiten.

6. An *jede der drei Landesuniversitäten* ist (neben dem ausländischen Lektor) zur notwendigen Ergänzung der neuphilologischen und kulturkundlichen Ausbildung der Studierenden ein *erfahrener Schulmann* hauptamtlich zu berufen.
7. Bei einer Neuregelung der Referatseinteilung im Staatsministerium für U. u. K. ist das *selbständige neuphilologische Ministerialreferat*, wie es von 1909 bis 1918 bestand, wiederherzustellen.
8. Vor Erlaß neuer ministerieller Bestimmungen über neusprachliche Angelegenheiten *möge die Vorstandschaft des B. N. V. seitens der Unterrichtsverwaltung* wie früher *gutachtlich vernommen werden.*

An den *Bayerischen Landtag* und an das *Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus* wurde folgende Denkschrift über die Notwendigkeit stärkerer Berücksichtigung des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Knabenschulen in Bayern gerichtet.

Durch die *Einführung der 30-Stundenwoche* mit Beginn des Schuljahres 26/27 wurde der Unterricht in den neusprachlichen Lehrfächern stark verkürzt. Der B. N. V. stellt sich im Interesse der Jugend auch auf den Standpunkt der 30-Stundenwoche; aber er erachtet es als seine Pflicht, zu dieser einstweiligen Regelung erneut Stellung zu nehmen, da er namentlich bei *einer* Schulgattung die Kürzung als völlig untragbare Schädigung eines ersprießlichen Lehrganges betrachten muß. Nichts überbürdet nämlich die Schüler mehr als geringe Stundenzahl bei einem Fache, das gründliche Übung im Klassenunterricht erfordert.

Bisher waren die einzelnen Fächer in Bayern an den einzelnen Schulgattungen folgendermaßen vertreten:

	Latein	*Griech.*	*Engl.*	*Franz.*	*Math.*	*Gesch.*
Human. Gymnasium	63	36	13	—	31	19
Realgymnasium	53	—	26	16	31	18
Oberrealschule	—	—	37	19	42	17
Reformrealgymn.	35	—	38	16	31	18

Durch die Neuregelung verlieren:

	Latein	*Griech.*	*Engl.*	*Franz.*	*Math.*	*Gesch.*
Hum. Gymnasium	1	—	1	—	—	2
Realgymnasium	1	—	1	—	—	2
Oberrealschule	—	—	2	—	1	1
Reformrealgymn.	—	—	1	2	—	2

Wie wirkt sich nun die Stundenkürzung auf den Unterricht in den neueren Sprachen aus?

a) Das Hauptlehrziel des *humanistischen Gymnasiums* liegt im Betrieb der klassischen Sprachen, die mit 98 Lehrstunden (62 Lat., 36 Griech.) vertreten sind. Die Schüler sind sprachlich geschult, wenn sie an die Erlernung des Englischen herantreten. 12 Stunden (4-3-3-2) stehen dem neusprachlichen Lehrer zur Verfügung, um den Schüler des Gymnasiums in eine neue Fremdsprache und deren Kultur, wie es der Lehrplan verlangt, einzuführen. Alle anderen deutschen Staaten (außer Württemberg) rechnen zur Erreichung des neusprachlichen Lehrzieles am Gymnasium 3 bis 7 Stunden mehr. Ob Französisch so unwichtig erscheint, daß es als Pflichtfach für den Absolventen des humanistischen Gymnasiums ganz übergangen werden kann, oder ob mit der Zeit doch ein anderer Ausweg gefunden werden muß, sei vorläufig nur alsFrage angedeutet. Jedenfalls ist es höchst bedauerlich, daß es heute Absolventen gibt,

die das humanistische Gymnasium verlassen, ohne eine Ahnung von Französisch zu haben.

b) Das *Realgymnasium und Reformrealgymnasium* vermitteln die sprachliche Bildung auf der Grundlage: Latein, Englisch, Französisch; ersteres mit stärkerer Betonung des Latein, das in 52 Wochenstunden gelehrt wird (25 Engl., 16 Franz. = 41 nspr. Wochenstunden), letzteres unter stärkerer Betonung des Englischen, für das 37 Stunden (+ 14 Franz. = 51 nspr. Stunden) zur Verfügung stehen (bei 35 Lateinstunden). Für die *gesamte* fremdsprachliche Ausbildung des Schülers (Latein, Englisch, Französisch) sind demnach beim Realgymnasium 93, beim Reformrealgymnasium nur 86 Stunden eingesetzt.

Das Realgymnasium büßte eine englische Stunde ein, ein Verlust, den man insofern als tragbar bezeichnen könnte, da infolge gleichmäßiger Streichung auch bei den anderen Lehrfächern wenigstens an dem bisherigen Charakter der Anstalt nichts wesentlich geändert wurde. Allerdings ist es höchst bedauerlich, daß das Realgymnasium damit von seinem eigentlichen, ihm vom Ministerium wiederholt zuerkannten Charakter eines neusprachlichen Gymnasiums wiederum abgedrängt worden ist. Demgegenüber bleibt der Wunsch bestehen, daß dieser Charakter dem Realgymnasium in absehbarer Zeit verliehen werde.

Stärker verändert wurden durch die Neuregelung die Verhältnisse beim *Reformrealgymnasium*, d. h. der Anstalt, die wie das Realgymnasium ausgesprochen neusprachlichen Charakter haben sollte. Hier verloren die neueren Sprachen drei Stunden (1 Engl., 2 Franz.), während Latein und Mathematik nichts einbüßten. In allen deutschen Ländern wird in dieser Schulgattung die zweite Fremdsprache durchwegs mehr betont als in Bayern. Hieraus ergibt sich die Forderung, daß in einem künftigen bayerischen Lehrplan die zweite neuere Fremdsprache unbedingt mehr zu berücksichtigen ist.

c) Wie steht es nun endlich mit dem neusprachlichen Unterricht auf der *Oberrealschule* und *Realschule*? Hier haben die modernen Fremdsprachen ganz allein, und zwar erst Englisch, dann Französisch, den Schülern die fremdsprachliche Bildung zu vermitteln. Die Oberrealschule hat bekanntlich das Gepräge einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Anstalt. Der Gedanke der Ausgestaltung in diesem Sinne läßt zweifellos die Ausbildung der Schüler nach der sprachlichen Seite stark in den Hintergrund treten. Die Mathematik und Naturwissenschaften überwuchern immer mehr, so daß die ernste Gefahr besteht, daß die allgemeine Bildung des Schülers nicht zu ihrem Rechte kommt. Die klassischen Sprachen allein benötigen am humanistischen Gymnasium fast 100 Stunden; Realgymnasium und Reformrealgymnasium haben für die gesamte fremdsprachliche Ausbildung rund 90 Stunden. An der Oberrealschule sollen 54 fremdsprachliche Stunden zu einem mindestens gleich hoch, in mancher Beziehung viel höher gesteckten Lehrziel führen. Als weitere Schwierigkeit kommt für den neusprachlichen Unterricht noch hinzu, daß gerade die Klassen der Real- und Oberrealschule höhere Frequenz als jene der humanistischen Anstalten aufweisen. Kein einigermaßen Eingeweihter wird die Erwerbung gediegener neusprachlicher Kenntnisse als eine leichtere Aufgabe betrachten, als die guter Kenntnisse in den klassischen Sprachen; es liegt also klar auf der Hand, daß in den 54 Stunden nicht das erreicht werden kann, was auf analogen Gebieten in anderen

Schulgattungen in 90—100 Stunden erreicht wird. Kein anderer deutscher Staat hat an der Oberrealschule für die neueren Sprachen eine so geringe Stundenzahl. Es sind mindestens 8, aber sogar bis 12 Stunden mehr für diese Fächer angesetzt. Entweder leidet unter den Verhältnissen, wie sie in Bayern jetzt bestehen, das Lehrziel, oder die Schüler können im Unterricht das Gebotene nicht genügend verarbeiten. Nicht ohne Grund werden deshalb besonders auf der Mittel- und Oberstufe die Klagen laut, die neusprachlichen Fächer seien für den Schüler eine Hauptursache seiner Mißerfolge.

Betrachten wir die Verteilung der Stunden im Lehrplan der Oberrealschule: In den unteren vier Klassen ist die Stundenzahl von 6 und 5 Stunden genügend, um die elementaren Kenntnisse zu vermitteln und einzuüben. Auf der Mittelstufe, wo nur die weitere Einübung, Befestigung und Vertiefung des erlernten Lehrstoffes angestrebt werden sollte, bricht der Unterricht in der einen Sprache fast ab: nur je zwei Stunden sind in der fünften und sechsten Klasse für Englisch angesetzt. Diese Stundenzahl ist so spärlich, daß sie bei weitem nicht zur Erhaltung des mühsam errungenen Sprachstoffes hinreicht, geschweige ihn erweitern hilft. Was kann denn in zwei Wochenstunden, dazu in Klassen von etwa 40 Schülern und mehr erreicht werden? Es soll Lektüre und Konversation getrieben werden, Sprachkenntnisse sollen durch Grammatik und Hinübersetzung erhalten und befestigt werden. Es muß einleuchten, daß gediegene Arbeit praktisch unmöglich ist, wenn nicht die nötige Zeit zur Verfügung steht. Auf derselben Stufe wird in je fünf Stunden in die zweite Fremdsprache, Französisch, neu eingeführt. Berücksichtigt man den Durchschnittsschüler und will man auch ihn, nicht bloß die ersten, fördern, so weiß man, daß dies Stundenmaß für diese Aufgabe ein Mindestmaß herstellt. Hiervon kann unmöglich, wie anheimgegeben wurde, die eine oder andere Stunde für die zweite Fremdsprache weggenommen werden. Die Mittelstufe im englischen Lehrplan mit zwei Stunden ist — es muß leider gesagt werden — fast nur dazu da, das Maß der Kenntnisse zu verringern, und an einen mangelhaften Lehrgang von zwei Jahren schließt die Oberstufe mit je drei Stunden an. Stetige, regelmäßige Weiterarbeit besonders ist das große Geheimnis für die Erlernung von Fremdsprachen. Dieser Grundsatz wird im sprachlichen Lehrplan der Oberrealschule auf der Mittelstufe verlassen, und an diesem Versäumnis krankt dann natürlich auch der Oberbau, wenn er auch sonst als günstig zu bezeichnen wäre. Wer nur einen kleinen Begriff von der gewaltigen Größe der englischen Sprache und Kultur hat, von der doch wenigstens ein Hauch den Schülern einer Oberrealschule vermittelt werden sollte, muß zugeben, daß bei einem solchen Minimum von Stunden nicht tiefer in Geistes- und Kulturprobleme, wie es der sprachliche Unterricht verlangt, eingedrungen werden kann, daß höchstens ein Scheinwissen gepflegt wird. Es kommt dazu, daß für viele Berufe, auf die besonders die Oberrealschule vorbereitet, auf den Beruf des Kaufmanns, Technikers, Seemanns usw. Sprachkenntnisse sehr notwendig und vorteilhaft sind.

Der *allgemeine Bildungswert der neueren Sprachen* und der Reichtum des Bildungsgutes, das sie vermitteln, darf bei diesem Anlaß noch mit einigen Worten hervorgehoben werden. Ihr Studium und Erlernen hat bekanntermaßen jederzeit die größten Geister wie die weitesten Volkskreise beschäftigt; sie sind aus praktischen Gründen für jeden, der inmitten des reichen heutigen Kultur- und

Wirtschaftslebens tätig zu sein hat, unentbehrlich. Ihr ideeller und praktischer Bildungswert steht unbestreitbar fest. Aus mißverstandener Vaterlandsliebe waren die lebenden Fremdsprachen als Sprachen unserer Kriegsgegner in der letzten Zeit etwas verpönt; aber trotzdem hat gerade der Krieg auf den großen Wert ihrer Kenntnis hingewiesen, und seit Kriegsende werden sie aus praktischen Gründen mehr denn je in allen Kulturländern als notwendige Waffe im Wirtschaftsleben der Nationen erkannt. So z. B. ist in Frankreich wie in England seit Kriegsende viel mehr Interesse für die modernen Fremdsprachen vorhanden, und dort wird auch in der Schule ihrem Studium ein weiterer Raum gewährt.

In welchem Maße in Deutschland im Volke das Bedürfnis nach der Kenntnis fremder Sprachen vorhanden ist, zeigt u. a. auch der Umstand, daß viele Leute außerhalb der Schule sich mit der Erlernung fremder Sprachen befassen. Geradezu pilzartig sind überall irgendwelche Sprachschulen, Sprachvereine, Sprachzirkel und „Sprachmethoden' entstanden. Moderne Sprachkenntnisse zu besitzen gehört heutzutage wahrhaftig nicht mehr ins Gebiet der sog. Ausländerei; im Gegenteil, heute kann die Anschauung nicht mehr bestritten werden, daß jeder Deutsche, der sich gute Kenntnisse fremder Sprachen aneignet, sich seines eigenen Volkstums erst recht bewußt wird. Aneignung von Sprachkenntnissen fordert bei der starken Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen der letzten Zeit gebieterisch die Stunde. Auch aus den Kreisen der Auslandsdeutschen sind gerade in den letzten Jahren gute sprachliche Kenntnisse als das geeignetste Rüstzeug für den Deutschen im Ausland bezeichnet worden.

Die deutsche Jugend hat ein Anrecht, sich bereits in der Schule gründliche Kenntnisse in so allgemein anerkannten Bildungsfächern wie *den neueren Sprachen vermitteln zu lassen*, und zwar in einer Stundenzahl, wie es die jugendliche Psyche zur Erreichung eines entsprechenden Lehrzieles verlangt. In allen höheren Schulen Bayerns sind die neueren Sprachen, besonders auch im Verhältnis zu den alten Sprachen, höchst stiefmütterlich behandelt und spielen nur die Rolle eines Aschenbrödels. Beispielshalber sei erwähnt, daß die Lehrpläne für die preußischen Mittelschulen, die eine höhere Bürgerschule darstellen, schon im dritten Unterrichtsjahr drei bis fünf Unterrichtsstunden für die zweite Fremdsprache vorschreiben, in den höheren Klassen ebenfalls je drei bis fünf Stunden, während die Real- und Oberrealschulen den Beginn der zweiten Fremdsprache im allgemeinen schon für die vierte Klasse festgesetzt haben. Sollen nun in Bayern die Anforderungen für die Realschule und Oberrealschule in den Fremdsprachen niedriger bemessen bleiben als in Preußen an den Mittelschulen? Das Stundenmaß — darauf sei nochmals verwiesen — das für ihre Erlernung an der bayerischen Oberrealschule und Realschule, einer Schule mit ausgesprochen moderner Bildungsrichtung, jüngst festgesetzt wurde, ist völlig ungenügend.

Überhaupt ist das *jetzige Maß der neusprachlichen Lehrstunden und ihre Verteilung an allen höheren Knabenschulen Bayerns nach dem Urteil sämtlicher Fachleute eine Unmöglichkeit.* Die Kürzung im neuen Lehrplan kann unmöglich von einem neusprachlichen Fachmann gemacht worden sein, sie muß, wie auch das Urteil der gesamten Neuphilologenschaft Deutschlands auf der Düsseldorfer Tagung an Pfingsten 1926 lautete, untragbar genannt werden.

Der Wortlaut der betreffenden Resolution ist folgender:

„Der XX. Allgemeine Deutsche Neuphilologentag in Düsseldorf erhebt lebhaften und einmütigen Einspruch gegen die Verminderung der neusprachlichen Lehrstunden an den bayerischen höheren Knabenanstalten. Aus nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Gründen wird gefordert, ***mindestens den vorherigen Umfang des neusprachlichen Unterrichts wiederherzustellen***. Die Zurückdrängung einer als Pflichtfach geltenden Fremdsprache auf nur zwei Wochenstunden ist nach dem einstimmigen Urteil der Fachleute völlig untragbar."

Der Bayerische Neuphilologen-Verband gibt sich der sicheren Hoffnung hin, daß der Hohe Landtag sowie die Oberste Schulbehörde sich so gewichtigen, schwerwiegenden Gründen, wie sie hier dargelegt werden, nicht verschließen; er richtet zugleich an das Bayerische Staatsministerium die ergebenste Bitte, in Bälde eine Neuregelung in die Wege zu leiten, die den neusprachlichen Lehrfächern die ihrer Bedeutung entsprechende Stundenzahl einräumt und so einen ersprießlichen Unterricht zum Besten unserer Jugend gewährleistet.

Der bayerische Neuphilologen-Verband:

Prof. Dr. Nic. Martin, 1. Vorsitzender. Studienrat Walter Jüllich, 2. Vorsitzender.

DEUTSCHE SHAKESPEARE-WOCHE BOCHUM.

(11.—17. Juni 1927.)

Die Aufführung des ganzen Königsdramenzyklus durch Dr. Saladin Schmitt entsprang eingestandenermaßen rein schauspielerischem Impuls. Er verfolgte mit der Wiedergabe der Historien rein künstlerische Zwecke; es kam ihm nicht darauf an, englische Geschichte oder Kulturgeschichte zu treiben oder gar philologische Übungen abzuhalten. Theater ist ihm auch hier schauspielerische Repräsentation des dramatischen Kulturgutes. Zunächst galt es, eine langwierige, mühevolle dramaturgische Vorarbeit zu leisten, um alles Bühnenmäßige herauszuholen. Diese Neubearbeitung, die im Gegensatz zu Dingelstedt keine direkte Um- und Neudichtung der Werke sein will, wurde in behutsamster Art vorgenommen. Des dramaturgischen Eingriffes bedurften vor allem „König Johann", „König Heinrich VI." und „König Heinrich VIII." Im ersten Stück teilt Schmitt die Szene des Kardinals Pandulfo (bei Shakespeare im dritten Akt) in zwei Szenen auf und bezieht die erste Hälfte in den ersten Akt, um ein klares Expositionsbild zu erreichen und um den Kardinalsauftritt des dritten Aktes sich gradlinig entwickeln zu lassen; ferner verschmilzt er nach Öchelhäusers Anregung die beiden Unterhändlerszenen zu einer einzigen, um ein angeschlagenes Motiv nicht zu wiederholen und wegen der Schwierigkeit, eine unentschiedene Schlacht auf der Bühne klar zum Bewußtsein zu bringen. Am einschneidendsten gruppiert er den vierten und fünften Akt um: die ungeschickten beiden Krönungsszenen zu Beginn beider Aufzüge sind zu einem Auftritt verschmolzen. Der Auftritt des Bastards mit Peter von Pomfret ist ganz an den Schluß des vierten Aktes gelegt und gibt so einen wirkungsvollen Abschluß. Im fünften Akt sind die beiden Szenen, wo Abfall und Umkehr des englischen Adels geschildert werden, zu einer einzigen verknüpft, ebenso wie die beiden Schlachtenbilder und die Begegnung Huberts und des Bastards. Im Zenith

des Werkes steht also der Auftrag zu Arturs Tod; diese Szene ist der dramatische Wendepunkt und verteilt Licht und Schatten auf den Usurpator. Auch für „Heinrich VI.“ (1. u. 2. Teil) kam es besonders darauf an, verschiedene szenische Momente vom Standpunkt der Bühnenwirksamkeit umzustellen, um die dramatische Architektur deutlich herausspringen zu lassen. Aus dem ersten Teil „Heinrich VI.“ wurden zur besseren Erläuterung einige Übergangsszenen herangezogen, ferner wurden die Trauerfeier auf „Heinrich V.“, der bekannte Rosenstreit und die Werbung des Königs um Margaretha gebracht. Einen größeren Eingriff bedeutete die Niedermetzelung Suffolks durch die Aufständigen (bei Shakespeare wird er durch einen Schiffshauptmann erschlagen); beide Szenen wurden zur Erzielung einer strafferen Struktur zusammen verquickt. Bei „Heinrich VIII.“ wurde versucht, den König, dessen Gesinnung sich zwischen dem zweiten und fünften Akt deutlich aber unbegründet ändert, in seiner Zwiespältigkeit irgendwie begreiflich zu machen; die versäumte Motivierung wurde insofern nachgeholt, als die Gewissenszweifel des Königs wegen der Gültigkeit seiner ersten Ehe auf die Kinderlosigkeit der Königsehe zugespitzt wurden.

In „Richard II.“ wurde mit Rücksicht auf die Einordnung des Werkes in den Gesamtzyklus der Königsdramen in der Ausarbeitung der Bolingbrokenatur schon stark auf den späteren Heinrich IV. hingearbeitet. In „Heinrich IV.“ half die Regie dramaturgisch nicht nach, um nicht ganze Szenen nachdichten zu müssen, und suchte durch blitzschnelle Aufeinanderfolge der einzelnen Bilder, durch die Fülle der Geschehnisse und Episoden für den mangelnden Zusammenhang zu entschädigen.

Bei „Heinrich V.“ wurden die jedem Akt vorausgehenden Chorusdeklamationen fortgelassen, um nicht den Charakter des weihevollen vaterländischen Festspieles zu sehr hervortreten zu lassen. Äußerlich wurde eine Dreiteilung vorgenommen: Vorbereitung des Kampfes, Kampfszenen, Versöhnung, die intimen komischen Auftritte auf dem Schlachtfelde waren in ein eigenes Bild zusammengezogen, das als Anhängsel des großen äußeren Vorganges gespielt wurde. Bei „Heinrich VI.“ (3. Teil) konnte die Bühne im großen und ganzen dem Buche des dritten Teiles folgen; nur in der zweiten Hälfte des Dramas gestattete sie sich bedeutendere Zusammenziehungen und Striche, um die Entwicklung dreier mächtiger Gestalten: Warwicks, Margarethas, Richards zu verdeutlichen. „Richard III.“ wurde ganz ungekürzt, ohne Streichung auch der scheinbar belanglosesten Spende gegeben, um durch die Aufzeigung der Beziehungen Richards zur Umwelt seine Natur voll zur Geltung zu bringen, um sie nicht durch Beschränkung auf monologische Behandlung bramabarsierend und geschwätzig wirken zu lassen.

Im einzelnen dachte die Spielleitung an folgendes: Der Königsdramenzyklus sollte in seiner Gesamtheit geboten werden, jedes einzelne mußte sich also einer Gesamtheit unterordnen. Beim „König Johann“ galt es schon an „Heinrich VIII.“ zu denken und irgendwie die Spieltendenzen dieses Werkes mit denen der späteren zu einer organischen Einheit zu verschmelzen. Diese Einheit mußte sich natürlich zunächst rein äußerlich in dem gewählten Rahmen ausdrücken. Ziemlich nahe lag es, die einheitliche Bühne Shakespeares in zeitgemäßer Variante heranzuziehen. Daher wurde die Shakespearesche Podiumisdee benutzt, die noch irgendwie mysterien-

haft betonte Szene, um in den geteilten Spielebenen alle Szenen des Gesamtwerkes zu bieten. Schmitt ging dabei von der Überzeugung aus, daß das Werk Shakespeares, wie kein anderes seitdem, geeignet sei, das Theater des Mittelalters mit dem lebendigen „entfesselten" Theater der Gegenwart zu verbinden. Für die ganze Darstellung wurde ein einheitlicher Gesamtrahmen gewählt, der aber von Stück zu Stück entsprechend dem Gange der Zeit geändert wurde, um den jeweiligen Zeitcharakter zu betonen. In ihrer Kargheit näherte sich die äußere Einrichtung dem englischen Shakespearepodium. Die szenische Illusion jedoch wurde nicht vermieden, wie sie ja auch bei Shakespeare nur bei der Volksbühne, und zwar da nur aus Not, vermieden wurde. Geeignete dekorative Elemente sollten jeweils insoweit „Ort der Handlung" sein, als es die Stilgebundenheit des Ganzen zuließ. Von der Einfachheit des „König Johann" steigern sich die Mittel bis zu dem Glanze „Heinrich VI.". Die besondere Note der Szene im „König Johann" war ein hartes Grau-Düster, um das Primitiv-Früh der Zeit und ihrer Leidenschaften hervortreten zu lassen; auf eigentlichen Prunk und große Massenentfaltung wurde mit Recht verzichtet; von den auf das Unentbehrlichste beschränkten Schlachtenszenen war zumeist nur ein Ausschnitt im Dämmerlichte sichtbar. In „Richard II." kam trotz der Einfachheit der Umrisse das üppige höfische Treiben auch sinnfällig in äußerer Apparatentfaltung zur Geltung; Szenen wie der große Zweikampf oder die Abdankung in der Westminsterhalle ließen erkennen, welche Reize auch ein schlichter Bühenrahmen hergeben kann. Für die mit der Szene des Oberrichters verschmolzene Krönungszsene in „Heinrich IV." wurde der charakteristische, reichgemusterte Goldhintergrund der Zeit gewählt, von dem sich das Zeremoniell der feierlichen Handlung, von der Konvention befreit, abhob. In „Heinrich V." wurden die Linien verschlungener, das Beiwerk üppiger, das dekorative Element zersetzter; der Grundton der Inszenierung war auch hier ein sattes Rot. In „Heinrich VI." entfaltete sich der barocke Pomp in bemerkenswerter Weise; besonders Wert gelegt wurde hier auf eine kulturtreue Farbenwahl. Mit dem alles einreißenden „Richard III.' kam wieder eine Vereinfachung der Szene, als neues Element aber wurden gegenüber der verkröpften Gotik die Frühelemente der Renaissance eingeführt, wurde überall der Tudorbogen in seiner charakteristischen Gestaltung zugrunde gelegt. Im Bühnenbild „Heinrichs VIII." lebte die englische Hochrenaissance farbenreich und üppig auf. Die mit allem katholischen Zeremoniell aufgeführte Taufe war von pomphaftem Gepränge. Diese Konzession an eine gewisse Schaulust leitet ihre Berechtigung vom Charakter des Festspieles ab. In einzelnem griff Schmitt mit seinem Helfer, dem Bühnenbildner Johannes Schröder, auf die primitive Malerei der alten Miniaturbilder zurück, auch auf die Initialmalerei wie die köstliche Echtheit der Schnitte. Für „Heinrich IV." lehnte er sich vielfach an die Bilder alter Meister an, er zog für die Kämpfe die Miniaturen der alten Handschriften heran, er erstrebte für die Huldigung vor dem König einen altmeisterlichen Eindruck. Auch in „Heinrich V." wurde aus kulturhistorischen Quellen aller Art geschöpft; in den Hofszenen wurden Erinnerungen an alte Meister wach, in den Kampfbildern die aus Holzschnitten stammende merkwürdige Phantastik des mittelalterlichen Krieges. Bilder, Stiche, Chroniken der Zeit waren Vorbilder für die vielen kulturgeschichtlich interessanten Einzelheiten in „Heinrich VI." Der Ausblick auf das alte London

in „Richard III." wurde nach bekannten Stichen hergestellt, ebenso die Toweransicht und die Innenräume; natürlich war hier nicht an eine historische Kopie gedacht, sondern an eine Durcharbeitung des historischen Vorwandes mit den Mitteln neuzeitlicher Stiltendenz.

Vom Kostüm gilt dasselbe wie von der dekorativen Einrichtung. Abgesehen von dem Vorspiel „Johann" und dem Nachspiel „Heinrich VIII.", die kostümlich von den zusammenhängenden Historien zu trennen sind, zeigt das Kostüm von „Richard II." bis zu „Richard III." fließende Übergänge. Für „Richard II." war das große burgundische Hofkleid gewählt, das sich für „Heinrich IV." zu dem faltenreichen, halblangen Hofkleid veränderte, in „Heinrich V. und Heinrich VI." sich durch immer reichere Ausgestaltung, namentlich durch den übertriebenen Zoddelbesatz zu völliger Dekadenz verirrt, um sich dann in der charakteristischen Frührenaissancetracht „Richards III." wieder gesünderen Tendenzen zu nähern. Für die beiden Outsider-Werke war die Lösung einfach: im „Johann" dominierte das großgemusterte, romanisch-normanische Kleid, in „Heinrich VIII." die reiche Holbeinsche Hochrenaissancetracht.

So sehr die Bochumer Bühne dramaturgisch auf die Bühnenmäßigkeit der einzelnen Werke Rücksicht nahm, so konnte sie sich doch nicht dazu entschließen, ohne logischen Zwang nach üblicher Stadttheatermanier Bilder aller Art zu einem sogenannten Akt zusammenzufassen und damit die so prachtvolle und eigenartige Shakespearesche Struktur des Dramas künstlich zum Aktbau Schillers zu verzerren. Somit mußte innerhalb der einzelnen Dramen häufig genug ein zwanzig- bis dreißigmaliger Szenenwechsel bewältigt werden, ohne daß eine wirkliche Pause notwendig wurde. Um diese Szenenübergänge zu vermitteln, griff die Bochumer Bühne zu einer charakteristischen musikaischen Untermalung, bediente sich dann aber noch in weit größerem Ausmaße der Musik, sowie der musikalischen Illustration, einschließlich der Wirkungen von Fernchören und Sprechchören als Stimmungsfaktor. Damit tat sie durchaus nichts, was dem Sinne des Dichters entgegen ist. Shakespeares Drama kannte musikalische Unterstützung in jeder Form. Von dem beliebten Trompetenstoß an, der den König ankündigt, gab es Zeremonialmusik aller Art, sowie reine Stimmungsmusik (Tod Heinrich IV., Richards Angstträume usw.); daß sich diese Musik der Handlung und der Haltung des Ganzen unterordnete, blieb natürlich Gewissenssache. Die umfangreiche Bühnenmusik, welche der Bochumer Komponist und Schauspielkapellmeister Emil Peeters zu den Königsdramen komponiert hatte, entsprach durchaus der Bühnenmusik, wie sie in elisabethanischer Zeit reichhaltig verwendet wurde. Wie die spätgotische Zeit sich auszeichnet durch eine Reichhaltigkeit der Formenwelt, die auch in den Königsdramen in Erscheinung tritt, durch die große Zahl von Einzelhandlungen, durch starke Kontrastwirkung, durch mannigfaltiges Auftreten von Vertretern verschiedener Nationalitäten, getragen und zusammengehalten vom Gedanken der inneren Spannung jener bewegten Zeit, so zeigte auch die Musik von Peeters in der Fülle der Motive und der unendlichen Modulationsfähigkeit durchaus gotischen Charakter. Eine Steigerung konnte im Verlaufe der Abende auf natürliche Weise dadurch erzielt werden, daß die frühgotische Zeit der Könige Johann, Richard II. und Heinrich IV. musikalisch durch das vorherrschende Fanfarenmotiv gekennzeichnet wurde, während in den Spielen von Heinrich VI. und Richard III.

sich die Musik immer mehr ins Sinfonische erweiterte und damit teilweise Spiegelung seelischer Bewegung wurde. Dem ausgesprochenen Renaissancecharakter Heinrichs VIII. entsprach in der Folge die Erweiterung der bisher verwandten Bläserklangfarbe durch Streicher und Oboen, deren Ausdrucksmöglichkeit dem Streicherklang nahe verwandt ist. Das psychologische Moment trat zugunsten des stark repräsentativen Gepräges dieses letzten der Königsdramen zurück.

Mußte sich die Absicht, den Königsdramenzyklus zu szenischer Lösung zu bringen, schon in der äußeren Zurüstung ausdrücken, so war es natürlich ebenso richtig, ihn innerlich zusammenzufassen. Hier glaubte Schmitt Shakespeares Idee am besten zu verwirklichen, wenn er den Gedanken des Herrschers als des berufenen Führers in jener tiefgründigen Beleuchtung zu verwirklichen trachtete, die Shakespeare ihm verlieh. Über den brutalen Eroberer Johann (Auffassung des Königtums als Machtbesitz schlechthin) führt der Weg über den schöngeistigen Despoten Richard II. (Königtum abwechselnd als ästhetische Spielerei und als reines Gottesgnadentum gesehen) weiter über den strengen Pflichtmenschen und beamtenhaft bedingten Heinrich IV. (Königtum in der oft ironischen Beleuchtung demokratischer Kompromisse) zu dem Shakespeareschen Königsideal Heinrich V. (Volkskönigtum in höchster Vollendung: Einheit von Herrscher und Volk); nach dieser ersten Linie setzt eine neue Linie ein: Verfall des Geschaffenen unter Heinrich VI. (Königtum als Zwang für eine private Natur, Hamlet-Auffassung des Königtums) und Wiederaufbau durch Zerstörung in Richard III. (Königtum als Revolution, napoleonische Selbstbetonung gegenüber dem Dienst am Volke Heinrichs V., aber Selbstbetonung im Dienste eines höheren kosmischen Willens). „Heinrich VIII.“ endlich als Nachspiel zeigt (nach Shakespearescher Auffassung) das Königtum als eine gefestigte Institution, die von dem zufälligen Vertreter gänzlich unabhängig ist (moderne Repräsentationsauffassung des Königs). Zur Verwirklichung dieses Gedankens mußten zunächst die jeweiligen Königsnaturen sorgfältig herausgearbeitet werden, mußten sie mit all ihren Freunden und Feinden charakteristisch gefärbt und getönt, mußten endlich die sie kennzeichnenden Atmosphären getroffen werden. Dieser Gedanke wurde sowohl in den Soloszenen wie in den riesigen Ensembleszenen und in den Massenauftritten durchgesetzt. Heuser war ein dämonisch getriebener Johann, Busch ein psychologisch fein angelegter Richard II., Hinrichs ein stark verinnerlichter Heinrich IV., Kurz ein Heinrich V. von heldischem Format, Landauer ein Heinrich VI. von hamletartigem Gepräge, Meinecke ein stahlharter, scharf profilierter Richard III., während Beilke als Heinrich VIII. die Synthese aus Pharisäertum und Vaterglück nicht ganz zustande brachte. Aus der Schar der Nicht-Könige ragte Orth heraus als ein bissiger, eherner, suggestiver Clifford, aus der Schar der Frauen Adele Schönfeld; sie lieh der Margaretha die unheimliche Größe der Ahnfrau und war als Katharina groß in leidverklärter Würde. Wie Schmitt Atmosphäre zu schaffen versteht, zeigt sich vor allem in „Heinrich VI.“ (3. Teil); die Greuel, die Shakespeare hier als Chronist einer entmenschten Zeit vorführt, erschienen so naturnotwendig wie das große Morden am Ende des Nibelungenliedes; die Untaten, die alle auf der Bühne mit brutaler Wirklichkeit sichtbar wurden, ergaben sich mit Notwendigkeit aus dem Wesen und den Leiden-

schaften der auftretenden Personen; die naive kunstlos einfache Szene, wo der Sohn über der Leiche des Vaters, der Vater über der Leiche des Sohnes jammert und der König seinen noch größeren Jammer über den Bruderkrieg mitleidheischend hinausklagt, erschien als ein knappes symbolstarkes Augenblicksbild von der ganzen Furchtbarkeit der Zeit und wirkte trotz der Schlichtheit der Linienführung mit geradezu monumentaler Kraft. In Richard III. wurde die ganze Atmosphäre des alten London geschaffen, die Welt der Bischöfe und Aldermänner, die Welt der Mönche und Gelehrten, die Welt der Mörder und Henker, die Atmosphäre der Geister- und Traumerscheinungen, welch letztere übrigens ganz im Geiste Shakespeares, wenn auch mit den Mitteln der heutigen Bühne als Sinneseindruck sichtbar gemacht wurden. Von den Einzelszenen wirkten mehrere als Stimmungsbilder stark nach: das kurze Lebewohl des verbannten Norfolk an Richard II., der sterbende Heinrich IV. mit der abgelegten Krone auf dem Bette, die in die Verbannung ziehende Herzogin von York, Richard II. als gebrochener leidender Mensch in der Westminsterhalle, die vertiefte Szene des vierten Aktes in Heinrich V., wo der König über den „Götzen Pomp" philosophiert, der Werbeauftritt in demselben Drama mit seinem feinen Humor und manche andere Szenen. Einprägsam waren auch die Massen- und Schlachtenszenen: Grandios war der Aufbruch Richards III. in die Entscheidungsschlacht mitten im Chaos der tobenden Kriegsbegeisterung, eindrucksstark und überzeugend das im graudämmernden Hintergrund sich abspielende Nahkampfgetümmel in „Heinrich IV." (1. Teil), imposant das Huldigungsbild am Schluß des zweiten Teiles mit seiner unerhörten, freilich etwas ans Opernhafte streifenden Prachtentfaltung. Natürlich wurden gewisse charakteristische Stilgepflogenheiten durch den ganzen Zyklus beibehalten, die pompösen Prozessionen, die weihrauchumwehten Aufzüge, das höfische Zeremoniell mit Schwerterrecken und dergleichen, die malerisch angeordneten Gruppen schienen sich zu wiederholen, aber einem aufmerksamen Beobachter entging es nicht, daß jede dieser Szenen eine eigene Note hatte, daß insbesondere zwischen dem primitiven rauhen Zeremoniell König Johanns, zwischen der höfischen Gepflegtheit Richards II., zwischen dem entwickelten Formgefühl des Renaissancehofes Heinrichs VIII. doch charakteristische Unterschiede walten. Um die Thronsäle immer erneut auszustatten und zu füllen, daß das Auge nie ermüdet und die Bühne immer „räumlich" wirkt, dazu bedarf es eines Inszenators von ungewöhnlichem Geschmack und Phantasiereichtum. Als Regisseur ist Schmitt aber weniger mit Humor als mit Phantasie begabt; das erwiesen die komischen Szenen, die fast durchweg etwas forciert anmuteten und streckenweise sogar ins Groteske umgebogen waren; das erwiesen die extravagante Aufmachung von Falstaffs Komplizen, die bizarre Banditenszene, die menschenunähnlichen Typen der Londoner Bürgerwelt, die absurde Vervielfältigung des Falstaffschen Frühstücks, die drastische Aufmachung des Trauerzuges. Und dem Darsteller des Falstaff fehlte nicht nur das für die Rolle erforderliche äußerliche Format, sondern auch der von innen quellende warme Humor. Bei allen Darstellern, auch bei dem Träger der kleinsten Rolle, war die feste, alles unter seinen Willen zwingende Hand des Regisseurs spürbar. Das Bochumer Schauspielpersonal ist ein Ensemble ohne Stars, und kein einziger fremder Gast wurde als Mitspieler herangezogen. Die Durchdisziplinierung des Ensembles

durch Schmitts starkes Temperament ließ keinen toten Augenblick aufkommen, anderseits erschien manches zu gekonnt und zu gedrillt. Besonders die ruckartigen Gruppengesten, die aber eine Art historischer Berechtigung haben, wenn man bedenkt, daß in der elisabethanischen Zeit die Schauspielergebärde stark bewegt war.

Was dem Bochumer Königsdramenzyklus die besondere Note verlieh, war die Verbindung mit der außerordentlichen Tagung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Das hieß natürlich nichts anderes, als daß gegenwärtiges Theater und gegenwärtige Wissenschaft sich in freundschaftlichem Zusammenwirken stützen und ergänzen wollten. Allzulange sind die wissenschaftliche Ausdeutung Shakespeares und die praktische Ausdeutung durch die Bühne getrennte Wege gegangen. Namhafte deutsche Shakespearekenner nahmen in Bochum Stellung zu den verschiedensten wissenschaftlichen und künstlerischen Problemen der Shakespeareforschung. Keller-Münster würdigte die Königsdramen nach ihrer geschichtlichen, nationalen und ästhetisch-literarischen Bedeutung; als Grundmotiv der Königsdramen bezeichnete er „Das Schicksal einer Krone, auf der der Fluch der Usurpation liegt"; insbesondere entwarf er ein fesselndes Bild von dem ausgeprägten Renaissancecharakter „Richards III." und schloß seine Ausführungen mit warmen Dankesworten an den Intendanten, der mit der Aufführung des Gesamtzyklus, über Dingelstedt hinausgehend, den Traum Schillers restlos erfüllt habe. Gundolf-Heidelberg erörterte an „Richard II." das Problem „Staat und Tragödie"; er nannte diesen obersten Schauspieler Englands im Fürstenkleide einen Dichter fehl am Orte, aber einen verfehlten Dichter, der sich von seinem universalen Schöpfer Shakespeare wesentlich unterschied durch die monomanische Selbstbespiegelung, die ihn zum Sturze brachte. Hecht-Göttingen schilderte an Hand von Lichtbildern die Entwicklung des englischen Bühnenwesens von der Gründung des ersten englischen Bühnenhauses an und mahnte, die Shakespearebühne wieder auferstehen zu lassen, nicht im Material, sondern im Geiste des großen Dramatikers, seine Ideen zu erfüllen mit den Farben und dem Licht, der Höhen- und der Tiefengliederung moderner Ausdruckskunst. Auch der Vortrag von Förster-München über Shakespeares England wurde belebt durch die Anschaulichkeit des Lichtbildes; als Charakteristikum der Architektonik bei allen gezeigten Bauten bezeichnete er die gewollte Buntheit des Ausdrucks, die erstrebte Belebung der Fläche durch vermehrte und gekreuzte Linienführung, eine Bewegtheit der Form durch eine fast unruhige Stilmischung von Spätgotik und Renaissancegeschmack, eine Kunst, ganz auf das Dynamische eingestellt und voll von Kontrasten, die auf Shakespeare einen gewaltigen Eindruck machen mußte. Schick-München sprach über „Shakespeares Genie", seine Genialität in der Auswahl der Stoffe wie in der Bearbeitung, seine unerschöpfliche Phantasie und die Bildhaftigkeit seiner Sprache. Außer den Vorträgen wurden bei den festlichen Veranstaltungen noch manche Reden gehalten, aus denen einiges doch festzuhalten zu werden verdient: Der Wunsch Mrs. Flowers, der Gattin des Bürgermeisters von Stratford, daß Shakespeare ein Bote des Friedens zwischen dem deutschen und englischen Volke sein möge, der Protest des Bochumer Oberbürgermeisters gegen Berlin, das jahrzehntelang aus dem Industriebezirk alles

für die kulturellen Zwecke anderer Gegenden Deutschlands herausgeholt habe und es geistig sich selbst überlasse, das Loblied des amerikanischen Botschafters auf die hohe Kultur des deutschen Volkes, die Mahnung eines jungen Vertreters der Theaterwissenschaft, diese Woche dem kulturellen Gewissen späterer Geschlechter zu überantworten. Wenn diese Mahnung Erfüllung findet, dann hat diese Deutsche Shakespeare-Woche ihren schönsten Zweck erreicht.

Bochum. Karl Arns.

BESPRECHUNGEN.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Dritter (Schluß-)Band 1848—1918. Herausgegeben von Eduard Castle. Abteilung 1: Neuabsolutismus und erste Verfassungsversuche 1848—1866. Wien, Carl Fromme, 1926.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist verstrichen, seit *Nagl* und *Zeidler* den Bau begannen, dem nun Dachstuhl und Dach aufgesetzt werden sollen. So nötig und willkommen dem Deutschen und zumal dem Österreicher solch ein Werk an und für sich sein muß und so bereitwillig wir den Idealismus, den Eifer, die damals einzig dastehende Sachkenntnis der ersten Architekten anerkennen: wir verhehlen deswegen ein offenes Geheimnis nicht, die bei solch einem Unternehmen freilich verzeihlichen Gebrechen der Pläne und ihrer Ausführung — und wir beneiden den Gelehrten nicht, dem nach Zeidlers (1913) und Nagls Hinscheiden (1918) ihr Erbe zugefallen ist. Es war keine Kleinigkeit, den noch mit allen Schäden der alten Dispositionen behafteten zweiten Band so zu Ende zu führen, daß zwar der Zusammenhang mit allem Vorigen gewahrt blieb, dennoch aber, fast unmerklich, das Niveau um ein Erkleckliches gehoben, die Aussicht frei, die Form eine dem bedeutenden Gegenstand angemessene wurde. — In dem Schlußbande, dessen erste stattliche Lieferung vorliegt, ist der neue Herausgeber sein eigener Herr, und man darf von ihm und den Mitarbeitern das Beste erwarten, vielmehr, man hält es schon in einer ausgiebigen Kostprobe in Händen. Die Wichtigkeit solch eines Werkes, sein *momentum* ist so augenfällig, daß die Feststellung zum Gemeinplatz wird. Trotz allen Mängeln der älteren Teile, trotz der verfehlten Dimensionierung ist es doch dem Gelehrten wie dem Schulmann unentbehrlich, es vergeht keine Woche, daß ich es nicht zu Rate ziehen muß, und da es bei berufenen Richtern Nachsicht gefunden hat, als es deren allerdings bedurfte, wird es jetzt, da es auf mildernde Umstände verzichten kann, die alte Anerkennung uneingeschränkt wiederfinden. — Nach Abschluß des Ganzen wird eine ausführlichere Würdigung am Platze sein.

Wien. Robert F. Arnold.

Friedrich Ingerslev, *Genie und sinnverwandte Ausdrücke in den Schriften und Briefen Friedrich Schlegels.* Eine semasiologische Untersuchung. XIX und 235 Seiten. Askanischer Verlag, Berlin 1927.

Es berührt einen eigen, aber freudig, wenn man einen alten, lieben wissenschaftlichen Plan, zu dessen Verwirklichung man

inzwischen aber nie kam, unerwartet von einem anderen ausgeführt sieht, und dieses auch noch eben in der Art und Weise, wie man selbst ehedem es sich ungefähr gedacht hatte. Ingerslevs Arbeit geht weit über ihr scheinbar eng gegrenztes Gebiet hinaus, und sie ist eine der wertvollsten Untersuchungen zur Frühromantik überhaupt. Verf. beginnt mit der einfachsten, philologischen Zettelarbeit, aber was er aus seinem Material zu machen versteht, ist hocherfreulich. Denn ohne die leider jetzt moderne, zum Feuilletonistischen neigende Literaturgeschichtsschreibung auch nur im geringsten zu beachten, gelingt es ihm, lediglich aus methodisch zielbewußtem „Anschauen" von Friedrich Schlegels Texten nicht etwa nur seinen Sprachgebrauch zu erforschen, sondern er vertieft sich darüber hinausgehend in das innerste Wesen dieses ach so viel verkannten Mannes. Das Buch des Verf. ist ein glänzender Beweis, wie weit eine anfangs nur sprachwissenschaftliche Untersuchung vorzudringen in der Lage ist. Allerdings sind Einwände unvermeidlich. Ref. bemängelt, daß Verf. nicht entschieden genug den Sturm und Drang von dem Spezialfall der Geniebewegung geschieden hat. So richtig es ist, die ganze Romantik aus dem Sturm und Drang geistesgeschichtlich herzuleiten, so notwendig ist es auch, dabei die elementaren Begriffswelten zu scheiden. Ferner ist es zwar naheliegend, aber in dieser Art falsch, Heinses Ardinghello so stark als programmatische Schrift hinzustellen. Das Zentrale ist neben dem Gesamtphänomen Herder doch wohl der Lebensbegriff von Lenz und das, was er daraus gedichtet und gelebt hat. Ihn ignoriert Verf., meines Erachtens sehr zu Unrecht. Geschähe dies nicht, so wäre alles, was bei Friedrich Schlegel und der Frühromantik als Witz und Ironie zu finden ist, sehr viel plausibler denn so, wo auch die vorzüglichsten Bemerkungen, etwa über den Bedeutungswandel: Witz (S. 34), über Musik (S. 69, 73) usw. über ein gewisses Nichtweiterkönnen des Verf. an dieser Stelle nicht hinwegtäuschen. Das Entscheidende aber ist die wirklich grundlegende Charakterisierung Fr. Schlegels (S. 147ff., 151), wobei Verf. in der glücklichsten Weise auf die gegenwärtige Wichtigkeit Fr. Schlegels zu sprechen kommt (S. 153). — Von obigen Einwänden abgesehen, ist des Verf. Werk von größter Wichtigkeit: methodisch, weil gewissen Übersteigerungen in den modernen deutschen Forschungsmethoden ein ebenso wertvoller wie überzeugender und vorbildlicher Gegenbeweis geboten wird. Ferner die Forschungsergebnisse anlangend: einmal die Erhellung von Fr. Schlegels Terminologie und deren Entwicklung (samt Bedeutungswandel), zweitens die begründete und reinigende Charakteristik dieses oft Gelästerten. Verf., der Däne ist, hat auch rein sprachlich ein Meisterstück geboten, das die deutschen Literarhistoriker beschämen und zu beträchtlicheren Leistungen anspornen kann.

DORA WEGELE, *Theodor Althaus und Malwida von Meysenbug, zwei Gestalten des Vormärz.* 276 Seiten mit 12 Abb. Verlag Elwert, Marburg 1927. Gebunden M. 7.50.

Mit zarter Hand und in eindringlicher, gründlicher Weise zeichnet die Verf. das persönliche und weltanschauliche Ringen und Streben der beiden wirklich hochgemuten Menschen. Damit gibt sie einen der so seltenen Versuche, in einer Monographie den Zusammenhang von Religion und Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu zeigen. Mancherlei bisher unbekanntes

Quellenmaterial stand ihr dabei zur Verfügung, und was die am Ende mitgeteilten Dichtungen anlangt, so sind sie von besonderem Reiz. Wenn Verf. den Band 1 der Frankfurter Lebensbilder: F. M. Hessemer gekannt hätte, so hätte sie darin nicht nur für die deutsch-katholische Bewegung und für die Beurteilung des Gervinus, sondern gerade für ihre Hauptzwecke viel Interessantes gefunden. In der feinen Monographie abzulehnen aber ist der Versuch, mit der Benutzung eines festen Terminus technicus (S. 39 Psychoanalyse) an einer Stelle, die ganz anderes meint, diesen sehr berechtigten Terminus umzudeuten. Speziell literarhistorisch wichtig ist die Arbeit deshalb, weil mit ihr wie mit jeder solchen Art ein redlicher Baustein geliefert wird in der Erforschung der Angelegenheiten einer Epoche, von der mehr als die allerallgemeinsten Vorstellungen nur ganz wenige haben.

Karlsruhe i. B. A. v. Grolman.

W. Dibelius. *Charles Dickens.* Mit einem Titelbild. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1926. XIV und 527 S. Geb. 16 M. (S. 1—478 Text mit Anm.; 479—505 Bibliographie; 506—527 Register).

Walther Fischers ausführliche Anzeige der 1. Auflage im Oktoberheft 1916 der Neueren Sprachen (XXIV, 370) enthebt uns der Pflicht, Dibelius' ausgezeichnete Arbeit eingehender zu besprechen, zumal die 2. Auflage nur um bibliographische Ergänzungen, etliche Berichtigungen und 11 kürzere Nachträge erweitert ist.

Daß aber diese Neuauflage so bald nötig wurde, erweist den Wert und die Bedeutung des umfassenden Werkes. Bekanntlich liegen diese nicht auf der biographischen Seite, und auch mit der „Wesensschau" mancher anderen Lebensschilderung will es nicht wetteifern: aber was es so anziehend macht, ist einmal die Aufrollung des weiten zeitgeschichtlichen Hintergrunds, worin D. Meisterhaftes leistet, und dann der glänzende, an Motiven und Typen der Dickensschen Romane gelieferte Nachweis des Zusammenhangs mit der Romankunst des 18. Jahrhunderts. Trotz dieser Einreihung, und obwohl D. der populären Dickenslegende klug und nüchtern zu Leibe geht, wird er der Besonderheit des phantastisch-realistischen Ideenkünstlers, des melodramatischen Bourgeois, des Zeichners pathetischer und komischer Charaktere doch voll gerecht[1]). Nur eins bedaure ich: daß D. sich nicht entschlossen hat, in der 2. Auflage das gewaltige Material schärfer zu sichten und zu gliedern, wobei auch die mannigfachen Wiederholungen ähnlicher Gedankengänge gefallen wären und der feine Abschnitt über Dickens' Sprachstil (S. 403f.) erweitert werden

---

[1]) Swinburne, der große Formkünstler, der Dickens sehr liebte und alle drei Jahre ganz (!) las, und dessen feine, manchmal freilich stimmungsbeeinflußte Urteile über englische, amerikanische und französische Dichter recht lesenswert sind, trifft den Nagel auf den Kopf: "On the literary and sentimental side of his work, Dickens was but a type of his generation and his class: on the comic and the pathetic, the tragic and the creative side, he was not of an age, but for all time" (S. 140 der guten, an Swinburne-Zitaten reichen Dissertation des Fehrschülers *Alfred Löhrer*, Swinburne als Kritiker der Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung seiner unveröffentlichten Schriften. 1925, 184 S.).

konnte. Aber freuen wir uns des vorhandenen, so außerordentlich vielseitig anregenden Werkes!

Eine willkommene Ausmalung von Dibelius' 1. Kapitel (England um 1830) bietet eine Dissertation aus Fehrs Schule:

ELISABETH ESCHER, *Harriet Martineaus sozialpolitische Novellen.* 108 S. 1925.

Die körperlich zarte, geistig starke Vorkämpferin der Frauenbefreiung, das "enfant terrible der radikalen Orthodoxie" (Dibelius S. 175), hat 1832—34 34 Heftchen von je etwa 150 Seiten veröffentlicht, die volkswirtschaftliche Zeitfragen in Benthamscher Beleuchtung erörterten und in jenen Zeiten sozialer Unruhe gewaltigen Eindruck machten. E. Escher bringt uns diese verschollenen Schriftchen, die in novellistischer Einkleidung den wirtschaftlichen Individualismus rechtfertigen, durch knappe Inhaltsangabe nahe und macht einleitend mit Leben und Wesen der Verfasserin bekannt.

FRHR. KLEINSCHMIT V. LENGEFELD. *Die Lyrik Robert Brownings vor dem Jahre 1868.* Eine literarische Untersuchung. 61 S. Marburg 1926.

Eine ganz vortreffliche Würdigung des eigenwilligsten, unvergleichlichsten Viktorianers! Besonders angenehm berührt, daß Verfasser nicht die offensichtlichen Sonderbarkeiten Brownings zum xten Male tadelt, sondern die künstlerische, schöpferische Leistung dieses „Riesen in bürgerlicher Kleidung", dieses scharfäugigen Menzel unter den Dichtern herausarbeitet. Das geschieht im Hauptteil der Arbeit durch Deutung von etwa 50 Gedichten aus Brownings erster Schaffenszeit bis 1868, im Schluß durch einen Rückblick, der Kunst und Lebensgefühl des „bedeutendsten englischen Realisten" (S. 56) nochmals umreißt und das Zukunftsträchtige seiner Dichtung aufzeigt. Man merkt dem Verfasser die Begeisterung für den — als dunkel verschrieenen — Dichter an; und wer Browning kennt und sich von seiner Sprachgewalt in die seelischen Abgründe seiner Gestalten hat hineintragen lassen, wird sich der sorgsam nachtastenden kunstpsychologischen Analyse Kleinschmits freuen und hoffen, daß seine feinfühlige Untersuchung der Grundstein zu einer würdigen, groß gesehenen Browning-Biographie ist.

FRIEDRICH STAUB, *Das imaginäre Porträt Walter Paters.* Züricher Diss. 1926. 110 S.

Staub erörtert die Weltanschauung und Kunstauffassung des „leidenschaftlich-kalten" Ästheten Pater und zeigt (S. 61—110) an den vier "Imaginary Portraits" von 1887 (Watteau, Denys, Sebastian van Storck, Duke Carl), wie sich in diesen aus verschiedenen Zeiten, Erinnerungen, Zitaten zusammenkristallisierten Bildern — Paters eignes Wesen genießend selbst bespiegelt.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Englische Dialekte. Nos. 1, 2 und 3 der Lautbibliothek, Phonetische Platten und Umschriften, Englische Dialekte, bearbeitet unter der Leitung von Aloïs Brandl.

Die großartige Sammlung von Sprechplatten der Lautabteilung der preußischen Staatsbibliothek (Professor Doegen) wird jetzt zum Studium der Dialekte verwendet. Die Herausgabe der Phonetischen Umschriften wird von Fachmännern besorgt: Professor

Brandl (Englisch), Professor Heepe (Sudan- und Banto-Sprachen), Professor F. W. R. Müllet (Koreanisch) und Professor Andres (Iranisch).

Die erste englische Aufnahme stammt von einem Fischer aus Gordon in Berwickshire, die zweite von einem Schuster aus Bathgate in Linlithgow, die dritte von einem „farmer" aus Falkirk in Sterlingshire. Als Text wurde die Geschichte vom Verlorenen Sohn (frei nach der Bibel: Lucas XV, 11ff.) gebraucht. Die Platten wurden ohne Rücksicht auf Lautkonsequenz vom Verfasser einer Dissertation über den betreffenden Dialekt unter Leitung von Professor Brandl und unter Beihilfe des Assistenten Dr. Ketterer abgehorcht; von der phonetischen Umschrift, die Professor Brandl an Ort und Stelle machte, sind die Varianten betreffs der betonten Vokale unter dem Strich mitgeteilt. Diese Veröffentlichungen sind außerordentlich wichtige Bausteine zu einer englischen Dialektologie.

Der Versuch, die Platten wissenschaftlich zu bearbeiten, ist das natürliche Resultat des Vorhandenseins des wissenschaftlichen Materials. Meiner Ansicht nach ist ein wichtiges Ergebnis in einigen Sätzen eines Privatbriefes von Brandl enthalten. Mit Erlaubnis zitiere ich: "I did not know what a changeable and evasive thing language is until I began printing these few sentences taken down from *viva voce* recitations". "Hitherto studies of modern English dialects have been principally based on collections of words. In passing over to transcribing and studying sentences the whole material grows alive and astir." "I wish it would not take so much time to find out the pitch and length of every sound from the curves (antwortlich auf meinen Vorschlag, die Grammophonplatten abzuschreiben und auszumessen) . . . I know that my most careful results are only a makeshift." Dieser Philologe begreift, daß das tatsächlich Gesprochene nur durch Sprachkurven genau wissenschaftlich zu bearbeiten ist.

Wien. E. W. Scripture.

PHILIPP ARONSTEIN, *Englische Wortkunde.* 130 S. B. G. Teubner. 1925. Geheftet 5 M.

'The delicacies and proprieties of the English are known to few', hat schon Dryden (Sylvae) geklagt; da wir nun auch in den Schulen die 'delicacies' des angeblich so leichten Englisch treiben müssen, ist ein verläßlicher Führer der Wortkunde sehr willkommen. Aronstein behandelt in einem historischen Teil den Aufbau der Sprache und schildert dann die herrschenden Tendenzen der lebenden Sprache in der Wortbildung: analytischer Charakter der Sprache und ihre Einsilbigkeit; Differenzierung der Wörter; schöpferische Tätigkeit der lebenden Sprache; Charakterzüge des englischen Wortschatzes im Vergleich mit dem Deutschen. Aronstein hat diese etwas trockenen Dinge durch reichliches Material, das ersichtlich aus guten eigenen Sammlungen stammt, belebt und das Buch mit guten Registern versehen. Leider fehlt ein Schriftenverzeichnis, die im Buche zerstreut angeführte Literatur ist nicht planmäßig zusammengestellt, und viele neuere oder gute Werke fehlen. Im einzelnen sind da und dort Versehen zu berichtigen, Lücken auszufüllen. Im Altenglischen (6) ist eine dritte Periode lateinischen Einflusses anzusetzen und dafür auf O. Funkes Schriften zu verweisen. Aus dem Law French (8) hat sich doch ziemlich viel im Englischen gehalten, u. a. Nennformen wie 'misnomer'. Beim

lat.-griech. Wortschatz meint Aronstein: „Fremdwörter" kennt also das Englische eigentlich nicht und widerspricht schon sich selbst (12, 18/9). Ich verweise auf 'come into contract, authrodox (= orthodox), on the verge of the bolshevicks, quarandary, co-instance' (ein lautlich ganz leicht möglicher Fehler für 'coincidence' *kou'ins(i)dəns*), alle aus Anita Loos; von gebildeteren Schreibern bringt jede Seite des DMEU Belege für grobe Verwechslungen. Das richtige von dieser gelehrten Oberschicht des englischen Wortschatzes sagt K. Luick (Hist. Gramm. 75): „Ihre sichere Beherrschung ist ohne Kenntnis der alten Sprachen schwer möglich: minder Gebildete bedürfen daher zur Bewältigung dieser 'hard words' eines Wörterbuches, und Ungebildete werfen sie leicht durcheinander." Vgl. noch :'many Latin importations are ... nothing more than book words, synonymous with Saxon terms, never entering speech, and understood only by the learned (H. Jagger, Modern English)'. Das Streben, 'ink-horn terms' zu vermeiden, ist doch immer lebendig, und diese seltenen Wörter werden in englischen Stillehren, Kritiken, Wörterbüchern ausdrücklich als pedantisch bezeichnet. Bei Behandlung der übrigen Entlehnungen, wo A. Eichlers Aufsatz im Angliabeiblatt 1908 fürs Hochdeutsche zu nennen war, fehlt ein Hinweis auf Lehnübersetzungen wie 'abreaction' (nach d. Abreagierung); dann 'according to plan, danger-zone' aus der Kriegszeit; 'access = paroxysm' ist ein Gallizismus nach fr. «accès»; so scheint auch malayisch 'kampong' nach dem im E. schon vorhandenen 'compound' umgebildet worden zu sein. Für den Rückgang des germanischen Elements (wo übrigens 18 'goldhoard' zu lesen ist), sind Arbeiten aus Holthausens Schule zu nennen. Im Beowulf habe ich nach Chambers' Ausgabe die a) überhaupt im Neue. nicht mehr vorhandenen Wörter, b) die im Neue. zwar noch erhaltenen, aber ganz bedeutungs- oder formfernen Wörter ('ae. hlæw' in Ortsnamen, 'Alwalda'), c) die heute noch in der historisch entsprechenden Form und einer nahen Bedeutung vertretenen Wörter durchgerechnet. Die Zahlen sind: a) = 65,79 %; b) 9,32 %; c) = 24,89 %. Kaum ein Viertel des Wortschatzes des Beowulf lebt also noch, und dieses stellt vielfach schon ein arges Wardour Street English dar. Die Darstellung der Tonverhältnisse der romanischen Wörter bedarf einiger Berichtigung nach Luicks neuester Zusammenfassung. Bei 'school-école' ist doch wohl der Einfluß von 'schola' mitbestimmend und das Wort daher aus den Beispielen für den Abfall von Vorsilben zu streichen. Ein sehr böses Versehen läßt Aronstein von Abfall der Endungen (24) statt Abfall der Endsilben sprechen. Er hätte der guten Arbeit von Leo Müller, Neuenglische Kurzformbildungen (Gießener Beiträge 1), noch einiges entnehmen können: 'hanky (handkerchief), looney (lunatic), commish (commission), vet(erinary) sb'. Auch bei Müller fehlen noch: 'vet vb.: he was there to be inspected, vetted, and probably put through his paces (Lord Raingo, I 77); au rev(oir); Mes(o)pot(amia, May Sinclair), recommend(ation), imposs(ible, Galsworthy, H. A. Vachell); recep(tion room), infer(ior, R. Macaulay); chauff(eur) or starve (B. Tarkington); Feb(ruary, W. B. Maxwell), (aero)drome, Tux(edo coat' = Bratenrock, H. A. Vachell), 'pash = passion (ibd.), pave(ment H. L. Mencken), catty = catapult (Maurice Baring), my Uncle Newt (neutral, Kipling), two fif(teen, E. F. Benson), sub(scription, ~ stitute), Aussie (Australian), pop(ular club), congratters (~ gratulations), flex(ible wire)' und vb. 'flex: she flexed her toes against the rocks

level face (R. Macaulay). Zoo' scheint auf die Aussprache von 'Zoological Gardens' mit [u], die nicht nur mir in 'Jones' Pronouncing Dictionary' auffällt, eingewirkt zu haben. Kürzungen der Mitte sind 'am(pere)meter, tel(epathic en)ergy, West(aust)ralian. 'Under' (auch 'in) the circ[umstance]s' ist neuerdings recht häufig, aber 'tec' ist nur gleich 'detective' (COD). Ich würde hier noch anziehen die Rückbildungen wie 'to peeve < peevish' (fehlt im COD, steht bei H. A. Vachell noch in Anführungszeichen), die in anderem Zusammenhange (32) erwähnt werden, und die von mir in ihrer syntaktischen Bedeutung schon öfter erwähnte Auslassung von 'principals', die im Zusammenhange entbehrt werden können: 'when they fail to solve all their daily cross-words (W. B. Maxwell). The poor devil has not an earthly (chance, C. Doyle). The Prime (Minister), Tate (Gallery, Galsworthy); thirteens' = Kragen Nr. 13; 'squares = square meals'. 'Exclusives' steht für 'exclusive people (B. Tarkington), e. photographs' (A. Bennett). Etwas anderes, aber auch in Sparsamkeit begründet, ist die Suffixverselbständigung ('ana < Johnsoniana etc.)' in 'tumults and phobias' (H. L. Mencken) oder Verselbständigung von Teilen einer Zusammensetzung wie 'in-laws = relatives in law' (R. Macaulay, E. M. Delafield).

Das Vorwiegen der einsilbigen Wörter ist vom Standpunkte des Buchphilologen wichtig, aber man darf Erscheinungen wie 'this'ere', that Smithman, a good'un' nicht übersehen; auch wäre zu erwägen, wie weit man doch wieder, etwa aus gesellschaftlichen Rücksichten (vgl. 'thanks' und 'thank you') davor zurückscheut, die mit der Einsilbigkeit der meisten Wörter gegebene Kürze sich voll auswirken zu lassen. Zur sehr guten Statistik über die Häufigkeit einsilbiger Wörter ergänze ich, daß die Silbenzahl in einer Stelle aus Chaucers Boethius zum Neuenglischen im Verhältnis 100:64 steht. Zum nur knappen Vergleich der langen und kräftigen e. und d. Wörter möchte ich aus der Grazer Schülersprache des Jahres 1926/27 daher-(an-)schmettern = (be)lügen, nupf = gut als Kraftworte anführen. Besonders im Amer. zeigt sich das Schwelgen in Suffixen: 'disgusticulus (disgusting × ridiculous), sagashiteriferousness (Babbitt'). Die Differenzierung der Wörter (Liebe 29 kann auch 'amata, carissima' sein) ist im allgemeinen recht gut behandelt, doch könnten die Belege noch reichlicher sein; so ist z. B. 'surround' Einfassung im OED seit 1893 belegt; Sb. > Adj. liegt vor in 'it was getting too *dusk* to see (Captures' 202). In 'belled skirt' ist 'belled' nicht Zeitwort; ferner würde ich erwähnen, daß der Übertritt Sb. > Vb. beschränkt sein kann, wie auch d. 'ich darf nicht bergsteigen' angeht, 'ich steige Berg' aber nicht möglich ist. So scheinen nur im Gerund vorzukommen: 'undersecretarying (P. G. Wodehouse), his Realtoring (Marriage); im Partizip: 'the lovering couple (R. Macaulay), millinered (Shaw), twilit (A. Bennett), dusted and vaselined'; im Infinitiv: 'to advantage; let the cook cook, the housemaid housemaid, the laundress launder, the dustman remove his dust; to house-keep', aber 'I have kept house' (alle aus R. Macaulay). Als Vollverben: 'to hot up' (aufwärmen, Kipling), 'to partner' (schon bei Shakespeare), 'I shall *vim* the sink (vim' ist ein Putzmittel; R. Macaulay), 'a sleeping-car *sleeps* thirty passengers, a butler to *valet* him (May Sinclair). What a pity art couldn't have stopped at that transition stage . . . and never *transitioned* any more (Chesterton). The canyon *corkscrewed* back (W. Cather). X-'ray' (bei Chesterton mit, bei Bennett

ohne Anführungszeichen). Reichlicher sollten auch die verbal gebrauchten Wortgruppen vertreten sein: 'to steam-roller, joy ride (Mencken, AL); to *new skylight* the market-place (Dickens); to be cold-shouldered (A. Hope), spread-eagled (the novel spread-eagled on the floor C. Doyle; A. Hope, Chesterton); to backheel (Shaw), to day-dream (Wells); to almond-cream, sugar-coat, short-coat, soft-soap (R. Macaulay); to house-hunt (A. Perrin); to match-board (Jerome); it was being vacuum-cleaned (Kipling); I was *speed-limiting*' (sauste mit der höchsten Geschwindigkeit) 'to the Jermyn's house (Marriage); Amelia kept right on *Mr.-Battlesaysing* him, her press-agenting (Booth Tarkington). Auch Abkürzungen treten schon als Zeitwörter auf: 'O.K.'d' (Lord Raingo I 96), [he] . . . SOS'ed like winkie till the tide came (Kipling'). Für 'up, out vb.' lassen sich bessere Beispiele geben: 'I outed myself for life that night (C. Doyle', schloß mich aus). Neben 'wooden' steht auch 'wood: wood paper, wood-pavement, wood-winds' (Holzinstrumente). Adjektive von geographischen Namen sind doch umfänglicher entwickelt als Aronstein (36) meint: 'Bostonian, Brunonian (of Brown University), Glasvegian (Glasgow), Etonian, Harrovian, Mancunian; Ecclesian (Eccles, Lord Raingo' I 92). Fügungen wie 'Vienna walls, Affrica shore', die noch Marlowe hat, sind heute wohl unmöglich. Bei 'Geneva' gibt das COD gerade 'Geneva gown, worn by Calvinists and low-churchmen in pulpit'. Personennamen kommen gelegentlich auch prädikativ vor: 'human nature is still capable of being *Borgia* or *Cenci* (Wisdom of Father Brown' 67), Noel, fastidious, *Oxford*, and nineteen (R. Macaulay), wo ein Adjektiv kaum gebildet werden kann; attributiv klingt aber noch auffällig 'the Forrester place (Willa Cather); the Dickens heroine, Trollope fashion (Shaw') sind dagegen gewöhnlich. Sehr gut ist das Kapitel über Differenzierung und Betonung; die ebenfalls sehr guten Ausführungen über Prä- und Suffixe scheinen mir aber einiger Ergänzung zu bedürfen. Insbesondere die Ableitungen von *Wortgruppen* sollten mehr berücksichtigt werden: '[first offend]er, a[beat-his-wife]r (Galsworthy), free liver: loose-liver (M. Baring); the very biggest guns, the [fifteen-inch]ers (Bennett); homesteaders; [white slav]ers, [second-rat]ers, [vice crusad]ers (H. L. Mencken), left-outer (B. Tarkington), [daily bread]ers' nach 'earning daily bread', [shell-shock]er (Kipling), the [peace-at-any-price]rs (H. A. Vachell)'; ja nach 'kill the time' sogar 'kill-timers' (Marriage), wo man 'time-killers' erwartet. Mit anderen Suffixen: 'a poor [popular psycholog]ist (H. L. Mencken)' = einer, der sich schlecht auf die Volkspsyche versteht; 'a [sergeant-major]ish official (Bennett), practical [get- there]ness (Galsworthy), [spread-eagl]ism COD, touch-me-not-ishness' (Dickens). Eine eigentümliche Verdichtung, die solchen Bildungen gleichzustellen ist, zeigt sich in den wohl als Kontaminationen zu fassenden: '[more or less celebr]ities (White Monkey); this-[almost indestructabi lity, insanity (Romola, E. L. 98, 131). Bei den romanischen Suffixen fehlen -'ette', das neuerdings anscheinend auch von Amerika her sehr stark zunimmt ('leatherette COD; maisonette Bennett, W. B. Maxwell; leaderette C. Doyle; storiette OED 1889; sermonette' in einem e. Prospekte von 1897) und — 'logue: travelogue = lecture on travel; duologue' (Bennett). Für die Differenzierung durch Suffixe ist die jetzt genau beachtete Scheidung 'economic: economical' volkswirtschaftlich: sparsam wichtig; für 'policy' usw. vgl. die gute Stelle 'the political policy' (Haltung) 'of the paper'

(Wisdom of F. Br. 147). Die Durchschnittszahl 85 % germanischer Wörter im Englischen (62/63) scheint mir etwas zu hoch gegriffen; auch Jagger ('Modern English' 131) gibt für zehn Proben aus *verschiedenen* Literaturgattungen den Höchstwert mit 91,2 %, den niedrigsten Wert mit 68,2 %, den Durchschnitt mit 79,5 % (lat.-griech. Wörter 19,7 %, andere 0,8 %). Die Verwendung von zwei Wörtern ähnlicher Bedeutung ist wesentlich älter als Chaucer; möglicherweise haben Wendungen wie ae. 'oft and gelome' später das erklärende Nebeneinander von germanischem und romanischem Wort zur Folge gehabt. Beim Bedeutungsunterschiede der Synonyma wären ausführlichere Beispiele mit einem *Zusammenhang* erwünscht: 'of course, she *believed* the news, but she could scarcely *credit* it all at once (Lord Raingo, I 182). The face of a woman no longer just *elderly*, but *old* and *more than old*; Mlle. Daurel had suddenly become *ancient* (B. Tarkington). Doch finden sich für 'salute: greet' u. ä. sehr gute Beispiele. Zu 'workman, labourer' (75) gehört noch 'artisan' *gelernter* Arbeiter. Die S. 78 gegebene Regel für Zusammensetzungen stimmt manchmal, z. B. bei 'sketch-map', nicht. Ferner ist doch die Frage aufzuwerfen, wieweit Latein und Französisch, Sprachen mit wenig Zusammensetzungen, aufs Englische gewirkt haben können. 'Countryman' schlechtweg kann nicht Landsmann heißen, nur 'my countryman'. Im Absatz 3, S. 86 sind verschiedene Dinge zusammengeworfen; bei 'breakfast, cutpurse, pick-pocket' liegt doch im D. genau dieselbe verbale Komposition in 'Schlag-int-weit, Hauenschild' vor. Auch 'far-sighted' (87) ist irrtümlich als Adjektiv + Partizip bezeichnet; es heißt aber doch nicht 'von weitem gesichtet (to sight'), sondern weitsicht-ig; vgl. dazu Jespersen, MEG II 15. 34. Wirkliche Beispiele für diese Gruppe ('civil-spoken') erwähnt ja Aronstein auch, doch sind hier noch mehr Beispiele wie 'a sharp-sloping roof' (Willa Cather), wo wohl 'a sharp slope' vorschwebte, am Platze. Er bringt auch Beispiele für Sb. + Adj. = Adjektiv, sagt aber nicht, daß solche Bildungen in der Alltagssprache nur in bestimmten Kategorien (Farbennamen: 'navy-blue' und wenn das Hauptwort Grund oder Ausdehnung angibt: 'purse-proud, skindeep') gewöhnlich waren. Der Reichtum des Alt-E. an solchen Fügungen ('ǣdlwerig, ǣcræftig, ǣhtspēdig, sigorbeorht', ist später auf kaum ein Viertel zusammengeschrumpft; nur dichterisch sind 'dawngolden, deathpale, silverbright, -sweet, -clear, -true (Browning), stardistant, starbright; icy cold' ist im OED nur 1652, 'ice-cold' überhaupt nicht belegt. Im jüngsten Englisch aber scheint diese Fügung, vielleicht gelegentlich unter d. Einflusse, so wohl bei 'ice-free' (im OED seit 1891 aus der Zeitungssprache belegt), möglicherweise bei 'work-shy', viel häufiger zu werden; ich erwähne nur 'carefree (J. Galsworthy, H. A. Vachell, Eden Philpotts, B. Ruck, Hergesheimer), starch-free (bread, Bennett); diamond-bright, manshy, needle-sharp, -swift (B. Ruck); rose-sweet' (R. Macaulay). Wortverbindungen mit Satzcharakter nehmen im E. neuerdings sehr zu: 'the having-somehow-profited-by-the-war strata of society'; es wird da sogar geteilt wie 'money back | guarantee | if not satisfied (Literary Digest' 6. 1. 23) wie in 'a different | proposal | from ours'. Ich halte die Verwendung dieser langen 'adjuncts' für einen Grund dafür, daß auch das umstandsbeschwerte Adjektiv immer mehr *vor* das Hauptwort tritt. Novelle (111) kann mit 'short story' doch nicht übersetzt werden (R. M. Meyer, D. Stilistik 182). Es ist auch keine Eigentümlichkeit des E., daß ae. 'sælig, me. sely

(= innocent Canterb. T. C. 292) > ne. silly' wird. Die reiche Bildungsfähigkeit des D. hat, wie Dornseiff in sehr schönen Ausführungen gezeigt hat, doch auch ihre Grenzen. Es wäre überhaupt zweckmäßig, im letzten Abschnitte noch andere Kultursprachen heranzuziehen; zu D. Wandern ist auch Schön „Französische Lektüre" (S. 23ff.) heranzuziehen.

Wer an den neuen Lehrplänen nur die großen Schwierigkeiten sieht, der kann überzeugt sein, daß in diesem Buche schon jetzt eine gediegene Verbindung von methodischer Zweckmäßigkeit und sachlicher Verläßlichkeit geschaffen ist.

W. H. Wells, *English Pronunciation.* Max Kellerer, 1927. 64 S. 2 M.

Wells' auf gute Quellen gestütztes Schriftchen ist nicht eine systematische Darstellung, sondern ein methodisch recht zweckmäßig aufgebauter Lautierkurs; aus der Praxis heraus hat der Verfasser dabei die Fehler, zu denen Deutsche, besonders Süddeutsche neigen, in jedem Falle recht gut dargestellt; einzelne Warnungen sind mir neu, aber tatsächlich auf sehr gute Beobachtungen gegründet, so z. B. S. 32: 'The South German, in fact, should aim rather at the [ɔə] pronunciation, as his tendency is to pronounce the [ɔ:] too close'. Mir fällt auf, daß in der Konsonantentabelle S. 7 [ʃ] und [ʒ] fehlen; mehr müßte über die 'Basis of Articulation' S. 10 gesagt sein, und hier empfiehlt sich wohl eine vergleichende Gegenüberstellung des Deutschen und Englischen. S. 11 sollte erwähnt sein, daß der 'glottal stop' im Süddeutschen meist *fehlt.* Auf S. 14 wäre es sehr zweckmäßig, die Verteilung von Stimmlosigkeit und Stimmhaftigkeit *graphisch* darzustellen, wie das E. Kruisinga, 'Introduction to English Sounds', S. 54 tut. Gegen den Satz 'Do not exaggerate the element of voice in initial and final voiced consonants' (16) habe ich Bedenken; diese Übertreibung ist anfangs unbedingt längere Zeit notwendig und stellt sich dann, wie auch Wells später bemerkt, von selbst richtig. Beim t (22) würde ich darauf aufmerksam machen, daß es fast zu t' fortschreitet; im Londoner English der unteren Mittelschicht klingt "two teas" fast wie "two cheese". Beim *r* S. 23 wäre anders zu gruppieren und etwas mehr zu sagen. Sehr gut ist der Abschnitt über Intonation, an dessen Schluß sieben Regeln das Wesentliche richtig herausarbeiten. Das Buch ist für Anfängerkurse, und für Süddeutschland im allgemeinen, bestens zu empfehlen.

Vilém Mathesius, *New Currents and Tendencies in Linguistic Research.* (Sonderabdruck aus der Festschrift für J. Zubatý). Prag 1927. 16 S.

Diese knappe Übersicht der jüngsten sprachwissenschaftlichen Forschung ist ebenso weitausholend wie besonnen. Wesentliche Grundsätze der neueren Indogermanistik, so das Hinausgreifen ins Nichtindogermanische, die statische Betrachtung der Sprache, die stärkere Berücksichtigung der stilistischen und ästhetischen Seite der Sprache, sind gut herausgearbeitet. Die Vereinzelung der Sprachbetrachtung im Sinne W. von Humboldts und N. Fincks wird betont, und nach der Unhaltbarkeit der Wundtschen Grundlagen am Schlusse noch auf A. Martys Anschauungen von der Sprache hingewiesen, die O. Funkes aufopfernde Vermittlertätigkeit nun dem Sprachforscher ziemlich erschlossen hat. Wenn Mathesius übrigens meint, Deutschbeins System sei trotz des Ausgehens von Wundts nicht brauchbaren Grundlagen zu wesentlichen Ergebnissen

gelangt, so habe ich demgegenüber den Eindruck, daß in Deutschbeins Grundlagen bei der Abfassung des Systems auch phänomenologische Anschauungen ziemlich stark eingegangen sind. Ich vermisse unter den aufgezählten Namen — Sapi(e)r S. 14 ist ein Druckfehler — nur Sütterlin und Behaghel, und Horn ist nur ganz kurz erwähnt. Wenn Luick und Funke auch Horns Aufstellungen zum Thema „Sprachkörper und Sprachfunktion“ bekämpft haben, so scheinen mir doch, soweit ich sehen kann, seine Anregungen auf dem Gebiete der baltisch-slawischen Sprachen fruchtbar geworden zu sein. Auch Sievers Schallanalyse wird nicht erwähnt. Für nichttschechische Leser hätte Mathesius anführen können, wo die S. 4 erwähnte eigene Arbeit veröffentlicht ist und ob über das Schwanken der Kasusfunktionen in modernen tschechischen Dialekten (S. 14) irgendeine Arbeit vorliegt, die dann natürlich auch, wegen der Schwierigkeiten des englischen Kasusverfalls, den deutschen Anglisten lebhaft interessieren müßte.

OTTO JESPERSEN. *Growth and Structure of the English Language.* Fifth Edition Revised. B. G. Teubner 1926. 240 S. Cloth 6 M.

Diese Auflage ist durch kleine Änderungen im Texte, Anführung der neuesten Literatur (Spies, Mencken; Hoops, E. Sprachkunde; Schücking usw.) und durch Eingehen auf die in früheren Besprechungen (z. B. hier 32, 441) vorgebrachten Wünsche wieder dem derzeitigen Stande der Forschung angepaßt, ohne daß in den Grundzügen Wesentliches geändert wäre. Auch der Anglist wird heute zu dem sehr verdienstlichen Werke die allgemein sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen Jespersens heranziehen, auch seine letzte: "Mankind, Nation and Individual from a Linguistic Point of View" (Harrassowitz 1925, M. 5,50), deren zehn Abschnitte Dinge wie Dialekt und Gemeinsprache, Sprachschichtung, Slang, Maßstäbe der Sprachrichtigkeit usw. mit Jespersens gewohnter Meisterschaft behandeln.

Graz. Fritz Karpf.

AUGUST KÜBLER, *Die romanischen und deutschen Örtlichkeitsnamen des Kantons Graubünden* (in Sammlung roman. Elementar- und Handbücher. 3. Reihe, Wtb.). Heidelberg, C. Winter. M. 14, geb. M. 16.

Man kann sich keinen größeren Gegensatz zwischen der heutigen Betriebsamkeit karriere-süchtiger, künftiger „Berühmtheiten“ und der stillen Lebensarbeit dieses Mannes denken, der seit dem Jahre 1881 unverdrossen das Thema der Ortsnamenkunde Graubündens bearbeitet hat, und nun, 1926, mit einem etymologischen Ortsnamenwörterbuch des Kantons dieselben abschließt. Schon seine früheren Veröffentlichungen, die in den Münchener Beiträgen Breymanns 1894 erschienenen „Suffixhaltigen rom. Flurnamen Graubündens“ und die vom Alpenverein in dankenswerter Weise gedruckten „deutschen Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sonnengebietes“ (Amberg 1909) haben sich durch methodische Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit vor den vielen dilettantischen Versuchen auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung, die uns jedes Jahr beschert, vorteilhaft abgehoben. Die gleichen Vorzüge sind auch diesen Veröffentlichungen nachzusagen. Kübler ist nicht der Mann, seinen Leser auf halsbrecherischen Wegen durch dick und dünn mit sich zu reißen. Und da die Ortsnamendeutung nun einmal, wenn man

ihre Wege bis ans Ende gehen will, in den meisten Fällen zu dolomitenartig schroffen Hochgipfeln der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis führt, so wird man bei Kübler vergeblich eine Führung in die Wildnis sprachwissenschaftlicher Prähistorie suchen, so viel Prähistorisches auch die alpinen Namen enthalten! Kübler bescheidet sich mit den heute anerkannten Ergebnissen der germanischen und romanischen Etymologie. Über Meyer-Lübke und Kluge geht er nicht hinaus. Wo diese aber Hypothetisches bringen, setzt er einfach die heutige romanische resp. deutsche Wortform ein, ohne zu deren Ableitung Stellung zu nehmen. Allerdings bringt Meyer-Lübke manchmal auch fragwürdige Ableitungen. So ist z. B. obit. *sguertz*, it. *guercio* mit einem (übrigens unbelegten) longb. **dwerh* lautlich unvereinbar, zumal die Nebenformen in lomb. *svergol*, berg. *žgueršà*, tosk. *gualercio*, auch romagn. *gerz* der Reiher, abbr. *gùzzere*, *guìrzele* „ein Kinderspiel", die von Meyer-Lübke verschwiegen werden, die Unhaltbarkeit der Ableitung dartun. In solchen Fällen versagt natürlich auch Kübler. Auch sonst sind einzelne kleine Versehen oder schwerlich aufrechtzuerhaltende Aufstellungen zu bemerken. So z. B. gleich in der Einleitung die Bemerkung: „Vor dem 12. Jahrh. gab es im Lande schwerlich einen Ort deutscher Zunge." Die Entlehnungen zwischen Deutsch und Romanisch im Bündnerland (Brüch Nr. 94, Fliauna Nr. 1000, aus ahd. **phlōhjou*, dessen ō noch nicht *uo* ward) sprechen dagegen und direkt dagegen die frühmittelalterlichen Grundherren der Alpengebiete, die ihre Hörigen nachweisbar öfters aus Deutschland in heute romanische Gegenden verpflanzten. Doch wo wären in solchen Fragen alle gleicher Meinung? Jedenfalls kann Küblers neues Buch als verläßliche und solide Arbeit bestens empfohlen werden.

Wien. Karl v. Ettmayer.

Dr. A. Gottschalk, *Frankreich, Land und Leute*. Ein Lesebuch für Fortgeschrittene. Mit Anm., Wtb. u. Karte. Leipzig 1926, Aug. Neumanns Verlag. IV u. 231 S.

Das Büchlein ist eine Realienkunde, aus 40 Texten zusammengestellt, die alles Unentbehrliche (Geographisches, Wirtschaftsleben, Soziales, staatliche und kulturelle Einrichtungen usw.) in ausreichendem Umfange behandeln und aus guten Quellen geschöpft sind. Der Herausgeber wendet sich nicht an Schulangehörige irgendwelcher Art, sondern verfolgt mit seinem Werkchen volksbildnerische Zwecke. Daher sind das Wörterbuch — es enthält *alle* vorkommenden Wörter — und die Anmerkungen sehr umfangreich geworden; diese kommentieren auch Wörter, wie Rhin, Alpes, Belgique usw., treffen gut einen leicht faßlichen Lehrton und sind sehr gewissenhaft gemacht. Der „Parisien parisiennant" ist aber nicht so sehr „der Pariser, der den Pariser besonders herauskehren will" (S. 142, zu 34, 20), sondern einfach der *echte* Pariser (vgl. z. B. „les bourgeois, les *vrais*, les bourgeois de bourgeoisie bourgeoisante" bei Cl. Vautel, Je suis un affreux bourgeois, S. 273). Daß die «maîtres de conférences» „eigentlich Lehrer an der Normalschule zu Paris, dann auch Repetenten" sind (S. 164, zu 101, 10), ist in dieser Fassung nicht ganz einwandfrei. S. 166 (zu 104, 25) würde Voltaire doch auch die paar Zeilen Würdigung verdienen, die später (S. 169ff.) Molière, Corneille, Racine und V. Hugo gewidmet werden; es wird über ihn nur ge-

sagt, daß er „ein Religionsspötter war", eine zu lapidare Abfertigung. — Von diesen Einzelheiten abgesehen, ist Gottschalks Büchlein für seine Zwecke sehr verdienstlich und für Volksbildungskurse und zum Selbstunterrichte sehr zu empfehlen.

Wien. Gustav Rieder.

Albrecht Reum, *Französisch als zweite Fremdsprache.* Lehrbuch für Mittelklassen nach den Grundsätzen der Arbeitsschule. Verlag C. C. Buchner, Bamberg. 166 S. — Dazu Übersetzungsübungen; 88 S.

Das Buch ist von einem guten Kenner des Französischen verfaßt und in seiner Art sorgfältig gearbeitet, macht aber eine methodische Prüfung nötig. Es hat einen Kernfehler: es ist auf Vokabeln und Redensarten, auf Mosaikarbeit eingestellt (vielleicht wirkt unbewußt im Verfasser sein Dictionnaire de Style nach) anstatt auf organisches Leben. Die neue Sprache braucht anziehenden Gedankenstoff, an den sie sich anranken kann; den gibt man in schönen Texten aus der neu zu erschließenden Welt, in diesem Falle der französischen, und wie Denkmäler müssen sie sich vor den Augen des jungen Lernenden erheben und ihn innerlich hinziehen zum Neuland. Hier aber werden die Dinge seines Alltags ihm in anderen Wörtern gereicht; der sachliche Anreiz fehlt also. En allant à l'école; à la sortie des classes; au bord du lac; le Radio; le radio-concert; projets de voyage; — die „praktischen" Tendenzen fordern hier ein neues Opfer! — Und da, wo nun endlich einmal „Stoff" anfängt, da wird Bonaparte en Egypte auf volle fünf Lektionen ausgedehnt. Ja, vergißt man denn immer noch, daß es einen Moment gibt, wo der Stoff dem Schüler so langweilig und widerlich wird, daß er ihm die ganze Spracharbeit verleidet und stört? Wo der Sprachunterricht nicht mit sachlichem Interesse gefüllt ist, da wird er zu dem berüchtigten Verbalismus.

Dieser Verbalismus oder Vokabulismus zeigt sich in den Stücken, denen man natürlich anmerkt, daß sie nicht aus französischer Schriftstellerfeder stammen: sie schwelgen in gelehrten Wendungen, die dem 13—14jährigen recht fern liegen oder wenigstens bei ihm nicht konstituierend wirken für sein französisches Sprachgefühl. Einige Proben: ne trouve-t-il pas grâce devant toi? — un devoir civique — une négligence incorrigible — un regard scrutateur — un retardataire — un air irrespirable — des embarcations de tout genre — les petits garnements — un examen scrupuleux — ils mesurent de regards admiratifs les pentes abruptes — les frayeurs du milieu alpestre — usw. Das Vokabular dehnt sich daher bei 70 Seiten Lektionen auf 44 enggedruckte doppelspaltige Seiten aus! Und hier ist zu bemerken — wie übrigens zu fast allen Lehrbüchern — daß Vokabulare dieser Art der Arbeitsidee Hohn sprechen; sie entwöhnen den Schüler der Denkarbeit: er schlägt nur noch nach! Hier muß grundsätzlich Wandel geschaffen werden. Erstens sei man sparsamer mit „Vokabeln"; dann muß der Schüler nachdenken, und es ist schon sehr wertvoll, wenn er sich klar wird darüber, was er an der gegebenen Stelle nicht weiß und nicht herauskriegt. Dann arbeite man mehr mit Hinweisen auf Grammatik und andere Stellen im Buch selbst, damit der Schüler lernt, sich zu orientieren.

Von der Liste nach Endungen — zur Stützung des Genus der Nomina — verspreche ich mir sehr wenig. Den Lateinern

sage man viel mehr von der Entwicklung des Französischen, als es jetzt im allgemeinen geschieht und als es scheinbar auch dem Verfasser vorschwebt! Und bei denen, die mit Englisch angefangen haben, muß man die Sache machen wie in Sexta: wenige, breite Regeln und unermüdliche lebendige Übung.

In den grammatischen Übungen scheinen mir die Verben viel zu weit ausgedehnt zu sein, die Nomina und Pronomina aber zu kurz zu kommen. Hier liegt aber die Hauptarbeit für die Bildung des Gefühles für die neue Sprache. — Erfreulich ist die starke Betonung der Fragen von Anfang an; freilich sollte man dafür nicht so viel Platz verbrauchen in einem Handbuch: das sollte jeder Lehrer selber machen können!

Wirklich mangelhaft aber ist die phonetische Einleitung. Lange Listen, keine phonetische Transskription, keine physiologischen Darstellungen und vor allem bedenkliche Fehler. Ich erwähne nur die Längen (!!) der Auslautvokale! armée, régie, rouleau, deux — das hat alles lange Tonvokale!

Die Abtrennung der Übersetzungen ist wohl eine Konzession an die, die den modernen Geist schlechthin in deren Ablehnung sehen. Das ist nur zu bedauern. Die Übersetzungsübungen sind nötig, hier aber sind sie zu sehr losgelöst, und die Vorbemerkungen zeigen wieder den Mosaikgedanken, der auch wieder aus den 37 doppelspaltigen Vokabelseiten spricht. Es kommt doch nicht auf das Zusammenbauen von „richtigen" Wörtern an, sondern auf lebendige Übertragung von Gedanken.

Ich fasse zusammen: das Buch ist — abgesehen von der Phonetik — gut gearbeitet, hat aber so erhebliche Schwächen in psychologischer Hinsicht, daß ich nicht damit arbeiten könnte.

Dr. A. Bauer und Dr. B. Stumfall, *Französisches Lehr- und Übungsbuch für höhere Lehranstalten mit Latein.* 213 S. C. C. Buchners Verlag, Bamberg.

Das Buch macht einen recht guten Eindruck. (Man merkt glücklicherweise nichts von der zweifelhaften Apologie der Gedächtnisschulung in der Einleitung; ich meine, uns täte solide Verstandesschulung not — und Lösung von dem Irrtum der Auffassung der Spracharbeit als Gedächtnisbelastung!)

Prinzipiell möchte ich zur Phonetik bemerken, daß das Buch mit fast allen Lehrbüchern einen Fehler teilt: die Angabe einer übertrieben verhärteten Satzphonetik für einen Anfänger. Auf Seite 2 finden wir fasad, ɔmlεt, frizøz usw. Auf diese Weise wird man nie[1]) eine einwandfreie Phonetik erzielen; der Schüler muß erst alle Vokale genau sprechen und dann zur Synkopierung von selbst gelangen. So wird er auch die Auslautkonsonanten richtig sprechen lernen; also frizøzə. (Ich denke dabei an einen Satz, den ich einst bei — ich glaube, es war Rolland las: la suppression des ə dans sa bouche me semblait le comble du ridicule, sagt er von einem, der das Französische noch nicht fließend sprach.) — Seite 15 gehen die Begriffe Wortphonetik und Satzphonetik etwas durcheinander.

In den Übungsstücken kommt vielleicht das Innerliche, Poetische zu kurz. Sonst sind sie aber gut. Die grammatische Analyse ist klar, die Darstellung sehr übersichtlich; recht gute Listen, schematische und bildliche Stützen. — Die deutschen Sätze könnten vielseitiger sein.

[1]) (?) Anmerkung d. Redaktion.

Einige Hauptregeln der Entwicklung Latein—Französisch in knapper Form wären recht am Platze, besonders für den arbeitenden, denkenden Schüler. — Der Anhang bringt einige sehr hübsche Photographien aus Frankreich: Orange, Nîmes, Paris, endlich eine Karte von Frankreich und einen Plan von Paris.

Ich kann mir denken, daß mit dem Buch recht erfreulich zu arbeiten ist.

Franz Laue, *Das französische Schulwesen*; in Handbuch für höhere Schulen herausgegeben von R. Jahnke und F. Behrend. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 154 S. Geb. 5 M.

Ein Buch, das sich auszeichnet durch die Sicherheit der Information und die Unvoreingenommenheit des Verfassers in seinen Urteilen — das letztere um so höher zu bewerten, als man bei uns oft glaubt, alle pädagogische Weisheit allein gepachtet zu haben. So ist es gleich nützlich für den Pädagogen, der wertvolle Vergleiche ziehen kann, und den Romanisten, dem es ein wichtiges Gebiet der französischen Kultur darlegt.

Laue gibt ein genaues Bild der Volksschulen (enseignement primaire), der höheren Schulen (enseignement secondaire) und der Universität (enseignement supérieur), und zwar besonders unter dem Gesichtspunkt der Nachkriegsreformen von Bérard (1923) und de Monzie (1925). Wie bei uns, so hat auch in Frankreich die höhere Schule im Brennpunkt der Reformbewegung gestanden, und ihr widmet daher Laue den breitesten Raum. Er berichtet über Schülermaterial und Leben im Lycée und Collège, über Lehrplan und Lehrmethode, über die Prüfungen und den Lehrkörper, über Aufsicht und Verwaltung. Auch die wirtschaftlichen Fragen finden gebührende Berücksichtigung.

Viele Dinge laden zu eingehenderem Vergleich mit den deutschen Verhältnissen ein, als es bei dem streng informatorischen Charakter des Buches durch den Verfasser geschehen konnte. Aus der Fülle nur zwei Punkte: die französische Einstellung zur Pädagogik und der Wettbewerbgedanke im Lehrkörper.

Daß wir, wenn man die Pädagogik zunächst einmal in Bausch und Bogen anerkennt, den Franzosen überlegen sind, steht außer Zweifel. Wenn wir aber die Erfolge der französischen Schulen (Laue erkennt sie voll und ganz an) trotz Ablehnung der pédagogie (cf. p. 100) vergleichen mit unseren keineswegs weit überlegenen Erfolgen trotz stärkster „Inflation" in Pädagogik, dann sollten uns doch gewisse Bedenken kommen. Das Urteil von Faguet (je ne crois pas à la pédagogie) ist nicht völlig unverständlich. Pädagogik ist wertvoll, soweit sie tiefgreifende psychologische Belebung bringt; sie wird aber verderblich, wenn sie zu Methodegezänk und Routine führt — und ich glaube, wir sind diesen Fehlern oft verfallen. Wir haben darüber z. B. im neusprachlichen Unterricht die Hebung der Kenntnisse (nicht der Buchkenntnisse, sondern lebendiger von Land, Leuten, Sprache und Literatur) vernachlässigt, um so mehr als manche Schulleiter aus kleinlichen Stundenplanrücksichten eine gesunde Spezialisierung untergruben. Der Lehrer an einer höheren Schule muß vor allem aus dem Vollen schöpfen können; das ist wichtiger als pädagogische Gewandtheit. — Der letzte Grund solcher pädagogischer Verschiedenheit liegt aber in der verschiedenen Auffassung von der Persönlichkeit: dort rationale Unabhängigkeit, hier gefühlvolle Gebundenheit. Das erste, was ein Franzose über uns sagt, ist:

Vous êtes plus disciplinés. In gewissem Sinn ist das richtig, und eine Dosis Unabhängigkeit täte uns recht gut; unser innerlich reicher Individualismus leidet unter der äußeren Unsicherheit. Nehmen wir nicht vielleicht schon unseren Schülern zu viel von ihrer Selbstverantwortung ab?

Der Bibliographie könnte ich noch beifügen C. Richard, L'Enseignement en France; in Bibliothèque de l'Office National des Universités et Ecoles françaises, Tome III. Hier findet man das gesamte Répertoire des Etablissements d'Enseignement public.

Jena. Julius Schmidt.

Contes de France. Recueil pour la Jeunesse, annoté par A. ROBERT-DUMAS et CH. ROBERT-DUMAS. 21e et 22e Edition. 62 S. Annotations 45 S. Wörterbuch 36 S. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 5 (1926), 1.70 M.

Die schon vor dem Krieg erschienene Sammlung von Märchenerzählungen vereinigt auch in ihrer neuen Ausgabe glücklich die beiden Ziele, die sich die Verfasser gesteckt haben, Anfängern sprachlich leichte Texte zu bieten und bedeutende Vertreter der Gattung zu Worte kommen zu lassen. Das erste konnte bei den älteren Erzählern nur dadurch erreicht werden, daß veraltete und schwierige Ausdrücke beseitigt und durch neue und leichtere ersetzt wurden, ja daß bei den ältesten, Philippe de Comines und Rabelais, der mit zwei Stücken vertreten ist, der gesamte sprachliche Ausdruck erneuert wurde. Das ist den französischen Herausgebern so gut gelungen, daß im ganzen der Schmelz des Altertümlichen, Einfachen und Volkstümlichen erhalten geblieben ist. Neben den genannten Verfassern finden sich Perrault mit dem Märchen vom gestiefelten Kater, Mme d'Aulnay und von neueren Charles Deulin und Charles Robert-Dumas, der eine der beiden Herausgeber, der ein ereignisreiches Märchen von schlecht belohnter Vasallentreue beigesteuert hat. Die 45 Seiten Anmerkungen erklären in französischer Sprache, die gelegentlich auch durch deutsche Wörter erläutert wird, Sprachliches und hier und da auch Sachliches sehr geschickt mit einfachen Mitteln und geben häufig zugehörige Wortableitungen an. In Fällen, in denen die französischen Anmerkungen nicht ausreichen sollten, bringt das französisch-deutsche Wörterbuch Hilfe, das, soweit ich nachprüfen konnte, allen Bedürfnissen genügt, aber, wie es in diesen Ausgaben üblich ist, die Vorrede mit den Bemerkungen über die Verfasser und die Anmerkungen nicht mit umfaßt.

JEAN RACINE, *Phèdre.* Tragédie 1677, annotée par Erich Hartmann, XV, 73 S. Annotations 24 S. Wörterbuch 19 S. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 80 (1926). 1.80 M.

An dem Text ist außer der Rechtschreibung nichts geändert worden. Eine Einleitung in französischer Sprache über das Leben Racines, die Bühnenschicksale der «Phèdre», das Verhältnis des Dramas Racines zu seinen Quellen und die Stellung Racines in der Geschichte der französischen Tragödie gibt alles Wichtige und Wissenswerte kurz, aber ausreichend an; besonders sind die klare Auseinandersetzung der philosophischen Grundlagen (Port-Royal) der Weltanschauung des Dichters, wie sie sich in seinen Werken spiegelt, der alles Wesentliche in großen Zügen ans Licht

stellende Vergleich mit dem „Hippolytes" des Euripides und die Darstellung der Verdienste Racines um die Entwicklung der französischen Tragödie rühmend zu erwähnen. Die französisch geschriebenen Anmerkungen beschränken sich in der Hauptsache auf sachliche, besonders mythologische und inhaltliche (dichterisch-stilistische) Erklärungen und verweisen im übrigen auf das Wörterverzeichnis, das auch über veraltete und vom üblichen abweichende Wortbedeutungen den nötigen Aufschluß gibt.

George Sand, *Histoire du véritable Gribouille*. Éditée et annotée par Richard Schade, VI, 64 S. Annotations 10 S. 1.20 M. Wörterbuch 36 S. 0.50 M. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 82 (1926).

Es ist ein Verdienst, daß dieses tiefsinnige und doch kindertümliche Märchen der berühmten Verfasserin hier zum erstenmal deutschen Schulen zugänglich gemacht wird. Auch der reizende, teilweise recht humorvolle Bilderschmuck, den Maurice Sand, der Sohn der Verfasserin, beigesteuert hat, wird die Herzen großer und kleiner Kinder erfreuen. Der Inhalt ist schon für ganz junge Gemüter verständlich, die sprachlichen Schwierigkeiten lassen es jedoch als Lesestoff an Schulen, die mit Französisch in Sexta beginnen, erst für Quarta geeignet erscheinen, während es bei Beginn in Quarta etwa im zweiten oder dritten französischen Unterrichtsjahr gelesen werden kann. Wenn jedoch, wie in Zukunft in Sachsen, Französisch erst in U II beginnt, so kann das Büchlein kaum noch als Lesestoff in Frage kommen, da Schüler dieses Alters solche Stoffe erfahrungsgemäß ablehnen. Die französisch geschriebenen Anmerkungen beschränken sich im allgemeinen auf das Notwendige, bringen, wie es je nach Einstellung des Beurteilers zu gehen pflegt, einiges Überflüssige und lassen an anderen Stellen im Stich. Sie sind fast immer geschickt gewählt, indem sie schwierige Wörter durch einfachere erklären, doch scheint es mir besser, den gelegentlich angewendeten deutschen Ausdruck auch in solchen Fällen zu wählen, in denen der französische unzureichend ist, z. B. 4.2 bourdon = espèce de grosse abeille.

Scènes de la Vie des Champs. Choisies et annotées par F. Henry-d'Ollières (O. A.), XVIII, 76 S. Annotations 35 S. Wörterbuch 41 S. 2 M. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 83 (1926).

Zehn Verfasser aus den verschiedensten Gegenden des ländlichen Frankreich kommen mit zwölf größtenteils meisterhaften Stücken ihrer Erzählungskunst zu Worte: Pérochon, Esparbès (Bretagne), Moselly (= Emile Chénin, Lothringen), Daudet, Mistral (Provence), Marguerite Audoux (Vendée), Fabié (Rouergue, Aveyron), Fromentin (Aunis), Zola (Beauce aus «La Terre»), Pergaud (Franche-Comté). Der Zweck der Auswahl, den Kern des französischen Volkes, den Bauern kennen zu lehren, wird sicherlich durch diese Vielseitigkeit am besten erreicht. Die Einsicht in die Seele des Bauern, der in seiner Erdverbundenheit überall derselbe und doch im einzelnen verschieden ist, wird den deutschen Schüler zum Vergleich mit dem deutschen Bauern und zu sozialem Verständnis anleiten. Die ausgezeichnete Vorrede und die Einleitung in Leben, Umwelt und Werke der Verfasser, beide voll Tiefe und Gehalt, leiten zur Einsicht in einen wichtigen Teil der

Vous êtes plus disciplinés. In gewissem Sinn ist das richtig, und eine Dosis Unabhängigkeit täte uns recht gut; unser innerlich reicher Individualismus leidet unter der äußeren Unsicherheit. Nehmen wir nicht vielleicht schon unseren Schülern zu viel von ihrer Selbstverantwortung ab?

Der Bibliographie könnte ich noch beifügen C. Richard, L'Enseignement en France; in Bibliothèque de l'Office National des Universités et Ecoles françaises, Tome III. Hier findet man das gesamte Répertoire des Etablissements d'Enseignement public.

Jena. Julius Schmidt.

Contes de France. Recueil pour la Jeunesse, annoté par A. Robert-Dumas et Ch. Robert-Dumas. 21e et 22e Edition. 62 S. Annotations 45 S. Wörterbuch 36 S. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 5 (1926), 1.70 M.

Die schon vor dem Krieg erschienene Sammlung von Märchenerzählungen vereinigt auch in ihrer neuen Ausgabe glücklich die beiden Ziele, die sich die Verfasser gesteckt haben, Anfängern sprachlich leichte Texte zu bieten und bedeutende Vertreter der Gattung zu Worte kommen zu lassen. Das erste konnte bei den älteren Erzählern nur dadurch erreicht werden, daß veraltete und schwierige Ausdrücke beseitigt und durch neue und leichtere ersetzt wurden, ja daß bei den ältesten, Philippe de Comines und Rabelais, der mit zwei Stücken vertreten ist, der gesamte sprachliche Ausdruck erneuert wurde. Das ist den französischen Herausgebern so gut gelungen, daß im ganzen der Schmelz des Altertümlichen, Einfachen und Volkstümlichen erhalten geblieben ist. Neben den genannten Verfassern finden sich Perrault mit dem Märchen vom gestiefelten Kater, Mme d'Aulnay und von neueren Charles Deulin und Charles Robert-Dumas, der eine der beiden Herausgeber, der ein ereignisreiches Märchen von schlecht belohnter Vasallentreue beigesteuert hat. Die 45 Seiten Anmerkungen erklären in französischer Sprache, die gelegentlich auch durch deutsche Wörter erläutert wird, Sprachliches und hier und da sonst Sachliches sehr geschickt mit einfachen Mitteln und geben häufig lehrreiche Wortableitungen an. In Fällen, in denen die französischen Anmerkungen nicht ausreichen sollten, bringt das französisch-deutsche Wörterbuch Hilfe, das, soweit ich nachprüfen konnte, allen Bedürfnissen genügt, aber, wie es in dieser Ausgaben üblich ist, die Vorrede mit den Bemerkungen über die Verfasser und die Anmerkungen nicht mit umfaßt.

Jean Racine, *Phèdre.* Tragédie 1677, annotée par Erich Hartmann. XV, 73 S. Annotations 24 S. Wörterbuch 19 S. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 80 (1926), 1.80 M.

An dem Text ist außer der Rechtschreibung nichts geändert worden. Eine Einleitung in französischer Sprache über das [illegible] Namen, die Rahmenschicksale der »Phèdre«, das Verhältnis [illegible] Dramas Racines zu seinen Quellen und die Stellung R[acines in] der Geschichte der französischen Tragödie gibt alle[s] [illegible] und Wissenswerte kurz, aber ausreichend an; [illegible] klare Auseinandersetzung der philosophischen [illegible] Symbol der Weltanschauung des Dichters, wi[illegible] Werke spiegelt, der alles Wesentliche in g[illegible]

stellende Vergleich mit dem „Hippolytes“ [illegible]
Darstellung der Verdienste Racines um [illegible]
französischen Tragödie rühmend zu erwähnen. [illegible]
geschriebenen Anmerkungen beschränken sich [illegible]
auf sachliche, besonders mythologische und [illegible]
stilistische) Erklärungen und verweisen im [illegible] auf das Wörter-
verzeichnis, das auch über veraltete und [illegible]
Wortbedeutungen den nötigen Aufschluß [illegible]

GEORGE SAND, *Histoire du véritable Gribouille.* [illegible]
par Richard Schade, VI, 64 S. Anmerkungen [illegible]
Wörterbuch 36 S. 0.50 M. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 82 (1926).

Es ist ein Verdienst, daß dieses [illegible]
tümliche Märchen der berühmten Verfasserin [illegible]
deutschen Schulen zugänglich gemacht wird. [illegible]
teilweise recht humorvolle Bilder [illegible] Maurice Sand, der
Sohn der Verfasserin, beigesteuert hat, wird [illegible]
und kleiner Kinder erfreuen. Der Inhalt ist [illegible]
Gemüter verständlich, die sprachlichen Schwierigkeiten [illegible]
jedoch als Lesestoff an Schulen, die mit Französisch in Sexta beginnen, erst für Quarta geeignet erscheinen, während es bei
Beginn in Quarta etwa im zweiten oder dritten französischen
Unterrichtsjahr gelesen werden kann. Wenn [illegible] Zukunft in Sachsen, Französisch erst in U II beginnt, so kann das
Büchlein kaum noch als Lesestoff in Frage kommen, da Schüler
dieses Alters solche Stoffe erfahrungsgemäß ablehnen. Die französisch geschriebenen Anmerkungen [illegible]
gemeinen auf das Notwendige, bringen, wie es je nach Einstellung
des Beurteilers zu gehen pflegt, einiges Überflüssige und lassen
an anderen Stellen im Stich. Sie sind fast immer [illegible]
wählt, indem sie schwierige Wörter durch einfachere erklären,
doch scheint es mir besser, den [illegible]
deutschen Ausdruck auch in solchen Fällen zu wählen, in denen
der französische unzureichend ist, z. B. 4.2 bourdon = [illegible]
de grosse abeille.

Scènes de la Vie des Champs. Choisies et annotées par P. [illegible]-d'OLLIÈRES (O. A.), XVIII, 76 S. Annotations [illegible] Wörterbuch 41 S. 2 M. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben Nr. 83 (1926).

Zehn Verfasser aus den verschiedensten Gegenden des ländlichen Frankreich kommen mit zwölf größtenteils [illegible]
Stücken ihrer Erzählungskunst zu Worte: [illegible]
(Bretagne), Moselly (= [illegible] Chénin, [illegible]
Mistral (Provence), Ma[illegible] (Vendée), [illegible]
Aveyron), Fromentin [illegible]
[illegible] (Franche-Comté [illegible] Ausw[illegible] den Kern [illegible]
[illegible]chen Volkes. [illegible]
[illegible]h diese Vi[illegible]
[illegible]ele des Ba[illegible]
[illegible]und doch i[illegible] mit den deutschen
[illegible]m Vergle[illegible]
[illegible]is anleit[illegible]
[illegible] Leben, [illegible]
[illegible] Gehalt, [illegible]

heute in Frankreich wie in Deutschland heimisch gewordenen Heimatkunst, des régionalisme, an. Aber auch vom künstlerischen Standpunkte aus ist die Auswahl hervorragend. «La Poule» von Pérochon, «Un Petit Homme» von Moselly und am Schluß das groteske und doch so wahre Satyrspiel «Le Retour» von dem mit 33 Jahren im Kriege gefallenen Pergaud, um nur einiges zu nennen, sind wahre Meisterstücke.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen ergibt sich, daß das Bändchen wegen seines Gehalts nur in den obersten Klassen von Vollanstalten mit genügendem Verständnis gelesen werden kann. Aber auch die Sprache, die teilweise stark mundartlich gefärbt ist, wendet sich an fortgeschrittene Schüler. Die französisch geschriebenen Anmerkungen geben hier die unbedingt nötigen reichlichen Hinweise. Auch im übrigen sind sie durch geschickte Erklärungen, die hin und wieder auch das deutsche Wort nicht scheuen, durch Anführung von Ableitungen, Sprichwörtern, bekannten Stellen aus Dichtern (La Fontaine) usw. recht brauchbar. Ein paar Kleinigkeiten, die mir aufgefallen sind: 4.6 wird als Beispiel für die Umstellung des *r* u. a. deutsch *Brunnen* neben französisch *borne* gestellt. Da hätte das nd. *Born* nicht unerwähnt bleiben sollen, das ja auch die Metathese des *r* zeigt. — 67.23. «. . . les libations trop prolongées l'avaient mis hors de ce qu'on est convenu d'appeler l'état normal.» Der feine Humor dieser Stelle wird durch die Erklärung: «état normal: ici Nüchternheit», die wohl gar, wie der Gebrauch des deutschen Wortes andeutet, eine Übersetzung geben soll, tot geschlagen. Bei le Mousse ist eben Trunkenheit der Normalzustand, daher der Ausdruck: «ce qu'on est convenu d'appeler», der die Unzulänglichkeit des üblichen Sprachgebrauchs in diesem Falle andeutet. — 68.7 histoire de (lui apprendre), das in den meisten Schulwörterbüchern und auch in dem vorliegenden Sonderwörterbuch nicht angeführt ist, bedürfte für deutsche Schüler doch wohl einer Erklärung. — Die deutsche Übersetzung, die recht oft angewendet wird, auch wo es meiner Ansicht nach kaum nötig wäre, vermisse ich dagegen an anderen Stellen, wenn z. B. 75.13 qu'il était en noce durch qu'il faisait bombance erklärt wird. Denn faire la noce ist Schülern immer noch eher bekannt als faire bombance, das sich im zugehörigen Wörterbuch (wie in allen diesen Wörterbüchern die Wörter der Annotations und der Einleitungen) nicht findet.

Dieser erste recht glücklich ausgefallene Versuch, die in der Neuzeit immer wichtiger werdende Literatur der französischen Provinz in sorgfältig ausgewählten Stücken den deutschen Schulen zugänglich zu machen, ist sehr dankenswert und läßt die angekündigte zweite Auswahl mit Spannung erwarten.

La France Coloniale I. Scènes et récits des colonies françaises, choisis et annotés par Armin Fröhlich, IV, 70 S. Annotations 10 S. Wörterbuch. 1,70 M. Diesterwegs Neusprachl. Reformausgaben Nr. 84 (1926).

Diese Sammlung von kurzen Erzählungen und Gedichten aus den französischen Kolonien, der inzwischen eine zweite gefolgt ist, vereinigt drei Schriftsteller, Émile Nolly (Capitaine Détanger) von dem sieben kurze, scharf charakterisierende Skizzen aufgenommen sind, Paul Claverie, aus dessen «Pages détachées» eine Art Tagebuch veröffentlicht wird, und einige marokkanische Gedichte aus der Sammlung «Du Sang sur la Mosquée» von Alfred

Droin. Marokko, Senegal und Indochina sind die Schauplätze, deren Natur und Bevölkerung in diesen Erzählungen und Skizzen lebendig werden. Das mörderische Klima, die Eigenart der Eingeborenen, die schwierige Stellung des französischen Soldaten in den Kolonien werden von diesen schriftstellernden Offizieren wirklichkeitstreu, wenn auch gelegentlich stark patriotisch gefärbt, dargestellt. Einige Bilder und Karten verstärken die Anschaulichkeit der Schilderungen, die zweifellos sehr lesenswert sind. Die Sprache ist infolge vieler militärischer und kolonialer Fach- und Argot-Ausdrücke für Schüler nicht leicht zu verstehen. Die Sammlung kann also nur für Oberklassen in Betracht kommen. Die französisch geschriebenen Anmerkungen beschränken sich auf Einleitungen in die einzelnen Stücke und Sacherklärungen, während für die Sprache das Wörterbuch zu Rate gezogen werden muß. Die in flottem Französisch geschriebene Einleitung ist aber nicht frei von einzelnen sprachlichen Mängeln.

Prosper Mérimée, *Colomba*. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Oskar Schmager. Vierte Auflage bearbeitet von Prof. Dr. L. Bahlsen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1925. 160 S. 1,80 M. Wörterbuch. Berlin 1926. 69 S. 1 M.

Die mit Recht schon oft für Schulen herausgegebene Meisternovelle erscheint hier neu bearbeitet. Die wegen der Länge des Werkes unvermeidlichen Kürzungen sind so eingerichtet, daß der Text Mérimées ohne fremde Einschiebsel verständlich bleibt, nur manche Schilderungen der düsteren Gebräuche des Landes und alles Nebensächliche der Handlung sind weggelassen. Der neue Bearbeiter, der Land und Leute aus eigener Anschauung kennt, hat die wertvolle Einleitung des ersten Herausgebers und den Text vorsichtig gekürzt. Die sehr reichlich bemessenen deutschen Anmerkungen (45 von 160 Seiten) erklären alles Sachliche ausführlich und wenden sich im Sprachlichen etwa an die Kenntnisse der Mittelklassen, für die das Buch bei Benutzung des sehr eingehenden Wörterbuchs schon verständlich sein dürfte. Natürlich werden Gehalt, Stil und Kunstform des Werkes erst in den Oberklassen wirklich gewürdigt werden können.

Prosper Mérimée, *Chronique du règne de Charles IX. (Diane de Turgis)*. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. A. Pönitz, XIV, 106 S. 1,60 M. Diesterwegs Neusprachliche Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen. Französische Reihe, Bd. VII (1926).

Das Buch wendet sich an reifere Schüler, die bereits Verständnis für geschichtliche Stoffe haben. Doch ist die klare Sprache Mérimées sicher schon von UII an leicht faßlich. Der Text ist nur so weit gekürzt, daß der Zusammenhang voll erhalten bleibt. Die Stellen, die als Ersatz für ausgelassene Stücke eingefügt wurden, sind durch Schrägdruck gekennzeichnet. Eine deutschgeschriebene Einleitung unterrichtet über Mérimées Leben und Werke, besonders eingehend über die «Chronique», deren romantische Eigenart durch charakteristische Beispiele aus ihr und anderen Werken scharf beleuchtet wird, und gibt eine sorgfältige Darstellung des Zeithintergrunds. Auf diese Weise wird der Schüler instand gesetzt, die Abweichungen des trotz realistischer Züge romantisch eingestellten Dichters von der geschichtlichen Wahrheit festzustellen. Der Herausgeber leitet in seiner Besprechung der «Chronique» selbst dazu an.

Die elf Seiten Anmerkungen beschränken sich in der Hauptsache mit Recht auf das, was ein kleineres Wörterbuch nicht geben kann: sachliche und geschichtliche Erläuterungen, die recht eingehend und gründlich sind, und Wörter und Redensarten mit vom Üblichen abweichender Bedeutung. Geschichtlicher und dichterischer Gehalt und die feine, klare Kunstform des hervorragenden Stilkünstlers Mérimée, die in der sorgfältigen, mit verständnisvoller Einfühlung schonend kürzenden Bearbeitung des Herausgebers voll zur Geltung kommt, lassen das Werk als besonders geeigneten Lesestoff für Sekunda bis Prima erscheinen.

Dresden. Wolfgang Martini.

Rudolf Grossmann, *Das ausländische Sprachgut im Spanischen des Rio de la Plata.* Ein Beitrag zum Problem der argentinischen Nationalsprache. (Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur in Hamburg: Bd. 8.) 1926, VI u. 224 S. 8°.

Das linguistische Schicksal Argentiniens ist ähnlich dem Deutschlands. Beide Länder mußten sich eine Überflutung mit fremdem Sprachmaterial gefallen lassen. Bei Deutschland ist es die zentrale Lage, die es in ununterbrochene, bald freundliche, bald feindliche Beziehungen zu den Nachbarländern setzt. Ohne Widerstandskraft namentlich gegen westliche Einflüsse, sah sich die deutsche Sprache, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, von einer Verwelschung ihres Wortschatzes bedroht.

Ähnlichen Gefahren ist auch das Spanische in der Republik Argentinien ausgesetzt. Daher gibt es in Argentinien genau so wie in Deutschland eine Fremdwortfrage. Das Spanische in Argentinien hat in fortwährender Berührung mit fremden Sprachen (englisch, französisch, italienisch) eine Menge fremder Wörter aufgenommen, die sich je nach dem größeren oder geringeren Grade der sprachlichen Angleichung in neologismos (Fremdwörter) und extranjerismos (Lehnwörter) scheiden. Hierbei ergibt sich die Beobachtung, daß die Neologismen der intellektuellen Sphäre angehören, während der materielle ausländische Sprachimport in den extranjerismos weiterlebt. Die Abstufung der fremden Sprachen nach der Stärke ihres Einflusses ist dieselbe wie im Deutschen: französich, englisch (an zweiter Stelle trotz Nordamerika!), italienisch. Andere Sprachen haben nur spärliche Spuren hinterlassen. Das verhältnismäßig geringe italienische Fremdwörterkontingent könnte auffallen, da die Italiener bereits 25 % der Gesamtbevölkerung des argentinischen Staates ausmachen[1]), erklärt sich aber aus dem kulturellen Tiefstand der italienischen Einwanderer, die, meist Analphabeten, der süditalienischen Landbevölkerung angehören. Hingegen gibt das Italienische Anlaß zu fruchtbaren Betrachtungen auf einem anderen Gebiete, nämlich dem der Sprachmischung. In den Gebieten des La Plata, wo Italiener in kompakten Massen unter Argentiniern leben, hat sich eine italienisch-spanische Mischsprache herausgebildet; diese wird jedoch, wenn ich recht verstehe,

---

[1]) Vgl. das Buch von Carlos Nestor Maciel, La Italianización de la Argentina. Buenos Aires 1924.

nur von den Italienern gesprochen, die, grammatikalisch ungebildet, nicht imstande sind, die fremde Sprache völlig zu erlernen.

Wird so das Italienische dem Argentinischen nicht gefährlich, so läßt sich dies vom Englischen, namentlich aber vom Französischen nicht ohne weiteres behaupten. Es ist daher nur erklärlich, daß in Argentinien genau so wie in Deutschland eine Schar vaterlandsliebender Sprachreiniger auf den Plan getreten ist, ihnen allen voran als unermüdlicher Kämpe der ehrwürdige Ricardo Monner Sans, der seit Jahrzehnten in Büchern[1]) und zahllosen Flugschriften (folletos) unermüdlich für die Reinheit seines geliebten Spanisch kämpft. In Wirklichkeit steht es allerdings nicht so schlimm, als es einige Schwarzseher befürchten. Verf. kommt nämlich zu dem Ergebnis, daß trotz der Fremdwörterseuche die Bedingungen für die Entwicklung einer spanisch-amerikanischen Sondersprache nicht gegeben sind.

Im einzelnen habe ich zu bemerken: Verf. irrt, wenn er (S. 149) behauptet, seine Proben der spanisch-italienischen Mischsprache seien die ersten in Deutschland bekannt gewordenen. Rezensent hat solche schon in Bd. 29 dieser Zeitschrift, S. 218ff. veröffentlicht. In den Proben des Verfassers, die der Zeitung «El fogón» entnommen sind, überwiegt stark das spanische Element, während in den vom Rezensenten gegebenen Beispielen sich die beiden Sprachen so ziemlich die Wage halten. Die Zuverlässigkeit der Probetexte scheint mir allerdings einigermaßen bedenklich, da es sich ja nicht um phonographisch aufgenommene Texte handelt, sondern lediglich um schriftstellerische Erzeugnisse zu humoristischen Zwecken. Von philologischer und insbesondere phonetischer Genauigkeit kann hierbei nicht die Rede sein. Ob z. B. (S. 151) *visitaciún* für *visita* wirlich gesagt wird, möchte ich bezweifeln, da sich span. *visita* von ital. *vísita* nur durch den Akzent unterscheidet. — S. 153 meint Verf., *casá*, *salí* seien weder argentinische noch italienische Formen. Dies ist nicht richtig. Die italienischen Partizipien *parlá* < *parlato*, *finí* < *finito* sind speziell norditalienische Formen, die in span. *casá* = *casado*, *salí* = *salido* nachgebildet erscheinen. — S. 155 möchte ich Arent Recht geben, der behauptet, die Franzosen sprächen argent. *j* (*x*) stets wie **k**. Natürlich kann es sich hier nur um sprachlich ungeschulte Individuen handeln, die naturgemäß den ihnen fremden Laut durch den nächst verwandten, also in diesem Falle *k*, ersetzen[2]). — Zu S. 160 sei bemerkt, daß Dalmatien eine Provinz der österreichisch-ungarischen Monarchie war. — S. 161 muß es statt ital. «batufo» *batuffo* heißen; desgleichen *battifondo* für «batifondo». Im übrigen gebührt dem Buche alles Lob. Verf., ein aus Rosario gebürtiger Deutschargentiner, jetzt Privatdozent an der Hamburger Universität, vereinigt mit gründlicher linguistischer Schulung eine ins einzelne gehende Kenntnis der Landessprache. Sein Buch, dessen Brauchbarkeit durch ein Wörterverzeichnis

---

[1]) De gramatica y de lenguaje. — Disparates usuales en la conversación diaria. — Notas al castellano en la Argentina.

[2]) Rezensent hörte selbst einen Franzosen, der drei Jahre in Buenos Aires geweilt, in dem Worte *mujer* *j* = *k* sprechen. *mukère* ist übrigens (wohl in Algier) in das französische Soldatenargot eingedrungen, wo es „Geliebte" bedeutet. (Delesalle, Dict. argot-français 188.)

wesentlich erhöht wird, bedeutet eine beträchtliche Förderung der ibero-romanischen Studien.

Frei Pedro Sinzig, O. F. M., *Não desanimar!* Romance contemporaneo brasileiro. Terceira edição. Typographa das «Vozes de Petropolis». Petropolis 1925. 261 S. 8°.

Verfasser dieses portugiesischen Romans ist — ein deutscher Klosterbruder. Vergißt man bei anderen geistlichen Schriftstellern — ich nenne nur *Hansjakob* und *Federer* — das geistliche Gewand des Autors, so wird man hier Seite auf Seite daran erinnert, wie dies bei einem katholischen Propagandaroman — denn als solcher muß das Buch bezeichnet werden — nicht anders sein kann. Für die jetzt so eifrig betriebene Kulturkunde ist dieser Roman jedenfalls von hohem Interesse. Er führt uns aus dem aufständischen Lissabon nach Rio de Janeiro, wo wir wiederum einer mit großer Anschaulichkeit geschilderten Militärrevolte begegnen. Dies ist aber nur Beiwerk oder vielmehr Triebfeder der Haupthandlung, die sich um die Bekehrung zweier Freimaurer dreht. Werkzeug und siegreiche Bannerträgerin des Katholizismus ist das Weib, bei dem allerdings der Bekehrungseifer manchmal Formen annimmt, die den unter kühlerem Himmel Lebenden einigermaßen befremdet. Man sieht, die mittelalterliche Glaubensbrunst, die ihre Wiege auf der Pyrenäenhalbinsel hat, ist heute noch nicht erloschen. Uneingeschränkte Bewunderung verdient die virtuose Fertigkeit, mit der der geborene Deutsche das fremde Idiom meistert. Außer vorliegendem Roman entfloß seiner Feder eine Reihe erzählender oder schildernder Werke («Ai! meu Portugal», «Guerra», «Reminiscencias dum Frade» u. a. m.). Der Orden des heil. Franziskus, dem Verf. angehört, entfaltet eine emsige literarische Tätigkeit. Er hat einen Verlag gegründet, der eine Zeitung («Vozes de Petropolis») sowie Bücher — Originalwerke und Übersetzungen — herausgibt. Unter diesen ist erfreulicherweise besonders reich die deutsche Literatur vertreten. Neben der alten *Droste-Hülshoff* werden zeitgenössische Erzähler, wie *Enrica Handel-Mazzetti*, *W. Bonsels*, *Paul Keller*, *Otto Ernst* den Brasilianern verdolmetscht.

Klagenfurt. R. Riegler.

Karl Rocher, *Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage.* Leipzig, G. Freitag, 1926.

Es ist eine alte Klage, daß die wissenschaftliche Grammatik für die Mittelschüler beim Unterricht der neueren Sprachen fast ganz abseits liegen bleibt. Während die klassischen Philologen, die Germanisten, die Historiker und vor allem die Naturwissenschaftler als Schulmänner den Fortschritten der theoretischen Forschung in ihrer Didaktik jeweils (wenn auch vorsichtig) Rechnung tragen können, ist es dem Neuphilologen fast ganz versagt, sein an der Hochschule erworbenes historisch-grammatisches Wissen im Unterricht zu verwerten. Ja, es scheint, als wenn sich der Abstand zwischen romanischer Sprachwissenschaft und praktischer Sprachpädagogik zusehends vergrößerte, je ausgesprochener die Sprechfähigkeit in der Fremdsprache als wichtiges Lehrziel in den Vordergrund tritt. Ich für meine Person glaube nun allerdings, daß diese Trennung zwischen Theorie und Praxis des Neusprachlers eine vorübergehende ist, daß man der Sprachpädagogik Zeit lassen müsse,

sich ihrer Aufgaben und der Mittel zur Erreichung derselben zu besinnen, und daß sie, wenn man ihr volle Freiheit und Unbefangenheit gewährt, sich gewiß von selbst dazu gedrängt fühlen wird, die romanische Sprachwissenschaft in geeigneter Form und dem Auffassungsvermögen der Mittelschüler entsprechend ihrem Lehrgange zugrunde zu legen. Vorläufig ist ja in ihrem didaktischen Bereiche alles noch im Werden und im Fließen. Geradezu als einen Vorboten dieser kommenden Zeit, wo die von der Wissenschaft als grundlegend erkannten Lehrsätze über das Wesen der romanischen Sprachen auch dem Mittelschüler ebenso geläufig sein werden wie heute dem Gelehrten, betrachte ich das Buch Karl Rochers. Dieser, ein Schüler Meyer-Lübkes, von seinem Lehrer beraten und unterstützt, wendet sich allerdings keineswegs unmittelbar und ausschließlich an die halberwachsene Jugend der Mittelschule. Sein Grundgedanke ist vielmehr der, daß er dem Lateinkundigen einen Lehrplan vorlegen will, der es ihm gestattet, beim Erlernen des Italienischen seine Lateinkenntnisse zu verwerten.

Zweifellos steckt darin ein gesunder pädagogischer Kern. Denn daß man sich vom Latein aus am leichtesten die italienische Sprache aneignen kann, wird niemand bestreiten, wie man vom Plattdeutschen aus leichter zum Holländischen gelangt als vom Hochdeutschen her, oder vom Spanischen leichter den Weg zum Portugiesischen findet als vom Französischen. Es ist also vorerst eine sehr wesentliche Gedächtnishilfe, die Rocher didaktisch ausnützt, aus der sich aber fast von selbst Anknüpfungen an den historischen Werdegang ergeben, der das Italienische aus dem Latein entstehen ließ. Diese Anknüpfungspunkte können natürlich nur durch Vergleiche zwischen dem bekannten Latein und dem zu lernenden Italienisch gewonnen werden, so daß hier das Prinzip der Sprachvergleichung auch pädagogisch ausgenützt erscheint. Alle Vergleiche fördern in erster Linie natürlich Unterschiede zutage. Diese Unterschiede bedeuten aber keine Erleichterung, sondern eher eine gewisse Erschwernis der Gedächtnisarbeit des Schülers, der nun nicht bloß die Gemeinsamkeiten zwischen Latein und Italienisch innewerden soll, sondern auch Unterschiede merken soll. Statt die italienische Sprache und ihre Ausdrucksmittel einfach kennenzulernen und sich deren Gebrauch anzueignen, soll er überdies noch die halbe lateinische Grammatik rekapitulieren, um die italienische daran zu messen. Für die sprachliche Praxis ist das entschieden eine Erschwernis, doch winkt ein wesentlicher Vorteil: ich bin überzeugt, daß ein Schüler, den dank einer gewissen geistigen Reife und Sprachbegabung dieses Erschwernis wenig stört, mit ungleich tieferem Verständnis, als der rein praktisch Lernende, sein Italienisch gebrauchen wird; er wird herausfühlen, was an dieser Sprache rein volkstümlich, was daran verfeinert und kultiviert ist, was grammatisch gefestigt, was stilistisch erlaubt und ermöglicht ist. Und darin liegt ja das, was wir „Sprachbeherrschung" nennen, die sich nicht damit begnügt, daß wir jedes Ding entsprechend zu bezeichnen wissen, sondern auch fordert, daß wir uns im Tone nicht vergreifen, und gegen die sprachliche Konvention nicht ohne Not verstoßen. Die Vorteile liegen also zunächst weniger in der Erwerbung materieller Sprachkenntnisse als in der Möglichkeit, in das, was wir den „Sprachgeist" nennen, von Anfang an einzudringen. Lektüre verschiedener Autoren (verschiedener Zeiten, Bildungsschichten und diverser italienischer Landschaften) wird dann sein Verständnis für den italienischen Sprachgeist fortbildend fördern können, so daß der Lernende

sich mit der Zeit tatsächlich eine gewisse „Sprachbeherrschung" aneignen wird, die das Italienische unter allen europäischen Kultursprachen (ähnlich wie das Englische) zu einer der schwierigsten Sprachen macht, während der Laie sie gewöhnlich für eine der leichtesten ansieht.

Mögen die materiellen Sprachkenntnisse eines Ausländers hinsichtlich Wortschatz und Phraseologie auch lückenhafte sein, wenn er einmal in das Geheimnis des fremden Sprachgeistes eingedrungen ist, so wird sich darin immer seine geistige Bildung verraten und als Bildungswert ist ja der Sprachunterricht im Sinne Rochers gedacht.

Soweit das theoretische an diesem Buche. Wie es um die eigentliche Kunst des Pädagogen bei Rocher bestellt ist, diese seine guten Absichten in einem praktischen Lehrgang zu verwirklichen, wird jeder, der das Buch in die Hand nimmt, am besten selbst beurteilen. In den ersten Lektionen bewegt sich der Verfasser womöglich in italienischen Ausdrücken, die mit den Lateinischen lautlich übereinstimmen. Das sind nun nicht immer Worte des täglichen Lebens, vgl. Sätze wie *Il tuo amico ara il campo.* Man wird geeignetere finden. Überhaupt scheint mir das geistige Niveau, das der Verfasser seinen Schülern zumutet, doch etwas zu niedrig bemessen zu sein. Wenn er bei diesen Lateinkenntnisse voraussetzt, so müssen sie doch ihren Livius und Cicero schon gelesen haben. Und solche Schüler kann man über Elementares vielleicht rascher hinwegführen resp. etwas eingehendere Erläuterungen demselben beifügen. Wenn er z. B. die (im wesentlichen dem alten Fanfani folgenden) ziemlich komplizierten Ausspracheregeln der offenen und geschlossenen *e* und *o*-Laute so eingehend behandelt, so wäre glaube ich, eine Bemerkung am Platze, daß, diese nur in der Toscana tatsächlich eingehalten werden, während schon Rom und Neapel teilweise abweichen und besonders in Mailand, Venedig, Turin u. Genua selbst die Gebildetsten diese Vokale nach andern Prinzipien zu artikulieren pflegen (daher auch ihr Nichtinsgewichtfallen im Reime). Beim *uo* wäre zu erwähnen, daß man es zwar liest, aber in der Umgangssprache fast nicht gebraucht, sondern meist durch *o* ersetzt. Dann sollte die Aussprache des intervokal *č* als *š* wenigstens erwähnt, wenn nicht für die Umgangssprache empfohlen werden (wieder mit Ausschluß der Oberitaliener). Auch die Rom und Neapel eigene weichere Aussprache der Tenues nach Nasal und Liquiden, sowie die Artikulation *pen(t)so*, *an(t)sia*, macht sich seit dem Kriege in allen Teilen Italiens mehr und mehr fühlbar. Überhaupt wären einige Konzessionen an die heutige Umgangssprache zu machen — wenigstens in Form eines im Anhang beigefügten Gesprächsbüchleins, das das heutige Amts- und Zeitungsitalienisch berücksichtigt, sonst liefe der Schüler Gefahr nach Absolvierung des Lehrganges nicht einmal ein Zeitungsblatt mit vollem Verständnis lesen zu können. Das soll aber eher ein Tadel des Journalistenitalienisch als desjenigen des Rocher'schen Übungsbuches sein, das durchaus urban und vornehm ist und sich von aller Phrasenhaftigkeit und Übertriebenheit fern hält. Der Lehrgang scheint mir wohl durchdacht. Ich wäre nur neugierig, ob die Lehrmethode, die Rocher hier am Italienischen anwendet, ebensogut auch, wie der beigelegte Buchhändlerzettel anzeigt, auch auf den Unterricht aus Französisch und Spanisch übertragen werden könnte.

Wien. Karl v. Ettmayer.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXV. *Dezember 1927.* *Heft 8*

FRANZÖSISCH *BÉLIER*.

Diez hatte frz. *bélier* zu holl. *bel* „Glöckchen“ gestellt und zur begrifflichen Bestätigung auf holl. *belhamel*, engl. *bellwether*, frz. *clocheman* und *mouton à la sonnette*, mlat. *squillatus* hingewiesen. Der Einwand, den ich dagegen erhoben habe, daß zwar ein Hammel, aber nicht wohl ein Widder an der Spitze einer Herde auch weiblicher Tiere gedacht werden könne, *bel* also in einer an sich möglichen, allerdings im Frz. nicht nachweisbaren Bedeutung „Hoden“ zu fassen sei (ZRPH. 29, 407), ist nach den Mitteilungen von Wartburgs (FEW. 318), mit denen sich mündliche Tiktins decken, nicht stichhaltig, da nämlich die Trennung der Geschlechter auf die Brunstzeit beschränkt ist.

Trotzdem ist neuerdings diese Erklärung abgelehnt und durch eine andere ersetzt worden. Sainéan nämlich konstruiert ein Thema *bel*, das „blöken“ bedeutet und von dem *belin*, *bélier*, *belard* abgeleitet seien (Sources indigènes de l'étymologie française 2, 35) und Riegler stimmt ihm zu (NSp. Bd. 34, S. 403). Nach seiner Art sucht er nicht zu zeigen, was für, was gegen die ältere Erklärung spricht, sagt nur S. 294, daß im Dict. gén. *bélier* unter den Wörtern germanischer Herkunft aufgeführt werde, überläßt es also offenbar dem Leser, sich zu entscheiden, oder ist von der Werbekraft seiner Deutung so überzeugt, daß er es gar nicht für nötig hält, ihre Überlegenheit nachzuweisen.

Worauf stützt sich nun dieses *bel?* „*bel* bêlement, sens encore vivant dans le midi“. Es ist nun richtig, daß Mistral ein solches *bel* verzeichnet, das natürlich nicht ein neugeschaffener Naturlaut, sondern ein Postverbale zu *belar* aus lat. *belare* ist, aber gerade der Süden kennt *bélier*, umgekehrt der Norden *bel* nicht, kann es gar nicht, denn das Verbum lautet im Norden

von Anfang an *beeler*, woraus heutiges *bêler*, das seinerseits ja nicht *belare* unmittelbar fortsetzen kann. Der einzige alte Beleg Godefroys für zweisilbiges *beler* steht im Miserere des Renclus von Moiliens 121, 11, aber v. Hamel verzeichnet auch *nes*, *nis*, neben *nëis*, *nient* neben *nïent*, *lau* für *la ou* (s. XCVII der Einleitung), so daß also *beler* sehr wohl aus *beeler* zusammengezogen sein kann.[1]) Die heutigen Mundarten weisen auch auf *beele* hin, die östlichen, in denen *e* zu *a* wird, haben *baler*, *boler* vgl. v. Wartburg S. 317 und *bolá* Damprichard, bälä Bournois usw. Nur Lalanne gibt *bler* „crier en pleurant" als poitev, doch besagt das um so weniger, als gerade der Südwesten derartig mit südfranzösischen Relikten durchsät ist, daß dieses *beler* sehr wohl ein prov. *belar* sein kann. Nicht unwichtig ist ein der Bildung nach dem südfrz. *bel* entsprechendes *bäl* in Bournois, weil es zeigt, daß auf dem *beele*-Gebiet das postverbale *beel* lauten würde, also im Vokal von *bélier*, *belin* abweicht. Diese Verschiedenheit im Vokal ist es offenbar gewesen, was Diez veranlaßt hat, eine dem Laien so selbstverständliche Verknüpfung wie die von *bêler* und *bélier* nicht vorzunehmen[2]).

[1]) Vgl. noch Tobler-Lommatzsch, wo in metrischen Texten noch ein paar Beispiele für *beler*, aber immer nur in endungsbetonten Formen, die frühzeitig Kontraktion zeigen.

[2]) Nicht ein „furor teutonicus", von dem Spitzer aus Anlaß der von Diez gegebenen und von Giese wiederholten Herleitung von span. *azcona* aus germ. *ask-* „Esche" spricht (RIEB. 17, 94). Ich weiß überhaupt nicht, auf wen sich das beziehen soll. Diez, nach dem, wie er uns in seinen Werken entgegentritt und nach den Schilderungen, die wir Älteren von Tobler und G. Paris haben, und furor sind zwei unvereinbare Begriffe; Tobler zeigt unter seinen Etymologien nur wenig germanische, auch bei Schuchardt ist der Prozentsatz ein sehr geringer, G. Paris und A. Thomas kann man auch nicht der Germanophilie in dieser Hinsicht zeihen, Salvioni hat seit vielen Jahren den Grundsatz befolgt, italienisch aus italienisch oder also lateinisch zu erklären, ich habe gerade die germanische Etymologie von *azcona* abgelehnt (ZFSpr. 33², 49) und mich (Prager Deutsche Studien 8, 71) über diese Frage grundsätzlich ausgesprochen, kurz, dies Urteil in Bausch und Bogen erweist sich, wie so oft derartige Urteile, als ein Kampf gegen etwas nicht Bestehendes, es sei denn, man wolle Brüch als den Vertreter der ganzen etymologischen Arbeit auf romanischem Gebiet bezeichnen. Daß man sich an dem „ardor romanicus", durch den Spitzer den „furor teutonicus" er-

Auch vom Standpunkte der Bedeutung aus läßt sich sagen, daß der Widder von den Schafen und Hammeln sich nicht durch ein besonderes Blöken auszeichnet, es ihn also nicht besonders charakterisieren würde, wenn man ihn „Blöker“ benannt hätte.

Ein Wort noch zu dem Suffix. Gamillscheg meint, *belin* sei ursprünglich adjektivisch und bedeute „von der Natur des Schafes“ vgl. afrz. *asnin chienen* u. ähnl. (Bibl. Arch. Rom. 2, 2, 56, Anm.). Aber dann würde es heißen „von der Art der Schelle“, oder aber es müßte ein *bel* „Schaf“ geben, was es aber eben nicht gibt. Ich denke mir das Verhältnis etwas anders. Vergleicht man *bélier*, so ist, wie Gamillscheg schon hervorhebt, dieses erst später belegt, und für jüngeren Ursprung spricht auch das heutige Verhältnis der beiden Formen. Neben pikard. *rā* tritt am linken Seineufer *belin* und *bélier*, aber schon in Calvados ist ersteres das alleinherrschende bis nach Mayenne und weiter nach dem Süden zu. Im Norden von Manche besteht noch *rā*, in äußersten Westen *hur* und *lürō*. Zwischen dem kompakten *blĩ* und dem *hur*-Gebiet steht neben vereinzeltem *blĩ* auch *bélier* und *mouton*. Man wird kaum mit der Annahme fehlgehen, daß hier auf die genaue Trennung der verschiedenen Arten nicht viel Gewicht gelegt wird, daher das indifferente *mouton* oder das schriftsprachliche *bélier* altes *blĩ* oder *hur* verdrängt hat. Auffälliger ist, daß *rā* zwei verschiedene Zentren hat, das große nördliche der Pikardie und ein kleines in der Halbinsel Cotentin, der sich z. T. die normannischen Inseln anschließen. An nordischen Ursprung dieses letzteren ist nicht zu denken, da die nordischen Sprachen das Wort nicht kennen. Daher ist wohl anzunehmen, daß ein altes, den ganzen Norden beherrschendes *rā*-Gebiet durch ein *belin* gesprengt worden ist, das seinen Ursprung irgendwo im Zentrum haben mußte oder wenigstens bei expansionskräftigen Kreisen des Zentrums üblich war. Auch der Osten kennt *blĩ*, namentlich Doubs und der Schweizer Jura, doch scheint *bélier* hier stärker vorgedrungen zu sein. Bemerkenswert ist etwa noch, daß in 366 Orne *blĩ*, auf der Karte *bouc* erscheint, auf der Karte *bélier* dagegen *bel*, doch ist das wohl ebenso sekundär, wie *belin* „Lamm“, das Gamillscheg aus dem Dep. Jura anführt.

---

setzen will, auch die Finger verbrennen kann, wird sich gelegentlich zeigen lassen.



Ich lege mir nun die Sache folgendermaßen zurecht: Das *-in* ist nicht das rein adjektivische, sondern das kosend-diminutive, das im Französischen in *Colin, poverin* (vgl. mit demselben Gefühlswert ital. *poveretto, poverino*), *orphelin* erscheint und das also neben dem indifferenten *rā*, den *belin* als das Tier bezeichnet, zu dem ein gewisses inneres Verhältnis besteht. Es ist gewiß kein Zufall, daß *belin* gerade in der Fabel erscheint, auch nicht, daß auf einem Gebiete, wo für *aries* ein germanisches Wort eintritt, auch das Kosewort einen germanischen Stamm zeigt. Neben *belin* trat dann später wieder eine Form, deren Endung indifferent, nicht gefühlsmäßig bedingt war, also *-ier*: *bélier*. Ist dem so, dann ist der Ausgangspunkt für *belin* und später für *bélier* in den hauptstädtischen Kreisen zu suchen.

Was *belin, bélier* vorangegangen ist, wissen wir nicht. Jud schreibt: Dal lato geografico mi pare quasi impossibile di separare (von *berr* „Widder") il franc. *belin*, che deve essere una deformazione secondaria di *ber(in)* sotto l'influenza di *bêler* o con meno verosimiglianza di *bella* „campana" (BDROM 3, 13). Auch dagegen ist einzuwenden, daß diese Anlehnung gerade auf dem Gebiete, auf dem frühzeitig *beclarc* eingetreten ist, schwer verständlich bleibt. Obwohl auch v. Wartburg dieses *berr* als Vorgänger von *belin* betrachtet (FEW. 318), halte ich das doch gerade vom geographischen Standpunkte aus nicht für wahrscheinlich. Bei der *berr*-Masse geht es mir nämlich wie bei anderen Massen: wenn man sich nicht mit einfachen Anklängen begnügt, wenn man die Bildungen auch nach ihrer morphologischen Seite hin und wenn man sie in ihrer jedesmaligen Umgebung prüft, so scheiden sich verschiedene Typen auseinander, die nicht miteinander verwandt sind. Darüber bei anderer Gelegenheit. Da die nordfranzösische Ebene eben doch von den Römern besiedelt und sprachlich erobert wurde, so ist zunächst anzunehmen, daß sie auch ihr *aries* mitgebracht haben, das ja in der Tat in einem Teil von Südfrankreich noch heute lebt. Wie will man nun beweisen, daß nicht mit den römischen Kolonisten *aries*, sondern von den Westalpen her *berr* in das nördliche Frankreich gelangt sei? Ich glaube, es ist richtiger, darüber keine Vermutung zu äußern, die wenigstens mit unseren heutigen Kenntnissen nur eine Behauptung bleibt. Was Jud meint, wenn er sagt, in dem *-ier* stecke vielleicht ein Rest des in seiner Bedeutung nicht ganz klaren *leare* des Polyptychon Irmionis (Rom. 40, 400), verstehe ich nicht, glaube

aber, das die historischen Verhältnisse von *belin* und *bélier* einem Zurückgreifen auf dieses Wort nicht günstig sind, und daß man davon um so eher Abstand nehmen kann, als sich eine einfache Erklärung aus vorhandenen und bekannten Mitteln geben läßt.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

LE THÉÂTRE FRANÇAIS CONTEMPORAIN.

Permettez-moi d'abord de définir le sujet de cette conférence: qu'est-ce que le théâtre contemporain? On pourrait dire, assurément: ce sont les œuvres que l'on joue aujourd'hui, ce sont les auteurs vivants. Oui, mais parmi ces auteurs vivants, n'y en a-t-il pas qui sont d'hier, plutôt que d'aujourd'hui? Les uns sont d'hier à cause de leur âge, les autres parce que leur œuvre est déja passée. Faut-il nommer, par exemple, Courteline et Tristan Bernard, Lavedan et Robert de Flers, Porto-Riche et Maurice Donnay, Paul Claudel, François de Curel, Henry Bernstein? Ce sont là des auteurs fort honorables, quelques-uns même tout à fait remarquables. Courteline est peut être notre premier auteur comique depuis Molière. Tristan Bernard n'est pas seulement l'auteur de charmants vaudevilles, il a écrit quelques comédies d'une observation fine et juste. Paul Claudel est contesté: les uns voient en lui un très grand poète, d'autres le jugent diffus, ennuyeux, dramaturge médiocre. Sa forme obscure et son catholicisme moyen-âgeux éloignent de lui une partie du public: et non pas seulement la foule. Mais il sort des sentiers battus, et des œuvres comme *L'annonce faite a Marie* contiennent des scènes d'une indéniable grandeur.

François de Curel, qui est âgé de 72 ans, passe aux yeux de certains pour notre premier auteur dramatique. Cette opinion est peut-être excessive, mais Curel ne mérite pas, à coup sûr, l'indifférence du public. Il n'a connu le succès qu'après la guerre, avec des pièces comme *L'âme en folie*, que l'on a pu juger scabreuses (bien à tort, d'ailleurs), ou *Terre inhumaine*, qui met en scène un conflit mélodramatique: les amours, pendant la guerre, d'un couple franco-allemand. Son théâtre, qu'on a appelé théâtre d'idées, est sérieux, et même austère. On peut reprocher à ses idées d'être parfois banales et parfois contestables. Il ne dédaigne pas les effets d'éloquence. Cependant

ses pièces sont fortement construites, et il lui arrive d'aborder certains problèmes psychologiques aves une acuité toute nietzschéenne. Dans une de ses œuvres les plus curieuses, et les moins connues, *L'envers d'une sainte*, il éclaire avec une cruelle ironie les chemins qui mènent du crime à la sainteté, et inversement. C'est là, si je ne me trompe, de l'«immoralisme» le plus pur. Mais le public, — et même la critique, en France, n'aime pas la philosophie. Surtout, on n'aime pas le ton de M. de Curel. Il me semble que son erreur est d'avoir oublié que son esprit, qui est un esprit critique, exigeait le ton de la comédie. Il s'évertue à dénoncer la comédie de la civilisation, la comédie de l'amour, la comédie du génie: et la plupart de ses pièces sont des drames. Avec ses dons de psychologue, de critique, de constructeur dramatique, il ne lui a peut-être manqué, pour être un grand dramaturge, que la verve satirique d'un Bernard Shaw.

Tous ces auteurs que je viens d'énumérer sont connus en Allemagne. Leurs pièces y ont été souvent jouées, sauf, je crois, celles de Curel, et c'est pourquoi je vous en ai dit quelques mots. Je m'abstiendrai donc, dans cette causerie sur le théâtre moderne, d'insister sur les autres.

D'abord, y a-t-il, en France, un théâtre moderne? J'entends un théâtre d'un caractère, d'une tendance déterminée, répondant aux mœurs, à la vie sociale, aux idées de notre époque, qui diffèrent fortement de celles qui l'ont précédée? En Allemagne on croit généralement que ce théâtre n'existe pas. On joue, sur les scènes de Berlin, d'agréables comédies dites de «boulevard», habilement composées suivant une recette connue, et qui représentent invariablement une femme qui trompe son mari, ou un mari qui trompe sa femme, ou les deux à la fois. Depuis quelque temps, on a introduit dans ce motif par trop classique quelques petites variantes: la femme, par exemple, au lieu de tromper réellement son mari, se contente de faire semblant. Elle côtoie l'abîme, elle flirte, pour ainsi dire, avec l'adultère. Tout se passe comme si il y avait quelque chose, et finalement il n'y a rien. Procédé à double détente, qui satisfait à la fois, chez le spectateur, le goût du vice et l'instinct de la vertu.

Ces œuvres plaisantes font accourir la foule, non seulement dans les théâtres de Berlin, mais dans ceux de Londres, de New-York, de Rome et de Bucarest. A Paris, elles font les délices des Anglais de passage (qui, d'ailleurs, n'y comprenent rien, et apprécient surtout les toilettes ou le déshabillé des

actrices). Ces pièces de Verneuil ou de Gandéra, de Mouézy-Eon ou d'Yves Mirande tiennent une telle place en France et à l'étranger, elles sont si nombreuses, elles remplissent tant de salles grandes ou petites, elles font gagner tant d'argent aux directeurs, aux acteurs et aux auteurs, qu'elles constituent aux yeux de bien des gens tout le théâtre français. Aussi le théâtre est-il passablement décrié dans le jugement de l'élite. Il est, dit-on, entre les mains des amuseurs, des bateleurs, des charlatans, des entrepreneurs de spectacles. C'est un divertissement à l'usage des étrangers de passage et des nouveaux riches. Le music-hall, le cinéma le concurrencent avec succès et lui sont du reste supérieurs.

C'est surtout dans le monde littéraire que s'affiche ce mépris. Le théâtre, clament les romanciers, les poètes et les amateurs de beau style, n'a plus rien de commun avec la littérature. C'est un art inférieur, indigne d'un véritable écrivain. Et de fait, nous voyons que la plupart de nos jeunes talents se consacrent à d'autres genres: l'essai, la critique, la biographie, avant tout le roman.

Je me propose de vous montrer que ces critiques sont excessives, ce dédain injustifié. Certes nous n'avons pas en France, à l'heure actuelle, un Shakaspeare ou un Molière, pas même un Ibsen, un Strindberg ou un Shaw. Mais nous assistons, depuis quelques années, à des tentatives fort intéressantes pour édifier un théâtre nouveau. Il est vrai que les efforts en vue de rénover le théâtre ne viennent pas tant des littérateurs que de certains directeurs, acteurs et metteurs en scène, et que ces derniers ont souvent fait front contre la littérature: avec raison, selon moi. Le théâtre n'est pas en dehors de la littérature: certes non: mais il est autre chose. Il n'est pas fait pour être lu, mais pour être joué. Ce n'est peut-être pas un hasard, si les deux plus grands dramaturges des temps modernes, Shakespeare et Molière, furent des comédiens. Ce n'en est pas un non plus, si des hommes de théâtre, n'étant pas capables d'imiter ces devanciers illustres, mais comprenant, du moins, les nécessités de la scène, ont pris l'initiative d'un mouvement destiné à ramener le théâtre à ses véritables conditions d'existence. C'est de ces hommes que je vais vous parler, non pas exclusivement, mais en première ligne. J'en ferai le centre de mon exposé, car ce sont eux qui commandent les auteurs. Ce serait trop dire qu'ils les inspirent, mais ils les attirent, ils les groupent,

ils les guident. Si l'histoire de la littérature les omet, ils jouent dans celle du théâtre un rôle de premier plan; et si, dans quelques années, ou quelques dizaines d'années, le théâtre français tient les promesses d'aujourd'hui, ils auront une grande part dans cette réussite.

Avant de vous nommer ces animateurs de notre théâtre moderne, je dois une mention à leur aîné: Antoine. Antoine, le fondateur du Théâtre-Libre, Antoine, dont un théâtre du boulevard de Strasbourg a gardé le nom, est aujourd'hui à la retraite: une pauvre retraite. Il doit, pour gagner sa vie, écrire des articles de critique dans *L'information*. Sa carrière. comme le disait dernièrement un excellent critique, Lucien Dubech, est un «fait historique»: non seulement pour les Français, mais pour le théâtre européen tout entier. Reinhardt et les Russes, Stanislawsky, Tairoff, lui doivent tous quelque chose. Il libéra la scène de ses servitudes. Il voulut y rétablir le naturel et le vrai. Il s'attaqua à l'artifice, à la convention, à l'emphase. Il rénova l'interprétation des classiques, notamment de Molière, en soulignant ce qu'il y avait chez lui de comique spontané, même de farce et de bouffonnerie. Des spectateurs, accoutumés au jeu traditionnel et parfois guindé de nos théâtres nationaux, s'aperçurent, en assistant à ses représentations du *Malade imaginaire*, qu'ils n'avaient jamais compris cette comédie. Antoine, malheureusement, commit une erreur et fut desservi par la chance.

Son erreur, ce fut, étant l'apôtre du naturalisme, de s'attacher étroitement à cette doctrine, qui était déja, par elle-même, assez étroite. Je n'entreprendrai pas ici une critique du naturalisme. On sait qu'il confondit volontiers la vérité avec une exactitude minutieuse, quasi photographique. Les œuvres qu'il inspira furent grises, tristes, souvent ennuyeuses. Elles s'attardent à la peinture des misères et des laideurs de la vie. Elles manquent de perspective. Si seulement la scène française, à l'époque naturaliste, avait eu un auteur du format de votre Gerhart Hauptmann! Mais elle ne produisit, à ce moment, que des auteurs de second et de troisième ordre. Le père, et le maître incontesté du naturalisme, en France, fut un romancier: Zola.

Avant de parler des deux hommes autour desquels s'est groupé, en ces dernières années, notre jeune théâtre, je dois un souvenir à deux autres, qui jouent depuis vingt ans un rôle considérable, et dont l'activité dure toujours; Lugné-Poé et Gémier.

Lugné-Poé est fort connu à l'étranger. Il parcourt depuis longtemps, avec sa troupe, l'Europe et l'Amérique. Pour nous, Français, il est l'homme du théâtre étranger, et surtout du théâtre scandinave. Pour comprendre toute son importance, il faut se dire que, sans lui, des auteurs comme Ibsen et Strindberg, qui, dans la période récemment écoulée, dominèrent véritablement la scène mondiale, seraient à peu près ignorés en France. Son petit théâtre de l'Œuvre, qui n'a qu'un public restreint, mais intelligent et fidèle, a donné et donne encore d'admirables représentations des deux grands Scandinaves. Lugné-Poé lui-même est un des rares acteurs français — peut-être le seul — qui ait su interpréter certains rôles d'Ibsen, très éloignés de notre mentalité française. C'est un artiste remarquable, d'une intelligence, d'une pénétration exceptionnelles, à qui il manque peut-être, certains dons extérieurs, certains »trucs« de métier, mais qui joue en profondeur, qui sait rendre les nuances les plus délicates de caractères complexes. Il faut ajouter que, depuis la guerre, son théâtre est un de ceux qui ont contribué à révéler de jeunes auteurs de talent, comme Crommelynck et Sarment.

J'arrive à Gémier. Tous ceux qui ont travaillé avec lui sont d'accord pour dire qu'il est l'homme de théâtre né, l'homme de théâtre par excellence: non seulement grand acteur, mais grand chef, fait pour commander, pour diriger, pour animer. Sur le plateau, il fait l'effet d'un général sur un champ de bataille, conseillant les artistes, les reprenant, facilement emporté, et toujours sympathique. Car Gémier fut en France un des premiers à reconnaître l'importance de la mise en scène: non seulement de la mise en scène extérieure, de l'emploi des décors et de la lumière, mais de ce qu'on appelle, en Allemagne, la «régie», c'est-à-dire l'art de grouper les acteurs, de coordonner leurs attitudes, de donner à la représentation un certain mouvement, un certain ton.

Dans ce domaine, Antoine, comme je vous le disais à l'instant, avait été un précurseur. En France, malheureusement, ses tentatives demeurèrent isolées. Ce fut à l'étranger, en Allemagne, en Russie, que l'art de la mise en scène fit après lui ses plus grands progrès. Gémier, esprit actif, curieux, ouvert à toutes les nouveautés, suivit de près ces efforts, notamment ceux de Reinhardt. Il introduisit en France certaines innovations, qui sont généralisées chez vous, mais sont encore loin de l'être sur les scènes parisiennes: la suppression de la rampe, l'emploi des

projecteurs et des différents jeux de lumière, celui des décors stylisés, notamment des escaliers, favorables aux mouvements des groupes. Gémier excella dans le maniement des foules, et porta sur la scène des pièces anciennes ou modernes, de Shakespeare ou de Lenormand, où le rôle de ces foules était considérable.

En somme, le bilan de l'œuvre de Gémier se résumerait en ceci: c'est d'avoir, sans idée préconçue, sans se rattacher à aucune doctrine littéraire ou esthétique, rajeuni, élargi le cadre du théâtre moderne. Il retourne aux traditions anciennes, celle du théâtre antique, celle du théâtre de la foire, ou se sert des inventions les plus modernes de la technique. Il fait jouer Molière par des artistes de café-concert, pour obtenir un comique plus truculent, plus spontané; ou fait accommoder *La mégère apprivoisée* par le célèbre humoriste La Fouchardière. Il organise des spectacles pour le peuple, et même des fêtes populaires.

Gémier professe — c'est là une de ses idées favorites — que le théâtre s'adresse à la foule, et non pas à l'élite. Dans ses entretiens, qui ont été publiés, il déclare:

«Ce n'est pas aux oisifs qu'il faut tâcher de plaire: car ils n'aiment d'ordinaire qu'un art fade et mensonger. C'est le peuple qu'il importe de divertir et d'émouvoir.»

«On constate, dit-il, un complet désaccord entre la société moderne et les tendances du théâtre.»

«Tandis qu'à notre époque les individus participent de plus en plus à la vie générale, tandis que l'horizon des démocraties dépasse les frontières des Etats, le théâtre, au lieu de devenir mondial, devient étroitement mondain; il se contracte; il se recroqueville comme une peau de chagrin, il tend au néant.»

«Et peut-être, en effet, disparaîtra-t-il bientôt, pour faire place à un nouveau théâtre plus en harmonie avec la société de demain.»

Je passe à un chapitre de l'histoire de notre théâtre qui est un des plus intéressants, et des moins connus en Allemagne: le théâtre du Vieux-Colombier, où Jacques Copeau a fleuri, en effet, entre 1919 et 1924, époque où les Allemands ne venaient guère à Paris.

En 1909 Copeau avait été, avec André Gide, un des fondateurs de la Nouvelle Revue Française. Retenons ce détail, qui nous aidera à comprendre son œuvre. Il exerça, dans plusieurs revues, les fonctions de critique dramatique. En 1913, il fonde

avec une troupe à lui, composée d'acteurs jeunes, la plupart inconnus, et qu'il avait formés lui-même, le Théâtre du Vieux-Colombier. Situé sur la rive gauche, c'est-à-dire loin des boulevards, c'était une petit salle, contenant dans les 500 places, peu confortable. Copeau, contrairement à Gémier, veut s'adresser à une élite; et comme cette élite de gens cultivés n'est pas très riche, les places doivent être d'un prix abordable. Tout le système de Copeau est d'ailleurs dominé par le principe d'économie, qui était d'accord avec ses principes artistiques. Il est l'ennemi de tout luxe décoratif, je dirais presque de tout décor. Ayant étudié de près en Allemagne, en Angleterre, en Russie, l'art nouveau de la mise en scène, il le rejette.

«Les idées des maîtres modernes, dit-il (il cite, entre autres, Meyerhold, Stanislavsky et Dantchenko, Max Reinhardt, Littmann, Fuchs et Erler) ne sont pas toujours sans nous choquer par quelque lourdeur pédantesque . . . Tenir pour telle ou telle formule décorative, c'est toujours s'intéresser au théâtre par l'à-côté . . . Bonne ou mauvaise, rudimentaire ou perfectionnée, artificielle ou réaliste, nous entendons nier l'importance de toute machinerie.»

Et Copeau conclut: «Que les autres prestiges s'évanouissent, et, pour l'œuvre nouvelle, qu'on nous laisse un tréteau nu!»

Un tréteau nu! Est-il possible de contredire plus brutalement à tous les principes, à toutes les tendances de la mise en scène moderne? Cependant, avec ses principes révolutionnaires et ses moyens réduits, Copeau, on ne peut le nier, a réussi à réaliser de purs chefs-d'œuvre. Ses représentations, cinq années durant, ont fait courir l'élite parisienne. Elles ont fait grand bruit à l'étranger. Par trois fois, Copeau fut appelé avec sa troupe à New-York. Il donna des saisons complètes au Garrick-Theater; et un groupement américain de jeunes, le Ghilde-Theater, a subi directement son influence.

D'où vient cette réputation? Ce mérite incontestable et incontesté? Copeau ne jouait pas tout à fait, comme il vient de le dire, sur un tréteau nu: mais peu s'en faut. Son décor était réduit au strict minimum. Il avait fait murer sur la scène un plateau en ciment armé, sur lequel s'élevait le plus souvent une charpente, une sorte de galerie qui pouvait signifier n'importe quoi, et s'appliquait à toutes les mises en scène: un prétexte plutôt qu'un véritable décor, simplement destiné à favoriser les allées et venues des acteurs.

Cette suppression de l'artifice du décor devait, selon Copeau, agir sur les artistes à la façon d'une discipline, «en les forçant à concentrer toute vérité dans les sentiments et les actions de leurs personnages». C'est un fait, que ce but fut atteint. Les représentations de Copeau furent des merveilles d'art et de goût, par l'interprétation juste et nuancée des textes, par la coordination parfaite du jeu des acteurs. Copeau fut un régisseur incomparable, un artiste complet. Il sut imposer à sa troupe la discipline la plus sévère, et, à cette époque où l'on déplore partout la disparition des ensembles, il en fit le premier ensemble de Paris. Tous ceux qui ont assisté à ses spectacles en ont rapporté des jouissances artistiques d'un raffinement et d'une pureté sans égale.

Maintenant, quels étaient les spectacles du Vieux-Colombier? Le plus grand succès du théâtre fut *La nuit des rois* de Shakespeare, qui fut joué avec un mouvement, une verve comique étourdissante. Copeau donna aussi *Le conte d'hiver*, il ressuscita une farce, œuvre de jeunesse de Molière, *La jalousie du Barbouillé*, et jusqu'à une jolie piécette de *La Fontaine*. Il produisit un acte de Mérimée, *Le carrosse du Saint-Sacrement*.

Son choix d'œuvres modernes fut plus varié, mais, il faut bien le dire, moins heureux. Une seule fut un véritable succès: *Le paquebot Tenacity*, de Charles Vildrac. Parmi les autres, je citerai: *Saul*, d'André Gide; *La folle journée* et *Dardamelle*, d'*E*mile Mazaud; *La mort de Sparte*, de Jean Schlumberger: *Les plaisirs du hasard*, de René Benjamin; *Cromedeyre-le-vieil*, de Jules Romains; *Le testament du père Leleu*, de Roger Martin-du Gard; *Le pauvre sous l'escalier*; de Ghéon; *La maison natale*, de Jaques Copeau.

A quoi tient l'insuccès relatif de la plupart de ces pièces? Aucune n'est indifférente: toutes sont d'une haute qualité littéraire, et quelques unes d'une réelle valeur dramatique. Deux, au moins, des auteurs ci-desuss ne sont pas inconnus ici, et si j'en appelle à vos souvenirs récents, ils vous diront que leurs œuvres sont loin d'être négligeables: je veux parler d'Emile Mazaud, dont la Komödie de Reinhardt, représenta, il y a deux ans, le *Dardamelle*, et de Jules Romains, l'auteur de *Knock* et du *Dictateur*.

De tous les auteurs du Vieux-Colombier, Romains est celui qui a fait la plus brillante carrière. Après la disparition de ce théâtre, un de ses meilleurs acteurs, Jouvet, se transporta à la

Comédie des Champs Elysées, où il joua coup sur coup six de ses pièces. Dernièrement le Théâtre des Arts a donné son *Maufranc.*

Le cas Jules Romains mériterait à lui seul une discussion. Romains jouit en ce moment d'une réputation européenne, due à une rare intelligence et à de brillants dons littéraires. Sans vouloir contester la qualité de certaines de ses pièces, beaucoup se demandent s'il est vraiment homme de théâtre. Si l'on pense qu'il l'est, malgré tout, beaucoup plus que les autres auteurs du Vieux-Colombier, on comprendra ce qui fit la faiblesse de cette scène fameuse.

Copeau, je vous l'ai dit tout à l'heure, fut un des fondateurs de la Nouvelle Revue Française. Or tout le groupe des fournisseurs de son théâtre se recrute parmi les collaborateurs de cette célèbre revue. En tête figure Gide: sa pièce, *Saul*, tirée de la Bible, est loin d'être mauvaise. Ensuite vient Schlumberger, avec *La mort de Sparte*, une pièce historique, du genre sévère, et même austère. On a dit que c'était du jansénisme, multiplié par le laconisme. Nous avons encore Ghéon, auteur très catholique qui écrit des pièces très pieuses; Duhamel et Vildrac, deux humanitaires, dont les œuvres débordent de fraternité et de componction. Tout cela forme un ensemble d'un caractère ... un peu sombre, et ce n'est pas tout à fait sans raison que le cruel Béraud finit par reprocher à Copeau de vouloir instituer un «monastère dramatique». La rive droite, assez méchamment, avait surnommé le VieuxColombier les «Folies-Calvin».

Le groupe de la Nouvelle Revue Française, par la diversité et la valeur des talents qui le composent, est un de ceux qui font le plus d'honneur à la France littéraire d'aujourd'hui. Mais il faut reconnaître que le caractère de ces auteurs, plutôt portés vers l'analyse psychologique et morale, ne les prédestinait pas au théâtre. La N. R. F. pouvait difficilement être le point de départ d'une nouvelle école théâtrale. Ce fut, pour Copeau, une fatalité, d'avoir à s'appuyer sur elle.

Mais qui sait s'il n'a pas joué ces pièces... parce qu'il n'en trouvait pas d'autres?

La disparition du Vieux-Colombier fut une surprise, et presque un mystère. En 1924, on apprit tout à coup que Copeau fermait son théâtre. Sa dernière saison n'avait pas été des plus brillantes. Mais personne ne pouvait croire qu'il lui serait difficile de

trouver un Mécène, s'il en avait besoin pour continuer son entreprise. On a supposé qu'il voulait se reposer, se recueillir pour recommencer, plus tard. Or, dans une interview publiée dernièrement par les *Nouvelles litteraires*, il affirme qu'il n'y songe pas. Depuis deux ans, il s'est installé avec une troupe de jeunes acteurs dans un village de Bourgogne. Il parcourt toute la contrée, offrant aux paysans, aux bourgeois des petites villes des représentations de Molière. Voilà-t-il pas un drôle d'homme? Un homme d'un autre temps. Dans une époque comme la nôtre, où les théâtreux, auteurs ou acteurs, sont dévorés par la soif de lucre et de réclame, il y a encore un homme qui a fait voeu de pauvreté: un homme qui aime assez son art pour s'y consacrer tout entier, sans s'occuper d'avantages matériels ou de vanités mondaines. On lui a reproché son austérité, son intransigeance, d'aucuns disent même sa sécheresse. C'est le revers de la médaille: car Copeau est un homme de foi et de volonté: un fanatique. Tout de même une grande figure, comme on n'en rencontre pas beaucoup dans l'histoire du théâtre, ni en France ni ailleurs.

En abandonnant le Vieux Colombier, Copeau aurait voulu que Jouvet fût son successeur. Jouvet, je vous l'ai dit, s'est installé à la Comédie des Champs-Elysées, où il a brillamment réussi. Mais Copeau le renie. Il prétend qu'il a dévié de la ligne, qu'il a lâché la tradition du Vieux-Colombier. Il ne reconnaît que Dullin.

Dullin, qui avait été un de ses collaborateurs les plus précieux (non pas seulement comme acteur, mais comme metteur en scène) dirige à présent le théâtre de l'Atelier, à Montmartre, un de nos principaux théâtres d'avant-garde. C'est lui qui a lancé en France Pirandello. Il a joué de jeunes auteurs de talent, comme Bernard Zimmer. Dullin est encore très jeune, un bel avenir s'ouvre devant lui. Nous en reparlerons, si vous voulez bien, dans quelques années.

Je vais maintenant vous présenter Gaston Baty et son groupe, qui représentent ce qu'il y a de plus «moderne» dans le théâtre français.

Dernièrement des Berlinois et des Berlinoises, revenant de Paris où ils avaient assisté à des spectacles de Baty, me déclaraient, en termes hyperboliques, leur admiration. — C'est un nouveau Reinhardt, disait l'un. Supérieur à Reinhardt,

renchérissait un autre. Et les pièces qu'il joue! Voilà, enfin du théâtre moderne!

Qui est Baty? Un homme cultivé, qui a fait des études universitaires, qui a passé, jadis, deux ans en Allemagne, pour y étudier le théâtre. En 1920, il débute à la Comédie Montaigne comme metteur en scène de Gémier. Il crée le *Simoun*, de Lenormand, le *héros et le soldat*, de Shaw, *L'annonce faite à Marie*, de Claudel, *Les amants puérils*, de Crommelynck. Sa réputation est tout de suite établie. Il passe pour le metteur en scène le plus neuf, le plus original de Paris. Il fonde avec un groupe de jeunes auteurs une société théâtrale, la Chimère, qui fait construire une baraque à St. Germain-es-Prés. Je dis bien une baraque, c'est-à-dire un édifice en bois, à la façade joliment peinturlurée. La Chimère, hélas! ne dure qu'une saison. Elle joue *Le voyageur*, de Denys Amiel, *Martine*, *Intimité*, de Jean Jacques Bernard, *Le cyclone*, de Simon Gantillon. Peu de temps après, Baty s'installe au Studio des Champs-Elysées, où il est encore aujourd'hui. C'est une salle toute petite, dans un coin du grand Théâtre des Champs-Elysées. Il s'y livre, depuis près de trois ans, à des expériences dramatiques qui ont un certain retentissement.

Baty ne se contente pas d'être directeur-metteur en scène (il n'est pas acteur). Il prétend être le théoricien d'un théâtre nouveau. Il a publié voici quelques mois, un ouvrage intitulé *Le masque et l'encensoir*, *introduction à l'esthétique du théâtre*, qui a suscité de vives discussions. La thèse en est plutôt révolutionnaire, — du moins pour les Français. Elle tend en effet à condamner tout notre théâtre classique, depuis Corneille et Racine jusqu'à Henri Bataille. Quand je dis condamner, il ne s'agit pas de contester la valeur des œuvres littéraires produites par ce théâtre, mais la formule suivant laquelle elles sont composées. Baty affirme que notre théâtre, depuis le 17ième siècle, s'est engagé dans une fausse direction, et qu'il aboutit à une impasse.

Chacun sait que le théâtre antique était d'origine liturgique: issu du culte de Dionysos. De même le théâtre du Moyen-Age, les mistères, qui ne sont qu'un développement des cérémonies de la messe. L'un et l'autre ont ceci de commun, qu'ils sont des spectacles complets, où la danse, la musique, le décor s'ajoutent au dialogue et à la mimique des acteurs. Pour ce qui est du comique, le théâtre français remonte à des origines populaires:

les parades de la foire, comme en Italie la Commedia dell'Arte, théâtre d'improvisateurs.

A partir de la Renaissance, les humanistes changent tout cela. Ils décrètent que l'art populaire est vulgaire et bas, que le culte ne doit pas être mêlé au théâtre. Ils créent une tragédie moderne, soi-disant imitée de l'antiquité: ses véritables modèles ne sont pas les grands tragiques grecs, Eschyle, Sophocle, mais les auteurs de la décadence, comme Sénèque, qui substituent au grand jeu complet du drame antique un art déclamatoire et oratoire.

Le théâtre français, à la différence de Shakespeare, de Calderon, qui sont restés dans la grande tradition du théâtre, devient donc purement verbal: le mot y domine. Il devient un genre exclusivement littéraire. Et ses moyens circonscrivent, restreignent son objet: il se borne à l'analyse des sentiments humains, et même des sentiments individuels.

La sensibilité moderne, affirme Baty, ne saurait se contenter d'un théâtre aussi étroitement limité. Le domaine du théâtre, ce ne sont pas seulement les sentiments clairs, c'est l'obscurité où ils naissent et se développent: l'inconscient. Ce n'est pas seulement l'individu, mais les groupements: le milieu, la cité, la classe, la nation, la race. Ce n'est pas seulement l'homme, mais tout ce qui vit, tout ce qui végète, tout ce qui est: les animaux, les plantes, les choses: «Toute la vie quotidienne et son mystère: le toit, le seuil, le banc, la porte qui s'ouvre et se ferme, la table avec l'odeur du pain et la couleur du vin, et la lampe, et le lit, et le battement au cœur de l'horloge. Il y a des personnalités inanimées: l'usine, le navire, la ville, la forêt, la montagne; il y a tout le merveilleux mécanique, la machine construite par l'homme, mais qui ensuite ‚marche toute seule'. Il y a les grandes forces de la nature: le soleil, la mer, le brouillard, la chaleur, le vent, la pluie, plus puissantes que l'homme et qui l'oppriment, l'accablent, transforment son corps, usent sa volonté, repétrissent son âme ... Il y a la mort, les présences invisibles, tout ce qui est par-delà la vie et l'illusion du temps ... Il y a Dieu.»

Baty voudrait faire entrer tout cela dans le drame. Il va sans dire que, pour exprimer tant de choses, le mot ne suffit pas. Il faut recourir à toutes les ressources dont la scène dispose: moyens d'expression plastiques, colorés, lumineux; jeu, mimique, rythme, bruits, musique, etc. En somme, il faut revenir au drame

primitif, en l'enrichissant de toutes les conquêtes modernes. C'est ce que Baty appelle: «rethéâtraliser» le théâtre.

Encore que ces idées ne soient pas absolument neuves, elles ont causé à Paris quelque scandale. Une tradition vieille de plus de trois siècles, et qui domine encore le théâtre français, ne se laisse pas extirper du jour au lendemain: ni de la scène, ni du sentiment et des habitudes du public. Des controverses se sont engagées avec Baty. Benjamin Crémieux, entre autres, l'excellent critique des *Nouvelles littéraires* et de la *Nouvelle Revue Française*, prit la défense du théâtre de «mots», illustré par Racine et Molière, par Beaumarchais, Musset, Henri Becque. Crémieux n'est pas un esprit étroitement conservateur. Il veut bien admettre les innovations préconisées par Baty, mais pas exclusivement. Il veut que le théâtre ancien subsiste à côté du nouveau; et il croit distinguer dans notre théâtre contemporain deux tendances: d'une part un «théâtre pur», reposant, suivant notre tradition classique, sur des conflits d'idées et de sentiments, et qui n'a besoin pour s'exprimer, que de la parole écrite et parlée. Il est représenté par des auteurs comme Paul Raynal, l'auteur du *Maître de son cœur* et du *Tombeau sous l'arc de triomphe*. D'autre part il y aurait un «théâtre-spectacle», qui chercherait à exprimer ce que l'autre néglige, en se servant de toutes les ressources du Théâtre: c'est, par exemple, Lenormand.

Je crois que le jugement de Crémieux répondrait assez bien à la réalité d'aujourd'hui et de demain. Nous ne verrons pas disparaître tout de suite un théâtre qui se réclame d'une longue et brillante tradition. Sa floraison ne saurait reposer sur un simple hasard: une erreur d'aiguillage, comme le prétend Baty. Si le théâtre «de mots» a pris racine en France, c'est qu'il répondait à un tour d'esprit national, au goût français pour le beau langage, pour les finesses de l'analyse et les subtilités de la dialectique sentimentale. Cependant Baty, en cherchant autre chose, obéit au courant du siècle. Ses idées ne sont-elles pas, en quelque sorte, le développement de celles de Gémier, qui voudrait, lui aussi, un théâtre élargi, variant ses sujets, multipliant ses moyens d'expression? Ne se couvrent-elles pas, sur bien des points, avec celles de Copeau? Copeau est l'ennemi de Baty. Il voit d'un mauvais œil son entreprise, qui a succédé à la sienne dans la faveur du public d'avant-garde. Par son esprit sévère, rationnel, ennemi de tous les fastes extérieurs, il se rapproche davantage de notre tradition classique. Cependant il

disait, lui aussi: «L'homme moderne n'a pas encore eu son expression tragique ... N'écartez rien du drame ... la nature ... la vie ... la réalité tangible et secrète, plastique, lyrique, musicale ... telle est la matière offerte au créateur.»

Je dois maintenant vous faire connaître la cohorte des jeunes auteurs qui entourent Baty, avec qui il travaille, qui préparent, à ses yeux, le théâtre de l'avenir.

Leur chef incontesté est Henri Lenormand. Par son âge, ce n'est plus tout à fait un jeune: il a quarante-quatre ans. Mais il passe pour tel, car son activité est de date assez récente, et son esprit tout à fait moderne. Il n'a guère débuté qu'en 1919, avec *Le temps est un songe,* joué au Théâtre des Arts. En 1920, le même théâtre donne *Les ratés,* et la Comédie-Montaigne le *Simoun,* avec Gémier et Baty. C'est par cette pièce que Lenormand atteint à la grande notoriété: elle dépasse cent représentations. En 1922, Pitoëff joue *Le mangeur de rêves,* et Gémier, nommé directeur de l'Odéon, y crée successivement *La dent rouge. L'homme et ses fantômes.* En 1925 Baty joue cent fois, au Studio, *A l'ombre du mal.* En 1925, Pitoëff crée le *Lâche* et Baty en 1926, *L'amour magicien.*

Lenormand, vous le voyez, a déjà un bagage considérable: une dizaine de pièces; et je ne parle que de celles qui ont été jouées. C'est un homme modeste, qui a toujours décliné le titre de chef d'école. Cependant nos jeunes le tiennent pour tel, et Gémier a pu dire de lui: c'est le dramaturge qui a le plus fortement imprimé sa griffe sur notre théâtre.

Le théâtre de Lenormand est l'application — anticipée — des théories de Baty. Celui-ci, je vous le disais à l'instant, voudrait qu'on représentât sur le théâtre l'homme aux prises avec les forces de la nature; d'autre part l'inconscient. La plupart des drames de Lenormand sont inspirés de ces deux thèmes.

Le temps est un songe, qui se passe en Hollande, est la tragédie du brouillard et des marécages. Lenormand y évoque le mystère du temps, pose la question de sa réalité et de celle du monde sensible, tous ces problèmes étant considérés comme engendrés dans l'esprit des personnages par l'influence déprimante du milieu où ils vivent. Il y a là une jeune fille qui entrevoit la mort prochaine de son fiancé, et ce fiancé se noie en dépit des efforts de tous. Ce sont des personnages marqués par la Fatalité. Lenormand a retrouvé ce grand personnage mystérieux et terrible, qui domine tout le drame antique.

La dent rouge, c'est la montagne qui attire l'homme, le retient et le détruit. *A l'ombre du mal*, c'est la torpeur des marais du centre de l'Afrique, qui pourrit les consciences. *Le Simoun*, c'est le vent brûlant, le soleil implacable du Sahara, qui pousse les hommes à la folie.

Un colon, dans le Sud-Algérien, a quitté la France, après avoir perdu sa femme. Sa fille, qu'il n'avait pas revue depuis longtemps, vient le rejoindre en Afrique. Il s'aperçoit qu'elle ressemble étrangement à sa mère, à cette femme qu'il a aimée. Une passion folle s'empare de lui. Il sent sa raison qui sombre sous le coup de cet amour incestueux, et lorsqu'une rivale jalouse tue la jeune fille avec un poignard empoisonné, il éprouve un sentiment de délivrance.

Lenormand a traité avec beaucoup de tact ce sujet épineux: en peintre, en psychologue, sans jamais spéculer sur certains instincts du public. Il a dépeint — aidé par l'excellente mise en scène de Baty — l'action de la terre africaine sur le civilisé. En quelques traits brefs, nets, il dessine des personnages secondaires bien vivants: fonctionnaires coloniaux, prophète musulman. *Le Simoun* est une pièce vigoureuse, une pièce d'«atmosphère», dont l'action est dramatique et passionnante.

Les œuvres suivantes annoncent une seconde manière. L'homme n'y obéit plus à une fatalité extérieure, mais à une fatalité interne. L'inconscient y joue le premier rôle. C'est ce qui a fait dire que Lenormand était un disciple de Freud.

Il n'est par douteux — il le reconnaît lui-même — qu'il a subi l'influence du célèbre médecin-philosophe viennois. «Deux points, dit-il, m'ont particulièrement frappé dans ses doctrines: la croyance à la signification réelle du monde des rêves, l'importance attribuée aux manifestations affectives de la première enfance.»

L'homme et ses fantômes étudie les rapports entre la vie sensuelle d'un Don Juan et l'occultisme, tandis que le *Mangeur de Rêves*, une très curieuse pièce, qui sera, je crois, bientôt jouée à Berlin, met en scène des êtres modelés eux-mêmes, transformés par la pensée freudienne: des êtres que Lenormand a rencontrés dans la réalité, et qu'il affirme avoir peints d'après nature.

Sa dernière pièce, *L'amour magicien*, semble indiquer une nouvelle, une troisième manière. Lenormand y aborde le problème de la mort, la question de la survie. Comme dans ses premières

œuvres, les éléments jouent un rôle dans le drame. Les personnages y sont hantés de visions, que leur inspirent, sans doute, l'isolement dans une île bretonne, les colères et les plaintes du vent, l'éternelle lamentation de la mer.

Ces drames ont été discutés. La couleur en est sombre, ils ne sauraient plaire à ceux qui ne vont au théâtre que pour s'amuser. Mais ils n'ont rien d'abstrait. C'est de la réalité vivante, découpée en tableaux brefs, animés, pleins de relief. Le dialogue en est remarquable, par sa simplicité, son mouvement, son naturel.

Lenormand n'a guère été suivi dans les voies qu'il a ouvertes. Si nos jeunes auteurs le tiennent pour un maître, pour *leur maître*, ils s'en vont, chacun de son côté, dans des directions toutes différentes. Je vais vous en donner deux exemples.

Le premier est Jean-Jacques Bernard: le fils de Tristan. Il ne ressemble en rien à son père. Vous pouvez mesurer, si vous comparez l'œuvre du fils à celle du père, l'abîme qui sépare deux générations.

J.-J. Bernard s'est fait l'apôtre d'une théorie, qui, à première vue, peut surprendre: la théorie du silence. Il professe que le théâtre est avant tout «l'art de l'inexprimé», que les sentiments profonds, essentiels s'expriment souvent mieux par un silence que par des paroles.» Il y a, dit-il, sous le dialogue entendu comme un dialogue sous-jacent qu'il s'agit de rendre sensible... La logique du théâtre n'admet pas les sentiments que la situation n'impose pas. Et, si la situation les impose, il n'est pas besoin de les exprimer.»

On peut bien penser qu'une telle théorie prêtait à la critique, voire à la moquerie. — Si l'essentiel du théâtre, s'écrièrent les mauvais plaisants, est le silence, à quoi bon un texte, à quoi bon des acteurs? Faisons un pas de plus que M. Bronnen, qui fit représenter une pièce à un seul personnage. Supprimons-le.

Je crois cependant que J.-J. Bernard, en exprimant son idée sous une forme un peu paradoxale, voulait simplement réagir contre les intempérances verbales du théâtre classique et romantique. Il voulait prôner un théâtre vrai; il est vrai que, dans la vie courante, on ne disserte guère sur ses sentiments. Ses pièces sont d'ailleurs l'illustration de ses théories. Voici, par exemple, *Martine*, qui passe pour une des œuvres typiques du jeune théâtre. Le dialogue y est dépouillé de toute éloquence, l'action dramatique dénuée de toute ficelle. C'est une histoire

toute simple. Julien, un jeune bourgeois, qui va voir sa grand-mère, dans un village, rencontre sur la route une paysanne, Martine. Il lie conversation avec elle. Elle s'éprend de lui. Lui n'a pas attaché d'importance à cette rencontre: à peine un flirt. Il se marie avec une jeune fille de son monde. Martine souffre. Puis elle se marie à son tour, elle prend congé de Julien. Mais il n'arrive point de drame. Le ménage bourgeois s'en va; le ménage paysan se met à table; on allume la lampe; on se tait; la vie continue ... et c'est tout.

C'est un drame intérieur, tout en nuances, où les sentiments sont suggérés, plutôt qu'exprimés. Mais dans la vie, n'est-ce pas? il n'y a pas seulement des drames extérieurs, de ces drames faits-divers, où le sang coule. Il y en a aussi, de ces drames intimes, qui ne sont peut-être pas les moins émouvants. Pourquoi ne pas les porter sur la scène? On ne peut que féliciter J.-J. Bernard d'avoir élargi le domaine du théâtre en y introduisant ces sujets délicats.

Voici enfin Jean-Victor Pellerin, avec ses *Têtes de rechange*, la grande sensation de la dernière saison théâtrale. Ce fut, déclare un critique, «la bataille d'Hernani de l'avant-garde»; »le Mariage de Figaro de notre siècle,» dit un autre; et Antoine, après la première représentation, proclamait que le jeune théâtre avait enfin trouvé sa formule, en réalisant la première pièce qui ne dût plus rien au Théâtre Libre.

Têtes de rechange met en scène un oncle et son neveu, Ixe et Opeku, deux générations différentes opposées en tout point. Le neveu est un homme d'affaires, un jeune homme moderne, qui cherche à agrandir sa vie, occupée et monotone, par la pensée. Il s'entretient avec son oncle: à chaque instant son moi vagabond s'évade, pour imaginer autre chose; et la scène s'ouvre, on aperçoit dans le fond les personnages qui matérialisent ses pensées. Ce sont les têtes de rechange, qui défilent tout au long de la pièce; et cette pièce n'est qu'un va-et-vient entre la vie réelle du héros et sa vie imaginaire.

L'oncle raconte une aventure d'amour. Ixe aussitôt, s'en va tourbillonner avec un chœur d'amoureux de toute classe, ouvriers, citadins, paysans en compagnie de leurs maîtresses. Tous débitent des déclarations d'amour, chacun dans un langage différent. L'oncle parle d'un chapelier: Ixe se précipite dans une chapellerie imaginaire, où il tente de séduire une vendeuse, se moque du patron et achète un chapeau ridicule. L'oncle

commande un repas au restaurant: Ixe convoque tous les fantômes où sa changeante personnalité s'est successivement incarnée. Le maître d'hôtel est ahuri, l'oncle s'évanouit de saisissement. Ixe apparaît, les fantômes s'évanouissent.

On a dit de cette fantaisie que c'était du Pirandello retourné: un auteur en quête de personnages, au lieu de personnages en quête d'un auteur. L'influence de Pirandello est assez probable. Mais il y a d'autres traits qui me frappent dans cette pièce, et qui rappellent d'autres étrangers, des Allemands, que l'auteur n'a probablement pas connus: Georges Kaiser, et vos jeunes, Brecht, Bronnen, par exemple. Le dédoublement, voire la multiplication de la personnalité, une certaine bouffonnerie, le ton et la forme des conversations, brèves, cocasses, cyniques, l'assurance tranchante de la jeunesse d'aujourd'hui, et la façon de traiter les personnages comme des silhouettes plutôt que des caractères. Faut-il en conclure que les jeunes auteurs de tous pays se rencontrent sans se connaître, qu'il y a dans l'atmosphère de l'époque quelque chose qui fait qu'ils se ressemblent, et en définitive, comme le voudrait Baty, qu'il y a en ce moment un *théâtre européen*, dont la formule s'élabore dans tous les pays en même temps, par une collaboration, une complicité secrète des esprits et des sensibilités?

Il y a, en apparence, peu de points communs entre ces trois représentants du théâtre nouveau, que je viens de vous présenter: Lenormand, J,-J. Bernard, Pellerin. Les sujets auxquels ils s'attaquent sont très différents, et leurs tempéraments ne le sont pas moins. Ils ne s'imitent pas les uns les autres, et ils n'imitent pas de modèles connus dans notre théâtre. Ce qui les rapproche, néanmoins, c'est un certain style, qui se traduit par des tableaux brefs, par un langage simple et rapide, par une curiosité de tout ce qui est nouveau, et n'est pas encore exprimé au théâtre. Ce qui relie ces auteurs, c'est qu'ils tournent le dos au passé.

Je n'ai pas voulu vous présenter deux douzaines de portraits ni six douzaines d'analyses de pièces, dont cinq douzaines et demie seront oubliées avant dix ans. J'ai voulu simplement vous montrer que le théâtre français n'est pas mort. S'il peut paraître étouffé par la production industrielle (une production de drames et de comédies en série, qui satisfait aux besoins d'une clientèle) il y a encore des coins où l'on travaille, où l'on cherche, où l'on a des idées, où l'on a la foi. Il y a de

grands animateurs, comme Gémier, Copeau, Baty; d'excellents auteurs, comme Lenormand; et beaucoup d'autres plus jeunes, qui semblent pleins de promesses. Ces promesses deviendront-elles un jour une belle réalité? C'est ce que l'avenir nous apprendra.

Berlin René Lauret.

H. A. L. FISHER.

Hirn und Herz des englischen Unterrichtsgesetzes vom Jahre 1918 war Herbert Fisher. Während des Kriegs aus akademischer Tätigkeit auf den Ministerposten berufen, brachte er für sein Amt eine umfassende Bildung und reiche Erfahrung mit. Auf einer deutschen und französischen Universität neben der einheimischen vorgebildet, lernte er aus nächster Nähe die schulischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, in Indien und den britischen Kolonien kennen und erfüllte sich, je länger, je mehr, mit „einem tiefen Glauben an den Wert der Erziehung", die ihn selbst zum fein kultivierten Menschen formte und die er seinen Mitbürgern vermitteln möchte, "however humble may be their station". So verbindet er klare Einsichten in das Mögliche mit starkem sozialen Gefühl und dem Willen, die "educated nation" nicht nur als Idee zu fordern und als Ideal zu preisen, sondern als reale Aufgabe durchzuführen.

Was im Gesetz knappsten Ausdruck gefunden hat, wird umschrieben und begründet, bekommt Leben und Licht in den Reden, die Fisher zur Einführung in sein Werk zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten — im Parlament, in Stadt und Land — gehalten hat. Sie sind in der Clarendon Press erschienen und verdienen der Gesinnung wegen, die sie trägt, bekannt und beachtet zu werden[1]). Im folgenden mögen wenige Gedanken aus dem nicht umfangreichen Buche die geistig-seelische Haltung des Verfassers erläutern und als Anregung und Empfehlung dienen.

In einer Einleitung sucht er den Verächtern der Erziehung deren Bedeutung zu erweisen, wobei ihm Erziehung „die Kunst bedeutet, aus einem Menschen alles Beste und Nützliche herauszuziehen, so daß er es zum eigenen Wohle und dem der Gemeinschaft verwenden kann". Daß in der Schule, die diesem Ziele dient, immer noch oft „falsche Dinge von falschen Lehrern in falscher Weise" gelehrt werden, sei zuzugeben — schuld daran aber sei die ganze Nation; denn im öffentlichen Leben spielen Steuer-, Beleuchtungs- und Baufragen eine wesentliche, Erziehungsprobleme jedoch eine nur untergeordnete Rolle. Dann erst können und werden diese Verhältnisse sich ändern, wenn die ganze Nation eingesehen haben wird, daß „die Erziehung die fruchtbringendste aller Wohltaten ist, die das Alter der Jugend erweisen kann". Jedoch es dämmert; langsam, aber stetig wenden sich die Dinge zum Besseren; denn die Führer der Arbeiter haben den Wert der Erziehung entdeckt und verkünden die neue Botschaft den Massen. So hat u. a. Mactavish, der Sekretär der Workers' Educational Association, erklärt: „Ist auch das in-

---

[1] The Educational Reform. Speeches delivered by the Right Hon. H. A. L. Fisher, M. P. Oxford. At the Clarendon Press.

dustrielle Problem ein wirtschaftliches, so ist es das doch nicht in erster Linie. Zuvörderst ist es ein psychologisches, ein Problem der Erziehung."

Und damit wandeln sich auch Geist und Methode der Schule. Wenn auch Bücher immer das erste und beste Werkzeug zur Formung des Geistes bleiben werden — sie stehen nicht mehr allein; die Ausbildung von Auge und Hand, von Ohr und Stimme tritt neben den literarischen Betrieb und öffnet „neue Fenster in die weite Welt."

Das große Werk der Erziehung eines Volkes darf nicht am Gelde scheitern. Aber es ist schon so, daß man, solange die quälend drückenden Formen der Armut dauern, annehmen wird, „die Kinder der Armen seien dazu geboren, Geld zu verdienen und seien daher sobald wie möglich auf den Arbeitsmarkt zu bringen." Demgegenüber ist es Zeit, höchste Zeit, einzusehen, daß *learning* für ein Kind wichtiger ist als *earning*, und es ist sittlicher Imperativ, jedem die Möglichkeit zu geben, sich bis zum vollen Ende, seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechend, zu entwickeln. — Das ganze bisherige System war schlimmer noch als lau. „Man wirft einem Kinde im Hafen einen Rettungsgürtel zu und erwartet, daß es im Ozean schwimmen kann." Und doch werden die Gefahren der Untererziehung täglich nur größer im Zwange des modernen industrialisierten Daseins, und dringlicher als je zuvor erhebt sich die Forderung, die Menschen nicht nur für den Beruf, sondern auch für den vernünftigen Gebrauch ihrer Mußestunden reif zu machen.

Diese Tatsachen sollte jeder Kulturstaat anerkennen und danach handeln: selbst aus der Gosse muß der Begabte geholt und geformt werden, und das höchste Interesse des Staates liegt in der „Heranbildung einer Aristokratie des Talentes". Und zum andern: aus der dumpfen Hilflosigkeit der Unwissenheit müssen alle Glieder eines Volkes befreit werden; das ist nicht nur eine Forderung des ewigen Gewissens, sondern auch eine elementare politische Klugheit. „Alle Menschen haben ein Recht darauf, als Selbstzweck betrachtet zu werden, und dürfen beanspruchen, soweit unsere unvollkommenen sozialen Einrichtungen das erlauben, all das Hohe kennen zu lernen und zu gewinnen, das das Leben im Reiche des Wissens, des Gefühls und der Hoffnung zu bieten hat."

Variationen dieser Grundgedanken kehren in allen Reden wieder. — Vergleicht man die Ausgaben für Luxusartikel mit denen für Unterricht und Erziehung, so wird man mit Beschämung feststellen, wie jämmerlich klein letztere bisher gewesen sind, und doch erkennt der Einsichtige in ihnen keine Lasten, sondern die beste Kapitalsanlage und die glänzendste Versicherung eines Volkes und Staates, wie wenig möglich es auch sei, dafür eine trockene Zahlenrechnung aufzustellen.

Man gebe der Jugend das Beste, gebe ihr namentlich die besten Lehrer, Lehrer, die, unter keiner wirtschaftlichen Not leidend, sich frei auswirken und die jung mit den Jungen bleiben können; und man vergesse nicht, daß ein wirtschaftlich gedrückter Lehrer ein schlechter Lehrer ist, daß ein verbitterter Lehrer eine soziale Gefahr bedeutet.

Immer wieder offenbart sich Fishers soziale Einstellung, so in der Ansicht, daß der schulgeldlose Besuch der höheren Schulen ein Ideal darstelle, dem man zum mindesten näherzukommen suchen müsse durch reichliche Freistellen und Studienbeihilfen; denn

auf alle Fälle müsse das Kastensystem in der Erziehung vermieden werden: „kein Kind dürfen wir vergeuden“, und jedes Kind soll die Erziehung erhalten, die am besten geeignet ist, seine Eigenart und Fähigkeiten zu höchster Entfaltung zu bringen. Dabei bleibt es ein schwerer Fehler, ein Erziehungssystem aufbauen zu wollen in Hinsicht auf ökonomische Verhältnisse, deren rücksichtslose, unberechtigte Ansprüche sehr bald das Würdebewußtsein des zu Erziehenden knechten und dadurch alle Bildungsabsichten sinnlos machen würden, die doch nur in der Richtung liegen können, eine Persönlichkeit zu gestalten, die ihrer selbst mächtig ist. Demnach ist es unsittlich — und das zu sein steht einem Erzieher am wenigsten an —, Kinder als Teile des wirtschaftlichen Apparates zu betrachten, statt in ihnen Wesen zu sehen, die durch pflegliche Liebe erschlossen werden wollen. Dafür zu sorgen ist Aufgabe des Staates, daß die Schulzeit der Kinder und namentlich die all der unseligen, körperlich und seelisch leidenden Kinder und Jugendlichen der Slums eine gesunde und glückliche und sonnige sei. Dies zu fordern, ist die Pflicht eines jeden, der verantwortungsbewußt sein Volk und durch sein Volk die Menschheit liebt und der es als niederdrückend erlebt, daß Millionen von Frauen und Männern dahinvegetieren ohne Freude am Geistigen, an Musik oder Bildern, ohne geweckt zu sein für die Schönheiten der Natur, ohne gelernt zu haben, den gestirnten Himmel schweigend zu verehren, Menschen, die ein Leben dahingeben müssen an dumpfe, mechanische Arbeit, an Eisen und Stahl, ohne einen Strahl der Dichtkunst aufzufangen, phantasielos und ohne Sinn für den Glanz und die Herrlichkeit der Welt, unfähig, ihre Freizeit vernünftig und kultiviert zu verwenden.

So spricht aus allen Reden ein Mann, der erkannt hat, daß nicht Wiederaufbau, sondern Neuschöpfung die Parole der Gegenwart sein muß, daß neue Tatsachen, Gefühle und Wollungen auch neue Menschen verlangen, welche die ganze Wucht der Verantwortung vor der Zukunft tragen wollen. Daß nicht alle Träume reifen: er weiß es; doch macht ihn das nicht irre, und all sein Denken und Wirken für die Erziehung seines Volkes richtet er aus nach dem „Polarstern der Hoffnung“.

Lemgo i. L. Ulrich Walter.

DIE ANGLISTIK IN SCHULE UND UNIVERSITÄT.

Eine Aussprache zwischen Universitätslehrern und Schulleuten.

Wer auf der Pilgerfahrt nach Göttingen die wohl anderthalb Hunderte von Vorträgen und sonstigen Darbietungen der großen 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (27. bis 30. September 1927) im „Tagungsplan“ überblickte, der wurde wohl von Bewunderung und Staunen über den wissenschaftlichen Reichtum, der hier zum Zugreifen ausgebreitet lag, aber auch von Zweifel und Qual der Wahl erfaßt. Banausische Fachbeschränkung sollte vermieden werden. Die Universitas der philosophischen Fakultät war absichtlich betont. Darum fanden in den großen allgemeinen Sitzungen auch spezialwissenschaftliche Darbietungen statt, wie Schöfflers groß angelegter Vortrag über „England in der deutschen Bildung“. Darum wurden auch für alle Sektionen der Einzelwissenschaften schon in den Vorankündigungen überall „Querverbindungen“ zu den Veranstaltungen der Nachbarsektionen aufgewiesen.

Und doch suchte sich jeder der tausendundsoundsovielen Teilnehmer naturgemäß seinen wissenschaftlich-beruflichen Mittelpunkt.

Für den Anglisten war das die V. Sektion, die für den „Englisch-amerikanischen Kulturkreis" bestimmt war. Und innerhalb der reichen Arbeit dieser Sektion, für die sich unter anderen Brandl (Spracheinheit und Sprechereinheit), Dibelius (Kolonisationstypus von Neuseeland) ,Schücking (Die Wurzeln des puritanischen Persönlichkeitsideals), Flasdieck (Die Idee einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart), Funke (J. Harris' „Hermes" und die gegenwärtige semasiologische Forschung), Mutschmann (The American Language), Schade (Das Verhältnis des modernen Engländers zum viktorianischen Zeitalter) zur Verfügung gestellt hatten, bildete wiederum einen Mittelpunkt — ein Kernstück, wie einer der Universitätslehrer sagte, — der von der Sektionsleitung (Professor Hecht) in dankenswerter Erkenntnis der Wünsche der zahlreichen Sektionsmitglieder eingerichtete große Diskussionsnachmittag am Donnerstag (29. September) über das Thema: *Die Anglistik in Schule und Universität.*

Das einleitende Referat hatte Münch-Hannover übernommen, die Korreferate lagen in den Händen von Krüper, Bode und Schwabe. Alle Vortragenden hatten es sich zur Aufgabe gemacht, einen möglichst anregenden Meinungsaustausch herauszufordern, in dem doch wohl der Hauptwert ähnlicher Veranstaltungen zu sehen ist. Auf Erzielung eines Ergebnisses im Sinne einer Einigung auf Formeln und Beschlüsse war mit voller Absicht verzichtet worden. Daher wurden auch Leitsätze und Thesen nicht vorgelegt. Die Referate selbst beschränkten sich auf das Allernotwendigste.

Durch kurzen historischen Überblick über die früheren Bemühungen, Universität und Schule einander näher zu bringen, vom Gründungsjahr der „Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner" an (1837 schreibt Friedrich Thiersch über die „Neuesten Angriffe auf die deutschen Universitäten"), über die Vorkriegsverhältnisse (beleuchtet von Spranger 1913, Ziegler im selben Jahre und dem Bremer Neuphilologentag 1914) bis auf die Neuzeit (Neuphilologentag in Halle 1920, Becker, Wesen der Univers. 1925, Hans Kochs Denkschrift des Preußischen Philologen-Vereins 1925, Niederschlesiens Arbeitsgemeinschaft „Hochschule und höhere Schule 1927") stellte der Hauptreferent das *Thema* heraus:

Das Problem „Schule und Universität", in ferner, glücklicher Vergangenheit kaum vorhanden, hat sich durch den Dualismus Wissenschaft und Welt verschärft. Der *neusprachliche Schulmeister* litt mehr als andere unter diesem Dualismus. Schon nach Kraft und Zeit den Anforderungen der Wissenschaft (auf zwei oder mehr Gebieten zugleich!) nicht gewachsen, erfuhr er auf der anderen Seite den Vorwurf, durch weltfremde Einstellung „den Weltkrieg verloren zu haben". Oft genug brachte ihm das Fehlen der praktischen Sprachbeherrschung Mißerfolge und Mißachtung. Geradezu tragisch wurde für ihn oft das Mißverhältnis zwischen fleißigem wissenschaftlichen Studium und den praktischen Berufsanforderungen. Innerer Zwiespalt war die Folge, innere Entfremdung von der Stätte seiner Studien die Gefahr. Denn gegen sie, seine Universität, die alma mater, erhob er nun den Vorwurf einseitiger oder unzureichender Ausbildung.

Die neuen gesteigerten Aufgaben, die ihm die Unterrichtsverwaltung in den „Richtlinien" von 1925 auferlegt hat, vermehren

noch die Forderungen, die er an diese Ausbildung stellen muß. Die Möglichkeit, sich (in aller Freiheit und nach wissenschaftlicher Neigung) auf seine begrenzten späteren *Berufsaufgaben* vorzubereiten, muß ihm auf der Universität durch weitgehende *stoffliche Berücksichtigung der Schulwissenschaften* nach ihren wesentlichen und eigenartigen Seiten hin geboten werden. Auch die *formale Befähigung*, seine Wissenschaft in schulmäßiger Form den neuen Anforderungen gemäß zu lehren, muß ihm wenigstens nach der Seite des *praktischen Gebrauchs* der *Fremdsprache* hin vermittelt werden.

Als Symptome der Unzufriedenheit mit den an manchen Universitäten auch heute noch bestehenden Zuständen werden Zeitschriftenartikel angeführt, wie Grüters, Monatschrift 1927, Heft 1—2 (Die Ausbildung der Studenten auf der Hochschule für ihren späteren Beruf wäre hiernach ungenügend) und die jüngsten Veröffentlichungen im Deutschen Philologenblatt (z. B. „Hochschule und Höhere Schule", Philologenblatt vom 20. Juli 1927). „Mehr Rücksicht auf die Schule" ist eine auch heute noch oft gestellte Forderung trotz der Behauptung eines Ministers, „der neue Geist sei auf der Universität eingezogen". — Wir Neuphilologen geben gerne der Universität, was der Universität ist, wie es ja auch die „Richtlinien" (Grundsätzliche Vorbemerkungen, Ziffer 9) fordern. Wir anerkennen Morsbachs Forderungen vom Bremer Neuphilologentage (1914): „Es kann und darf auf der Universität niemals eine Wissenschaft geben, die ihre Ziele *nur* den Bedürfnissen des Lebens anpaßt." Aber wir müssen andererseits beanspruchen, daß die Forderungen der Schule ebenso als berechtigt anerkannt werden. Auf jeden Fall muß es den Studenten möglich sein, *auch* auf diese Forderungen sich vorzubereiten. Die wichtigsten *Grundforderungen* der „Richtlinien", Kulturkunde, Konzentration, Arbeitsunterricht (Weidmannsche Taschenausgabe, 1. Teil, S. 4ff.), sowie die fachlich-didaktischen *Einzelforderungen* (1. Teil S. 91—93 und S. 112f.) müssen in dem Gesamtstudienplan des künftigen Lehrers der höheren Schule verwirklicht werden können. (Für wissenschaftliche Lieblingsbeschäftigung auf Seitengebieten soll er dabei je nach seinen Mitteln und Gaben volle Freiheit behalten.) „Der Erlaß von *Studienplänen* bleibe vorbehalten". (Preußische Prüfungsordnung von 1898, § 7 Fußnote).

Diese Grundforderungen in gemeinsamer, harmonischer Beratung zu erörtern, wird als die Hauptaufgabe des Diskussionsnachmittages bezeichnet. Auszugehen ist von der Frage:

Was braucht die Schule, und welche ihrer Bedürfnisse sind noch nicht befriedigt? (Vgl. Vorlesungsverzeichnisse!)

Um der Besprechung Richtung und Rahmen zu geben, werden folgende Einzelfragen zu den genannten Grundforderungen gestellt.

1. Zu Kultur- und Auslandskunde: Welche großen Gebiete sollen auf der Universität behandelt werden? Wie weit soll die neueste Zeit berücksichtigt werden? Wie ist dabei der Gefahr eines toten Enzyklopädismus und eines leichtfertigen Dilettantismus bei den Studenten vorzubeugen?

2. Zur Konzentration: Welche Fachverbindungen sind dem Anglisten anzuraten? Wie können auch fernerliegende und doch verwandte Wissenschaftsgebiete ihm erschlossen werden? Soll er zwei neuere Sprachen studieren oder sich mit einer begnügen?

3. Wie soll die Universität auf die Einzelforderungen der speziellen Schuldidaktik vorbereiten? (Phonetik, historische und psychologisch erklärende Grammatik und Ähnliches.)

4. Wie weit kann endlich die Universität in ihren Lehrformen sich den Forderungen des Arbeitsunterrichts anpassen und auf sie vorbereiten, um auch auf dem rein formalen Gebiete der Wissensvermittlung einen „Bruch" zwischen Universität und Schule für die hin- und herströmenden Träger der modernen pädagogischen Ideen zu vermeiden.

Während der letzte Punkt in großen Strichen von dem Hauptreferenten gleich mitbehandelt wurde, wobei er zu ganz bestimmten Forderungen kam (Zurücktreten der rein akroamatischen Form der Vor-*Lesung* und Nach-*Schreibung* oder wenigstens Veredlung dieser Form durch eine den „Hörer" zur selbständigen Auffassung zwingende „innere Dialektik", Einführung von Kolloquien, Aussprachen, Streitgesprächen, gegebenenfalls im Anschluß an die Vorlesungen — besser Vorträge, Praktika, Seminarbetrieb mit intensiver Übung und dgl.), wandten sich die Korreferenten arbeitsteilig den drei ersten Fragekomplexen zu, zum Teil auf Grund eingehenden vergleichenden Studiums der Vorlesungsverzeichnisse aus älterer und neuester Zeit (vorzügliches statistisches Material wurde besonders von Bode-Lübeck gegeben)[1]).

Für die *Aussprache*, die außerordentlich lebhaft verlief und sich bis in die Abendstunden ausdehnte, wurden alle vier Referate zusammengefaßt. Sie knüpfte daher je nach der Einstellung der Redner an die einzelnen Probleme verschiedenartig an. Besonders dankenswert war die rege Beteiligung der Universitätslehrer.

Prof. Deutschbein wies zunächst darauf hin, daß die Ausführungen, die von den Referenten über das Verhältnis von Schule und Universität gemacht seien, sich mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart bezögen. Die Universitäten seien bereit, die Forderungen der Philologen zu erfüllen. So würde bereits das Möglichste getan, um die Studenten ins Ausland zu schicken; die Schwierigkeiten seien finanzieller Art. — Für ihn bestände kein Gegensatz zwischen wissenschaftlicher Forschungsarbeit und der Ausbildung der zukünftigen Neuphilologen. Der Gegensatz zwischen Leben und Universität sei aufgehoben; so werde z. B. die Forderung des *Arbeitsunterrichtes* auf den Universitäten stets erfüllt, denn wissenschaftliche Arbeit könne doch nichts anderes sein. Arbeitsunterricht sei darauf eingestellt, durch selbständiges Denken zu neuen Ergebnissen zu kommen; das sei ja der Fall z. B. im englischen Seminar. — Zum *Kulturkundlichen* bemerkte Deutschbein, es sei gefährlich, in die Breite statt in die Tiefe gehende Kenntnisse zu fordern. Sprache und Literatur müßten im Mittelpunkt bleiben, damit man von dort aus an die Peripherie vorstoßen könne. Gerade an Sprache und Literatur lasse es sich sehr gut zeigen, wie man zum Wesen der Dinge komme. Den Schülern fertige Urteile zu bieten, führe zu Schlagwörtern. Die Schüler müßten sich die Dinge selbst aus den Texten erarbeiten. Schule und Universität seien *ein* Organismus, allein könnten sie nicht bestehen. Man dürfe die Universität nicht nach dem Stande von vor 30 Jahren beurteilen, heute stecke neues Leben in der Anglistik. Die phänomenologische Untersuchung des Wesens der Dinge, die kategoriale Anschauung sei an die Stelle des Studiums der Vorbedingungen getreten.

Prof. Hecht betonte gleichfalls, daß viele der Forderungen der Neuphilologen schon erfüllt seien, vieles jedoch an den fehlenden

---

[1]) Diese Vorträge werden im Druck erscheinen.

Mitteln scheitere; oft versage das Ministerium die notwendige Hilfe; Göttingen habe sich daher allein geholfen und schon manches erzielt, was der Schule zum Vorteil gereiche.

Oberschulrat Jungbluth wollte einen Irrtum vermieden wissen. Es hieße die Richtlinien aufs gröbste mißverstehen, wenn man annehmen wollte, daß alles, was in ihnen geschrieben sei, auf den Schulen getrieben werden müsse; sie seien nur eine Zusammenstellung dessen, was man auf den höheren Schulen treiben *könne*. Zur Frage des Verhältnisses zwischen Schule und Universität bedauert er, daß kein Universitätslehrer als Referent gesprochen habe. Von den Universitäten entstände leicht ein falsches Bild. Wenn man mit den Studienreferendaren nicht zufrieden gewesen sei, so läge es an den anormalen Verhältnissen der Nachkriegszeit (Kriegsteilnehmer, Werkstudenten). Die Universitäten hätten bereits großes Entgegenkommen bewiesen (Berliner Besprechung zwischen Universitätslehrern und Unterrichtsverwaltungsbeamten 1926).

Prof. Hecht erwähnte, daß von den ausgesprochenen Vertretern des Faches an den Universitäten niemand als Referent zu gewinnen gewesen sei.

Prof. Dibelius: Gewisse Spannungen beständen doch zwischen Schule und Universität. Eine neue Generation sei aufgetaucht, die die ganze Anknüpfung an die Vergangenheit nicht mehr haben wolle; diesem Geiste müsse man bis zu einem gewissen Grade nachgeben, denn das Gegenwartsproblem der Jugend sei so intensiv, daß es schwierig sei, für diese Jugend die Anknüpfung an die Vergangenheit zu finden. Es sei nicht mit zwei Worten zu sagen, ob das nur eine gegenwärtige Strömung sei, oder ob etwas Dauerndes davon zurückbleibe. Die gegenwärtige Universität könne jedoch nicht darauf verzichten, aus dem ephemeren Leben einer Generation hinauszuweisen in das große Kulturganze. Es gälte eine Mittellinie zu finden, die der Generation zeige, daß ihr Leben ein Teil des großen Kulturablaufs sei, und daß sie einige Verantwortung für die Zukunft habe. Die Universitäten sähen die Dinge der Vergangenheit auch in dem Gefühl, Zukunftswerte in den Schülern zu schaffen; das sei eine Bindung zwischen den Spannungen. — Vorlesungen ließen sich nicht statistisch erfassen; Kulturkundliches komme in den Verzeichnissen nicht immer zum Ausdruck. Es sei verkehrt, vom Kulturkundlichen immer viel zu reden; solche Dinge macht man, man fordert sie nicht; es kommt auf den Geist an, in dem die Dinge behandelt werden, daher könne Kulturkunde auch nicht geprüft werden. Auch die Universitäten hätten Wunschzettel an die Schule. Vielfach sei mit den jungen Leuten auf der Universität nichts anzufangen, weil sie nicht die nötigen Kenntnisse hätten, ohne die nun einmal wissenschaftliche Arbeit nicht möglich sei. Auch das sei eine merkwürdige Kulturwandlung: „Die höhere Schule tritt allmählich an die Stelle der Volksschule. In früheren Zeiten kam die Elite aus den Gymnasien; jetzt ist es fast selbstverständlich, daß jeder Lehrling das Abiturientenzeugnis haben muß. Das läßt sich nicht zurückschrauben, so sehr man das bedauern mag.“ Während also noch vor einer Generation die Universität mit einer Elite des Volkstums zu arbeiten hatte, sei es heute der Durchschnitt, und es gelinge durchaus nicht bei allen, das Interesse an wissenschaftlicher Arbeit zu wecken. Je mehr Durchschnitt die Universität besuche, desto stärker würden die Durchschnittswünsche, und es sei nicht einfach, hier die Diagonale zu ziehen. „Neben dem Idealisten haben wir viel stärker als früher

den Durchschnittsbüffler, der früher mit dem Einjährigen abging, heute aber die Universität besucht. Die Schule kann nur helfen, wenn sie die Anforderungen hochspannt und die Universitäten davor bewahrt, daß viele junge Menschen, die geistig nicht mehr sind als Volksschüler, die Universität besuchen. Wenn auch die Anforderungen der Universität hochgeschraubt würden, so ließe sich doch ein gewisses Sinken nicht vermeiden, und der ungenügend Vorgebildete, der durch die Liebenswürdigkeit seiner Lehrer das Abitur bestände, käme schließlich als mangelhaft vorgebildeter Studienreferendar wieder zur Schule zurück." Der Redner schließt mit der dringenden Bitte, für Hochhaltung des Niveaus zu sorgen.

Stud.-Rat Schade, Berlin, wies darauf hin, daß die Berufsarbeit von einer quälenden Unruhe erfüllt ist, weil zuviel von den Lehrern verlangt wird, nicht in dem Sinne des Multum, sondern des Multa. Redner verlangt größere Spezialisierung, denn die Dinge seien zu kompliziert geworden, so daß man nur noch *eine* Sache ordentlich treiben könne. Die Verbindung zweier Fremdsprachen sei ein Ding der Unmöglichkeit. Man brauche deshalb als gebildeter Mensch durchaus nicht einseitiger Spezialist zu werden.

Prof. Hecht gab dem Vorredner Recht. Einstweilen seien die Dozenten bemüht, die Überlastung der Studenten mit Vorlesungen und Seminaren möglichst zu vermeiden.

Prof. Fischer, Gießen, wies auf die Schwierigkeiten hin, die einer stärkeren Pflege der Amerikakunde auf den Universitäten im Wege stehen (fehlende Bücher, fehlende wissenschaftliche Grundlage, Überlastung der Studenten). — Zur Pflege der praktischen Sprachbeherrschung durch Auslandsaufenthalt seien die bekannten Zentralstellen in London im Entstehen, die von deutschen Behörden unterhalten werden sollten.

Prof. Schirmer, Bonn, ergänzte die Ausführungen der Vorredner; deutsche Studierende würden bereits in englische colleges unter völliger Gleichstellung mit den englischen Studenten aufgenommen.

Stud.-Rat Hartenstein beantragte, die Leitung des nächsten Neuphilologentages in Hamburg zu beauftragen, eine Zusammenstellung über die für Auslandreisen zur Verfügung stehenden Mittel und Möglichkeiten auszuarbeiten.

Oberschulrat Jantzen, Breslau, schilderte das Zusammenarbeiten des Provinzialschulkollegiums Breslau mit Universität und technischer Hochschule.

Oberstudiendirektor Becker, Duisburg, unterstrich die Ausführungen von Dibelius und sprach für Aufhebung der Dreisprachigkeit am Realgymnasium.

Oberstudiendirektor Münch, Hannover, klärte in seinem Schlußwort einige Mißverständnisse auf und stellte fest, daß keiner der vielen Referenten für eine Minderung der Wissenschaftlichkeit gesprochen habe (auch nicht für Abschaffung des Studiums der historischen Grammatik). Er erkannte andererseits dankbar den an vielen Universitäten bereits vorhandenen Willen zum Fortschritt im Sinne der Anpassung an die Wünsche der Schule an. Die Schule werde sich weiter bemühen, auch den Wünschen der Universitäten gerecht zu werden, damit das gegenseitige Verhältnis lin freundschaftliches bleibe. Er gab abschließend der Hoffnung Ausdruck, daß die Aussprache zur Erkenntnis geführt habe, daß Schule und Universität zusammengehören und in gemeinschafteicher Arbeit verbunden bleiben müssen.

Anhang.

Leider kam die Frage der Aufstellung von Studienplänen (auch für den dringend erwünschten Auslandaufenthalt) aus Mangel an Zeit nicht zur Erörterung. Als die Preußische Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen vom 12. September 1898 in Vorbereitung war, da hat kein Geringerer als Wilhelm Münch diesem Bedürfnis sein Interesse und seinen Einfluß gewidmet. Aus mancher langen Unterredung im Dämmerschein seines Arbeitszimmers erinnere ich mich, mit welch innerlicher Teilnahme er dieser Frage gegenüber stand. Leider sind alle seine Bemühungen nach langen Verhandlungen auch mit den Universitätslehrern nicht über die bereits angeführte Fußnote der (damals) neuen Prüfungsordnung gediehen.

Dagegen bedrohte § 7 dieser Prüfungsordnung den armen Studenten mit der Versagung der Zulassung zur Prüfung, „wenn er sein Studium so wenig methodisch eingerichtet hat, daß es als ordnungsmäßige Vorbereitung auf seinen Beruf nicht angesehen werden kann". Die Prüfungsordnung vom 28. Juli 1917 hat dann den Gedanken der Studienpläne ganz fallen und das alte Versprechen absichtlich unerfüllt gelassen. Ihre Weitherzigkeit im Punkte planmäßiger Studien ergibt sich am besten aus einer vergleichenden Betrachtung der einschlägigen Paragraphen.

In § 5 heißt es unter Ziffer 2 bzw. 4:

Ziff. 2: Zum Nachweise eines ordnungsmäßigen Berufsstudiums wird gefordert:

a) daß der Kandidat die notwendigen Fachvorlesungen, sowie Vorlesungen über Philosophie und Pädagogik gehört hat;
b) daß er in seinen Hauptfächern an wissenschaftlichen Übungen (Seminaren oder ähnlichen Universitätseinrichtungen), in den naturwissenschaftlichen Fächern auch an praktischen Übungen, mit Erfolg teilgenommen hat.

Ziff. 4: Bei der Bewerbung um die Lehrbefähigung in den neueren Fremdsprachen ist den Kandidaten, welche eine Zeitlang an Hochschulen jener Sprachgebiete nachweislich neben wissenschaftlicher Beschäftigung sich sprachlich weiter gebildet haben, diese Zeit bis zu zwei Halbjahren auf die vorgeschriebene Studiendauer anzurechnen.

Ob diese in der Furcht vor dem Banausentum begründete Weitherzigkeit berechtigt ist, ob nicht innerhalb enger begrenzter Studiengebiete doch noch Raum genug für innerlich freie Betätigung bleiben würde, ob nicht das Beispiel des Auslands (das allerdings meist in das gefürchtete Extreme führt) teilweise zu beachten wäre, und welche Erfahrungen andere Bundesstaaten (Bayern!) mit Studienplänen gemacht haben, diese Fragen wären durchaus der Überlegung würdig gewesen.

Hannover. Rudolf Münch.

LAUTWIEDERGABE UND LAUTLICH SUGGESTIVE WÖRTER IM FRANZÖSISCHEN.

Seitdem ich meine Studie über den „Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung bei englischen Wörtern" (N. Spr. 1925, S. 27ff., 127ff.) veröffentlicht habe, ist das Problem der Schallwörter von Ph. Aronstein in seiner englischen Wortkunde (S. 94ff.) und von H. Ammann in einem Aufsatz (in den N. Jahrb. 1925, S. 221ff.: Wortklang und Wortbedeutung in der neuhochdeutschen

Schriftsprache) behandelt worden. Im Urteil darüber, welche Wörter als lautlich suggestiv zu betrachten sind, stimmt Aronstein fast völlig mit mir überein. Er unterscheidet aber von den „direkten Lautnachahmungen“ die „Lautgebärden oder Lautmetaphern“ und „teilweise Lautmetaphern“. Als „direkte Lautnachahmungen“ „kommen nur solche Wörter in Betracht, bei denen die Lautnachahmung offenbar ist und sich kein historischer Ursprung nachweisen läßt“. Dabei wird mir der Vorwurf gemacht, diese „Regel“ nicht beachtet zu haben. Da ich aber in meiner Abhandlung gar nicht „direkte Lautnachahmungen“ von „Lautmetaphern“ unterschieden habe, verstehe ich nicht, wie mir Aronstein vorwerfen kann, alt-überlieferte Wörter als „direkte Lautnachahmungen“ behandelt zu haben. Ich habe in der Einleitung zu meiner Arbeit ausdrücklich erklärt, daß ich nicht nur schallnachahmende und auch nicht nur ursprüngliche Wörter im Auge hätte, sondern ganz allgemein solche, bei denen eine innere Verbindung zwischen Lautform und Bedeutung spürbar sei. Als Lautmetaphern läßt Aronstein auch alte, etymologisch ableitbare Wörter gelten, nur nicht als „direkte Lautnachahmungen“. Seine Unterscheidungen sind gewiß berechtigt, wichtiger aber erschien mir die systematische Zusammenstellung der Wörter nach ihrer Lautform, um zu zeigen, wie kleinen lautlichen Unterschieden kleine Bedeutungsunterschiede entsprechen. Die einzige Möglichkeit, einen Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung *nachzuweisen*, liegt doch eben meines Erachtens darin, daß man systematisch dem Parallelismus zwischen lautlicher und semantischer Ähnlichkeit nachgeht. Die Etymologie glaubte ich außer acht lassen zu dürfen in der Überzeugung, daß „die Sprache in jedem Augenblicke ein System bildet, dessen einzelne Erscheinungen, wie auch immer sie geworden sind, sich gegenseitig voraussetzen und bedingen, in Wechselwirkung zueinander stehen“ (Aronstein, Englische Stilistik S. 12).

H. Ammann wendet sich gegen die herrschende, anscheinend auch von Aronstein geteilte Meinung, daß es unmöglich ist, einen Zusammenhang zwischen Klang und Bedeutung bei Wörtern anzunehmen, die früher eine andere Bedeutung (oder einen anderen Lautcharakter) hatten. Aronstein meint, daß die lautliche Entwicklung eines Wortes von seiner semantischen getrennt verläuft, und daß die bei „Urschöpfungen“ vorhandene Verbindung zwischen Lautform und Bedeutung sich infolgedessen im Laufe der Zeit löst, daß beide sich „auseinander entwickeln“. Demgegenüber weist Ammann auf zwei Möglichkeiten hin: 1. Entwicklung der Bedeutung unter dem Eindruck des Klangbildes, und 2. Entfaltung des Lautbildes zum klanglichen Ausdruck der Bedeutung. Ich bin überzeugt, daß die feste Assoziation, die bei jedem Worte zwischen seiner Lautgestalt und seiner Bedeutung besteht, sowohl seine lautliche wie seine semantische Entwicklung beeinflußt, und verweise dabei auch auf die Studie von Helmut Hatzfeld: Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen, München 1924. — Ammann hat freilich die Grenze, die die phantasievolle, subjektive Verknüpfung von Laut und Bedeutung von tatsächlichem, allgemein empfundenem Zusammenhang zwischen beiden trennt, manchmal überschritten. Wenn er z. B. sagt, daß fidel „für eine dem Ausdruckswert des Klangbildes entsprechende Tönung der Heiterkeit verwendet wird“, so erscheint mir das subjektiv, denn 1. wird keine Parallele als Stütze beigebracht, und 2. ist ein Urteil über einen Bedeutungswandel nur

möglich auf Grund eines reichhaltigen Materials von Belegstellen und unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Faktoren. Ammann zeigt immer nur die eine Seite der Sache, und es wäre deshalb eine ausführlichere und systematischere Behandlung des wichtigen Themas sehr zu wünschen. Gegen die Zweifelsucht kann man nur mit ganz soliden Waffen kämpfen.

So ist z. B. das Kapitel «Sons et Sens» in Nyrops Grammaire historique de la langue française, t. 4: Sémantique (Kopenhagen 1913), recht skeptisch gehalten. Nyrop glaubt, daß ein Hinweis auf protocole, monopole, zoologie usw. genügt, um die Annahme eines «lien mystérieux» zwischen den drei o des Wortes monotone und seiner Bedeutung zu widerlegen. Dieser Argumentierung gegenüber gilt das, was Bally schon 1912 in einem Aufsatz über Stylistique et linguistique générale im Archiv f. d. St. d. n. Spr. geschrieben hat (S. 98): «Les effets phoniques ne se manifestent que s'ils sont favorisés par les facteurs sémantiques; dans le cas contraire ils restent dans l'ombre et renoncent à leur rôle. Tinter produit une impression musicale, teinter n'en produit aucune».

Wenn man der Frage der Schallwörter im Französischen näher tritt, wird man von vornherein vermuten, daß der Wortklang in dieser Sprache eine bedeutend geringere Rolle spielt als im Englischen oder Deutschen. Was am Französischen besonders auffällt, das ist das Rationale, das Verstandesmäßige, dem Fritz Strohmeyer in seiner Stilistik einen großen Abschnitt gewidmet hat. Unter dem Streben nach Verstandesklarheit muß die sinnliche Farbigkeit des Ausdrucks notwendig leiden. Lautlich suggestive Wörter wirken kräftig, schlicht, anschaulich und volkstümlich, das Französische aber will logisch, elegant und geistreich sein. Freilich ist es nicht so einseitig rational geblieben, wie es im 17. und 18. Jahrhundert war. Eine Fülle von volkstümlichen Wörtern ist im 19. Jahrhundert in die bis dahin so streng gehütete Schriftsprache eingedrungen. Dadurch ist der Gegensatz zwischen dem Französischen einerseits und dem Englischen und Deutschen andererseits abgeschwächt worden.

Die Zahl der Schallwörter ist also nicht so gering, wie es der vermuten könnte, der hauptsächlich französische Klassiker gelesen hat; sie ist aber doch viel geringer als im Englischen und Deutschen. Vergleicht man z. B. die Schallwörter in Stevensons Treasure Island mit ihren Entsprechungen in der französischen Übersetzung (von A. Savine und A. Lieutaud), so findet man, daß in etwa 310 von 400 Fällen diese *nicht* lautlich suggestiv sind. Dieses erstaunliche Ergebnis wird freilich etwas durch die Erwägung abgeschwächt, daß die Übersetzungssprache der Originalsprache gegenüber naturgemäß immer im Nachteil ist. Jede Übersetzung wird mehr oder weniger rationalisierend wirken, d. h. die frische Bildlichkeit und sinnliche Kraft des Originals vermindern.

Besonders wichtig für die lautliche Wirkung englischer Wörter ist der Auslaut. Bei den französischen Verben wird der Stammesauslaut durch die Konjugationsendungen — die überhaupt lautlich nivellierend wirken — meist zum Inlaut gemacht und kommt so weniger zur Geltung. Bei den Substantiven ist der auslautende Konsonant oft verstummt (croc, coup, bruit, fracas), während er bei Interjektionen noch gesprochen wird (clac, crac, hop). Ich werde daher die Interjektionen von den Verben getrennt behandeln, was freilich den Nachteil hat, daß z. B. clac von claquer, crac von craquer losgerissen wird. Dafür aber bietet die Zusammenstellung

von Interjektionen einen Überblick über das, was im Französischen an ganz unmittelbarem, ursprünglichem Ausdruck vorhanden ist. Dabei soll alles mit behandelt werden, was lautlich mit den Interjektionen verwandt ist. Diese sind sozusagen irrational, d. h. sie stehen außerhalb des grammatischen Zusammenhanges. Sobald sie aber in die Satzkonstruktion einbezogen werden, erhalten sie einen substantivischen oder adverbiellen Charakter.

An den Interjektionen kann man gut Studien zur Bedeutungsentwicklung der Wörter machen. Ein Schallwort, das wie clac einfach einen Geräuscheindruck wiedergibt, befindet sich offenbar in seiner ersten Entwicklungsphase. Die weitere Entwicklung führt zur Verbindung solch einer Interjektion mit faire: faire paf! paf! oder: faire plouf. Mit dem Übergang zum bildlichen Ausdruck («des adverbes qui font plouf») wird dann schon die zweite Entwicklungsstufe erreicht. Es zeigt sich dabei das Bestreben, das Wort — für das man eine gewisse Vorliebe hat — oft zu gebrauchen und seinen Anwendungsbereich auszudehnen. Das ist um so leichter möglich, als Schallwörter zwar *sinnlich* klar und bestimmt sind, nicht aber begrifflich. Sie fügen sich in mannigfache Zusammenhänge ein und gestatten dementsprechend verschiedene Deutungen. Man darf das aber nicht als eine klare, fortgeschrittene Bedeutungsdifferenzierung auffassen. Eine begriffliche Formulierung solcher Bedeutungsmöglichkeiten gibt sprachpsychologisch ein falsches Bild, denn solange sich ein stark suggestives Schallwort lautlich nicht geändert hat, bleibt die Bedeutungsentwicklung an den Wortlaut gebunden. Das Wort behält also etwas Sinnliches, Drastisches, Familiäres und begrifflich Unbestimmtes. Ein gutes Beispiel hierfür bietet das Wort tralala, über das es bei Nyrop (a. a. O. 76) heißt: «. . . même les onomatopées finissent parfois par recevoir des emplois où le sens primitif est distingué à peine. Tralala est d'abord un refrain de chanson. Il exprime aussi d'une manière générale un sentiment de gaîté et de bonne humeur, ensuite une réunion ou fête où éclate ce sentiment, surtout une réunion dansante. . . . Enfin un costume de fête.» Eine richtigere Vorstellung von dem Wort wird man aus folgenden zwei Belegstellen gewinnen: «. . . ce second ménage, où il pouvait se reposer des fatigues de la Chambre, libre des réceptions et des grands tralala» (Daud. Nu. 283) und: «. . . il annonça que, le lendemain, on pendait la crémaillère en grand tralala. Toute la bande était conviée» (Bert. 154). Man ersieht daraus, daß zur genauen Erfassung der idiomatischen Individualität eines Wortes — besonders eines Schallwortes! — Satzzusammenhänge unentbehrlich sind. Das Wörterbuch von Hatzfeld-Darmesteter-Thomas verzeichnet viele Schallwörter nicht, entnimmt seine Belege hauptsächlich der klassischen Literatur. Ich werde versuchen, die Wörter durch Stellen zu illustrieren, die ich eigener Lektüre entnommen habe, und zwar hauptsächlich der zeitgenössischen Literatur (etwas älter die Romane von Theuriet, Fabre und Daudet; Abkürzungen s. Schluß!).

I. *Interjektionen und Verwandtes* (*reimende und ablautende Ausdrücke*).

a) Gefühlsentladungen und Anrufe.

Ich gebe hier nur zu einigen Wörtern Beispiele und begnüge mich im übrigen mit einer Aufzählung: ah, aïe, bah, brrr, chut, fi, han, hein, holà, hon, hop, hu(e), hum (gespr. om), ouais, ouf, oust, peuh, pouah, pschutt, pst, tope, zut.

Fi wird gern in Verbindung mit faire bildlich gebraucht: N'a-t-il pas prétendu se passer des linguistes et faire fi de leur expérience? (Dauz. 215).

han: das Verb ahaner (keuchen vor Anstrengung) soll nicht von der Interjektion han, die dasselbe ausdrückt, abgeleitet sein, sondern einem älteren afaner entsprechen. Jedenfalls aber besteht jetzt eine Verbindung zwischen han und ahaner (mit dem Subst. ahan): Les rameurs qui ahanent (Nll. Bp. 133); Elle (dicke Frau) le suit, à grand ahan. Bildlich: L'Allemagne républicaine, à grand ahan, s'évertue à rompre avec le passé (Got 231).

hu(e): dazu huer/huée = (höhnisch) schreien, Geschrei (auf der Jagd); hucher = (den Jagdhunden) zurufen. Des huées accueillirent sa vantardise impudente (Bert. 112); ebenso Duv. 309; aber auch: des huées joyeuses (Daud. Nu. 7).

ps(it)t: On ne ramène pas les hommes (in die Kirche) en leur faisant pst! pst: comme aux petits poulets (Droz 213).

b) Schallinterjektionen.

boum: Une seconde détonation ... toute une volée de «boum» graves (Nll. Mar. 98).

cancan: 1. Schrei der Enten; 2. Klatsch (üble Nachrede): elles attisaient les cancans (Bert. 98); 3. Tanz.

cuik: les poussins faisaient cuik, cuik (Droz 309).

koui: les canetons qui font koui, koui (Droz 296).

coquerico: un coq gaulois qui claironne son coquerico triomphant (Got. 246).

coucou: Kuckuck; schon lat. cuculus.

cri-cri: Grille (grillon); vgl. criquet Heimchen, engl. cricket.

crincrin: kratzende Geigentöne, schlechte Geige: aux sons pleurards d'un crincrin (Nll. Bp. 78).

crac (daneben auch cric und croc): Crac! il se cassa quelque chose dans le gouvernail (Farr. Hst. 123, auch 136).

clac: Clac! ... une balle (Nll. Mar. 133; auch Farr. Hst. 165).

ding-don: le ding-ding-don des cloches (Droz 195).

dzimm: Dzimm! ... Dzimm! ... Une balle! une deuxième balle! (Nll. Mar 133).

floc: ... bulles chargées de gaz qui faisaient «floc» en crevant (Mille 120); Le trot lourd du cheval dans la boue était rythmé par les éclaboussures ... floc! flic! flac! (Thr. Pch. 11).

flonflon: Klang leichter Musik, leichten Gesanges; Les flonflons de l'opérette la jetaient dans la plus graveleuse jovialité (Duv. 3).

frou-frou: on entendait un frou-frou de soie (Daud. Nu. 171; auch Duv. 131); le frou-frou particulier aux femmes qui s'habillent (Droz 79).

glou-glou: le gl. du narghilé; le gl. du ruisseau (Thr. Pch. 61); l'eau coulant avec un monotone gl. (Thr. Bfl. 160); le canal dont les gl. assourdis montaient ... comme d'amoureux sanglots (ib. 68).

paf: Ses petits talons pointus faisaient paf! paf! sur les grandes dalles (Droz 64; im Engl. wird dieses Geräusch mit "clack" wiedergegeben); tout à coup ... paf, elle posa sa mouche (Schminkpflästerchen; ib. 70).

pchh: le feu fait pchh! et tes pieds sont glacés (ib. 208).

plouf (pouf): Il plongea dans le Donnaï ... plouf! (Nll. Bp. 291); bildl.: Evitez ces adverbes qui font plouf, encore que tel bruit vous semble beau (Legrand, Styl. frç. 152); faire pouf = groß tun.

rataplan: Trommelklang; vgl. *panpan* in: Ce «tutu-panpan» rendait si bien le double instrument, fifre et *tambour* (Daud. Nu. 65).
ronron: s. S. 12.
tac: les mitrailleuses ... égrenant leur «tac! tac! tac» précipités et saccadés (Nll. Mar. 98).
tic-tac: Le balancier de la pendule poursuivait son tic-tac monotone (Droz 244); le tic-tac précipité de la machine à coudre (Duv. 209; ebenso Bert. 24); le fourreau du sabre qui faisait *tic, toc, tac* sur les marches (Droz 301); décoller un sac, et, *toc*! sur le dos (Duhamel).
tin-tin: cent mille francs en bon argent tin-tin (Daud. Nu. 31).
tireli: Un rouge-gorge modulait encore ... son dernier tireli (Thr. Pch 70).
tirelire: le tirelire de fer-blanc (Nll. Mar. 274).
trille: Triller; un trille de galoubet (kleine Flöte) Daud. Nu 17; trilles flûtés du loriot (Goldamsel) Thr. Pch. 40.
triolet: tr. d'un pinson.
turlut: Baumlerche; mit *turlututu* werden Flötentöne wiedergegeben; turlutaine = Liebhaberei.

Andere lautnachahmende Vogelnamen: bulbul (poet. Nachtigall), hibou (Eule), pinson (Fink), serin (Zeisig). Tourterelle hat gegenüber dem lat. turtur an Wirksamkeit verloren.
vlan/v'lan: Das Wort scheint ein verstärktes voilà zu sein. Es wird stark dynamisch empfunden; wie weit auch akustisch, ist nicht klar erkennbar: ... et vlan! il saute sur le clairon (Farr. Hst 122); vlan! re-sur le dos (ib. 136); V'lan! un coup de vin (Duv. 79); vgl. auch Nll. Bp. 153. — Ähnlich ist *pan* gebraucht in folgendem Satz: Elle demande son chemin à un monsieur ... Pan! c'était un sourd-muet (Duv. 304).

c) Reimende und ablautende Ausdrücke.

Wörter, die wie coucou, cri-cri, crincrin usw. durch Verdoppelung einer Silbe gebildet sind, kennzeichnen die Kindersprache: dada Hottoh; dodo Deidei, Bettchen; coco Ei; joujou Spielzeug; toto Schuhchen (bei Duhamel = Laus); toutou Wauwau.
dada ist — mit der Bedeutung „Steckenpferd" — in die Gemeinsprache übergegangen: chevauchant nos dadas préférés (Thr. Pch. 30); Il enfourcha son dada favori et prophétisa des catastrophes (Farr. Civ 214).
coco wird als Zärtlichkeitsausdruck gebraucht (vgl. poupoule = poule, Liebste): un joli coco, mon lieutenant (ironisch für einen Schieber; Nll. Mar. 240); dazu die Ableitungen cocotte (kindl. für Henne), cocodès (Geck) und cocodète (vornehme Dirne).
dare-dare: eiligst; il se cavalait en France, dare-dare (Nll. Mar. 240; auch Feu 81).
dondon: dickes, rotbäckiges Weib; épaisse d. à la figure ronde (Nll. Hi 9f.); vgl. *dodu* dick, rundlich (z. B. Thr. Bfl. 13).
gnangnan: «personne qui geint, quant il faut faire un effort»; diese Bedeutungsangabe Hatzfeld-Darmesteters paßt jedoch nicht zu folgender Stelle: (ein Schauspieler erzählt) Avant Kéan j'étais gnangnan (in kläglicher Stellung); je jouais un rôle où j'avais à recevoir vingt-cinq coups de pieds dans le derrière (Duv. 20).
popote: Umbildung von potage. Il leur reste l'adulation des popotes académiques (Essen) et des belles dames qui les tiennent (Daud. Im. 30); gern von Soldaten gebraucht (faire la popote).

pioupiou: familiäre Bezeichnung des gemeinen Soldaten; crânerie du p. frç. (Nll. Mar. 193).
trantran: train de vie; die Verdoppelung drückt gut die gewohnte Regelmäßigkeit des Alltags aus. Ils reprenaient leur petit trantran normal (Nll. Mar. 32); notre habituel tr., nos occupations quotidiennes (ib. 107f.).
tutu: «sorte de caleçon bouffant des danseuses de théâtre»; entsprechender Körperteil: Oh! les jambes, le tutu de ma petite Déa (Daud. Im. 42).
Reimende Verbindungen: *pêle-mêle* (engl. pell-mell), viel gebraucht, z. B. Droz 310: Voyez les bébés s'étalant p.-m. au soleil. — Auf gleiche Art wird ähnliches ausgedrückt in *tohu-bohu*, das ich deshalb — trotz seines Alters und seiner Herkunft aus dem Hebräischen (= wüst/leer) — hier anführe: il se replongeait dans le t.-b. des couples tournoyants (ausgelassener Tanz; Bert. 65).
charivari: scheußlicher Lärm, Katzenmusik, z. B. Thr. Bfl. 89. — *murmure* schon im Lat. — Zu queue gibt es die Verbindung: à la *queue leu leu* = im Gänsemarsch (z. B. Nll. Bp. 291).
Ablautende Verbindungen: Außer dem bekannten *zigzag* (z. B. les brusques zigzags des poissons, Nll. Hi. 47) nenne ich *bric-à-brac* (altes Hausgerät, z. B. Nll. An. 51) und *mic-mac*: etwas Zweideutiges, Verdächtiges, Unehrliches; Nous les avions surveillés (Schiffe wegen Bannware): pas le moindre mic-mac (Farr. Hst. 117); autant compter sur les mic-macs (Hokuspokus) de ta sorcière (Bert. 286; auch ib. 145).
Variation der zweiten oder dritten Silbe: *cahin-caha*: vgl. cahot; Le troismâts avançait vers le récif, cahotant comme un chariot trop lourd . . . et il avançait toujours, cahin-caha (Mille 105f.); A. reprit, c.-c., le chemin de son foyer (d'un pas lourd, mit innerem Widerstreben; Duv. 82); bildl.: le ménage allait c.-c. (Thr. Bfl. 51); ebenso Got 42 (Theateraufführung).
clopin-clopant: zu clopiner hinken; Tant bien que mal je me hissai sur l'autre jambe, et, cl.-cl., je gagnai mon fauteuil (Droz 129).
trotti-trotta: zu trotter/trottiner; Les nouveaux chameaux arrivaient tout doux, tr.-tr . . . cahin-caha, balançant la tête (Mille 138). Anschaulicher wird man das schwerlich in einer anderen Sprache ausdrücken können!
patati/patata: Klang gesprochener Worte, verächtliche Nachäffung; «Comment, baronne . . . », me disaient-ils; et patati! et patata! (Droz 80); auch Bonv. 163 (nach einem Zitat). — Vgl.: *Ta, ta, ta*, mesdames (Antwort auf Vorwürfe; Feu. 78).
Häufung ähnlicher Silben: *patatra(s)*: 1. wird es ähnlich wie patati-patata gebraucht, z. B. Droz 165 (auch ib. 231): Patatra! je m'en doutais (= papperlapapp). — 2. = pardauz: . . . patatra! le pacha dégringole de la passerelle (Farr. Hst. 122). — 3. dient es dazu, der Erzählung einen dynamischen Akzent zu geben (vgl. vlan, pan und auch rataplan Duv. 229): Patatras! la situation se retourne (Farr. Hst. 158).
riquiqui: etwas Dürftiges, Schlechtes; bei Duvernois (161) Name eines erbärmlichen Köters; eine geizige Tante trägt «un petit riq. de bonnet» (ib. 158).
tourlourou: junger Infanterist, z. B. Nll. Mar. 153.
hurluberlu: unbesonnen; Personne en Allemagne — sauf quelques hurluberlus nationalistes — ne songe à nous reprendre par la force l'Alsace (Got 240).

charabia: Kauderwelsch; Les jeunes gens parlent souvent un ch. informe: idiome barbare tissé de termes d'argot populaire et sportif (Dauz. 68).

brimborions, ein wichtigtuerisches Wort, dient zur ironischen Bezeichnung von Kleinkram: Oh! je m'accuse de tous ces br. en masse (Gespräch vor der Beichte, Droz 42); vous accrochant aux oreilles des br. coûteux (ib. 97).

Anschauliche Wörter für Kleinigkeiten, Spielzeug sind ferner: *babiole* (vgl. engl. baby), z. B. Daud. Nu. 48 (jolies b. à broderie et à dentelle) und Duv. 262 (offrir un rien, un b.); *bibelot* und *bimbelot* (Kinderspielzeug, it. bimbo = Kind); coquets bibelots (Daud. Nu. 221); des fillettes-bibelots (japanische Geishas, Farr. Civ. 48). Die erste Silbe von *brouhaha* (vgl. Wörter wie brouiller, bruit) steht in wirksamem Gegensatz zu dem darauffolgenden doppelten a: dispersant la fin de son rêve dans un br. de notes retentissantes (Klavierspiel, Daud. Nu. 179); un léger br. d'admiration (Stimmengewirr; Daud. Im. 43).

Endlich seien hier noch genannt: *fanfreluche* (lat./it. fanfaluca) Flitterkram (Farr. Hst. 45), *fifrelin* (Farr. Hst. 121: pas un f., vgl. nicht einen Pfifferling); ferner: *tumulte* (schon im Lat. mit diesem Lautcharakter), *fanfare* Trompetengeschmetter (dazu fanfaron Prahler), *bagarre* Lärm, Getümmel (z. B. Daud. Nu. 343), *vacarme*: le v. des roues (Eisenbahnfahrt, ib. 139) und *fatras*: verächtliche Bezeichnung für eine unverständliche Menge von Gesprochenem (vgl. patatras) oder Geschriebenem (z. B. Farr. Viv. 204).

II. *Verben.*

a) Tierstimmen.

In der Wiedergabe der Tierlaute ist das Französische differenzierter, als man es erwarten sollte (schon behandelt: coquerico, cuik, koui, tireli usw.).

barrir: les éléphants barissent dans leur cage (Farr. Civ 133).

bêler: blöken, meckern.

beugler: brüllen (Rinder; vgl. meugler); le chien poussa un beuglement atroce (coup de parapluie; Duv. 163); le rauque beuglement d'une sirène de remorqueur (Daud. Im 31); clairons (Nll. Hi. 43).

braire: vom Esel.

bramer: röhren (Hirsch); bramant de frayeur (garçon, Nll. Bp. 175); vgl. clamer.

cancaner: zu cancan (Ente).

caqueter: gackern, quaken (Ente); les caquets des poules; dans le salon, huit ou dix femmes caquetaient (Farr. Viv. 12); il (Redner im Parlament) arrêtait son flux de caquet (Bonv. 175).

chuinter: schreien (Eule); chuintante Zischlaut (Dauz. 220).

clapir: schreien (Kaninchen); *claqueter*: klappern (Storch), gackern (Henne); *criquer*: vom Reh.

coasser: quaken.

croasser: krächzen (Rabe), quaken (Gänse); von einem «apache» (Duv. 136).

gazouiller: zwitschern; Rotkehlchen (Thr. Pch. 103); flûtes (Nll. Mar. 69); ruisseau (Thr. Pch. 18; 24; 70).

glapir: kläffen (Füchse; vgl. clapir); il glapit ces paroles (ängstlich hervorstoßen; Fab. 89); «Entrez», glapit la voix grêle de l'abbé (ib. 116); la sirène d'une vedette glapit (Nll. Mar. 4).

glousser: glucksen (Hennen, Gänse); von Menschen: une madame gloussant d'admiration (Daud. Im. 30; ebenso Duv. 216); gloussements du voleur (Gerichtsverhandlung in Indochina, Mille 193); Nll. Hl. 40 (ricanements).
grogner: vgl. gronder und engl. grunt, grumble, growl; grunzen, knurren; von Kamelen Nll. Mar. 34; vom Meere Nll. An. 78; autos Nll. Bp. 68; von Menschen: gr. des protestations; un grognement d'aise Duv. 9; grognon brummig.
hennir: wiehern.
hôler: von der Eule.
hurler: vgl. huer, ululer; «cris stridents d'un loup, chien»; Hund vor Schmerz Duv. 294; Kettenhund Droz 315; Meereswind Nll. Hi. 5; von Menschen: Duv. 35 (Erregung); h. le même refrain militaire (laut vor Freude, Duv. 41); pathetisch deklamieren (Duv. 134); bildl.: deux mots qui hurlent d'être accouplés (Mad. X).
jacasser: von Vögeln (Elster, Sperlinge, Tauben, Papageien)); von Menschen: j. toilette (Droz 306); la foule jacasse en 20 langues (Nll. Mar. 4).
meugler: vgl. beugler; brüllen (taureau, genisses; trompes, sirène).
miauler: miauen (engl. mew); Daud. Nu. 76 (Fischadler und Eulen;) Got 64 accordéons); Duh. 47 u. 130 obus); vgl. piauler.
mugir: vgl. rugir; brüllen (Rinder); auch vom Meer.
pépier: piepen, z. B. Nll. Mar. 6 u. 82 (Sperlinge); Flöten Nll. Bp. 133; japanische Frauen Farr. Civ. 164.
piailler: immerwährend piepen: Sperlinge, Möwen; von Menschen: Nll. Mar. 255 (gamins), ib. 11 (Negerfrauen).
piauler: piepen (von jungen Vögeln); von Möwen Nll. An. 176; Flöte Nll. Bp 167; von Menschen: une congaï piaule un chant discordant et plaintif (Farr. Civ. 131).
roucouler: gurren, engl. coo; Star Duv. 209; von Menschen: il roucoule le dernier couplet (Bert. 122).
rugir: brüllen (Löwe); Wald Droz 315; rugissements lointains de l'orage (Fab. 203); Posaune Nll. Bp. 228.
turlurer: schlagen (Nachtigall).
(h)ululer: lat. ululare; heulen (Eule, Hund), z. B. Duv. 162 u. 297.
vagir: von neugeborenen Kindern, Hasen, Kamelen (Nll. Mar. 34).

b) Sonstige Verba (und dazugehörige Substantiva).

Eine Interjektion «ba» als Ausdruck des staunenden Mundaufreißens oder gelangweilten Gähnens ist der Kern folgender Verben:
bayer: gaffen; en bayant aux corneilles = Maulaffen feil halten (Duv. 260).
bâiller: gähnen, klaffen; fenêtre entre-bâillée; une des poches bâillait (Bert. 69); bildl.: elle bâillait de ses vers (Duv. 92). Daneben auch *béer*: malle, fosse, gueule béante; bouche bée.
ébahir: verblüffen; ébahi Fab. 30; au profond ébahissement de la famille (Prev. 41); on a le droit de s'éb. de l'aveuglement de ces libéraux (Bonv. 101).

Von der Schallsilbe «baf» sind abgeleitet bafouer und *bafouiller* (faseln), von dem Lallwort «bab» babiller, bavacher und bavarder (vgl. Meyer-Lübke, Romanisches etym. Wörterbuch Nr. 852, 878), lautlich verwandt sind balbutier, ébaubir, barboter, barbouiller und baragouiner, und endlich gehören auch bégayer und bredouiller zu dieser Gruppe.

bafouer: verächtlich, höhnisch, behandeln (vgl. engl. baffle); Vous (Franzosen) vous dites que vous avez été trompés, bafoués (von uns Dtsch.; Got 132); b. les héros (im Schulunterricht; Mad. XXIV).

babiller: engl. babble; junge Mädchen werden genannt «de vrais pierrots dont le babil vous étourdit (Nll. Bp. 150).

bavacher: in keinem Wörterbuch; «Mais, madame, . . .» bavacha le bec-de-lièvre (Bert. 142).

bavarder: schwatzen; bave = Geifer; ça fait plaisir de tailler une bonne bavette (Geiferlatz) behaglich schwatzen (Duv. 212).

balbutier: stottern; l'amende honorable qu'il balbutiait (Fab. 260).

ébaubir: verblüffen, z. B. Fab. 215.

barboter: die Bedeutung «s'agiter dans l'eau» (canards) ist nach H. Hatzfeld (a. a. O. 29) von einem absorbierten bourboter (zu bourbe Schlamm) übernommen; ursprünglich bedeutete es nur «parler d'une manière confuse» (vgl. marmotter); Daud. Im. 30 (erstgenannte Bed.).

barbouiller: beschmieren (z. B. Droz 87, 159), verpfuschen, undeutlich sprechen.

bégayer: von bègue stammelnd; le premier bégayement de l'enfant (Droz 287).

baragouiner: unverständlich sprechen; b. une interminable homélie.

bredouiller: überstürzt und unverständlich reden; bredouillements des juges (Mille 193); Fab. 268.

In *bouffer* (blähen, wehen) ist der Reibelaut f besonders suggestiv (vgl. pouffer, souffler, siffler engl. puff, whiff), aber auch Anlaut und Vokal sind bezeichnend (vgl. bourrer vollstopfen). Kein Wunder, daß dieses Wort und das Subst. bouffée außerordentlich beliebt sind:

Elle fit b. le satin de son domino (Bert. 66); jupe bouffante, culottes; ils se mettent à b. (die Backen vollstopfen, essen; Duv. 100); b. des biftecks (ib. 270); b. un certain nombre de km (Got 87; km fressen!).

bouffée: eine bewegte Luftmenge, die etwas (Geruch, Klang) empfinden läßt und dann vorüberzieht; etwas, was die Seele erfüllt, aber schnell vergeht; l'odeur m'arrivait par bouffées (Droz 152); des b. d'harmonie (Daud. Nu. 121 u. 257); il vous monte au cerveau des b. de poésie campagnarde (Droz 168); la b. d'une fête (= bruit + parfum, Duv. 121); des b. de patriotisme (Farr. Civ. 272), de colère, de révolte (Daud. Im. 100); vouloir par b., par à-coups (Nll. Mar. 251). Neben bouffer gibt es auch *bouffir*: toute bouffie d'orgueil (Bert. 90).

Lautlich und semantisch verwandt sind bourdonner und bourgonner (vgl. auch bouillonner: le bouillonnement sourd de la rivière).

bourdonner gibt besonders dumpf-verworrene Geräusche wieder (bourdon = Hummel, große Glocke): betende Gemeinde Fab. 178; cohue des curieux (Nll. Mar. 10); discours (Daud. Nu. 137); bourdonnement d'oreilles Ohrensausen; la présence bourdonnante (störende, Kopfschmerzen verursachende) de son mari (Duv. 43).

bougonner: knurren, brummen; sûrement, sûrement, bougonna le vieux (Daud. Nu. 81); la vieille Bert. 14, 223.

bruit, das allgemeine Wort für Geräusch, wird ungemein häufig angewandt (dazu das veraltete Verbum bruire mit seinen Partizipien bruyant und bruissant und die Weiterbildung bruissement; zum Anlaut vgl. brouhaha, brailler).

Der Franzose begnügt sich gern damit, selbst in Fällen, wo ihm ein genaueres Wort zur Verfügung steht. Fritz Strohmeyer gibt in seiner frz. Stilistik (S. 194) fünf Beispiele für bruit, wo wir im Deutschen ein genaueres Wort verwenden würden. Solche genauere Geräuschwiedergabe wäre aber auch im Frz. möglich: statt bruit de feuilles („Rascheln") etwa bruissement; bruit d'averse („Geprassel") = clapotement; br. des fouets („Knallen") = claquement; br. de canon (Donner) = grondement, tonnerre; br. d'une porte (Knarren) = grincement. — Einem englischen "he smacks his lips" steht im Frz. gegenüber: ses lèvres s'agitent comme à l'approche d'un fruit savoureux, Droz 254. Man findet aber auch: le clapement qui savoure (Daud. Im. 30). Trotzdem bleibt natürlich die Tatsache bestehen, daß das Frz. in der Wiedergabe von Geräuschen weniger differenziert ist als das Englische (und auch das Deutsche). In der Übersetzung von Treasure Island z. B. sind die Wörter swish, clash, rush, boom, rattling, crack und ajangle gleichmäßig allgemein mit bruit wiedergegeben.

bruissement ist zwar eng verwandt mit bruit, aber doch spezieller und ausdrucksvoller (ss!). Es dient zur Wiedergabe einer Aufeinanderfolge weniger lauter Geräusche: (deminutiv + iterativ): bruiss. des sources, des cimes, des feuilles, de la pluie fouettant les vitres; bruiss. régulier de l'eau.

brailler: schreien, kreischen; bébé, sentinelle, caporal.

chanter (dazu die Subst. chant u. chanson) ist kaum suggestiv. Die Vorliebe der Franzosen für dieses ziemlich farblos poetische Wort ist bezeichnend. Es wird z. B. gebraucht von der Nachtigall, dem Hahn und der Grille, vom Artilleriegeschoß und vom Wasser eines Brunnens oder eines Baches.

Bei dem Subst. *choc* kommt der Gaumenverschlußlaut mehr zur Geltung als bei dem Verbum *choquer*. Es scheint daher bevorzugt zu werden: choc d'argenterie, de sabots ferrés, de casseroles, d'assiettes, de verres (Klappern, Klirren; engl. clash, clink). Neben den akustischen Verwendungen sind aber auch die rein dynamischen häufig: il ressentit un choc au cœur (Duv. 109). — choquer wird viel bildlich gebraucht (mißfallen), aber auch akustisch: ch. les verres; s'entre-choquer = klappern.

In dem Gaumenverschlußlaut liegt auch die Wirksamkeit von ***cahot*** = Stoß eines Wagens (le cahotement des roues, un pavé cahoteux Got 58) und von

hoquet = Stoß des Zwerchfells, Schlucken: le profond h. qui la secouait (Schluchzen, Farr. Hst. 45); rire à petits h. (Farr. Civ. 50); les colonnes de vapeur sortaient en bouffées, en h. minces (= à-coups, Mille 119; auch 271).

Zu cahot/chaotique vgl. H. Hatzfeld a. a. O. 25. Chaos erinnert an *cohue* = Wirrwarr, Menschengedränge. Endlich sei hier noch auf *coup* hingewiesen.

Sehr wirksam für „flüstern" ist *chuchoter* (vgl. chut! = pst!): les chuchotements du feuillage (Nll. Mar. 84); la mer brise contre le môle ses volutes chuchotantes (ib. 1).

Der Anlaut cl verbindet die Wörter clamer/clapement, clapoter/clapotis, claquer/claque, cliqueter/cliquetis, clinquant/clinquaillant, und auch éclair, éclat/éclater, éclabousser, s'esclaffer sind mit dieser Gruppe verwandt. Deutlich scheiden sich dabei die Wörter mit dem Stammvokal a von denen mit i.

clapoter/clapotis: plätschern, anschlagen (Wellen); le clapotis de l'averse; clapotement des ondées; auch von Fahnen, Lippen (Bert 266.)

claquer: klappen, klatschen (Zähne, Zunge, Ohrfeigen, Fahnen, Fensterläden, Türen, Holzschuhe, Peitsche, Schüsse); le voile déployé claque comme un parterre de théâtre (Farr. Hst. 166); l'alerte avait claqué les chevaux (war den Pferden in die Glieder gefahren, Farr. Civ. 247); ils (Todeskandidaten) ont toujours l'air claqué (Mille 48); ablautende Verbindung: il a pris ses *cliques* et ses *claques* et il est allé à Londres (Duv. 303).

cliqueter, cliquetis: klirren (Zaum des Pferdes, Schlüsselbund, Silberkette, Löffel auf Porzellan); l'Allemagne retentit de cliquetis des épées (Got 147).

clinquant: Flittergold; bijoux de cl.; aveuglé par le cl. nationaliste (Got 201); ventres rebondis *clinquaillants* de breloques (Got 40); vgl. quincaille = Eisenkurzwaren; se requinquer = sich aufputzen.

Anlaut cr: cracher, craquer (krack), crépiter, crier, crisser, croc, crampe, crampon, croquer, crouler, écraser, s'écrouler.

cracher: crachements et sifflements (Dampfsäge); les fusils crachaient avec fracas leurs balles de carton (Nolly Bp. 118); elle cracha (schimpfte, Farr. Civ. 148); *crachoter*: demin. + iter, z. B. Got 41 (sprühender Regen).

craquer: engl. crack; Interj. crac, krachen, knarren, knirschen (umstürzender Baum, Zweige, Treppe, Parkett, Stiefeln, Sand, dürres Laub); ces bons rires craquants et sonores (Daud. Nu. 121); craqué/craquelé rissig (peau, collines); bildl.: qch. craque (klappt nicht, Daud. Im. 46); l'armée craquait, s'effondrait (Barrès); un *krack* (Bankerott, Krisis) formidable au Japon (Delaisi); craque = Aufschneiderei (Baron de Crac).

écraser: vgl. engl. crash/crush; bezeichnend für den Lautcharakter des Wortes ist folgender Satz (man beachte die zahlreichen r und die lautliche Ähnlichkeit von «fracas»!): Les rudes syllabes gutturales . . . s'écrasaient dans sa gorge avec un fracas de chariots (Bert. 9); infolge der französischen Neigung zur Übertreibung wird écraser gern verwendet, auch da, wo es sich nicht um ein Zermalmen, sondern nur um ein Bedrücken handelt: charges écrasantes, dormir d'un sommeil écrasé, j'en écraserais votre cœur.

crépiter: knistern, prasseln (brennende Häuser); sous les gouttes crépitantes (Regen) le sol pierreux luisait (Bert. 13); une salve d'applaudissements crépita (ib. 74); vgl. crécelle = Klapper.

crier: ein allgemeines Wort (in der Übersetzung von Treasure Island dient es zur Wiedergabe von hail, squall, scream, shriek, shout, yell und roar), und doch verrät es in manchen Verwendungen deutlich seinen Lautcharakter: Ça fait un drôle de bruit, un navire coupé en deux: ça crie comme une bête qu'on écrase: Cri! . . . Cri! . . . Cri! (Farr. Hst. 124 (man beachte auch bruit u. écraser!); des bottes crièrent sur le sable (Nll. An. 221).

crisser: von Gewehrkugeln, Rädern einer Kutsche, Geigen.

croquer: etwas Knackendes, Krachendes beißen (Zwieback, Knochen); brebis croquées par le loup (Nll. Bp. 150).

Die Wortfamilie «croc (Haken; engl. crook), accroc (Riß durch Hängenbleiben, bildl.: accrocs à la règle, Dauz. 210), accrocher; crampe (1. Krampf, 2. Krampe), crampon (Klammer), cramponner» ist lautlich verwandt mit der gr-Gruppe: gratter, graver, gripper, grimper usw.

Der zweimalige Silbenbeginn mit d ist kennzeichnend für:

dandiner: schlenkern, schwanken; elle marchait avec un dandinement mal gracieux (Daud. Nu. 78 u. 113); la capote du cabriolet se dandine (Droz 315); vgl. dégingandé = schlottrig, wacklig (Personen, Tänze, Kandelaber).

dodeliner: wackeln (mit dem Kopf), z. B. Duv. 291; Nll. Mar. 93 (Kamele).

Endlich sei hier erwähnt: *dorloter* = verhätscheln, z. B. Bert. 103.

Von flac! = quatsch! abgeleitet ist *flaquer*: «lancer brusquement (une certaine quantité de liquide)»; vgl. *flanquer* im vulg. Sprachgebrauch (z. B. Bert. 247).

Anlaut fr: fracasser, frapper, frémir, fredonner, frétiller, frissonner, frotter, froisser, frôler.

fracasser: zerschmettern, vgl. casser und écraser; fr. des porcelaines; bildl.: tous tenaient à deux mains leurs oreilles fracassées (schrecklicher Lärm, Daud. Nu. 340); étaler un luxe fracassant (auch éclatant, Duv. 245/243); *fracas*: Lärm, z. B. von Eisenbahnbremsen, einem Wasserfall, Trompeten.

frapper: klopfen, treffen; vgl. taper, engl. rap, slap, tap; auch bildlich.

frémir: Wilh. Münch (Z. f. d. dtsch. U. 1900: Sprache und Ethik) findet den leichten Gebrauch von trembler und frémir bezeichnend für die Eindrucksfähigkeit und nervöse Lebhaftigkeit des Franzosen. Frémir dient eigens zum Ausdruck des Bebens vor seelischer Erregung (Schauder, Furcht, Haß, Freude, Hoffnung, Begeisterung). Uns Deutschen ist es fremd, für die Stärke aller dieser Affekte ein körperliches Beben sprechen zu lassen. Frémir ist beseelter als trembler (vgl. beben und zittern). Wenn es auf die Natur angewandt wird, zeugt es von einer gewissen Einfühlung, da die Analogie des Seelischen mitklingt. Les palmiers frémissaient sous la brise tiède (Bourget).

frissonner (schau[d]ern) ist nahe verwandt mit frémir (vgl. bes. die Formen mit ss): frisson de colère et d'orgueil (Nll. Mar. 233); la place où frissonnaient les frondaisons légères (vgl. bruissement, Thr. Bfl. 5); ganz akustisch (rascheln): votre jupe qui traîne et friss. sur le tapis (Droz. 221).

fredonner: trillern, trällern (au piano, fredons de guitare).

frétiller: sich hin und her bewegen, zappeln (Duv. 160, tante), wedeln (Daud. Nu. 29).

frôler/froisser/frotter bieten eine interessante lautlich-semantische Abstufung: frôler ist zarter als frotter; froisser = wundreiben, quetschen, rascheln; bildlich: kränken.

gargouiller, von gargouille = Wasserspeier, Regentraufe, bezeichnet ein gurgelndes Wassergeräusch; une respiration . . . râlante avec un gargouillement d'eau comme celui que fait une pompe brisée (Maupassant). Von Kamelen (Nll. Mar. 14 u. 41).

gémir: vgl. frémir, engl. groan; les arbres se penchaient en gémissant (Droz 318).

geindre: lat. gemere; (weibisch) ächzen; le sampan geignant par tous les joints de sa carcasse (Nll. An. 12); les bambous geignaient (im Winde, Nll. Hi. 5).

gifler: vgl. siffler; ohrfeigen; ces rafales d'eau furieuse qui giflait les joues (Farr. Civ. 278). La mer gifle de son écume les blocs des jetées (Nll. Mar. 2).

glisser: gleiten, schieben; engl. glide, slide, slip; glisser quelques mots à l'oreille de ... (Thr. Bfl. 13); Monseigneur se glissant dans les plus humbles ménages (Fab. 26).

Anlaut gr.: gratter, grésiller, grincer; gribouiller, grignoter; gripper, grimper; grommeler, gronder; grouiller.

gratter: kratzen; engl. scratch; gr. de la guitare (Nll. Bp. 209); gr. du papier (schreiben, Duv. 235); vgl.: *graver*, dtsch. graben, *gribouiller*.

griffonner, beide = kritzeln, schmieren (son gribouillage, Duv. 234).

grésiller: vgl. crépiter, knistern; braseros où grésillaient des tisons (Nll. An. 166); le grésillement de l'écume qui s'écrasait (!) sur la plage (Nll. An. 29); le gr. de l'ondée sur les vitres (Thr. Pch. 10); bildlich: ce souvenir fait gr. ses petits yeux (Lüsternheit, vgl. pétiller; Daud. Im. 45).

grignoter: knabbern, z. B. Duv. 24 u. 242; gr. un croûton Thr. Pch. 5.

grincer: vgl. crier, crisser; kreischen, knarren; Achsen, Räder, Säge, Schlüssel, Uhrfeder, Feder auf dem Papier, Schaukel, Geige; grincement d'une voix criarde (Daud. Nu. 256); vgl. *grincheux* = mürrisch.

griffer/agriffer: des garçons, s'agriffant par les épaules (Bert. 63); griffe = Kralle; griffonner s. o.; agrafe/agrafe .

gripper/agripper: la gosse m'agrippe par la main (Farr. Hst. 40; Fab. 243).

grimper: 's'élever en s'accrochant; vgl. ramper, cramponner u. gravir.

grommeler: engl. grumble; Toi . . . toi ? grommela-t-il entre ses dents serrées (Thr. Bfl. 113); Fab. 231.

gronder: mer, rafale, cascade, torrent, trains, métro, tonnerre, tambours.

grouiller: «agitation confuse, bruit confus»; paix de cloître défendue du grouillement de la vie par les lourdes portes (Daud. Nu. 171); les plus grouillants ne bougent plus (Daud. Im. 30); grouille-toi un peu, mon fils (Farr. Hst. 163; *se dégrouiller*: avec une personne (Bert. 212); il ne se dégrouille pas trop bien en frç. (Bert. 277); vgl. se débrouiller.

Dem Alphabet folgend, nenne ich hier einige Wörter mit konsonantischem „h", die durch das Verstummen des h etwas an Wirksamkeit verloren haben: bei haleter = keuchen (vgl. panteler mit gleicher Bedeutung u. haler = anrufen) und happer beachte man das a, bei *happer* jedoch auch den Stammesauslaut (ebenso in heurter = stoßen, klopfen): il happa les petits doigts (schnappen, Bert. 304); des phrases décousues dont je happe quelques-unes au vol (Got 108); Fab. 216 (chapeau); Nll. Bp. 150 (moineau).

japper: kläffen; des gradés jappent après leurs hommes (Nll. Mar. 87); japper sur un ton coupant les paroles sacramentelles de la «théorie» (ib. 177).

jaser: schwatzen vgl. jacasser; on jasait, on riait (Nll. Bp. 156); Duv. 185 (ruisseaux).

Die Wörter mit Anlaut m sind lautlich und semantisch eng verwandt:

mâchonner: muffeln (kauen, z. B. le bout de son cigare, und undeutlich sprechen, z. B. Fab. 241, Nll. Mar. 218); von einem Schlafenden: il ne ronflait point, mais sa bouche se gonflait, et il mâchonnait doucement . . . (Duv. 288).

mâchouiller: il machouillait des mots sans suite (Duv. 268); Weiterbild. von *mâ* her.
marmonner: vor sich hin murmeln, z. B. Gebete (Bert. 27); Nll. Bp. 142 (injures).
marmoter: murmeln, vgl. engl. mutter.
murmurer: viel gebrauchtes Wort (Wald, Bach, Schweigen); le murmure de la respiration (Droz 176); vgl. zu diesen Verben die Substantiva *moue* (z. B. m. dédaigneuse Nll. Hi. 45), mufle (z. B. m. de bouledogue) u. museau.
Anlaut p: die Wörter lassen sich in folgende Gruppen einteilen: palpiter + pétiller; papoter + patauger/patouiller; percer + pincer + piquer; plaquer + plonger; pouffer + pulluler.
palpiter: zucken.
pétiller: knistern, knattern (pétillement des mausers Nll. Bp. 259); rein optisch: les volets verts filtrent une lumière pétillante (Duv. 159).
papoter: schwatzen; papotage Stadtklatsch.
patauger: im Schlamm patschen, verwirrt reden; vgl. barboter; l'argot p-e dans l'ordure (Dauz. 160). elle p-a dans des explications peu vraisemblables (Bert. 256).
patouiller/patrouiller mit gleicher Bedeutung; patouillards (Schiffe) Farr. Hst. 116; abgeleitet von patte.
percer: *cri* perçant.
pincer: je l'avais pincé en train de mal faire (Nll. Bp. 289).
piquer: engl. peck, pick, prick; pigeon piquant du bec le grain (Mille 245); la cloche du bord piquait les trois coups (Farr. Hst. 132); une émotion lui piquait les yeux (Daud. Nu. 14); vgl. piquant, *picoter* = prickeln.
plaquer: vgl. flaquer; il plaquait ses journaux sur les tables (Bert. 164); sa femme l'a plaqué pour un coiffeur (im Stich lassen Duv. 309); vgl. *planter*: elle le planta au milieu de l'atelier et disparut (Fab. 227); la grosse dame lui plaqua un baiser (Duv. 118).
plonger: wird auf ein gemutmaßtes «plumbicare» zurückgeführt und hat diesem gegenüber etwas an Wirksamkeit verloren; wie bei *tomber* ein Schallwort «tumb», so scheint ein «plumb» = plumps! zugrunde zu liegen.
pouffer: vgl. bouffer; le vent parfois faisait p. les voiles (Mille 93); p. de rire (Droz. 209).
pulluler: lat. pullulare, wimmeln, «se multiplier abondamment»; la nuit est pullulante d'étoiles (Nll. Bp. 217).
Anlaut r: rabâcher u. radoter; racler, éructer u. râler; rafler u. renifler; ronfler, ronger, rogner, rognonner, ronchonner u. ronronner; rouler, rumeur.
rabâcher: «redire fastidieusement»; r. les mots d'un ordre immer wieder vor sich hinmurmeln; vgl. remâcher; Nll. Mar. 223).
radoter: engl. dote; faseln (Altersschwäche) Farr. Civ. 262.
racler: kratzen, z. B. du violon Nll. Bp. 145); raclée (frottée) de bois vert = Tracht Prügel (Got 205).
râler: röcheln; Farr. Civ. 265 (erlöschende Lampe); r. la langue arabe (Nll. Mar. 203).
éructer: rülpsen.
rafler: raffen; Got 20 (des perles); Mad. 62 (eine Kolonie; faire à travers Rome des rafles d'antiques, Mad. 293); Got 50 (rafle = razzia).
renifler: schnüffeln; engl. sniff/sniffle; ils reniflent et soufflent derrière la porte (Nll. Bp. 47); pleurnicher et renifler (Duv. 236).

ronfler: schnarchen; il ronflait comme une toupie (Kreisel, Mille 183); ronflements stridents des balles (Nll. Mar. 161); ferner gebraucht von: Tamtam, Gong, Automobil, Ofen, Fliegen.
ronger: nagen, z. B. le frein.
rogner: stutzen, beschneiden.
rognonner: urspr. = rogner/ronger; dann, unter dem Einfluß von grogner u. ronchonner (H. Hatzfeld a. a. O. 26) = brummen.
ronchonner: il obéit en r-ant (Duv. 232; 92; Bert. 132).
ronronner: «bruit sourd et continu» (Katze, Ofen, monotones Sprechen, Trommeln); le ronron de sa phrase (Daud. Nu. 218); le ronronnement sourd des tambours d'où jaillissaient des bouffées de clairon (Nll. Bp. 241).
rouler: roulement de timbre (Klingeln; Prév. 119).
rumeur: lat. rumor; confuse r. de conversations.
Anlaut s: die Wirkung des s ist sehr deutlich in siffler und susurrer, weniger in sangloter u. sonner.
siffler: suggestiver als das lat. sibilare; pfeifen, zischen; engl. hiss; vgl. souffler; un train qui siffle, souffle (Got 42); le vent souffle et siffle (Droz 208); von einem Vogel, einer Schlange, einem brennenden Holzscheit; s. des médisances (Bert. 31); s. de petits verres (trinken, ib. 112).
susurrer: flüstern, säuseln; lat. susurrare; on sent l'amour s. de concert avec les sources et les oiseaux (Thr. Pch. 28).
sonner: vgl. tonner; tönen, schallen, klingen, schlagen (Uhr); faire s. les éperons, l'argent; Bert. 29 (outils).
Anlaut t: taper u. toquer; tinter u. tonner; tituber.
taper: «frapper avec le plat de la main»; engl. clap, slap, tap, rap, tap- viel differenzierter! t. kann alle Grade der Heftigkeit bezeichnen, von einem freundschaftlichen Klaps (Fab. 125) bis zum Auftreffen einer Bombe (Farr. Hst. 213) oder einem Schiffszusammenstoß (ib. 124); zwei Beispiele aus Maupassant, Contes du jour et de la nuit: les dominos (Spiel) tapés sur le marbre; il le roua de coups, tapant comme un forcené; le soleil tape (Mille 46; 286).
tapager (doppeltes a!): lärmen; le tapage des convives, des cuillers (Thr. Bfl. 25; Daud. Nu. 220); cela ferait un fier tapage (Aufsehen, ib. 222); les voix tapageuses des canards; une tapageuse beauté (vgl. luxe fracassant).
apoter: diminut. + iter.; elle t. ses cheveux ébouriffés (Farr. Civ. 95); une dactylographe t. son clavier (Nll. Mar. 231).
toquer: un leger coup toqua sa porte; retoquer = abweisen (Duv. 150); vgl. toc! und tocsin = Sturmläuten, Alarmglocke.
tinter: lat. tinni(ta)re; vgl. tin-tin, retentir u. timbre = Metallklang; gebraucht von: argenterie, verres, piles de piastres, rires; les imprécations tintent encore à ses oreilles (Nll. Hi. 19); les tintements de l'Angélus; le *tintinnabulement* des cloches; *tintamarre*: t. de soucoupes, de ferraille (Nll. Mar. 16; 49); *tintoin* = Ohrensausen.
tituber: lat. titubare; schwanken.
vrombir: auto vrombissante (Got 149); grondant et vrombant (Flugzeug, Nll. Bp. 120); fehlt in den Wörterbüchern!
zézayer: lispeln (z statt j/g sprechen), z. B. Nll. Bp. 127.

Erwähnt seien endlich noch folgende Verba:

ahurir = verdutzt machen (Fab. 31; 89); ânonner = stotternd hersagen (Nll. Bp. 7); bomber, z. B. la poitrine (Bert. 51; vgl. gonfler u. rebondi = dick, rund); cajoler = liebkosen (vgl. en-

jôler = beschwatzen); dégringoler = herunterpurzeln (Daud. Nu. 25; 191; vgl. gringalet = schwächlicher Mensch); ébrouer = schnauben (Pferd); embobeliner = beschwatzen (bobeliner = rapiécer; Thr. Bfl. 73); s'emberlificoter = sich verwickeln (Farr. Hst. 124); flageoler = schlottern (vgl. flasque = schlaff, flou = weich, fluet = schwächlich); gigoter = strampeln (Got 93; gigot = Schenkel); hébéter = stumpfsinnig machen (Duv. 111; 234); laper = auflecken, lamper = saufen; ratatiner = einschrumpfen; sucer u. téter = saugen; taquiner = ärgern (Droz. 282); tracasser = plagen (Duv. 222; vgl. trac = Furcht, Duv. 21, u. traquer = hetzen).

An anschaulichen Bezeichnungen (vgl. engl. clod / clot / cloud / clog / club / clump / chump / hump / lump / stump u. blot / dot / jot / plot / spot) ist das Französische arm. Mir sind nur zwei Gruppen aufgefallen: balle / boule / bulle / bosse / boche / bombe / bloc und croupe / groupe / grappe / houppe.

Einem Zeitschriftenaufsatz sind enge Grenzen gesteckt; ich bitte daher, das Fragmentarische dieser Arbeit zu entschuldigen. Sie soll zur Erforschung eines vernachlässigten Gebietes beitragen, der „statischen" (= ahistorischen) Bedeutungslehre (vgl. Z. f. Dtschk. 1926, S. 324). Die Behandlung der Wörter in den Wörterbüchern kann dem nicht genügen, der die Sprache psychologisch und künstlerisch betrachtet. Jedes Wort ist eine Individualität. Es genügt nicht, seine verschiedenen Anwendungen begrifflich zu bestimmen und logisch zu ordnen, denn 1. geht dabei der organische Zusammenhang der Bedeutungen verloren, 2. wird Unwesentliches nicht von Wesentlichem unterschieden, und 3. läßt sich das Individuelle der Wörter überhaupt nicht schematisch-rational erfassen.

Abkürzungen.

Bert. = Louis Bertrand, Pépète et Balthasar, éd. rev.; Bonv. = G. Bonvalot, Une lourde Tâche 1913; Daud. = A. Daudet: Im. = L'Immortel (Nouv. Coll. ill.), Nu. = Numa Roumestan 1881; Dauz. = A. Dauzat, La Défense de la Langue frç. 1912; Droz = G. Droz, Monsieur, Madame et Bébé 1900; Duv. = H. Duvernois, Fifinoiseau; Fab. = F. Fabre, L'Abbé Tigrane 1903 (1873); Feu. = O. Feuillet, Roman d'un jeune Homme pauvre (N. Coll. ill.); Farr. = Cl. Farrère: Hst. = Dix-sept Histoires de Marins; Civ. = Les Civilisés; Got = A. Got, L'Allemagne à nu 1922; Mille = P. Mille, Barnavaux et quelques Femmes 1908; Mad. = L. Madelin, L'Expansion frç. 1918; Nll. = E. Nolly; An. = La Barque annamite, Bp. = Le Mariage de Bèp-Mao; Hi. = Hiên le Maboul; Mar. = Gens de Guerre au Maroc; Prév. = M. Prévost, Monsieur et Madame Moloch (Mod. Bibl.); Thr. = A. Theuriet; Bfl. = Boisfleury (N. Coll. ill.); Pch. = Péché mortel (Mod. Bibl.).

Werdau. A. Fröhlich.

AN VERLAG UND HERAUSGEBER DER NEUEREN SPRACHEN.

Sie haben mir durch das zu meinem 70. Geburtstag überreichte Ehrenheft eine große Freude bereitet. Diese Aufmerksamkeit berührt mich um so tiefer, als ich mir die ganze Entwicklung Ihrer Zeitschrift unter der ehemaligen Leitung meiner alten Freunde

Viëtor, Kühn, Rambeau, Dörr lebhaft vergegenwärtige. Was diese zu Beginn der neusprachlichen Reformbewegung geleistet haben, ist trotz aller in der Zeit begründeten Hemmnisse durch die neuen Herausgeber Küchler und Zeiger erhalten und im alten Geiste unter Berücksichtigung des Wandels der wissenschaftlichen und methodischen Anschauungen fortgeführt worden. Wie ich den leider heimgegangenen Freunden ein treues Gedenken bewahre, so fühle ich mich auch mit den Lebenden aufs engste in herzlicher und dankbarer Gesinnung verbunden. Ebenso stehe ich mit dem Verlag durch den früheren und jetzigen Inhaber, Vater und Sohn Braun, in den besten Beziehungen. Sie haben ihrerseits alles getan, um den neusprachlichen Unterricht, dem meine Lebensarbeit vor allem gewidmet ist, in jeder Weise zu fördern.

Das Ehrenheft enthält neben den persönlichen Würdigungen meiner Arbeit durch Dörr und Quiehl, meine alten Kampfgenossen, viele wertvolle Beiträge von älteren und jüngeren Gelehrten und Schulmännern aus Deutschland und dem Ausland. In ihrer Gesamtheit ergeben sie ein schönes, übersichtliches Bild der Bestrebungen auf dem Gebiete des modernen Sprachunterrichts. Ich bin stolz darauf, diese hervorragenden Arbeiten mit meinem Namen verknüpft zu sehen, und spreche allen, die auf diese Weise mich zu meinem 70. Geburtstag geehrt haben, dafür sowie für die damit verknüpften guten Wünsche meinen herzlichen Dank aus.

Mit dem Wunsche, daß die Zeitschrift weiter erfreuliche Fortschritte machen und den Kreis der tüchtigen Mitarbeiter erhalten und erweitern möge, zum Wohle von Wissenschaft und Schule, die hier stets eine so ideale Vereinigung gefunden haben, bleibe ich in dankbarem und treuem Gedenken

Ihr

Max Walter.

ARNOLD SCHRÖER (1857—1927).

Am 10. November 1927 feierte Arnold Schröer, der emer. Professor der englischen Philologie an der Universität Köln, früher in Freiburg i. Br., seinen 70. Geburtstag. Im 1./2. Heft von Band 62 der *Englischen Studien*, das von alten Schülern, Freunden und Mitarbeitern dem Jubilar dargebracht ist, hat Johannes Hoops Leben und Wirken des Lehrers, Freundes und Kollegen eingehend und feinfühlig gewürdigt. Darauf wie auf die übrigen Beiträge sei besonders hingewiesen.

Die *N. Spr.*, zu denen Arnold Schröer stets die besten Beziehungen gepflegt hat, sprechen ihm mit herzlichen Wünschen für einen schönen und doch arbeitsreichen Lebensabend den Dank der neusprachlichen Lehrer aus insbesondere für das, was er für das so notwendige Zusammenarbeiten von Schule und Universität allzeit getan hat. Das konnte er um so eher, als er vor seiner akademischen Lehrtätigkeit selbst Lehrer an höheren Schulen (in England und in Wien) gewesen war und ein feines Verständnis für alles hatte, was wir im Beruf brauchen.

Die Herausgeber.

BESPRECHUNGEN.

GERTRUD BÄUMER, *Europäische Kulturpolitik.* 8°. 51 S. F. A. Herbig, Berlin 1926.

Wenn in dieser Schrift Universität und Schule, besonders der neusprachlichen Lehrerschaft die Pflege des europäischen Gesamtbewußtseins zur Pflicht gemacht wird, so geschieht es nicht einem flachen Modeeuropäismus zu Liebe, sondern aus der ernsten und tiefen Überzeugung heraus, daß es eine Bildungsaufgabe zu erfüllen gilt, „die den innersten Kern und die wertvollsten Kräfte der europäischen Kultur umfaßt". Die Verfasserin findet warme und eindringliche Worte, wenn sie mahnt, die in jahrhundertelangem geistigen Kampfe erworbene, gemeinsame abendländische Bildung, als allen Europäern gehörendes Gut, wiederherzustellen und zu verteidigen, an die Stelle immer noch vorhandenen Mißtrauens wieder die Objektivität als die Methode des gebildeten Menschen — nach einem Worte des früheren, für deutsch-französische Verständigung sich einsetzenden Unterrichtsministers de Monzie — zu setzen. Mit dem Genfer de Reynold fordert sie die Wiederherstellung des zerstörten Gleichgewichts zwischen lateinischer und germanischer Kultur in Europa, zwecks gemeinsamen Kampfes des Abendlandes gegen den verhängnisvollen Zwang zivilisatorischer Veräußerlichung, von dem es durch die rasende technische Entwicklung bedroht ist.

Eine notwendige, wertvolle Schrift, die das Mitarbeiten an den Aufgaben internationalen geistigen Zusammenwirkens als nationale Pflicht gerade auch des auf Wert und Kraft des eigenen Volkes stolzen, vaterländisch gesinnten Menschen fordert. Aus der Erwägung heraus, daß jeder Nation Weltbedeutung beschieden ist nur in dem Maße, als sie zur Bereicherung und Vertiefung des menschlichen Geistes durch geistige Taten beiträgt.

Hamburg. Walther Küchler.

PROSPER MÉRIMÉE, *Gesammelte Werke.* Herausgegeben von Arthur Schurig. München, Buchenau u. Reichert.

Der Verlag hat die von A. Schurig veranstaltete Gesamtausgabe Mérimées in überaus vornehmer Buchausstattung herausgebracht und hat uns damit nicht nur inhaltlich, sondern auch äußerlich ein gutes Buch in die Hand gegeben. Novellen, Briefe, kleine Dramen liegen in der geschlossenen wohlüberdachten Anordnung von fünf Bänden vor. Der Herausgeber hat unter den vorhandenen Übersetzungen fast durchweg die modernste Fassung gewählt: J. Zeitler, O. Kalenter, W. Gerhard, A. v. Bystraun u. a., die den Leser von heute am meisten anspricht. Insbesondere Schurig ist bei der Eindeutschung des Originals mit feinem Gehör für den Zeitstil vorgegangen. Er nimmt die Redewendungen geschickt aus dem aktuellen Sprachgebrauch. Er zerlegt lange Perioden in die knappe Aufeinanderfolge von Hauptsätzen. Er streicht dort und da (z. B. Carmen, Kap. 4) die weitschweifigen gelehrten Auseinandersetzungen, die das Erzählungswerk für den hastigen Leser von heute belasten könnten. Kurz, Mérimée wird uns zeitlich so nahe gebracht, als es die Atmosphäre des 19. Jahrhunderts nur immer erlaubt.

Zum erstenmal ist man auch in der Lage, die viel umstrittenen Briefe an eine Unbekannte in ihrer Gänze zu überblicken. Ein Nachwort, ein biographischer Aufsatz und Drucknachweise, die den einzelnen Novellen vorausgesetzt sind, bringen einen sehr begrüßenswerten literarhistorischen Apparat bei. Hier wird vielleicht eine 2. Auflage imstande sein, gewisse Mängel des Zitierens zu beseitigen. Mérimées Äußerungen über seine Begegnung mit Bismarck gehören beispielsweise in den Brief 144 anstatt 141 (s. IV 337). Eine wertvolle Vervollständigung der Ausgabe bedeuten die Abbildungen nach den Originalen von Deveria, Rochard u. a.

Hermann Pongs, *Das Bild in der Dichtung.* Bd. I. Elwert, Marburg. 513 S. Preis M. 20.

H. Pongs erörtert in der Einleitung zu seinem groß angelegten Werk klar und übersichtlich die aktuellen Fragen der Sprachwissenschaft und zeigt seine eigenen methodischen Wege auf. An sich muß man es mit Freude begrüßen, daß der Verfasser den Weg gewagter Spekulationen links liegen läßt und alle Aufmerksamkeit der besinnlichen und nachdenklichen Schau des Dichtwerkes zuwenden will.

Er betrachtet das dichterische Bild, die Methapher, als das Primäre, aus dem sich die Weltanschauungsinhalte der Künstler aufbauen. Der vorliegende erste Band verarbeitet einen ausgesprochen lyrischen Stoff, der mit der sicheren Sachkenntnis ältester und neuester Zeiten angefaßt wird. Die Gliederung des überaus großen Materials erfolgt nach dem Prinzip der Früh-, Voll- und Endformen, mit einer sehr glücklichen Scheidung von mystischen und magischen Elementen. Die methodische Feinheit des Verfassers kommt in dem Kapitel über Beseelung besonders fesselnd zur Geltung.

Als großes Plus des Buches darf die sehr gründliche Auseinandersetzung mit rein sprachlichen Fragen betrachtet werden. Pongs greift bis auf die Bedeutung von Kulthandlung und Gebärde zurück. Er schneidet wesentliche Fragen der Rhythmik an und versucht Sprachbildungen der neuesten Zeit in historische Betrachtungen einzubeziehen. Der Verfasser scheut vor keiner Auseinandersetzung mit Sprachtheorien verschiedenster wissenschaftlicher Richtung zurück.

Wenn dieser erste Band in seinen letzten Folgerungen durch die Einseitigkeit des lyrischen Materials noch etwas behindert wird und manches offen lassen muß, so darf man den zweiten Band mit um so größerer Spannung erwarten. In ihm werden sich an Hand der dichterischen Prosa die Voraussetzungen runden. Der Versuch einer Morphologie der metaphorischen Formen, wie ihn Pongs unternimmt, läßt uns mit Spannung eine Synthese geisteswissenschaftlicher und philologischer Denkrichtungen erwarten.

Wien. Marianne Thalmann.

Ernst Kieseritzky, *Die Schönheit unserer Muttersprache.* Leipzig. Teubner 1926. VII u. 386 S. Geb. 10 M.

Das Buch, das nach der Einleitung eine „Wissenschaft vom deutschen Wohllaut“ begründen will, ist recht ernst zu nehmen. Sein Verfasser gehört nicht zur Zunft, sagt auch den Zünftigen

manche deutliche Wahrheit, aber er bringt für seine Arbeit etwas mit, was nicht alle haben, ein feines Gehör für die Untertöne der deutschen Sprache, ein „Ohr der Liebe“ (doch schreibt er sich S. 73 „nicht das geringste Musikgehör“ zu!). Das Hauptsächliche nun und Neue, das er neben einer Fülle hier nicht weiter zu erörternder Anregungen bringt, ist dies: „Nicht logische Werte, sondern Betonungsgefühle sind die Triebe, welche unsere Sätze ordnen und fügen. Du verstehst den deutschen Satz nicht, wenn du seine Betonung nicht verstehst; die läuft in ihm nicht nur mit, sie gestaltet ihn, gibt ihm eine Form“ (S. 173). Offenbar ist das eine Einstellung, die der bei unsern Phonetikern und Grammatikern üblichen widerspricht; und so trennt sich denn der Verfasser auch nicht nur von Paul, Behaghel und Wunderlich (S. 322f.), sondern auch von Sievers (S. 58), dessen „Rhythmisch-melodische Studien“ sich doch ernsthaft und erfolgreich mit Betonungsfragen abgeben. Daher heißt denn auch K.s Schlußkapitel geradezu: „Wider den Strom“; aber wer ihm bis dahin gefolgt ist, kann die Richtigkeit seiner Grundanschauung nicht bestreiten. Seine fünf Kapitel (Die deutschen Laute, Der Wortton, Der Satzton, Die Wortstellung, Die Wortschöpfung) hämmern dem Leser zu oft und zu eindringlich die Lehre von der Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit des Tones ein und von den Folgen für den Satzbau — wohlgemerkt: immer den Satzbau der *Prose*: nicht das „Quellschöne“ der Dichtung, nur das „Kronschöne“ der Alltagsrede will er empfinden lehren. Man lernt dabei auch längst geläufige Dinge neu sehen (etwa: Mundart, Fremdwortfrage, Verbindungs-s, Zeitworttrennung, Fragestellung), vor allem aber bekommt man ein Ohr für das „Neugehörte“ (die „Intonation“ der Fremdsprachen!), für die mit besonderer Liebe behandelten (doch mit mehr Beispielen zu belegenden!), Tonstufen der Rede, die Kettenbetonungen, Anhalte, Spannungen und Entspannungen des Satzes (dies letztere eine hervorragend treffende, geistreich durchgeführte Beobachtung). Diese Benennungen geben zugleich ein Bild von den treffenden, durchweg deutschen Fachausdrücken[1]), die der Verfasser in reicher Fülle über uns ausschüttet — bei der Neuheit des behandelten Stoffes nicht verwunderlich — bei seinem Bestreben, ein reines, beschwingtes Deutsch zu schreiben, selbstverständlich (allerdings: „Naheliegendste“ S. 133, weitgehendst S. 32, hätte ihm nicht unterlaufen sollen!)

Ich weiß, nicht alles kann diese Besprechung berühren, nicht allem kann ich folgen, nicht allem beipflichten; aufs Ganze gesehen, kommt mir manches auch zu weitschweifig vor, zu sehr, möchte ich sagen, im „zuredenden“ Unterhaltungston vorgetragen; aber mir lag daran, die Leser auf diese ernste Bemühung aufmerksam zu machen, welche verborgene Schönheiten unserer Muttersprache ans Licht zieht und wohl geeignet ist, eine neuartige, ergiebige Sprachbetrachtung heraufzuführen.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

---

[1]) Ob sich freilich „Leite“ und „Leitner“ für Prosa und Schriftsteller (wegen dessen „belehrender und bekehrender“ Tätigkeit) einbürgern wird? Hier und da wirkt K. gesucht. — Übrigens: warum ist für diese, wie andere Dinge gar kein *Blattweiser* angefügt?

Logik und Sprachwissenschaft [1]).

Gegenüber den vielen Werken, die sich mit der Anhäufung neuen Stoffes begnügen, hat die unten verzeichnete Schrift den Vorzug des Wissenschaftlichen, d. h. sie ist auf das Grundsätzliche gerichtet. In der Abhandlung, die einer Göttinger Preisarbeit entwachsen ist, wird eine Reihe grundsätzlicher Fragen aufgeworfen, die im einleitenden Teil („Die Aufgabe") folgendermaßen formuliert werden: Wie weit lassen sich „Beziehungen zwischen Begriff und Wortkategorie aufdecken"? Was ist zunächst unter ‚Begriff', ‚Wort', ‚Bedeutung' zu verstehen, kann „*jede* Wortbedeutung Begriff" sein und „können alle Worte als Begriffe fungieren"; ist sodann „das Wort wirklich bloß ‚Zeichen' für den Begriff", bleibt „die Bedeutungseinheit, wenn sie über das begriffliche Erfassen hinüber neu intuitiv erfaßt wird, noch eine ‚starre'", oder haftet „nicht gerade die Starrheit lediglich am ‚Begriff'"? Läßt sich „von den Wort- resp. Bedeutungskategorien aus" auch „eine Struktur der Begriffsphäre aufzeigen", und sind überhaupt „die Bedeutungen in sich selbst strukturiert und nach welchen Gesetzen"? Alle diese systematischen Fragen sind geknüpft an einen Aufsatz von Julius Stenzel über griechische Sprache und philosophische Begriffsbildung, ferner an Aristoteles' Grundanschauungen über Begriff und Urteil („Satz"), an den *Vollzug* der Begriffsbildung bei Sokrates — diese feinen Bemerkungen verraten die gute Schulung der Verfasserin in griechischer Philosophie — und schließlich an Husserls Logischen Untersuchungen.

Tatsächlich fallen die aufgeworfenen Probleme einerseits in das Gebiet der *Logik*, andererseits in das Gebiet der *Sprachwissenschaft.*

1. Welches ist, vom *logischen* Standpunkt, das Verhältnis von Wort (als Zeichen!) und von Begriff, von Urteil und von ‚Gedanke' als „höchster Stufe der Rede", d. h. des vom Stoff befreiten und gelösten Sinnes? Welches ist die Struktur des Begriffs? Dazu käme aber auch die Frage: Welches ist die Struktur der idealen Rede? (Vgl. S. 85.)

2. Welches ist, sprachwissenschaftlich betrachtet, das Verhältnis von Wort (als historischer Lautform) und von Bedeutung, von Satz (im grammatischen Sinne) und von Satzgedanke? Welches ist die Struktur der (historischen) Wortbedeutungen und Satzgefüge?

Zu diesen Einzelfragen tritt die umfassende: Wie verhalten sich Logik und Grammatik zueinander? Diese Grundfrage sieht hinter allen Erörterungen hervor, von dem nicht gerade lichtvollen Titel: „Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff" angefangen bis zum Schluß der Schrift.

Die Verfasserin gliedert ihre Arbeit in zwei Hauptteile: der erstere ist historisch-orientierend, der letztere kritisch-systematisch. Der erstere gibt eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten Stellungnahmen der Philologen (bzw. Sprachphilosophen) zu den aufgeworfenen Fragen. Dabei kommt die neuere Philologie (z. B.

[1]) PAULA MATTHES, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff. Philosophische Untersuchungen im Anschluß an das Kategorienproblem in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft. Max Niemeyer, Halle a. S. 1926. 96 Seiten. Geb. 6,50 M.

Ansichten über Kasustheorien) nicht zu ihrem Recht. Sehr bedenklich ist auch die Tatsache, daß in einer sprachphilosophischen Untersuchung selbst auf die sprachphilosophischen Werke Anton Martys nicht Bezug genommen wird. Das Ergebnis dieses Teiles ist daher sehr gering, und so muß sich denn die Verfasserin entschließen, am Anfang des zweiten Hauptteiles „den Weg mit kritischer Besonnenheit noch einmal von vorn zu gehen"!

In diesem zweiten Teil wird zunächst die „Gesetzlichkeit der Redeentfaltung" untersucht. Paula Matthes kommt zu dem Schluß: die Wortkategorien des Verbums und des Nomens „bilden gleichsam die Gestaltidee der entfalteten Rede, die ideale Form, auf die sich genetisch und empirisch-historisch die Rede hin entfaltet".

Dagegen ist folgendes zu sagen:

1. Diese Kategorien sind nicht spezifisch gedanklicher Art (P. Matthes) oder logischer Art (Pfänder), sondern syntaktisch.

2. Es trifft nicht zu, daß „die eigentliche Bedeutungsfülle in das Verb einströmt, während die Nomina immer starrer, punkthafter, bedeutungsentleerter werden". Denn der Unterschied Verb — Substantiv ist rein *syntaktisch*, die Begriffsbedeutung bleibt jedoch überall dieselbe; vgl. *fallen*, *der Fall*, *fällig*, *falls* usw. Man kann also auch nicht so allgemein sagen, daß es Wörter zu geben scheint, die „nicht aus ihren Kategorien zu verdrängen sind, bei denen diese Bindung den höchsten Grad von Festigkeit erreicht hat" und daß dies vor allem die konkreten Substantiva sind (S. 66; vgl. S. 96!). Denn das als Beispiel angeführte Substantiv *Haus* bezeugt das Gegenteil: *häuslich*, *hausen* (vgl. frz. *chez* < *casa*). Alle drei Worte *Haus*, *häuslich*, *hausen* sind „materialbestimmt", d. h. an der *Wirklichkeit* orientiert, worauf die Möglichkeit ihrer syntaktischen Verwendung beruht. Allerdings sind in den historischen Sprachen die meisten Wörter und zwar aller Kategorien erstarrt, aber der sprachschöpferische Geist setzt sich immer wieder kühn darüber hinweg; ich erinnere besonders an Goethes und Shakespeares Verlebendigung erstarrter Wortkategorien.

3. Man muß daher äußerst vorsichtig sein, wenn man vorwiegend verbale bzw. nominale Sprachen unterscheiden und sie als Ausdruck bestimmter Anschauungsarten deuten will. In dem Gegensatz Wundt-Marty wird man mehr dem Martyschen Standpunkt zuneigen[1]), wobei ich im besonderen den mehr dynamischen Charakter der griechischen Sprache gegenüber der römischen nicht in Frage stellen möchte, wohl aber Paula Matthes' Ausführungen auf S. 69ff.

4. Verbum und Nomen sind nicht die einzigen Wortkategorien. Es fragt sich weiter, welches sind die anderen? In welchem Verhältnis stehen sie zum Nomen und zum Verbum?

5. Wie P. Matthes auf S. 74f. sagt, sind Wortstellung und Flexion ‚grammatische Formen'. Worauf es aber ankommt, ist, daß die Wortarten (oder Redeteile) funktionell auf gleicher Stufe stehen wie Wortstellung, Flexion, wozu noch der dynamische und musikalische Akzent treten. Sie alle zusammen bilden erst die syntaktischen Kategorien der menschlichen Sprache[2]).

---

[1]) Anton Marty, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie, Halle 1908, S. 70ff.

[2]) Vgl. dazu meine „Grundlegung der Sprachwissenschaft", Bielefeld und Leipzig 1919, S. 80ff.

Dabei wird man persönliche Werturteile über die Bedeutung der Flexion und der einzelnen Kasus zurückstellen müssen.

6. Soweit die Grundverhältnisse vom Standpunkt einer idealen (Humboldt-Steinthal) oder allgemeinen (Marty) Grammatik)[1]. Ganz anderer Art sind die eigentlichen Probleme der historisch gewordenen Einzelsprachen. Und diese Unterscheidung darf nicht verwischt werden. Wilhelm von Humboldt beschäftigt sich einerseits mit dem Ideal der Sprache überhaupt — hier fließen logische und allgemein sprachwissenschaftliche Betrachtungen ineinander —, andererseits mit bestimmten historischen Sprachen. Und alle seine Gedanken über Lautform (Sprachform) und innere Sprachform, die ausführlich auf S. 14ff. besprochen werden, münden darin aus, uns zu zeigen, daß jegliche Art historischer Sprachform (auch die Begriffsbedeutung) in erster Linie der Ausdruck der energeia, d. h. der Geistigkeit einer bestimmten Kultur ist.

Glücklicher ist die Verfasserin bei der nun folgenden Untersuchung der Worte und ihrer Bedeutungen. Wir sind allerdings in unserem Urteil über die Genesis der Wortbedeutungen, namentlich der Urwörter etwas zurückhaltender geworden als Paula Matthes' Gewährsmann Fritz Bechtel. Was die Verfasserin aber in Anlehnung an Friedrich Haase gegen Raoul de la Grasserie sowie Ernst Cassirer sagt, ihre Ansichten über den Zusammenhang zwischen konkreter und abstrakter Wortbedeutung, verdient volle Zustimmung: Sinnlich-Anschauliches und Seelisches waren ursprünglich nicht zwei im Bewußtsein des Menschen geschiedene Gegensätze, sondern „der Mensch schaut eines im anderen zugleich ohne Sonderung". Erst eine spätere Zeit lernt die beiden Sphären unterscheiden und sprachlich bezeichnen.

Was sodann die kategoriale Struktur der historischen (und allgemeinen?) Wortbedeutungen (auch der Begriffe?) anbelangt, so wird man den bisherigen Versuchen einer Sonderung von anschaulichen bzw. allgemeinen Bedeutungen einerseits, von Kategorien der Modalität (Tempo, Gleichmäßigkeit, Leichtigkeit, z. B. *schnell — langsam gehen, gleichmäßig — ungleichmäßig gehen, leicht — mühsam gehen*), des Ortes und der Richtung nicht allzu großen Wert beimessen. Daß aber hier Aufgaben für die Zukunft liegen, ist außer Zweifel.

Schließlich das Verhältnis von Wort, Bedeutung und Begriff! Auf dem Gebiete der Grammatik sprechen wir von Bedeutungen und verstehen darunter die an den Laut gebundene Einheit von Begriffsbedeutung (nicht: Beziehungsbedeutung) und Stimmungsgehalt. Der letztere wird von der Verfasserin ganz übersehen bzw. gar nicht erwähnt. Dadurch hat sie sich ihre Aufgabe nicht leichter gemacht. Denn das lebendige Wort des praktischen Lebens wird in dieser Einheit von Begriffsbedeutung und Stimmungsgehalt, der dem Laute verhaftet ist, „erlebt". Die Sphäre der Wissenschaft dagegen bedeutet Abstraktion und Analyse. Demgemäß wird in der Theorie der Stimmungsgehalt auch abgespalten von der Begriffsbedeutung. Den Theoretiker beherrscht einzig und allein die Sehnsucht nach Wahrheit und Klarheit, den Sinn im Begriff möglichst eindeutig zu erfassen und zu bestimmen. Der Laut dient nur noch als „Zeichen" und kann daher auch in

---

[1]) Den Terminus reinlogische Grammatik (Husserl) dürfte man nur für die Grundtatsachen gebrauchen, in denen menschliche Sprache (Grammatik!) und Denken (Logik!) übereinstimmen.

willkürlicher Übereinkunft durch irgendein Zeichen ersetzt werden. Hier kann man dann mit Recht von einer „Erstarrung“ und „Loslösung“ sprechen. — Entsprechend wäre auch das Verhältnis von (grammatischem) Satz und (logischem) Urteil, ihr Sinn und ihre Strukturgesetzlichkeit festzustellen.

Über die Möglichkeit der Definition von Begriffen denke ich nicht so pessimistisch wie die Verfasserin. Allerdings müßte man sich entschließen, zu unterscheiden zwischen Abstraktionen (z. B. *die Größe*), Allgemeinbegriffen (z. B. *Dreieck, Gewitter*), Differentialbegriffen (z. B. *Rappe*) und Ideen (z. B. *Tapferkeit*). Wie uns Franz Brentano gelehrt hat, nachdem bereits Aristoteles auf die hier ruhende Problematik hingewiesen hat, sind die Abstraktionen nur Fiktionen: es gibt keine Größe, sondern nur Großes, große Gegenstände. Die Allgemeinbegriffe lassen sich immerhin dadurch erfassen, daß die differentia specifica zum genus proximum als funktionales Abhängigkeits- oder als Klausalmerkmal bei ideellen bzw. Naturgegenständen (Physik) gewählt wird. Über die differentiellen Begriffe (z. B. *Greis, Rappe*) hat Paula Matthes Ausgezeichnetes gesagt. Ideen können nur aus dem adäquaten Erleben eines geklärten Normbewußtseins erschaut und nachträglich beschrieben werden. Doch sollen damit nur einige Lösungsmöglichkeiten angedeutet sein.

Wir stimmen auch darin überein, daß die Definition am Abschluß aller Wissenschaft steht, da sie uns den Logos, oder wie wir jetzt sagen: Sinn und Struktur des Weltganzen offenbart.

Zusammenfassend komme ich zu dem Ergebnis, daß die hier vorliegende ernste und kluge Behandlung der sprachlichen Grundprobleme dem Philologen keine wesentliche Förderung bietet. Dazu bedarf es einer besonderen philologischen Schulung. Denn nicht philosophische Überlegung allein, sondern Philosophie und Sprachwissenschaft, d. h. historische Einsicht und Sprachbeherrschung, nicht bloß das Studium von Werken über die Sprache, sondern das gründliche Studium der historischen Sprachen selbst (und des Sprechaktes!), ermöglichen es dem Forscher, die schwierigen Probleme anzupacken, die mit der Tatsache „Sprache“ nun einmal gesetzt sind.

Prag. Ernst Otto.

ENGLISCHE LEHRBÜCHER.

1. *Learning English.* 1. Einheitsausgabe A für Preußen, für höhere Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Unterstufe. XXVI u. 180 S., 1 Doppeltafel, 55 Federz. Zweite Auflage. Geb. 3,40 M. — 2. Dasselbe, Mittelstufe. Ausgabe A und C. 202 S., 50 Abb., 3 Karten. Geb. 4,10 M. — 3. Dasselbe, Mittelstufe, Ausgabe A. 180 S., 75 Abb., 3 Karten. Geb. 3,80 M. — 4. Englisch als erste Fremdsprache für höhere Knabenschulen. 1. Teil. 92 S., 12 Federz. Kart. 2,20 M. — 5. Dasselbe, 2. Teil. 192 S., 40 Abb. Geb. 3,40 M. — 6. Englisch als erste Fremdsprache für höhere Mädchenschulen. 1. Teil. Zweite verbesserte Auflage. 91 S., 16 Federz. Kart. 2,20 M. — 7. Dasselbe, 2. Teil. 176 S., 21 Federz. und 3 Doppeltafeln. Geb. 3,40 M. — 8. English Life and Thought. Ein kulturkundliches Lesebuch für Mittelklassen. 116 S., 50 Abb., 3 Karten. 2,20 M. — 9. Grammatik. 164 S. Geb. 3,20 M. Bearbeiter: Ilse Ehlers

(1, 6, 7); Rudolf Dinkler (1, 3—7), Karl Eckermann (2, 3, 8); Theodor Zeiger (9), G. Humpf (9). Verlag B. G. Teubner 1926.

2. Carl Riemann, *Grundzüge der englischen Grammatik.* Zweite Auflage. 76 S. Teubner 1926. Kart. 1,60 M.
3. Lincke, *Kurzgefaßte Grammatik der englischen Sprache.* 132 S. Diesterweg 1926.
4. Ellmer-Sander, *Lehrbuch der englischen Sprache.* Gekürzte Ausgabe A/B, Unterstufe und Mittelstufe. 98 (72) und 98 S., mit 39 u. 48 S. Übungsbüchern. Diesterweg 1926. Dieselbe Ausgabe, Elementarbuch. 98 S. Ebenda 1925.
5. Alfred Bernhard, *Englisches Lehrbuch.* Erste bis vierte Stufe. 98, 140, 102, 152 S. Geb. 1,80, 2,20; 2,—; 2,50 M. Max Kellerer, München 1926.
6. Alfred Bernhard, *Einführung in modernes Englisch.* 116 S., 2,20 M. Modernes Englisch für Fortgeschrittene 112 S., 2,20 M. Derselbe Verlag.
7. Armin Kroder, *Englisches Unterrichtswerk.* Ausgabe A, Teil 1. Elementarbuch (für die mit Englisch beginnenden Anstalten). Vierte und fünfte verbesserte Auflage. 5 Bilder, 1 Münztafel, 172 S. Teil 2. Mittelstufe. 220 S. Ausgabe B (Realgymnasien, humanistische Gymnasien, Lehrerbildungsanstalten). Elementarbuch. 126 S. 1924. Aufbaustufe. 222 S. Bamberg, C. C. Buchner, 1926.
8. Paul Jaeger, *Elements of Commercial Correspondence.* 74 S. 1,60 M. — *The Correspondent's Handbook.* 151 S., 3 M. G. A. Gloeckner, Leipzig, 1926.
9. Hermann H. Hacker, *Einführung in das Englische für junge Kaufleute.* 10 Abb., 2 Karten. 139 S. C. C. Buchner 1926.
10. Deutschbein-Thielke, *Lehrbuch der englischen Sprache für Mittelschulen.* 1. Teil. Elementarbuch. 92 u. 28 S. 1926. — 2. Teil. (Klassen V und IV). 126 S. 1927. — 3. Teil. Lesebuch. 174 S. 1927. Mit 20 Tafeln. — Teil IV. Sprachlehre. 105 S. 1927. Quelle und Meyer, Leipzig. 2,— M., 2,20, 3,60 und 2,— M.
11. Deutschbein-Junge, *Lehrbuch der englischen Sprache.* A: Englisch als erste Fremdsprache, Teil II. Lesebuch zur Einführung in die Syntax. 3. verbesserte Auflage mit Bildschmuck. 125 S. — B: Englisch als zweite Fremdsprache, Teil I. Elementarbuch. 158 S. Quelle & Meyer, 1927. 2,40 und 2,80 M.
12. Lincke-Schad, *Lehrbuch der englischen Sprache.* I. Elementarbuch. 190 S. — II. Lese- und Übungsbuch: Great Britain and the British. 190 S. Moritz Diesterweg, 1927.
13. Carl Knap, *Lærebok i Engelsk for Begynnere.* Utgave A, B. 183 S. H. Aschehoug & Co., Oslo 1925.
14. Hans Huf, *English Mountaineers (A. Wills, J. Tyndall, E. Whymper, C. Dent, A. F. Mummery).* Buchners Neusprachliche Klassiker mit fortlaufenden Präparationen 51. 87 u. 48 S.

Alle hier zu besprechenden Lehrbücher zeigen, daß die neueren methodischen Strömungen bei ihrer Abfassung berücksichtigt wurden und daß insbesondere für die heikelste Aufgabe unseres Unterrichts, die gründliche Vorbereitung der Kulturkunde, ganz beachtenswerte Leistungen vorliegen, von denen besonders K. Eckermanns ausgezeichnete Zusammenstellung rühmend zu erwähnen ist. Auch die sprachliche Durchbildung, das "bedrock

principle" jedes Unterrichts, unerläßlich, wenn man das Wort „Kulturkunde“ überhaupt in den Mund nehmen will, scheint mir durch die vorliegenden Bücher in der nötigen Gründlichkeit recht befriedigend gesichert; und die Leistungen werden dabei wohl kaum überspannt, wenn man Stundenzahl und Umfang der Bücher vergleicht. Ich glaube, mich nach diesem Gesamturteile um so kürzer fassen zu dürfen, als es sich ja meistens um Neugestaltung älterer, von mir hier schon besprochener Werke handelt. Es muß nur noch betont werden, daß die Bücher, freilich noch in verschiedenem Maße, auch den Forderungen des *Arbeitsunterrichtes* Rechnung zu tragen bemüht sind und daß auch sonst manche Forderung vernünftiger Zweckmäßigkeit — so Gebrauch der Umschrift der APhJ und Angabe der Aussprache nach "Jones' Pronouncing Dictionary" erfüllt ist. In Druckausstattung, Einband und Beigaben an Bildern und Karten stechen sie alle angenehm ab von den armseligen Ausgaben, die noch vor kurzem eine Qual für Lehrer und Schüler waren.

1. Die zu diesem Lehrgange gehörende Grammatik (9) ist die Bearbeitung des Zeigerschen Buches durch G. Humpf in Gemeinschaft mit dem Verfasser. Die großen Vorzüge des Zeigerschen Buches, praktische Übersichtlichkeit (hier durch ein Inhaltsverzeichnis noch gefördert), Erklärung der sprachlichen Erscheinungen und damit Einblick in das System der Sprache, sowie die sehr gute Darstellung der Hilfsverba, sind diesem Buche erhalten geblieben. Ein Versehen — vgl. Jones zu "St. Bartholomew, St. Cecilia" — hat gerade das Beispiel "St. Elizabeth" (XIV) unrichtig stehen lassen. Ähnlich ist § 14a zu bessern, und beim historischen Präsens würde ich vorschlagen: „seltener als im Deutschen“. An dem ganz ausgezeichneten Unterrichtswerke "Learning English" gefällt mir nur eines nicht: ich halte Begleitworte *nicht* für notwendig, wenn sie so ausführlich werden wie die hier beigegebenen. Denn wir wollen hoffen, daß nur mehr wenige Lehrer, denen auch ein Begleitwort nicht nützt, *nicht* soweit als möglich von der Anschauung ausgehen und bei "hand, finger, eye" usw. etwa im Wörterbuche nachschlagen lassen.

Die Unterstufe wird, zur Vermittlung des ersten Wortschatzes und Einübung der Lautlehre, durch Berneburgs schon besprochene Lautfibel eingeleitet. Der weitere Text bringt erzählende Stücke und Object-Lessons in sehr guter Abwechslung und sehr lebendiger Textgestaltung; auch Ansätze, den Schüler zur Worterklärung in englischer Sprache zu führen (L. XII), und Muster von Schülerarbeiten sind eingestreut, für weitere Belebung sorgen Rätsel, Sprichwörter, Anekdoten, Gedichte und Lieder (mit genügend Noten), für Bewegungsfreiheit Zusatzlesestoffe in Anhängen. In der Grammatik für Anfänger würde ich die 3. Person Einzahl (S. 93) außerhalb der Reihe stellen: "I, we, you, they — he, she, it." Hier und da scheint mir die grammatische Erklärung im Ausdruck oder sachlich etwas zu hoch, so beim Ausdruck für „nicht wahr?“ (S. 126), der nach meinen Beobachtungen Kindern in diesem Alter sehr viel Schwierigkeiten macht, während er Erwachsenen, auch sprachlich ganz ungeschulten, schnell begreiflich wird. S. 128 liegt in "Mary prepares it herself" kein "reflexive pronoun" vor, und die etymologischen Erklärungen im Glossar sind da und dort zu hoch. In 2 hat Eckermann wie in 3 und 8 hervorragende Arbeit geleistet, ohne bei der auch hier gewahrten Bewegungsfreiheit den Lehrer zu pressen. Die „*Aufrißlinien* der

dem Schüler *fremden Kultur*" sind hier wirklich „deutlich und anschaulich" geworden, da Eckermann, wie Jung in seinem Syntaxlesebuch, von ihm kulturkundlich sorgfältig vorbereitete, von Engländern sprachlich bearbeitete Texte bringt. Nur die Bemerkungen zu den Ortsnamen S. 22 und die Karte von Irrland S. 66 stimmen nicht ganz. Aber sonst sind Lesestücke wie "The Corn Laws, The Cry of the Children, The Good Time Coming, Big Steamers (Kipling), What an English Boy is Proud of" zwar inhaltlich sehr hoch; sie stellen gewiß ordentliche Anforderungen an die Schüler, verlangen aber nichts Übermäßiges und zeigen auch dem Schüler eindringlich, woran er seine Arbeit wendet: an das Erfassen einer fremden Kultur, das hier ausgezeichnet vorbereitet wird. Eigentümlich, wie z. B. gleich das erste Stück, die Fahrt nach London, denselben Zug englischen Lebens berührt, den auch W. Picht bei der Schilderung derselben Fahrt hervorhebt, die große Behaglichkeit. Im Glossar sollte die Aussprachebezeichnung ("enormous, fertile, wire-gauze" usw.) aber doch häufiger sein. Diesem Werk hat in der Ausgabe 3 R. Dinkler einen Preparatory Course vorausgeschickt, sehr geschickt gemacht, weil sich überall, so z. B. von "A Table Talk" XXXII zu "Big Steamers" die Fäden zum Hauptteile hinüber spinnen lassen und stofflich manches aus Schulleben, Erdkunde und Geschichte schon erledigt werden kann. Der Übergang von der durchgehenden Aussprachebezeichnung im Glossar zum "Preparatory Course" zur Spärlichkeit der Ausspracheangaben im Hauptteile ist hier besonders jäh und unangenehm. Bei 6, 7, der Ausgabe für Mädchen (= 1, 2) ist die Anpassung an die weibliche Jugend sehr gut erfolgt. Dieser Lehrgang, gewiß in Einzelheiten und Versehen (3, S. 47) noch besserungsfähig, wobei auch gelegentliche Unstimmigkeiten der einzelnen Teile beseitigt werden können, ist durch die sorgfältige Arbeit der Verfasser und Helfer und die Bemühungen des Verlags etwas ganz Hervorragendes geworden; wenn man alle methodischen Erfordernisse erwägt, die da berücksichtigt werden sollen, muß man sagen, daß wenige Lehrbücher den Anforderungen so gleichmäßig gerecht werden; die vielen Köche haben hier den Brei einmal sehr schmackhaft gemacht.

2. Die zweite Auflage der Grundzüge hat eine knappe Geschichte des Englischen vorangestellt und im übrigen die gewünschten Erweiterungen nur in den Abschnitten über Infinitiv, Partizip und Gerundium vorgenommen. So ist das Buch eine tüchtige Darstellung des eisernen Bestandes der englischen Grammatik geblieben.

3. Diese Ausgabe ist eine wesentliche Kürzung von Linckes Grammatik der Englischen Sprache für die Oberklassen, mit guten Beispielen und methodisch recht guter Darstellung mancher Schwierigkeiten. In § 14 wäre für die verschiedenen „Redensarten" wohl ein gemeinsamer Nenner zu finden. Bei der Stellung des Artikels wäre mit dem Zusatz ("a too hard task") ein mögliches Mißverstehen der Anmerkung zu vermeiden. Bei der adjektivischen Verwendung von "two-penny" wäre auch ein Beispiel wie "a three-act play" zu geben. Für ganz schlecht halte ich den Ausdruck „Partizipialkonstruktion" für Fälle wie "I relied on the train arriving in time", denn es ist hier eben nur scheinbar ein Partizip gegeben. Ich weiß nicht, wie weit man auf Auseinanderhalten der "ing"-Formen Wert legt, sicher aber gibt man mit dem Zusammenwerfen von "the train arriving in time" und "relied on the train arriving in time" eine geistesschärfende Unterscheidung unnötigerweise preis.

4. Ein sehr knappes Buch für Englisch als zweite Fremdsprache mit dreijährigem Unterricht, der erste Teil eine gute Einführung in die Alltagssprache, der zweite in englische Landeskunde. Im ersten Teil und im Übungsbuche zum zweiten Teile, in dem übrigens die englischen Übungen beträchtlich vermehrt sind, sollten die Einzelsätze zum Hinübersetzen noch mehr zurückgedrängt werden.

5. — 7. Bernhards und Kröders Bücher sind gelegentlich früherer Ausgaben schon besprochen worden; die dort den beiden Werken nachgerühmten Vorzüge sind in diesen Neuauflagen durch mannigfache Besserungen noch gesteigert. Doch findet sich auch bei Bernhard (IV, 122) die eben erwähnte irrige Auffassung des Gerunds nach Akkusativ. Aber es muß anerkannt werden, daß Bernhard in diesem vierten Teil im übrigen die grammatischen Aufgaben, konzentrischer Ausbau der Satzlehre, besonders Syntax des Verbs, in sehr knapper und übersichtlicher Form ausgezeichnet dargestellt hat.

8. 9. Die Bücher Jägers sind zur Einführung von Anfängern und Fortgeschrittenen in die englische Geschäftssprache bestimmt, während Hackers Werk junge Kaufleute mit Berücksichtigung ihrer besonderen Bedürfnisse ins Englische überhaupt einführen soll. Beide sind für den angestrebten Zweck recht geeignet, doch haben beide keine genügende Aussprachebezeichnung, und wo sie angegeben wird, geschieht das nach einem ganz vertrackten System (das Buch Hackers ist ein Teil des Kroderschen Unterrichtswerks, das in Transskriptionsfragen leider eigene Wege geht). Ich möchte, um diesem Elend etwas abzuhelfen, Verfasser von Lehrbüchern, die sich mit der APhJ nicht befreunden können, nachdrücklich auf die “Craigie Pronunciation Marks” verweisen, die in England an Verbreitung zu gewinnen scheinen und in dem Buch “Everyday English for Foreign Students” (Simon Potter) mir bewiesen, daß man sich in dieses System rasch und leicht einliest.

10. Thielke hat den guten Lehrgang von Deutschbein-Junge für Mittelschulen bearbeitet, im großen und ganzen mit Sorgfalt, so sind die Texte von einem Engländer sprachlich überprüft, die Aussprache ist nach “Jones' Pronouncing Dictionary” gegeben. Im Lautkurs zum ersten Buche, das noch nichts von England bringt, wäre es besser, mit Wörtern zu arbeiten, die im Buche bald vorkommen, also etwa “pen, pencil — book, board; begin” statt der im Buch gegebenen Wörter. Das [æ] wäre, unter Benützung von Jones gegebener praktischer Winke, ausführlicher zu erklären. Im Lautierkurs sind leider Buchstabe und Laut durcheinandergemischt; für [ɛə] sollte man doch gleich die schriftlichen Entsprechungen — “air, are” usw. geben; “begin, report” haben nicht regelrecht [ə], das im weiteren übrigens häufig verdruckt ist, wie auch sonst in der Lautumschrift ziemlich viel Druckfehler stehen geblieben sind. In “Dick has a pen” scheint es mir künstlich, Bindung von “Dick has” zu verlangen; substantivisches Subjekt und Prädikat sind im Englischen durch eine deutliche Pause getrennt. Im Übungstexte sagt man (wie T. II, Lektion 5) statt “reading piece” wohl besser “text”. Verhältniswörter sollten nie allein angegeben werden (“in the room, at the desk”) und zu den gut erdachten Satzbildungsübungen S. 26 u. ö. scheint mir wenigstens *ein* Beispiel notwendig. Die Lesestücke sind gut, im Glossar sind S. 67, 69, 76 sehr störende Druckfehler zu beseitigen. In Teil II wechseln Erzählungen mit Stücken zur ersten Einführung in englische Landeskunde ab. Erfreulich ist die Berücksichtigung der Wortkunde; die Übersetzungsstücke 5, 6, 9, 10, 17, 18 aber

bestehen aus Einzelsätzen, das läßt sich wohl bessern, sonst würde ich sie weglassen. Denn bei manchen grammatischen Erscheinungen wird man eben nicht *ein* Übersetzungsstück benutzen, sondern immer wieder auf sie zurückkommen. Teil III enthält sehr gute Übungsstücke und eine knappe "Commercial Correspondence". Böse Druckfehler [seprit vb.!] sind S. 140, 146, 148/50, 160/64, 170/74 zu beseitigen. Die Sprachlehre ist in manchen Einzelheiten zu bessern oder zu erweitern, besonders durch Beispiel und Gegenbeispiel (S. 31).

11. A II ist eine wenig veränderte Neuauflage des bestens bekannten Lesebuchs zur Einführung in die Syntax; die grammatischen Beispiele erscheinen nun in den einzelnen Stücken nicht mehr in Schrägdruck und sehr gut ausgewählte Bilder erhöhen den kulturkundlichen Wert des Buches. B I (für später beginnendes Englisch) ist ein sehr gutes Gegenstück zum Elementarbuch für grundständiges Englisch, mit guten Texten, und zwei grammatisch wertvollen Eigenheiten, der Berücksichtigung der umschreibenden Konjugationsformen und der Grundsätze der Wortstellung vom Anfang an. Der Lautkurs geht vom Laut aus, S. 14 ist ein gutes Intonationsbeispiel (in Klinghardtscher Notierung) gegeben, wie auch die Sprachlehre die Satzmelodie berücksichtigt. Vereinfachungen wie die Behandlung einer *Flexions*endung s sind hier durchaus am Platze. Nachahmenswert ist eine Übersicht wie die S. 60; dagegen kann zu Mißverständnissen führen „das 2. Partizip endet regelmäßig auf -ed" (bei den regelmäßigen Zeitwörtern). Das Wörterverzeichnis nützt die etymologischen Zusammenhänge sehr gut aus.

12. Auch hier handelt es sich um eine Umarbeitung eines guten Unterrichtswerkes, das durch die Änderungen noch sehr gewonnen hat. Beim ersten Teil hab ich nur Zweifel, ob der Rotdruck in der Grammatik nicht übertrieben ist; so S. 82 bei der Reihe "should — would — should — would — would", wo Hervorhebung des "should" allein vollkommen genügen würde; in den Übersetzungsstücken sollten Einzelsätze (L. 3a—11a, 14a—17a, 19a—20a) nicht gegeben werden; das kann der Lehrer selbst besorgen. Teil II schließt die in I begonnene Einführung ins Britische Weltreich und seine Geschichte recht gut ab. Die Ausstattung mit Bildern ist besonders reich, die beigegebene Karte des "British Empire" aber zerschneidet Afrika und ist darum unübersichtlich. Obwohl die deutschen Einzelsätze hier eine grammatische Erscheinung an Sätzen aus mehreren Lektionen zusammenfassend behandeln, würde ich sie auch hier bei einer Neuauflage weglassen.

13. Diese beiden ganz auf die direkte Methode eingestellten Bücher unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß die Ausgabe A die Stücke bis S. 66, das erste Wörterverzeichnis und die Grammatik in Lautschrift bringt, während B nur die erste Lektion in Lautschrift und gewöhnlicher Schreibung bietet, dann aber im ganzen Buche (wie A im zweiten Teil) neue Wörter unter dem Strich in Lautschrift gibt. Die Texte führen sehr gut in die englische Alltagssprache ein, mit gelegentlicher Bezugnahme auf englische Verhältnisse. In der Grammatik sollten alle Kurzformen gegeben sein, nicht bloß "won't, shan't, can't, don't". Das Werk ist eine sehr tüchtige Leistung, der man lange Erfahrung eines methodisch umsichtigen Lehrers ansieht.

14. Die geschickt ausgehobenen und besonders auch durch Zusammenstellung der Fachausdrücke und Bilder idealer Fels-

und Eislandschaften einwandfrei kommentierten Stücke schildern die Erstersteigung des Wetterhorns und Matterhorns, des Bintschhorns und der Aiguille du Dru, alpine Großtaten englischer Bergfahrer, in denen sich auch Züge des englischen Nationalcharakters offenbaren. Die andere Seite des Bergfahrens, der Naturgenuß, tritt freilich etwas zurück; und doch hat J. Kugy in seinem wunderbaren Buche „Aus dem Leben eines Bergsteigers“, das übrigens auch bei der Schilderung seiner Montblancbesteigung einen köstlichen Beitrag zum englischen Nationalcharakter enthält, auf ältere englische Literatur aufmerksam gemacht, die neben der Freude an tollkühnen Leistungen auch der Ehrfurcht vor der Größe der Natur ihr Recht werden läßt. Bei einer Neuauflage des hübschen Büchleins, das übrigens im Schulunterrichte kaum, besser zur Privatlektüre verwendet werden kann, sollte der Bearbeiter auch nicht versäumen, auf jene feine Schilderung J. Galsworthys hinzuweisen, die im Drei-Zinnengebiete Mensch und Natur gegeneinanderstellt.

Neue Tauchnitzbände.

Horace Annesley Vachell, *The Yard.* Nr. 4611. — Baroness Orczy, *Nicolette.* Nr. 4612. — May Sinclair, *Uncanny Stories* Nr. 4620. — Willa Cather, *The Professor's House.* Nr. 4716. — Rudyard Kipling, *Debits and Credits.* Nr. 4746. *Land and Sea Tales.* Nr. 4750. — E. M. Delafield, *Jill.* Nr. 4748. — Anita Loos, *Gentlemen Prefer Blondes.* Nr. 4749.

Nicolette ist eine ganz klebrig-süße Liebesgeschichte aus der Provence, über und über in den betäubenden Duft von Rosen und Orangenblüten getaucht. The Yard ist eine recht spannende Erzählung aus dem englischen Sport- und Jagdleben; wer an John Masefields Reynard the Fox in A. Eichlers schöner Ausgabe Gefallen fand, wird auch diesem künstlerisch allerdings viel tiefer liegenden Buche einiges abgewinnen. Jill ist ein in ganz abenteuerlichen Verhältnissen aufgewachsenes junges Mädchen, das mit seiner großen Liebe auch eine scharf umrissene Aufgabe für sein Leben findet.

"Gentlemen prefer blondes" hat ja schon — auch in deutscher Übersetzung — seinen Sensationserfolg gehabt. Die "blonde" wird von Gus Eismann, einem Knopfkönig aus Chicago, „erzogen“; sie kommt in New York aber auch "into contract with brains" und lädt sich einen "professor of all the economics up at Columbia College" und andere Leute ein, "to have what the French people call a "salo". Ein englischer Schriftsteller schickt ihr "a whole complete set of books for my birthday by a gentlemen called Mr. Conrad" und vergleicht sie mit "Helen of Troy, who was of Greek extraction. "But the only Greek I know is . . . Mr. Georgopolis who is really quite wealthy and he is a "shopper." Um ihrer Bildung willen ("There is nothing so eduational as travelling. I mean it did worlds of good to Dorothy and I never get tired of her telling how the merry-go-rounds in Paris have pigs instead of horses") geht sie nach London, das ihr gar nicht imponiert; dagegen liebt sie Paris mit dem "Eyefull Tower, Versigh, Louie the sixteenth who seemed to be in the anteek furniture business", in Wien kapert sie sich endlich den schwerreichen Mr. Spoffard, den sie zunächst nur als dankbares Objekt für eine "breach-of-promise" Klage ansieht, dann aber doch heiratet und für ihre erste Liebe, den Film gewinnt. Die Freude an dem Humor des ungemein geistreichen Buches wird

uns Deutschen nur durch den Gedanken getrübt, daß auch Wilson und Lansing über "the central of Europe" nicht sehr viel mehr gewußt haben als ihre tolle Landsmännin. Dieses Buch bestätigt wieder meine Anschauung, daß aus der Literatur unendlich viel auch für die Kulturkunde zu gewinnen ist. Zufällig gibt gerade "a gentleman called Mr. Mencken from Baltimore who really only prints a green magazine which has not even got any pictures in it" ein ernstes Gegenstück für die Stellung der Frau (und des "girl") in Amerika in seinem Essaybande "In Defence of Women" (T. 4782).

Viel feiner und in der Darstellung an hervorragende Vertreter besonders des französischen Romans erinnernd, ist "The Professor's House". Professor St. Peter hat sein großes Werk über die Spanier beendet, sein neues Haus gebaut, in dem er sich doch nicht recht heimisch fühlt, so daß er lieber sein altes Studierzimmer im alten Hause behält, das er seit jeher mit der Hausschneiderin teilen mußte. Seine Töchter sind versorgt, seine Studenten interessieren ihn nimmer; das Leben ist ihm nur noch wertvoll durch die Erinnerung an seinen Schüler Tom Outland, dessen Leben, dessen romantische Erforschung alter Indianerkultur das zweite Buch schildert. Ein stilles, feines Werk.

Nach langem Schweigen (seit 1914) wird uns bei Tauchnitz auch R. Kipling mit zwei Sammelbänden wieder leichter zugänglich, anscheinend eine Zusammenfassung seines Schaffens von etwa 1910 bis in die Nachkriegszeit. "Land and Sea Tales" bietet einiges rein Geschichtliche aus Englands Heer ("Winning the Victoria Cross, The Burning of the *Sarah Sands*), je eine Geschichte aus dem Buren- und Weltkrieg ("The Way that he Took, A Flight of Fact"), aus dem Pfadfinder- und Schulleben, endlich Erzählungen aus Indien ("An Unqualified Pilot, The Bold Prentice, The Son of his Father"). Zusammengehalten wird dieser "For Scouts and Guides' bestimmte Band durch das aufrüttelnde Vorwort: "Nations have passed away and left no traces, And history gives the naked cause of it — One single, simple reason in all cases: They fell because their people were not fit." Etwas anders ist der zweite Band zusammengestellt: Kriegsgeschichten (mit stark freimaurerischem Einschlag: "Sea Constables, On the Gate, In the Interest of the Brethren, A Madonna of the Trenches, The Janeites, A Friend of the Family"), Schulgeschichten, eine Erzählung aus Sussex u. a. m. Er ist der Meister der "short-story" geblieben, die mir hier freilich manchmal mit Tendenz zu sehr belastet scheint.

Soweit ich May Sinclairs Entwicklung überblicken kann, fallen diese unheimlichen Geschichten aus ihrem sonstigen Schaffen etwas heraus und stellen vielleicht in ihrer mystisch-okkultistisch-metaphysischen Durchtränkung eine neue Richtung dar, die sich jedenfalls in dem verträumten Wahrheitsucher "Arnold Waterlow" (1924) fortsetzt. Eine inhaltliche Darstellung würde nicht nur alle Feinheiten dieser Geschichten zerstören, ich bin auch überzeugt, daß das Buch seine Leser ohne solche Lockmittel finden wird.

Graz. Fritz Karpf.

The Best Poems of 1926. Selected by Thomas Moult, decorated by John Ansteen. Jonathan Cape, London 1927. XIV u. 120 S.

Die seit 1922 regelmäßig jedes Jahr erscheinende Sammlung umfaßt nur Gedichte aus englischen, irischen und amerikanischen Zeitschriften; auf Anthologien hat der Herausgeber nicht zurück-

gegriffen. Manche der Gedichte, wie z. B. dasjenige von Katharine Tynan (The Old Country), ist von dem Autor selbst in die gesammelten Gedichte (in diesem Falle in die "Twilight Songs") aufgenommen. Die Gedichte sind chronologisch angeordnet. Ein alphabetisches Register am Schluß wäre aber wohl am Platze gewesen. Die Amerikaner sind mit einem Sternchen versehen, der seit längerer Zeit in Amerika lebende Ire Padraic Colum wohl zu Unrecht, und andererseits sind Conrad Aiken und Sara Teasdale nicht als Amerikaner kenntlich gemacht. Der anspruchsvolle Titel ist nicht durch alle Proben gerechtfertigt, von denen wir nur diejenigen bekannterer, vornehmlich englischer, Lyriker näher prüfen. Und unter diesen vermißt man anerkannte Namen wie Walter de la Mare, G. K. Chesterton, Edith Sitwell, Siegfried Sasson.

Der jüngst verstorbene Amerikaner George Sterling ist zweimal vertreten: in dem charaktervollen Sinngedicht "On Old Poem" stellt er die Frage, ob die Weisheit des Kopfes oder des Herzens die bessere ist, und in gewagten Bildern besingt er das ungeheure Schweigen (Silence), durch originelle Wendungen wie durch unpoetische Abstrakte überraschend. H. D. schleudert hymnenartige vers libres hin (All Mountains), sie vermag uns aber trotz oder wegen ihrer kühnen Gedankensprünge nicht mitzureißen. Anny Lowells kleines Blankversepos "The Gravestone" ist eine glückliche Verbindung von Idyll und Sage, Jugenderinnerungen und Familiengeschichte verwertend, unter scheinbar belanglosen Worten etwas Fatalistisches bergend, wirkungsvoll in der dramatischen Steigerung. A. E. Coppard singt in kraftvoll anschaulichen Rhythmen vom Schatten, der alle irdischen Dinge, nicht zuletzt den Ruhm, begleitet (The Shadow); klar und solid wie ein Bild alter holländischer Meister ist sein Genrebild von dem einsamen, alten Pflüger auf der Winterflur "Winter Field". Conrad Aiken kommt uns in dem naturphilosophischen Gedicht "Fade, Then-Die, Depart" mit schwerer Symbolik und trostlosem Pessimismus. Ein Meister des seelischen Horrors ist Maxwell Bodenheim in seiner suggestiven Verserzählung "of the King of Spain's black thryst"; das Grauen, das die Gestalt des zynischen, alle Ideale mordenden Tyrannen auf seine Umgebung ausströmt, teilt sich uns als unwiderstehliche Wirkung mit. Kalt lassen uns die weniger der Phantasie als dem Intellekt entsprungenen Verse Sara Teasdales; wir können uns mit ihr nicht in „die Zone des kristallenen Wetters emporschwingen; ihre „schöne stolze See" flößt uns keine Unsterblichkeitsgedanken ein.

An der Spitze der Iren steht Padraic Colum; in freiem kräftigen, an Walt Whitman geschulten, etwas zu sehr mit Mythe und Geschichte beladenen Rhythmen singt er resigniert von "Sandalwood"; köstlich ist seine Ballade von den "Asses", Erinnerungen an die irische Heimat, insbesondere an die eigene Jugend und die alte Sage weckend. Ganz und gar unirisch in Gehalt und Stimmung scheint Frank O'Connors Selbsterzählung der in der Großstadt träumenden Irin (Alone in the Big Town she dreams); dumpfes verzweifelndes Leid spricht hier mit unsäglicher Brutalität; dabei ist die Verbindung von rauher Realität mit traumhafter Sehnsucht wieder typisch irisch. Mystik ist wach in A. E., aber seine Himmelsschau ist wie immer persönlich und erdennah (Vale). George Moore, der ewig Wandelbare, bringt es fertig, in 24 Versen mit demselben gleichbleibenden Reime die Muttergottes als die Maienkönigin zu

feiern; die Form als Kunst ist zu bewundern, aber sie droht zur Künstelei zu entarten, die keine Gesinnung in sich birgt; volkstümlicher, kunstloser, schlichter, aber inniger und überzeugender ist der Engländer Herbert E. Palmer in seiner Legende "A Spring Christmas Carol." Katharine Tynan ist vertreten mit dem ihrer sonst so optimistischen Art und ihren sonst so großen verstechnischen Gewandtheit wenig entsprechenden Rhythmen auf das „Alte Land", das Reich der entschwundenen Jugend.

Die Hauptbeachtung verdienen die Engländer: Robert Graves bietet in seinem phantastischen Kindergedicht (Four Children) einfachere, klarere, echtere Poesie als in seiner sonst manchmal komplizierten Lyrik, in der er sich nicht selten in metaphysische Dunkelheiten verirrt. Der Auferstehungsgedanke beschäftigt F. R. Higgins (A Dead Craftsman,) Edner St. Vincent Millay (The Pioneer), Mabel Simpson (Prayer). Archibald Y. Campbell zeichnet sich aus durch eine edle Diktion, aber er gibt sich zu gelehrt; sein "Sonnet" wimmelt von Anspielungen auf die Bibel, das klassische Altertum und die Literatur. Wilfrid Gibson erneuert in "Gray's Inn" das Andenken an zwei Frühvollendete: Denis Browne und Rupert Brooke, und wie Brooke schwelgt in einem "optimistischen Schönheitssensualismus"; als sozialer Dichter mit der charakteristischen plötzlichen Wendung von der Realität zur Vision zeigt er sich in "Down the Road". In gedankentiefen, prägnanten, ganz und gar undidaktischen Versen preist Humbert Wolfe den schwachen „Menschen" als den Herrn der Schöpfung; eine ungewöhnliche Sprachgewalt, die nicht vor den kühnsten Reimbildungen zurückschreckt, bekundet er in den an antiken Mustern orientierten Chorusversen, denen das uralte Thema des ignoramus und ignorabimus zugrundeliegt (the Immortal Hour). Volksliedartig singt Eden Phillpotts von Natur und Liebe; sein "Woodpath Song" könnte von A. E. Housman stammen. In eigenartigen Bildern weiß der Gespensterkünstler E. H. W. Meyerstein die stimmungsstarke Atmosphäre der Waldesstille festzuhalten (On a Picture of Trees by O. H. Gotch). F. V. Branford erzielt wieder in der metallenen Kraft seiner Diktion eine von visionärer Gedankenfülle durchglühte Schönheit (The Siren Rocks). Innige Naturliebe und bescheidene Lebensfreude sprechen wieder aus William H. Davies' "Love's Plans", aber die Lyrik quillt hier nicht so unmittelbar und ungezwungen wie in seinen anderen Gedichten. Ein Hauch von klassischer Einfachheit schwebt über den das Hellas von einst feiernden Versen von Louis Golding (Greece Remembered). T. Sturge Moore als moderner l'art pour l'artiste schmückt seine Verse wieder mit melodischen, farbigen Worten (On Harting Down). Etwas kulturgemacht und mit literarischen Reminiszenzen befruchtet scheinen John Freemans reim- und regellose Verse auf die alles überwindende Dichtkunst (Unconquerable). "Heller Optimismus und klare Frömmigkeit" kennzeichnet wieder Alfred Noyes "Journey's End"; im Grunde ist es jedoch wieder nur "geschickte Handwerksmeisterschaft". Ein Meister der Form ist Edmund Blunden, der moderne Wordsworth, in "Triune", aber über der Form kommt der poetische Gehalt nicht zu kurz. Metaphysisch gibt sich Martin Armstrong mit seinem Gedicht von dem Menschen, der sich durch seine Sinne einen eigenen Käfig (Cage) schuf, um sich vor der drohenden Ewigkeit abzusperren; ein origineller Gedanke hat hier eine etwas groteske Gestaltung gewonnen. Exotisch kommt uns Aldous Huxley, aber sein Exotismus entbehrt der Romantik, die

man auch in seinen phantasielosen satirischen Romanen vermißt; er schildert nicht das Wunderland Arabien; das de la Mare vor uns hinzuzaubern weiß, sondern das dürre, nach Regen dürstende "Arabia Infelix". Anspruchslos scheint Sylvia Lynd in ihren Versen auf „eine schöne Winternacht", ihre Bilder sind nicht grandios phantastisch, aber auch nicht abgegriffen, sie weiß zu sehen und zu gestalten; wundervoll gibt sie die Stimmung der stillen, tröstenden Natur wieder in dem schlichten Gedicht auf Cowper, der an den Flüssen und auf den Weiden von Bedfordshire für sein gequältes Herz Linderung sucht und findet.

Oxford Poetry 1926. Edited by Charles Plumb and W. H. Auden. Basil Blackwell, Oxford 1926. VII u. 51 S.

Die Oxforder Dichter des Jahres 1926 weisen manche gemeinsamen Merkmale auf. Verstechnisch gehen sie keine neuen Wege. Mitunter aber wagen sie recht kühne Reime: of its: prophets (S. 4), canvas is: grasses (S. 12), alone: Parthenon, column; solemn, graver: grave: her, petty: beauty (S. 18). Sie sind fast alle mit Gelehrsamkeit beschwert. Manche Gedichte wimmeln von Anspielungen, besonders von solchen aus dem klassischen Altertum. Ronald McNair Scott (S. 42/43), John Richmond Theobald (S. 46) und Rex Warner (S. 49) beschwören die Geister von Pallas, Venus, Hylas, Adonis, Phidias, Persephone, Theseus, Hercules, Achilles, Medea, Helena. Charles Plumb (S. 33) greift auf die französische Literatur sowie auf die klassische und irische Sage zurück (Ronsard, Deirdre, Agamemnon), Cecil Day-Lewis (S. 20) auf die Geschichte und Philosophie (Leibniz, Napoleon, Columbus). W. H. Auden (S. 1) beutet zudem die Bibel, die Musik, die Malerei aus (Job, Händel, Mozart, Rembrandt) und bringt durch die Häufung auch anderer abseitiger Anspielungen (Grendel, Brobdignagian, Homer, Ulysses, Nebuchadnezzar, Ophelia, Silenius) groteske Bilder zuwege. Dieses Prunken mit Gelehrsamkeit verdirbt leicht das dichterische Konzept, besonders wenn die Drapierung mit weit hergeholten Ausdrücken wie ambergis, iguanodons (S. 12) uns noch Sprachrätsel aufgibt. In der akademischen Atmosphäre ist kein Raum für das soziale Moment, nur einmal klingt die soziale Note an, wenn es in Charles Plumbs weltschmerzlicher Klage über den Untergang des romantischen idealen England heißt:

> Where they make bottles, boots or cigarettes,
> Or artificial flowers,
> Where clamour hammer, crank, reel, mould, forge, loom
> — Atlantis, England — exquisiti regrets! (S. 35).

Nur einmal vernimmt man eine humorvolle Note, aber dieser Humor wirkt verkrampft in Rex Warners Versen von "The King of the Enchanted Seas Is Emperor of cabbages." (S. 47). Das Religiöse spielt eine untergeordnete Rolle, aber einmal rührt uns doch die gläubige Innigkeit in Charles Plumbs "Dedication". Die herrschende Note ist die Ironie: Prägnanten Ausdruck findet sie in D. Batchelors Grabsprüchen (S. 8), etwas Befreiendes, Überlegenes hat sie in Patricek Monkhouses Sonett (S. 31), fast zynisch wird sie bei Charles Plumb (mais ce n'était point la jalousie, S. 33), unverständlich bei John Richmond Theobald (Apotheosis, S. 46), romantisch bei Rex Warner (Odyssey, S. 49), Kühl und ironisch wird selbst das ewig junge Thema der Liebe abgewandelt: W. H. Auden: The Letter (S. 4), Patrick Monkhouse: Blind Man's Bluff (S. 27), Ronald McNair Scott: Induction to an Eclogue (S. 44),

The Renegade (S. 45), Rex Warner: Friends (S. 48), Martin Watson; Empty Room (S. 51). Der Eros dieser jungen dichtenden Akademiker ist also nicht fröhlich, ihre Liebeslyrik hat etwas Unreifes und Frühreifes. Aber dreimal wenigstens ergreift uns die Tragik der Liebe in Ronald McNair Scotts wehmütiger Klage „Depression“ (S. 42), unter der sich das schmerzvolle Eigenerlebnis verbirgt, und in Arthur Braim-Hartnells starken, volkstümlich klingenden, an Uhland erinnernden Balladen "A Sharp Tale of Love" (S. 9) und "Witchcraft" (S. 11); und einmal glaubt man das Urwelthafte der Liebe zu spüren in J. N. Camerons von einer Stelle der 8. Ekloge inspirierten Gedichte“ Nunc scio quid sit amor" (S. 13), wo die Symbolik freilich schwer zu enträtseln ist. Auch sonst merkt man oft das Bemühen um die Einfühlung ins Transzendentale, um die Vermittlung von etwas Weltanschaulichem, etwas Faustisches und Promethisches: Unheimliche, düstere Visionen steigen auf aus J. N. Camerons "The Marsh of Ages" (S. 12); einfach und doch eindrucksvoll ist die Symbolik in desselben Dichters Versen "Peace from Ghosts "(S. 14) mit dem paradoxen Gedanken von dem Grabe, das frei ist von den das Leben heimsuchenden Geistern; Cecil Day-Lewis gelingt der Flug ins Kosmische nicht trotz der vielversprechenden Problemstellung "It is the true Star" (S. 19), die schließlich auf das Wortspiel Monad und Nomad hinausläuft; bei James Fergusson (A Little Low Dry Garret, S. 22) gewinnt der einfache Vorgang eine tiefe Bedeutung und poetische Gestalt; eine prometheische Haltung nimmt Rex Warner an; sein "Manifesto" (S. 50) erinnert an Edith Sitwell, zeigt aber nicht ihre Romantik und nur ihre Grimasse. Lyrik des Intellektes, nicht der Vision ist Cecil Day-Lewis' Gedicht von der Hoffnung als dem "Shadow-Pimp" (S. 17). Manchmal wird das Groteske mit dem Erhabenen verknüpft, Philosophisches mit Ewiggestrigem unorganisch gebunden, Himmelhohes zu hart neben Erdennahes gestellt: W. H. Anden (Thomas Epilogises, S. 1, Cinders, S. 6), Thomas Driberg (London Square, S. 21). Ansprechender sind die absichtsloseren Gedichte: Wyndham Ketton-Cremers symbolstarkes Naturgedicht (Song, S. 24), seine suggestive Vision "The Phantom" (S. 25), sein warm empfundener "Epilogue" (S. 26), Charles Plumbs schicksalhafte, von biblischen Pathos getragenen Verse von den "Atlantic Grain" (S. 32), Eric Schroeder ergeht sich in "My sister playing" in einer etwas dunklen, verworrenen Phantastik, aber seine anschaulichen Bilder verraten den gestaltenden Künstler. Ein ragendes Genie ist keiner der jungen Oxonians, aber manche vielversprechende Talente und starke Individualitäten sind unter ihnen. Man möchte ihnen wünschen, daß sie sich in Zukunft unkomplizierter geben und den Wortsinn nicht von der Flut der Worte überströmen lassen.

Bochum. **Karl Arns.**

Orbis Terrarum (Die Länder der Erde im Bild). Verl. E. Wasmuth A.-G. Berlin. M. Hürlimann: Frankreich. E. O. Hoppé: England. Geb. 26,00 M., Halbleder 35 M.

Beide Bücher gehören zu einer auf 30 Werke großen Formats berechneten Reihe, deren einzelne Bände künstlerisch wertvolle Aufnahmen von Landschaft, Architektur, Volksleben des betreffenden Landes bringen.

Die Bilder aus Frankreich sind ganz vortrefflich ausgewählt und vermitteln eine überaus lebendige Anschauung französischer

Landschaft und Architektur. Das eigentliche Volksleben hätte vielleicht etwas mehr berücksichtigt werden können mit noch einigen Proben charakteristischer Trachten und Beschäftigungen auch entlegener Provinzen und etwa des für Frankreich so wichtigen Lebens auf Flüssen und Kanälen. Um so mehr, als in Frankreich selbst großer Wert auf den Ausbau volkskundlicher Forschung gelegt wird (régionalisme).

Diesen Band hat Paul Valéry durch eine Studie eingeleitet, in der er in feinsinniger Analyse die Grundbedingungen französischen Wesens aufzeigt. Der eigentliche Geist, die besondere Kultur Frankreichs, so führt er aus, bestimmen sich durch die ganz verschiedenen Volksstämme, die sich in diesem Lande verschmolzen haben. Durch diese Mischung erklären sich einerseits die oft vorhandenen Widersprüche in Taten und Empfindungen des Franzosen, andererseits ruft sie den Willen hervor, alle Kräfte zu einer lebendigen Einheit zusammenzufassen. Auf dieses doppelte Grundprinzip führt Valéry die Erscheinungen der französischen Sprachgeschichte, Literatur und Kunst zurück.

E. O. Hoppés Aufnahmen aus England bringen ausschließlich Landschaft und Architektur, mit bewußter Wiedergabe der oft so düsteren und dunstigen Atmosphäre des Landes. In einführenden Worten gibt Charles F. G. Masterman einen knapp zusammenfassenden Überblick über Englands eigenartige geschichtliche und bauliche Entwicklung, bedingt durch Lage und Bodengestalt, und weist zuletzt auf zwei Züge hin, die England heute sein besonderes Gepräge geben. Es ist 1., von den Industriezentren abgesehen, ein Land des Großgrundbesitzes, kein Bauernland. Und 2. verringert sich das bebaute Land von Jahr zu Jahr zugunsten von Brachland und büßt so seinen Nutzen für die Wirtschaft mehr und mehr ein. Und dadurch entvölkern sich die Dörfer, sie verarmen, und kostbare Kulturgüter, alte Kirchen und Profanbauten verfallen allmählich dem Untergang.

Beide Werke könnten, dank des reichen Anschauungsmaterials, das sie enthalten, auch mit Erfolg zur Belebung des kulturkundlichen Unterrichts beitragen.

Emile Saillens, *Toute la France.*[1] Paris, Larousse. Alleinvertretung für Deutschland: Teubner, Leipzig. Preis geb. 6 RM.

«Sa terre, son peuple, ses travaux, les œuvres de son génie», darüber will dieses Werk in zusammengedrängter Form einen möglichst vollständigen Überblick vermitteln. So werden behandelt: Bodengestaltung, Flora und Fauna (Kap. I—III), Bevölkerung, Provinzen, Entwicklung der Volkseinheit, Kolonien (Kap. IV—IX), Volk und Staat, Ackerbau, Industrie, Handel (X—XV), Landschaft und Denkmäler, Wissenschaft, Kunst, Literatur, zuletzt Frankreichs Stellung in der Welt (Kap. XVI—XX). Beigegebene Karten, Übersichten, statistische Zusammenstellungen beweisen und veranschaulichen die Ausführungen, ein Index ermöglicht rasche Orientierung, bibliographische Angaben zu jedem Kapitel regen zu ausführlichem Einzelstudium der kurz behandelten Fragen an.

Der Wert des Werkes liegt in dem ganz außerordentlich reichen Material, welches über alles Wissenswerte gesammelt ist und in knapper und doch anschaulich-klarer Darstellungsweise, mit großer Objektivität verarbeitet wird, unter Berücksichtigung vieler wichtiger und aufschlußreicher Einzelheiten.

Hamburg. Elisabeth Küchler.

Franz Rauhut, *Das Romantische und Musikalische in der Lyrik Mallarmés.* Beiheft Nr. 11 der Neueren Sprachen. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1926. 2,50 M.

Die vorliegende Studie, die stark gekürzte Bearbeitung einer Würzburger Dissertation, ist ein schätzenswerter Beitrag zur Vertiefung des Verständnisses des so dunklen Mallarmé. Dieses Verständnis hat — und so wollte es Mallarmé — Schritt für Schritt erkämpft werden müssen, und man kann auch heute noch nicht sagen, daß bei diesen Gedichten mit den sieben Siegeln nunmehr das letzte Siegel geöffnet ist. Es sei mir erlaubt, kurz darzustellen, wie diejenigen, die sich dem «hermétisme» Mallarmés nahten, sich zu ihm stellten. *Sigmar Mehring* in seiner „französischen Lyrik im 19. Jahrhundert" hielt 1900 den ganzen Mallarmé „für den Gipfel des lyrischen Unsinns, der eigentlich nur pathologisches Interesse habe". Im Vergleich mit dieser radikalen Absage bedeutete es doch schon einen kleinen Schritt nach vorwärts, wenn *Brunetière* nur für seine Person erklärte, er verstehe von ihr vorläufig kein Sterbenswörtchen. Er gab damit zu, daß andere, Einsichtsvollere Mallarmés Kunst vielleicht mit helleren Augen ansehen möchten, und durch sein „vorläufig" gab es seiner Hoffnung Ausdruck, daß auch für ihn einst der Tag der Erleuchtung kommen könnte. Nun kam *Rémi de Gourmont*, der im ersten Bande seines Livre des masques, allen Mallarmé-Blinden zum Trotz, kühn sich so vernehmen ließ: «il serait absurde de supposer que Mallarmé est incompréhensible». Leider hütete er sich — und wohl in hoher Weisheit — dieser allgemeinen Versicherung irgendwelche Einzelerklärungen Mallarméscher Texte hinzuzufügen. Er begnügte sich vielmehr damit, auf zwei, unleugbar wundervolle Verse dieses Dichters zu verweisen wie

La chair est triste, hélas, et j'ai lu tous les livres und
Je t'apporte l'enfant d'une nuit d'Idumée.

So stand es 1912. Da brachte dieses Jahr 1912 das umfangreiche Buch Albert Thibaudets: La Poésie de Stéphane Mallarmé, das im Verlag der Nouv. Rev. Franç. erschien. Das Werk beleuchtete Mallarmés Schaffen nach allen Seiten hin, rühmte es nicht nur, sondern „erklärte" es auch an vielen Stellen. Allerdings sind auch Thibaudets Erklärungen (sein Buch liegt jetzt in zweiter Auflage vor [1926, 468 Seiten], oft nur wegweisend, richtunggebend, und sie lassen sich auf die Aufhellung des *einzelnen* Wortes nur selten ein, so daß man sich fleißig durch den dickleibigen Band durchgearbeitet haben kann und doch noch recht viele Stellen *nicht* versteht. Dazu kommt, daß der sicherlich in unendlicher Mühe durchforschte Mallarmé auf seinen Erklärer Thibaudet sichtlich abgefärbt hat, so daß mancher Thibaudetsche Satz, in der recht eigenartigen Syntax seines Vorbilds verfaßt, erst selber wieder der Erklärung bedarf. Aber, alles in allem genommen, ist dieses Buch Thibaudets das Mallarmébuch κατ'ἐξοχήν. Wie gesagt, hätte man gewünscht, daß er sich noch mehr, wie er es tut, auf die Erläuterung von einzelnen Wörtern eingelassen hätte. Dies tat 1926 der Toulouser Arzt Camille Soula, der bei Champion-Paris in diesem Jahre zwei Schriften veröffentlichte: „Essai sur l'hermétisme mallarméen» und «Essai sur le symbole de la chevelure chez Mallarmé». Es wäre nun zu viel gesagt, wenn man behaupten wolle, daß nach diesen Veröffentlichungen Thibaudets und Soulas jedes Wort Mallarmés einwandsfrei erklärt worden sei. Dazu weichen beide Erklärer doch manchmal noch zu weit voneinander ab, wenn z. B.

die zwei Anfangszeilen des Gedichtes: Victorieusement fui le suicide beau von Thibaudet als eine Schilderung eines Abendsonnenunterganges, von Soula als Mallarmés Geständnis, Selbstmordgedanken gehabt zu haben, aufgefaßt werden. Aber es ist doch nicht mehr so, daß dieses Gedicht, das die blonden Haarfluten der Frau Mallarmés besingt, für eine Darstellung der Schlacht bei Aktium gehalten werden kann, wie dies nach Soulas Angabe früher einmal geschehen ist. (Vgl. jetzt auch Klemperer in G.R.M. XV, 286.)

Zu diesen beiden Mallarméerklärern größten Formats gesellt sich nun — und ich kann sagen — in durchaus würdiger Weise Rauhut mit seiner als 11. Beiheft der Neueren Sprachen veröffentlichten Studie.

Rauhut verbreitet sich zuerst über die Persönlichkeit Mallarmés, den er als Märtyrerhelden zeichnet, unfähig das zu höchst gesteckte Ziel, die Darstellung des Absoluten, zu erreichen.

Im Abschnitt II stellt er die wichtigsten *Motive* der Lyrik Mallarmés dar, und zwar zuerst die Motive seiner *ersten*, noch ganz von Baudelaire abhängigen *Schaffensperiode*. Wie bei Baudelaire ist hier das Grundthema das Thema vom Spleen, vom Leiden am Leben bis zum Ekel davor (*Les Fenêtres*; *Guignon*). Wie bei Baudelaire führt die Empfindung der Unerträglichkeit des Lebens zur Flucht ins „Exotische" (*Brise marine, l'Azur, les Fleurs*) und zur Sehnsucht nach dem Tode, dem Nichts (*Angoisse*). Das Verlangen, Neues zu finden, etwas, was Alltagsempfindung überragt, führt zu einem Schwelgen in Synästhesien, in Baudelaireschen «Correspondances», und so finden wir in Mallarmés *Apparition*, der *Prose pour les Esseintes* die „blauen Töne", die „weißen Seufzer", die „goldenen Trompeten des Sommers". Es ist auch klar, daß dieser Spleen Zusammenhang mit der Religion suchen muß. Nur fehlt Mallarmé als einem Kinde des XIX. Jahrhunderts der kindlich-einfältige, weltüberwindende Glaube. So ist es mehr der Satanismus und ein Kokettieren mit der Sünde, das ihn intellektuell reizt (*Le Sonneur*; *Une négresse par le démon secouée*; *Aumône*; *Angoisse*). Dann, von der Fleischeslust sich abwendend, sucht der religiöse Hang seine Befriedigung in der Idee des Kunstpriestertums (Brise marine). Alles vergebens und zu keinem wahren Heile führend. So muß überall das Motiv der „künstlerischen Unfruchtbarkeit" anklingen, das schließlich zum Hauptthema ganzer Gedichte wird (*Las de l'amer repos*; *l'Azur*; *l'Hérodiade*).

Nach der Schilderung dieser ersten Schaffensperiode des Dichters bespricht nun Rauhut den ersten Teil von Mallarmés *L'Après-midi d'un faune* als Überleitung zu seiner zweiten Schaffensperiode.

In dieser Periode der von jedem Vorbilde freien Meisterschaft des Dichters kommen die sublimsten Stimmungen, kommt die Tagseite der Romantik zu Worte. Der Baudelairesche Spleen ist innerlich überwunden, wenn er auch noch hin und wieder antönt. Die *erste Gruppe* dieser *neuen* Periode bilden die Gedichte, die den *Unendlichkeitsraum* in Worte zu bannen unternehmen. (Autre Éventail; Cantique de Saint-Jean; Sainte; Petit Air 1, etc.) Hinzu kommt als *zweite Gruppe* diejenige der *philosophischen* Gedichte, in denen die Existenz und das Wesen des Dichters und das dichterische Schaffen, die Einsamkeit des Dichters, die Unerreichbarkeit des Ideals und das Problem Weib dargestellt wird (Le vierge, le vivace; M'introduire; Petit Air II; Au seul souci; La chevelure vol, etc.). Als *dritte Gruppe* werden kurz die Gelegenheits- und

Freundschaftsgedichte Mallarmés gestreift, und es wird auf ihr Charakteristikum, die „Preziosität" hingewiesen.

Der Abschnitt III der Rauhutschen Studie ist dem Stil Mallarmés gewidmet. Auch hier wird scharf ein Unterschied herausgearbeitet zwischen dem Stil der ersten Schaffensperiode Mallarmés und dem seiner Reifezeit. In der *ersten* Periode ist es das *ungewöhnliche*, seltene Wort, das sie charakterisiert. Er bedient sich ferner gern der auch bei Baudelaire beliebten „Dissonanz", wie sénile nourrisson (Aumône), l'encens fétide (Les Fenêtres), Zusammenkoppelungen von Begriffen, durch die er sich von überflüssigen Wörtern, von Vergleichspartikeln und Nebensätzen zu befreien bestrebt. In der *zweiten* Periode verstärkt sich noch diese Vorliebe für das ungewöhnliche, seltene Wort; als neu tritt nun aber hinzu das *unbestimmte, vage* Wort (Petit Air I). In derselben Richtung liegt es, wenn Mallarmé jetzt immer mehr und mehr das indefinite Pronomen in Anwendung bringt. (Quelconque, maint, tel). Dazu tritt als Stilmittel das „stilistische Symbol", durch das alles Grob-Gegenständliche verwischt werden soll, durch das nur Stimmungsevokationen erzeugt werden sollen. Wie Mallarmé dieses stilistische Symbol handhabt, zeigt Rauhut an *La chevelure vol d'une flamme* und an *Autre Éventail*. Zur Förderung des Evokativen dient dem Dichter auch die „Vertauschung" (z. B. le blanc souci de notre toile für le souci de notre toile blanche) und die „Periphrase", die nicht wie im 18. Jahrhundert nur „geistreich" sein will, sondern die „lyrisch-suggestiv" wirken soll (z. B. ce doux rien ébruité par les lèvres = Kuß; ni astre ni feu au doigt = kein Ring, kein Juwel am Finger der geliebten Frau). Daß dieses Streben Mallarmés nach Evokationen à tout prix nicht vereinbar war mit den starren Forderungen der akademischen Syntax der französischen Sprache, liegt auf der Hand. So bildet sich Mallarmé seine eigene Syntax, als deren Hauptmerkmale Rauhut die drei Erscheinungen näher beleuchtet: 1. die Verletzung der üblichen Wortstellung (das Subjekt als Crescendo oft am Schluß des Satzes); 2. die syntaktisch isolierte Verszeile; 3. der Infinitiv an Stelle des Verbum finitum, wenn er nicht gar auf jedes Verbum verzichtet.

Den Schluß der Studie Rauhuts bildet der Abschnitt IV über das „Musikalische" bei Mallarmé. Dieser besonders gut gelungene Teil der Arbeit zeigt, daß die symbolische Evokation *zeitgenössische* musikalische Inspiration, Richard Wagnersche Inspiration ist. Wie Wagner die Melodie entwertet, so Mallarmé das Plastisch-Gegenständliche. Als Analogie zu Wagners Musik wird am Schluß der Abhandlung Petit Air I erläutert.

Zum Schluß sei mir erlaubt, eine Zusammenstellung der Übersetzungen[1]) Mallarméscher Gedichte zu geben, um so mehr, als Rauhut von diesem Zweig der Mallarmé-Literatur nichts berichtet. Diese Zusammenstellung möchte gern vollständig sein, ist es wohl aber kaum, da zu leicht Übersetzungen, besonders einzelner Gedichte, an Stellen gedruckt sein können, die unschwer der Vergessenheit anheimfallen. So wäre ich für eine Ergänzung dieser

[1]) Ich kann jetzt auf meinen Artikel „Mallarméübersetzungen" in „Idealistische Philologie" 1927, Heft 5 verweisen, aus dem nicht nur hervorgeht, inwieweit mein Plan, den *ganzen* Mallarmé zu übersetzen, gediehen ist, sondern in dem auch einige meiner Übertragungen bereits gedruckt vorliegen.

Liste sehr dankbar. Geordnet ist sie nicht nach der Zeit der Entstehung der Übersetzungen, sondern nach der Reihenfolge der Mallarméschen Gedichte, wie sie in der Ausgabe: Poésies de Mallarmé, édition complète in den Editions de la Nouvelle Revue française, Paris, librairie Gallimard, vorliegt.

Salut: 1908 Max Bruns in Die Gedichte 1893—1908 von Max Bruns, verlegt bei J. C. L. Bruns in Minden, S. 199.

Apparition: 1907 K. L. Ammer bei Bethge, Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit, Leipzig bei Max Hesse, S. 173.
1908 Bruns S. 205.
1913 Stefan George in Zeitgenössische Dichter, Berlin, Bondi Band II, 34.

Soupir: 1907 Ernst Fuhrmann bei Bethge S. 173.
1908 Bruns S. 208.

Fleurs: 1922 Alfred Neumann in Alt- und Neufranzösische Lyrik. München, O. C. Recht, S. 222.

Renouveau: 1908 Bruns S. 200.

Angoisse: 1908 Bruns S. 209.

Sonneur: 1908 Bruns S. 202.

Tristesse d'Été: 1908 Bruns S. 206.
1927 Nobiling[1] (Manuskript).

Brise Marine: 1907 Richard Schaukal bei Bethge S. 172.
1908 Bruns S. 210.
1908 Friedrich v. Oppeln-Bronikowski in „Das junge Frankreich“, eine Anthologie, Berlin, Oesterheld S. 48.
1913 Stefan George II, 33.
1922 Neumann S. 221.

Don du Poème: 1927 Nobiling (Manuskript).

Hérodiade: 1908 Schaukal bei v. Oppeln-Bronikowski S. 53.
1913 Stefan George II, 35.

Cantique de Saint-Jean: 1927 Nobiling (Manuskript).

L'Après-midi d'un faune: 1908 v. Oppeln-Bronikowski S. 49.
1920 Erwin Rieger in Stéphane Mallarmé, Fünfter Avalundruck aus der österreichischen Staatsdruckerei S. 13.

Autre Eventail: Rainer Maria Rilke, Inselschiff; nachgedruckt bei Fuchs, Questions contemporaines, Velh. Klas. Anhang S. 12.
1922 Schaukal in „Jahresringe“ Westermann, Braunschweig, S. 58.

Si chère de loin: 1927 Nobiling (Manuskript).

Savetier: 1908 Bruns S. 204.

Petit Air I: 1922 Neumann S. 219.
1927 Nobiling (Manuskript).

Petit Air II: 1922 Neumann S. 219.

Petit Air III: 1922 Neumann S. 220.

Victorieusement fui: 1926 Nobiling (Manuskript).

Le tombeau de Poe: 1908 Bruns S. 212.

Le tombeau de Baudelaire: 1900 Sigmar Mehring in „Die franz. Lyrik im 19. Jahdt. Großenhain, Baumert u. Ronge. S. 174.

Quelle soie aux baumes: 1907 Fuhrmann bei Bethge S. 174.

Von der Prosa Mallarmés (Vers et Prose, Paris, Perrin) bringt der oben erwähnte Avalundruck 1920 in Übersetzungen von Rieger: Le Phénomène futur S. 21; Plainte d'automne S. 23; Frissons d'hiver S. 25; La Pipe S. 27; La Pénultième S. 29; La Gloire S. 33 Le Nénuphar blanc S. 37; L'Ecclésiastique S. 43.

Charlottenburg. Franz Nobiling.

---

[1]) Anm. 1 siehe S. 638 Anm. 1.

FRANZÖSISCHE LEHR- UND LESEBÜCHER.

ALFRED BERNHARD, *Französisches Lehrbuch.* Unter Mitwirkung von Jules Simon. Max Kellerers Verlag, München.
1. Grundformen. München 1925. 115 S. 2,25 M.
2. Mittelstufe. Abschluß der Formenlehre und Einführung in die Satzlehre. (Mit Grammatik.) München 1926. 186 S. 3,80 M.
3. Anfangs- und Mittelstufe in einem Bande. (Mit Grammatik.) München 1926. 231 S. 3,20 M.

1. Das Buch ist dem englischen Unterrichtswerk desselben Verfassers nachgebildet. Der erste Teil bringt den üblichen Lautkursus besonders kurz, was ich für einen Vorzug halte, da die phonetische Schulung den gesamten Unterricht durchdringen muß, ferner in 26 Lektionen die wichtigsten Teile der regelmäßigen Formenlehre mit einigen der gebräuchlichsten erstarrten Verben. Fast jede Lektion ist in vier Abschnitte geteilt: I. Prononciation et orthographe, II. Conversation, III. Exercices, und meist IV. Notes (Wörter, Redensarten, Konjugationsübungen). Diese Teile sind alle sehr kurz, da es dem Verfasser mehr auf gründliche Behandlung weniger Stoffe als auf Vielseitigkeit ankommt. Zum Ausgleich bringt ein französischer Anhang 16 Lesestücke in Vers und Prosa, ein deutscher eine genügende Anzahl Übersetzungstexte, die sich an die französischen Stücke der Lektionen anschließen. Die kurze Grammatik beschränkt sich auf das Notwendigste, das meist in Tabellenform gebracht wird. Rühmlich hervorzuheben ist der große Druck. Der Verfasser legt Wert auf ein sehr langsames und gründliches Ansteigen und mutet dem Schüler nur wenig zu. Das Buch gibt durch seine weise Beschränkung auf das unbedingt Nötige dem Schüler ein handliches, nicht durch Fülle verwirrendes Hilfsmittel, während es dem Lehrer, der seinen Schülern mehr zumuten zu können glaubt, freie Hand läßt. Die Lesestoffe sind meist dem Alltagsleben entnommen: Calendrier, La France, Notre ville, Monnaie, Famille, Animaux domestiques, Au bain, Le soir au village, usw.; sie könnten vielleicht durch Aufnahme kleiner Geschichten etwas anregender gestaltet werden.

2. Die Mittelstufe enthält den Abschluß der Formenlehre und eine erste Einführung in die Satzlehre: Fürwörter, unregelmäßige Verben, Modi, Infinitiv. Auch hier wieder ist der Fortschritt langsam und stetig. Das Stoffgebiet ist stark erweitert, namentlich sind mit Recht französisches Land und Volk in Vergangenheit und Gegenwart bevorzugt. Auch kurzweilige Geschichten sind eingestreut. Sprachlich und sachlich ist ein Streben nach Vertiefung zu bemerken, das Eindringen in das Wesen der Sprache und des Volkes, das Vergleichen mit dem Deutschen wird angeregt. Auch Karten und Bilder dienen diesen Zwecken. Die beiden Anhänge, französische Lesestoffe und deutsche Übungsstücke, sind ziemlich reichlich bemessen und nur zur Auswahl beigegeben, während im übrigen wie im ersten Teil starke Beschränkung auf das Nötige obwaltet. Die Grammatik ist kurz gehalten. Ob es nötig war, alle französischen Beispielsätze zu übersetzen, möchte ich bezweifeln. Manches hätte wohl begründet werden können, z. B. die Stellung der persönlichen Fürwörter konnte mit der Stellung des Akkusativobjekts näher beim Verb in Einklang gebracht werden. So wie die Regeln auf Seite 161 stehen, ist ihr innerer Zusammenhang für Schüler unbegreiflich, vielleicht sogar teilweise mißverständlich („statt *le* kann *la* oder *les* stehen“). Die Exercices sind mit viel Geschick ausgedacht.

3. Das einbändige Werk bringt beide oben besprochenen Teile mit manchen Kürzungen und Ersparnissen von Wiederholungen, aber sonst verhältnismäßig geringen Veränderungen in einem Bande und ist in Anbetracht des billigen Preises entschieden vorzuziehen, wenn auch natürlich die Grammatik, die für beide Teile zugleich gilt, nicht so streng wie in dem ersten Band des zweibändigen Werkes auf die Bedürfnisse der Anfänger zugeschnitten sein kann.

Gustav Schmidt, *Grammatik der französischen Sprache.* Diesterweg, Frankfurt a. M., 1926. XIV u. 205 S. 3,90 M.

In dieser Grammatik ist vielerlei enthalten, was man sonst in Grammatiken nicht sucht: Außer der üblichen Laut-, Formen- und Satzlehre ein kurzer Abriß der französischen Grammatik in französischer Sprache, obwohl schon vorher die wichtigsten Regeln bereits in beiden Sprachen gegeben sind, eine kurze Verslehre in französischer Sprache, beide in ihrer Kürze nur für sehr geringe Ansprüche ausreichend und für Schüler ohne Erläuterung kaum verständlich, eine kurze Darstellung des französischen Tonfalls nach Klinghardt mit Übungsbeispielen, deren richtige Erläuterung und Einübung freilich einen mit Klinghardts Lehre vertrauten Lehrer unbedingt voraussetzt, und schließlich eine Auswahl der aus dem Griechischen stammenden französischen Fremdwörter mit den zugehörigen griechischen Wörtern, offenbar für Schüler ohne griechische Kenntnisse ganz nützlich zu verwenden. Schließlich sind auch in die Hauptgrammatik noch Beispiele aus der englischen und lateinischen Sprache eingestreut, soweit sie den französischen ähnlich sind.

Abgesehen von diesen Zugaben hat sich der Verfasser in der eigentlichen Grammatik (S. 1—173) absichtlich auf das unbedingt notwendige Maß und den normalen Sprachgebrauch beschränkt und Schwankungen, Abweichungen und Seltenheiten beiseite gelassen. Das ist gewiß zu billigen. Wenn er aber sagt, daß er „Betrachtungen sprachphilosophischer Art, von denen die Mehrzahl der Schüler kaum etwas versteht", nicht aufgenommen habe, so möchte ich doch eine Einschränkung hinzufügen: Gewiß, solche „Betrachtungen" gehören nicht in eine Schulgrammatik; aber man sähe doch gern, daß die Ergebnisse der neueren Sprachphilosophie — oder brauchen wir lieber einen anspruchsloseren Ausdruck: daß die Entstehung und der innere Zusammenhang der sprachlichen Erscheinungen ein wenig mehr in die Regeln hineingearbeitet worden wären. Dann ständen Regeln und Sprachtatsachen oft nicht so zusammenhanglos in 300 Paragraphen nebeneinander, dann würde die Einsicht in den inneren Sprachbau vertieft. Hier bleibt dem Lehrer viel überlassen. Doch kann man zugeben, daß gerade für den tüchtigen Lehrer hier eine reizvolle Aufgabe liegt.

Das Verfahren ist durchgängig das heute wohl allgemein angenommene: Zuerst die Beispiele, aus denen in einer Art Arbeitsgemeinschaft die Regeln von den Schülern abgeleitet werden sollen. Dabei sind die Beispiele so reichlich bemessen, daß das Übungsbuch hierzu entbehrt werden kann und nur zur nachträglichen weiteren Einübung nötig bleibt. Die wichtigsten Regeln sind durch Fettdruck hervorgehoben. Die Einteilung ist teilweise anders, als früher üblich war; so ist der Konjunktiv nicht unter das Zeitwort eingereiht und im Zusammenhang behandelt, sondern er findet sich in buntem Wechsel mit dem Indikativ und Infinitiv

unter den Nebensätzen, die als Subjekt-, Objekt-, Attribut-, Adverbial-, Komparativ-, Temporal-, Kausal-, Final-, Konditional-, Konzessivsätze usw. bald den Indikativ, bald den Konjunktiv, bald den Infinitiv verlangen. Das mag grammatisch-logisch berechtigt sein und ist ja jetzt vielfach üblich geworden, erschwert aber die didaktische Behandlung, da der Schüler für den schwierigen Gebrauch des Konjunktivs unbedingt eine zusammenfassende Darstellung braucht. § 300 (Tableau récapitulatif) kann in seiner Kürze diesen Mangel nicht ersetzen.

Auch im einzelnen befriedigen manche Erklärungen nicht. In § 275 wird von den Ausdrücken il est nécessaire, il faut, il importe, il convient, il est naturel, il est temps, il est étonnant usw. behauptet, daß sie „den Inhalt des Satzes (der Aussage) als ungewiß, zweifelhaft darstellen"! Hier kann man die Unterscheidung zwischen subjektiver, wertender und objektiver Aussage doch wohl nicht entbehren. Die unpersönlichen Ausdrücke enthalten meist eine Wertung (il importe, il convient, il est naturel) oder ein Begehren (il faut, il est temps); s'étonner und être étonné erscheinen überdies noch einmal unter den Objektsätzen nach den Verben der Gemütsbewegung (§ 280). Da kann es nur Verwirrung stiften, wenn der Konjunktiv nach il est étonnant in § 275 nicht aus der Gemütsbewegung, sondern aus der Ungewißheit oder Zweifelhaftigkeit der Aussage erklärt werden soll. Außerdem zeigt sich hier wieder die oben erwähnte didaktische Unzulänglichkeit der gewählten Einteilung, wenn Subjektsätze nach il est étonnant und Objektsätze nach s'étonner und être étonné um fünf Paragraphen auseinandergerissen und die Konjunktive nach ihnen ganz verschieden erklärt werden.

Ein anderes Kapitel, das mich nicht befriedigt, ist das vom Artikel. Da wird einfach aufgezählt: In Übereinstimmung mit dem Deutschen steht der Artikel (§ 89), fehlt der Artikel (§ 90); im Gegensatz zum Deutschen steht der Artikel (§ 91), fehlt der Artikel (§ 92). Der einleitende § 88, der die demonstrative Herkunft des Artikels hervorhebt, wird dabei nicht ausgewertet, sondern die Regeln stehen zusammenhanglos und ohne Begründung nebeneinander. Da der Einteilungsgrund im Gegensatz zu dem sonst in dem Buche üblichen moderneren Verfahren aus dem Deutschen hergenommen ist, sind Dinge, die im Französischen zusammengehören, auseinandergerissen oder fehlen ganz. Ja, es laufen Fehler unter. So heißt es in § 90: „In Übereinstimmung mit dem Deutschen fehlt der Artikel: . . . 2. bei Monatsnamen und Wochentagen ohne Attribut." Unter den Beispielen zu dieser Regel findet sich aber «Jeudi passé, Dimanche prochain» ohne jede Erklärung. Der wichtige Fall, daß Wochentage ohne Arttibut mit Artikel stehen (le lundi et le jeudi) fehlt überhaupt völlig. Wäre der Verfasser statt vom Deutschen vom Französischen ausgegangen, so hätte er hier den Wochentag als Gattungsnamen, in anderen Fällen als Eigennamen erklären können. In § 90, 5 heißt es: Der Artikel fehlt „nach de, und zwar nach Titeln und zur Bezeichnung der Herkunft". Hier fehlt: „vor Ländernamen", denn z. B. l'ambassadeur de l'empire, il vient de la montagne widerspricht der Regel, so wie sie dasteht. An dieser Stelle wird auf die Apposition (§ 196) verwiesen. Dort fehlt aber zu der Regel, daß die Apposition im gleichen Kasus steht wie das Substantiv, auf das sie sich bezieht, ein Beispiel für andere Kasus als den Nominativ, z. B. à Dieppe, ville de Normandie, oder le fils de Pierre le Grand. Denn

daß die Kasuspräposition wegfällt, wird kein Schüler aus der Regel des § 196 herauslesen können.

Andere Ausstellungen betreffen leicht zu verbessernde Einzelheiten. In § 23f. und § 62, 3 wird das t in a-t-il, donne-t-il nur durch Analogie von est-il erklärt. Da fehlt der Hinweis auf sämtliche anderen Konjugationen (dort-il, finit-il, court-il, rompt-il) und, da ja sonst gern auf das Lateinische Bezug genommen wird, auch auf die Tatsache, daß hier ein ursprüngliches Endungs-t vorhanden war, das als Bindemittel wieder auftritt. § 24: Das m in emporter ist nicht durch Analogie, sondern durch Assimilation entstanden. § 48, 2. „Die 1. Person Mehrzahl des Indikativ Präsens gibt nach Weglassung der Endung -ons stets den reinen Stamm." Das stimmt, wie § 51 zeigt (fin-issons), nicht „stets". § 65ff. Da der Verfasser sonst so gern auf das Lateinische zurückgeht, so hätte er das — nach meinen Erfahrungen mit gutem Erfolg — auch bei den „unregelmäßigen" Zeitwörtern tun können, die sich dann geschichtlich als regelmäßige erweisen. Welchen Sinn in § 87 das Wort „dagegen" hat, ist nicht einzusehen. Die Regeln über en und y in § 142 sind ziemlich umständlich, für Schüler kaum zu verstehen und würden vielleicht besser schon in § 140 bei den verbundenen Fürwörtern mit behandelt. Von den Zeitwörtern mit Dativobjekt werden in § 176 und § 178 viel zu wenig aufgeführt. Bei demander à qn. sollte meines Erachtens aus didaktischen Gründen keinesfalls der zugehörige Akkusativ der Sache weggelassen werden, besonders da demander unter den Verben mit Akkusativobjekt in § 173 nicht mit aufgeführt wird. In § 175 und § 177 findet sich zwar je ein Beispiel für demander mit zwei Objekten, aber die in § 177 dazu gegebene Regel: „Das Dativobjekt steht gewöhnlich neben einem (inneren) Akkusativobjekt" scheint mir inhaltleer und überflüssig. Wichtiger wäre eine Bemerkung über die Stellung dieser beiden Objekte.

Es versteht sich von selbst, daß neben diesen Mängeln auch recht viel Gutes und Brauchbares in der vorliegenden Grammatik zu finden ist.

Gustav Schmidt, *Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten.* Zweiter Teil, 3. Auflage. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1927. VIII u. 204 S. 3,60 M. Dritter Teil, 3. Auflage. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1927. VIII u. 284 S. 4,60 M.

Diese beiden in erster Linie für Quinta und Quarta an Oberrealschulen bestimmten, aber auch sonst gut verwendbaren Bücher waren in den früheren Auflagen in einem Bande vereinigt. Der Aufbau des zweiten Teils ist unverändert geblieben. Einige bekannte Lieder mit Noten sind neu hinzugefügt worden. Der Übungsstoff ist sehr reichhaltig, doch sind die Lesestücke, die übergangen werden können, besonders bezeichnet. Fast jede Lektion enthält folgende Teile: Exercice préparatoire, Exercice de lecture, Questions sur la lecture, Exercices de conjugaison, Exercices écrits, Causeries, Leçons de choses und meist noch ein Lesestück. Oder wenn eine Fabel von La Fontaine den Übungsstoff hergibt, so finden sich Abschnitte wie: Développement de la morale, Développement du mot fable, Notice littéraire usw., fast immer in Frageform, oft mit Wr thilfen für die Antwort. Mancher Lehrer wird finden, daß ihm hier allzuviel von seiner eigenen Arbeit, von seiner eigenen Art zu erklären abgenommen wird. Doch erklärt eine dem dritten Teil beigefügte Bemerkung, daß der Verfasser diese Stücke und

Fragen vom Schüler selbständig vorbereitet zu sehen wünscht. Wie weit man darin bei diesem Alter gehen kann, darüber dürften die Meinungen geteilt sein. Einige beigegebene Bilder erhöhen die Anziehungskraft des Buches, dessen Inhalt der Fassungsgabe und dem Gedankenkreis eines Quintaners gut angepaßt ist. Ein deutscher Teil bringt Übersetzungsbeispiele in ausreichender Menge. Der grammatische Anhang ist ein kurzer, aber für diese Stufe genügender Auszug aus der oben besprochenen großen Grammatik.

Der dritte Teil ist gegen früher stark gekürzt, um Schulen mit geringerer Stundenzahl und solchen, die in Quarta bereits mit leichter Schriftstellerlektüre beginnen, entgegenzukommen. Die Einteilung ist im ganzen dieselbe wie im zweiten Teil, nur sind die Lesestücke größer und dem fortgeschrittenen Alter entsprechend weniger kindlich. Geschichtliche, biographische und erdkundliche Stoffe wechseln miteinander ab, und die Bilder befriedigen schon höhere Ansprüche. Exercices de rédaction, Locutions, Proverbes und Mots expliqués kommen zu den schon im zweiten Teil vorhandenen Übungen hinzu. Ein Wörterverzeichnis, eine übersichtliche Karte von Frankreich, einige Briefmuster und Lieder sind beigefügt.

Die für diese Stufe ausreichende Grammatik wirkt wie ein Grundriß der oben besprochenen großen Grammatik. Sie ist aber infolge ihrer Kürze und durch reichere Verwendung von Fettdruck wesentlich übersichtlicher als jene. Infolge der geringeren Ansprüche, die der grammatische Unterricht in Unterklassen stellt, und sicherlich auch, weil sie bereits im Unterricht erprobt ist, vermeidet sie manche der oben gerügten Nachteile der offenbar aus ihr entstandenen großen Grammatik, die als erster Versuch noch der weiteren Durcharbeitung bedarf.

GRUND-NEUMANN, *Französisches Lehrbuch.* A II für Quinta und Quarta. Neue Ausgabe. Umarbeitung der kurzgefaßten Ausgabe auf Grund der preußischen Richtlinien von A. Grund, unter Mitarbeit von A. Noirhomme. Vierte Auflage. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1927. X, 233 S. 4,40 M.

Die verschiedenen Auflagen dieses Lehrbuches spiegeln die Zeiten wieder, in denen sie erschienen sind. Die zweite aus dem Jahr des Elends 1923 verringerte den Umfang besonders aus wirtschaftlichen Gründen von 324 auf 132 Seiten, die vorliegende vierte ist wieder auf 233 Seiten angelangt, um den preußischen Richtlinien zu genügen. Die Reformen überstürzen sich und finden jetzt auch an den Nöten der Zeit keine Schranke mehr. Selbst ein so rühriger Verlag wie Diesterweg muß allgemach Mühe haben, mit ihnen Schritt zu halten. In der vorliegenden Ausgabe ist für das zweite Unterrichtsjahr Übungsstoff für die drei regelmäßigen Konjugationen hinzugefügt, und der Lesestoff ist um Stücke vermehrt worden, die vorsichtig in die Wesensart des französischen Volkes einführen sollen. Ich begrüße es, daß der Lesestoff so reichlich bemessen ist, weil dem Lehrer hier je nach Art und Fassungskraft seiner Klassen viel Bewegungsfreiheit gelassen wird. 41 von 105 Lesestücken werden von den Verfassern selbst als auslaßbar bezeichnet und sind dementsprechend in den Übungen nicht benutzt worden. Sie sind vielseitig ausgewählt und entsprechen dem Gedankenkreis dieses Alters. Die beigegebenen Bildtafeln sind ungewöhnlich gut, die meist neuen anspruchsloseren Zeichnungen recht lustig und lebendig. Das Frühlingsbild, auf das bei der langen

Beschreibung (S. 2) verwiesen wird, habe ich freilich trotz aller Mühe ebensowenig finden können wie die Bilder vom Sommer, Herbst, Winter und von der Stadt, auf die S. 12, 17, 25 und 37 verwiesen wird. In der unten besprochenen Ausgabe D finden sich vier von diesen Bildern. Die seit der zweiten Auflage beigefügte Grammatik in Beispielen ohne Text, zu der aber eine Menge recht mannigfaltiger Übungen hinzugekommen sind, ist durch Rotdruck der grammatisch wichtigen Wort- und Satzteile übersichtlich und eindringlich gestaltet. Wörterverzeichnisse, Gedichte, Lieder mit Noten und ein kurzer Anhang mit deutschen Übersetzungsbeispielen werden allen Anforderungen gerecht. Sicherlich ein Buch, mit dem sich gut arbeiten läßt.

Grund-Neumann, *Französisches Lesebuch für die Mittelstufe.* Bearbeitet von A. Grund. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1926. X, 116 S. 2,60 M.

Grund-Neumann, *Übungsbuch zum französischen Lesebuch für die Mittelstufe.* Bearbeitet von A. Grund und Walter Schwabe. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1926. 73 S.

Diese beiden Bücher sind eine Umarbeitung des ursprünglichen Teils III des Lese- und Übungsbuches von Grund-Neumann. Die Lesestücke sind so umgruppiert worden, daß eine straffere Penseneinteilung möglich wurde, damit der kulturkundliche Unterricht, auf den das Ganze hinausläuft, auf eine sichere grammatische Grundlage gestellt werden kann. Die Anordnung ist so getroffen, daß dem Lehrer freie Bewegung innerhalb der Gruppen ermöglicht wird. Die grammatischen Übungen sind gesondert als Übungsbuch erschienen. Durch Verweis auf die Paragraphen der „kurzgefaßten Grammatik" von Grund-Schwabe (Titel und Verfasser sollten genau angegeben werden!) und zugleich auf die ausführlichere von Gall-Kämmerer-Stehling, beide bei Diesterweg, ist die Möglichkeit einer zusammenfassenden Behandlung des grammatischen Stoffes für die verschiedenen Schularten mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit erleichtert worden. Die Übungen sind vielseitig und erstrecken sich von der Vervollständigung gegebener Sätze über Fragen, Antworten und Umformungen bis zur Übersetzung, die am Schluß einen immer breiteren Raum einnimmt. Die Lesestücke dienen also immer dem doppelten Zweck der Einführung in die Kulturkunde und der sprachlich-grammatischen Schulung. Da sie Originalstücke französischer Verfasser sind, liefern sie natürlich keine ausreichende Beispielsammlung für das betreffende grammatische Kapitel, für dessen Einübung sie bestimmt sind; aber die Übungen helfen diesem Mangel durch geschickte Umgestaltung des Stoffes in weitestem Maße ab.

Die behandelten Gebiete gliedern sich in: 1. Fabeln und Erzählungen, 2. geschichtliche, 3. landeskundliche Stoffe und 4. sieben Gedichte. Dieser letzte Teil könnte etwas reichlicher bemessen sein. Der erste Teil enthält 45 Stücke, der geschichtliche 31, die aber wesentlich länger sind, der landeskundliche 19. Die Erzählungen, Anekdoten, Briefe berühmter Verfasser, Fabeln usw. des ersten Teils sind außerordentlich unterhaltsam zu lesen und dürften bei den Schülern die lebhafteste Teilnahme erwecken. Warum allerdings die koloniale Entwicklung Frankreichs seit 1870, die Zeppelinkatastrophe von Echterdingen, zwei anscheinend nachträglich eingeschobene Stücke, und die Sittenlehren von Devinat unter die Fabeln und Erzählungen eingereiht worden sind, ist nicht recht ein-

zusehen. Auch der zweite Teil, der von Vercingetorix über Roland, Ludwig XIV., Napoleon bis zum siebziger und zum Weltkrieg führt, wird sicher meist lebhaften Beifall finden. Wichtige und doch für dieses Alter schon faßliche geschichtliche Ergebnisse und Überblicke sind unter die anekdotenhaften Erzählungen aus der Geschichte eingestreut. Die Landes- und Volkskunde des dritten Teils wird durch ausgezeichnete Bilder anschaulich gemacht und läßt die Schönheit und geschichtliche Würde der französischen Landschaft zur Geltung kommen.

Die Auswahl ist vom kulturkundlichen Standpunkte aus sicherlich umfassend und vielseitig. Immerhin ließe sich eine Einschränkung machen. Es ist zweifellos schwer und nur bis zu einem gewissen, recht geringen Grade überhaupt möglich, ein einigermaßen abgerundetes Bild des französischen Wesens durch eine beschränkte Auswahl von für Mittelklassen bestimmten Lesestücken zu geben. Da die Stücke von französischen Verfassern stammen, so müssen sie naturgemäß den Franzosen so zeichnen, wie er sich selbst darzustellen liebt: d. h. als Ausbund aller sittlichen, sozialen und militärischen Tugenden, überfließend von Großmut, Edelsinn, Ritterlichkeit und Tapferkeit. Die Kehrseite, die wir doch zur Genüge kennen gelernt haben, namentlich die „Großmut und Ritterlichkeit" des „Siegers", wird gänzlich verschwiegen. Die Geschichte des Generals Drouot, der Heldenmut einer Lehrerin und sehr viele schöne Worte über Sittlichkeit, militärische und vaterländische Tugenden des Franzosen geben doch in ihrer Gesamtheit ein etwas einseitig gefärbtes Bild, und die schöne, der „Gazette des Ardennes" entnommene Geschichte «Un Sauvetage», in der Frau und Kinder des unter höchster Lebensgefahr von einem feindlichen Deutschen geretteten Franzosen aufgefordert werden müssen, das Wort «boche» nicht mehr in den Mund zu nehmen, kann diesen Gesamteindruck nicht aufheben. Hier bleibt dem Lehrer die schwere, viel Takt und gerechtes Abwägen erfordernde Aufgabe, das Bild ein wenig auch von unserer Seite aus zu beleuchten und gerade auch in der einseitigen Darstellung eine französische Eigentümlichkeit erkennen zu lehren. In dem Stück über Lothringen steht, daß der nach 1870 deutsch gewordene Teil nach 1919 wieder einverleibt (réannexé) worden sei. Man könnte ja auch wohl schon den Vorgang nach 1870 eine Wiedereinverleibung nennen, wenn auch vom Elsaß nicht die Rede ist. Ich vermisse übrigens die in jeder französischen Zeitung, sogar in der „objektiven" „Illustration" immer von neuem betonte, für deutsche Schüler höchst lehrreiche „Tatsache", daß alle Elsässer von jeher gute Franzosen gewesen sind, die nur eine besondere Sprache, das Elsässische, sprechen, das aber bei Leibe mit dem Deutschen nicht das Geringste zu tun hat. Victor Hugo nennt bezeichnenderweise (S. 108, 16) den Rhein: digne d'être à la fois français et allemand. Alles das sind Dinge, die gewiß wert sind, vom deutschen Schüler gekannt zu werden, aber nicht ohne daß er in den Stand gesetzt wird, auch den deutschen Standpunkt dem gegenüber zu vertreten. Und so könnte man noch unzählige Einzelheiten erwähnen, die alle ganz und gar die französische Einstellung verraten, und die den Lehrer veranlassen müssen, den Schüler auch den deutschen Standpunkt nicht vergessen zu lassen. Der Herausgeber konnte um der Echtheit willen diese einseitig französische Einstellung nicht vermeiden, und man muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er bei der Auswahl alles das deutsche Gefühl Verletzende taktvoll auszuschließen

verstanden hat. Meine Bemerkungen darüber richten sich nur an den Lehrer, der das schöne Buch im Unterricht benutzt.

GRUND-NEUMANN, *Französisches Lehrbuch.* Ausgabe D für Anstalten mit Französisch von Sekunda an. Bearbeitet von A. Grund und E. Hollstein. Zweite, verbesserte Auflage unter Berücksichtigung der preußischen Richtlinien. Diesterweg, Frankfurt a. M., 1927. VIII, 160 S. 3,90 M.

GRUND-NEUMANN, *Übungsbuch zum französischen Lehrbuch.* Ausgabe D. usw. wie oben. 44 S.

Da das Buch für ältere Schüler, die schon eine oder zwei Sprachen erlernt haben, bestimmt ist, so verfolgt es den in den früheren Ausgaben für jüngere bereits bewährten Weg des systematischen Fortschreitens vom Leichten zum Schweren, vom Naheliegenden zum Fernen rascher und ohne sich bei weniger Wichtigem aufzuhalten. Der zweite Teil kann als eine gekürzte Neuausgabe des oben besprochenen „Lesebuchs für die Mittelstufe" angesehen werden, aus dem die meisten Lesestücke ebenso wie die Anordnung und grammatische Verwertung stammen. Die Verbesserungen der vorliegenden zweiten Auflage bestehen in einer kurzen Einführung in Laut und Schrift, in Kürzungen des Textes, in Abtrennung der deutschen Übersetzungsstücke zu beiden Teilen und der fremdsprachlichen Übungen zu Teil II in das oben angeführte besondere Übungsheft, in der Hinzufügung einiger land- und volkskundlicher Lesestücke und recht guter Bilder. Die Verfasser bedauern schon im Vorwort zur ersten Auflage selbst, daß sie nur Proben von französischen Gedichten geben könnten. Da erscheint es doch verwunderlich, daß für dieses fortgeschrittene Alter unter im ganzen elf Gedichten von La Fontaine (weshalb die veraltete Schreibung Lafontaine?), Hugo, Musset, Prudhomme usw. auch zwei von Béranger auftreten, den die Franzosen trotz seiner kurzen, aber überwältigenden Berühmtheit vor hundert Jahren mit Recht schon längst zum alten Eisen geworfen haben, und der sich zum Gespött urteilsfähiger Franzosen mit seiner spießerhaften Plattheit nur noch in deutschen Lehr- und Lesebüchern wie eine ewige Krankheit forterbt. Aus dem großen Schatz bedeutender französischer Lyrik hätten sich wohl auch für dieses Alter bessere Proben als die von Béranger, Florian, Nadaud und Ratisbonne finden lassen. Wenn den Schülern aus der gesamten französischen Lyrik nur elf Gedichte dargeboten werden konnten, so sollten wenigstens nicht fünf davon Erzeugnisse mittel- und untermittelmäßiger Dichter sein.

Die Grammatik ist, wie in der oben besprochenen Ausgabe A II, wieder nur in Beispielen ohne Text gegeben. Für Einzelfragen wird auf die Kurzgrammatik von Grund-Schwabe verwiesen. Nach meinen Erfahrungen kann eine Grammatik doch wohl nicht ganz entbehrt werden. Mit einer solchen Grammatik zusammen aber scheint mir das Buch eine gründliche und brauchbare rasche Einführung reiferer Schüler in den französischen Kulturkreis und seine Sprache zu gewährleisten. Diese erste Einführung kann dann nach der Absicht der Verfasser nach anderthalb bis zwei Jahren durch das französische Lesebuch für Oberklassen von Grund-Schwabe vertieft und vervollständigt werden.

Dresden. Wolfgang Martini.

Lope de Vega. *Ausgewählte Komödien* zum erstenmal aus dem Original ins Deutsche übersetzt von Wolfgang Wurzbach., Bd. I—VI. Wien. Kunstverlag Anton Schroll & Co. 1917—1925. XI, 143; 115; 175; 186; 213; 274 S. Preis der sechs Bände 12 M.

Man muß den Mut bewundern, den W. Wurzbach aufgebracht hat, indem er bereits sechs Dramen Lope de Vegas ins Deutsche übersetzte. Wiederholt hat man schon Übertragungen Lopescher Dramen ins Deutsche versucht (siehe darüber A. Altschul in „Spanien" III, 30—68), aber nie ist der Versuch recht geglückt. Übersetzung ist gleichzeitig auch Erklärung und die ist gerade bei Lope oft recht schwierig. Ist doch die Lopeforschung bis jetzt über Anfänge noch nicht hinausgekommen. Wer vermöchte es auch, das Gesamtwerk dieses unerreichten Vielschreibers einigermaßen zu überblicken, wer vermöchte es, die mitunter recht schwer verständlichen Stellen immer richtig zu erklären?

Wurzbachs Auswahl kann man billigen, vom rein literarhistorischen Standpunkt aus; auch vom künstlerischen, wenn man von den wenig gut gelungenen Bearbeitungen der Romeo und Juliasage und des Alcalden von Zalamea absieht. Maßgebend war für Wurzbach in diesen beiden Fällen nur das stoffliche Interesse, die Beziehungen zu Shakespeare bzw. Calderón. Bei der Jüdin von Toledo sprach die Nachahmung durch Grillparzer für die Auswahl mit. Die drei übrigen sind packende Dramatisierungen: der *Duque de Viseo* — eine große Tragödie, *La Imperial de Otón* — ein Stoff aus der deutschen Geschichte und *La buena guarda* — die Beatrixlegende, eines der wertvollsten religiösen Dramen Lopes.

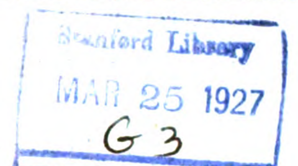
Wurzbach übersetzt in fünffüßigen Jamben und verläßt damit die Tradition seiner Vorgänger, die glaubten die spanische Vorlage auch im Versmaß nachahmen zu müssen. Man kann seine Wahl nur billigen. Eine Übersetzung braucht sich nicht sklavisch an die Vorlage zu halten. Sie muß vor allem gut lesbar sein. Eine vollständige Übertragung des Geistes einer fremden Sprache und ihres Rhythmus ist und bleibt ja ein Ding der Unmöglichkeit. Eine Übersetzung ins Deutsche muß in erster Linie dem deutschen Leser entgegenkommen und darf daher nicht der fremden Vorlage zuliebe die Grundgesetze der deutschen Sprache vernachlässigen. Wurzbach, der schon früher Calderón übersetzte, meistert den Vers teilweise ganz vorzüglich.

In den Einführungen häuft er eine Menge Material stoffgeschichtlicher Art auf; vor allem die Ausführungen über die Geschichte der Marienverehrung und die Marienlegenden wachsen sich zu einer ganzen Monographie aus. Sehr dankenswert ist, daß man hier alle Bearbeitungen eines Stoffes gewissenhaft zusammengestellt findet. Freilich möchten wir noch viel mehr wissen, denn viel reizvoller als die Feststellung der Tatsache, wer einen Stoff behandelt hat, ist die Beantwortung der Frage, was aus dem Stoff in der Hand eines bestimmten Dichters geworden ist. Wertvolle Fingerzeige nach dieser Richtung gibt L. Pfandl in seiner trefflichen Besprechung der beiden ersten Bände der Wurzbachschen Übersetzung (Literaturblatt, 1920, Sp. 51ff.) Im einzelnen wäre in den Einleitungen manches zu berichtigen, vor allem fällt auf, daß man nirgends dem Namen Farinelli begegnet.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Band XXXV Januar-Februar 1927 Heft 1



Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**



Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1927

Die *„Neueren Sprachen“* erscheinen in Jahresbänden zu je 40 Druckbogen Mindestumfang. Berechnung erfolgt bei Lieferung des ersten Heftes für den ganzen Band. Der Preis für Band 35 beträgt M. 15,— unter der Voraussetzung, daß Zahlung bei Lieferung des ersten Heftes erfolgt.

Wo der Bezug auf Schwierigkeiten oder Unregelmäßigkeiten stößt, bittet der Verlag, sich an ihn direkt wenden zu wollen und die Zeitschrift unmittelbar weiter zu beziehen.

Zu den Neueren Sprachen erscheinen in zwangloser Folge Beihefte, die größere Arbeiten bringen, für die die Zeitschrift selbst nicht genug Raum bietet. Da sie eine sehr wertvolle und von jedem Neuphilologen gern begrüßte Ergänzung zu den „Neueren Sprachen“ bilden, empfiehlt sich ihre Anschaffung für jede Schule. Es wird dabei den Abonnenten der besondere Vorteil eingeräumt, daß sie die Beihefte zu einem um 20% ermäßigten Vorzugspreis beziehen können. Diese Vergünstigung wird bis zu drei Monaten nach Erscheinen des betreffenden Beiheftes eingeräumt.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun) Marburg a. L.

Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 3899.

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. Küchler in Wien XIII, Lainzerstraße 49, oder an Direktor Dr. Zeiger in Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. ***Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein.*** Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

Sämtliche Beiträge werden honoriert. Die Mitarbeiter erhalten 25% Preisermäßigung auf den Abonnementsbetrag. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

Bücher aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Wien XIII, Lainzerstraße 49, senden.

Inhalt.

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Umschlagseite

Diesem Hefte liegt das Programm der Ferienkurse 1927 der Universität Lausanne bei.

Druck von C. Schulze & Co.,  G. m. b. H. Gräfenhainichen.

Band XXXV (Schluß des Bandes) Dezember 1927 Heft 8

Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit Franz Dörr und Karl Kühn
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und Theodor Zeiger



Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1927

Die „*Neueren Sprachen*“ erscheinen in Jahresbänden zu je 40 Druckbogen Mindestumfang. Berechnung erfolgt bei Lieferung des ersten Heftes für den ganzen Band. Der Preis für Band 35 beträgt M. 15,— unter der Voraussetzung, daß Zahlung bei Lieferung des ersten Heftes erfolgt.

Wo der Bezug auf Schwierigkeiten oder Unregelmäßigkeiten stößt, bittet der Verlag, sich an ihn direkt wenden zu wollen und die Zeitschrift unmittelbar weiter zu beziehen.

Zu den Neueren Sprachen erscheinen in zwangloser Folge Beihefte, die größere Arbeiten bringen, für die die Zeitschrift selbst nicht genug Raum bietet. Da sie eine sehr wertvolle und von jedem Neuphilologen gern begrüßte Ergänzung zu den Neueren Sprachen bilden, empfiehlt sich ihre Anschaffung für jede Schule. Es wird dabei den Abonnenten der besondere Vorteil eingeräumt, daß sie die Beihefte zu einem um 20% ermäßigten Vorzugspreis beziehen können. Diese Vergünstigung wird bis zu drei Monaten nach Erscheinen des betreffenden Beiheftes eingeräumt.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun) Marburg a. L.
Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 3899.

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. Küchler in Wohltorf b. Aumühle, Bez. Hamburg, oder an Direktor Dr. Zeiger in Frankfurt a. M.-W. 13, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. ***Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein.*** Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

Sämtliche Beiträge werden honoriert. Die Mitarbeiter erhalten 25% Preisermäßigung auf den Abonnementsbetrag. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

Bücher aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-W. 13, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Hamburg 13, Romanisches Seminar der Universität, Rothenbaumchaussee 5, senden.

Inhalt.

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Umschlagseite

BESPRECHUNGEN. Seite

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen










Stanford University Libraries
3 6105 014 100 031

